UC-NRLF
B 2 983 743

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

GENERAL

Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge.

Begründet von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. VIII. Serie.

Heft 169—192.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1894.

HC30
S29
ser.2
v.8

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalts-Verzeichniß.

Heft		Seite
169.	**Neumann, Karl,** Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt	1— 30
170.	**Bender, Hedwig,** George Eliot	31— 82
171.	**Fiſcher, Prof. Dr. Theobald,** Italien. Eine länderkundliche Skizze	83—116
172.	**Delbrück, Dr. Anton,** Ueber Hamlets Wahnſinn	117—148
173.	**Baudouin de Courtenay, Prof. Dr. J.,** Vermenſchlichung der Sprache	149—176
174.	**Ballhorn, Rektor a. D.,** Der Antheil der Plaſtik an der Entſtehung der griechiſchen Götterwelt und die Athene des Phidias	177—230
175.	**Fleiſchner, Prof. Dr. Ludwig,** Zur Geſchichte des engliſchen Bildungsweſens	231—270
176.	**Spitta, Prof. Philipp,** Die Paſſionsmuſiken von Sebaſtian Bach und Heinrich Schütz	271—310
177.	**Löwenberg, J.,** Das Weltbuch Sebaſtian Francks. Die erſte allgemeine Geographie in deutſcher Sprache	311—348
178.	**Wagner, Oberlehrer Martin,** Die Parteiungen im jüdiſchen Volke zur Zeit Jeſu. (Phariſäer und Sadducäer.)	349—380
179.	**Feſter, Dr. Richard,** Kurfürſtin Sophie von Hannover	381—414
180/181.	**Contzen, Gymnaſial-Direktor Leopold,** Potoſi. Bilder und Geſchichten aus der Vergangenheit einer ſüdamerikaniſchen Minenſtadt	415—486
182.	**Achelis, Dr. Th.,** Max Müller und die vergleichende Religionswiſſenſchaft	487—520
183.	**Francke, Dr. Otto,** Herder und das Weimariſche Gymnaſium	521—556
184.	**Schurtz, Dr. H.,** Die Speiſeverbote. Ein Problem der Völkerkunde	557—602
185.	**Müller, Lucian,** Der Dichter Ennius	603—632
186.	**Buſchan, Dr. Georg,** Leben und Treiben der deutſchen Frau in der Urzeit	633—664
187.	**Roſenſtein, Dr. Alfred,** Das Leben der Sprache	665—700

11093 17

Heft		Seite
188.	**Oehlmann, Dr. E.,** Iſt es möglich, die deutſche Auswanderung nach Kleinaſien zu lenken?	701—730
189.	**Pick, Dr. Albert,** Profeſſor Jakob Dominikus, der Freund der Koadjutors von Dalberg. Ein Beitrag zur erfurtiſchen Gelehrtengeſchichte	731—774
190.	**Devantier, Franz,** Der Siegfriedmythus, ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie	775—818
191.	**Fraenkel, Joſeph E.,** Die Zukunft des Silbers	819—850
192.	**Bußler, Dr. Erich,** Religionsanſchauungen der Euripides	851—894

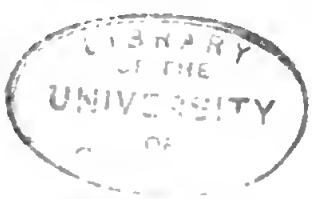
Aus

Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

Von

Carl Neumann

in Jena.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G (vormals J. F. Richter).
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Es iſt begreiflich, daß bei einem allſeitig ſo wohlausgerüſteten, körperlich wie geiſtig ſo hochbegabten Weſen, wie der Vogel es iſt, auch jener unwiderſtehliche Drang die empfängliche Bruſt erfüllen muß, welcher mächtiger und gewaltiger denn alles die weite Welt beherrſcht und erhält: — die Liebe Aber dieſer edle und hohe Trieb iſt nicht bloß vorhanden im ewig fröhlichen Vogelherzen, um ein zwingendes Naturgeſetz zu bethätigen und Erhaltung der Art zu bezwecken, nein, er iſt mehr als dies. Er knüpft Weſen an Weſen, tiefſinnig und warm, kettet Geſchlecht an Geſchlecht und ſchlingt um beide ein feſtes und ſchönes Band, das meiſt nur der unerbittſame Tod zu löſen die Macht hat, beſtimmt das ganze Weſen und Sein und zeichnet die Bahnen des Lebens vor. Er iſt's, der den Vogel zum Vogel ſtempelt, der die herrlichen Töne der ſtets bereiten Kehle entlockt, welche, zum vielſtimmigen Geſange verbunden, anmuthig dahinperlen; denn das die Bruſt ſchwellende Hochgefühl ringt nach Ausdruck. Ohne ihn hätte das leichtſinnige Völkchen der Höhe nicht um die Gunſt des Herrn der Schöpfung zu werben vermocht und nimmermehr ſie errungen.

Sobald der Frühling ins Mittel tritt, um die Macht des ertödtenden Winters zu brechen, zieht auch die Liebe ins Vogelherz. Rückhaltslos und von hohen Gefühlen berauſcht, ziehen

die liebesdürſtenden Männchen werbend auf die Brautfahrt, denn keiner von ihnen entſagt freiwillig und ungezwungen der Ehe Luſt und Freuden. Mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln ſucht er das Herz eines Weibchens zu umſtricken und ſich liebenswürdig zu machen, mit allen Mitteln iſt er beſtrebt, das Mißgeſchick des Hageſtolzenthumes, wenn ich ſo ſagen darf, von ſeinen Schultern zu wälzen. Mit Sang und Klang ringt er brünſtig um die Gunſt des andern Geſchlechts, zu deſſen Augenweide führt er die prächtigſten Tänze, die großartigſten, ſinnberückenden Luftreigen auf, um ſeinen Beſitz ficht er mit Schnabel und Klaue. Das ganze frühere Weſen des Vogels verändert ſich, ſobald das allbeherrſchende und allerhaltende Gefühl die Bruſt durchglüht. Die allmächtige Liebe wandelt gar bald alle Angſt in Vertraueu, alles Mißtrauen in Zuneigung; aber ſie macht auch ſorgloſe Vögel vorſichtig und ſchlau, friedfertige fehdeluſtig, täppiſche liſtig, zänkiſche ſanftmüthig, ſchweigſame ſangbereit, zaghafte und feige beherzt und kühn. Sie ändert Traurigkeit in Lebensluſt, ruhigen Stumpfſinn in fieberhafte Erregung; ſie läßt die trägſten Geſchöpfe beweglich und lebhaft erſcheinen, einſiedleriſche geſellig werden, macht Ruhe und Schlaf beinahe überflüſſig, meiſtert mit einem Worte Aller natürliche Eigenſchaften und zaubert aus dem alten urplötzlich einen neuen Vogel. Und auch rein äußerlich erſcheint dieſer verjüngt, verſchönt und verändert: im neuen, prächtigen Hochzeitskleide zieht er einher. Allein trotz alledem iſt nicht allen Bewerbern das hohe Glück der Liebe und Ehe gegönnt, nicht alle ernten der Minne Sold und führen ein Weibchen heim, denn viele von ihnen hat die Natur verurtheilt, wenigſtens auf Jahresfriſt liebeleer und unbeweibt durchs Daſein zu pilgern. Wohl findet unter normalen Verhältniſſen jedes Vogelweibchen einen warmherzigen Liebhaber vom andern Geſchlecht, nicht aber gelangt umgekehrt jedes eheluſtige Männchen in den Beſitz

einer liebenden Gattin, und ob es auch noch ſo heiß und flehentlich um Liebe wirbt: die Zahl der Weibchen iſt kleiner.

Vaterlandslos ziehen die bedauernswerthen und unfreiwilligen Junggeſellen einſam im Lande umher, inbrünſtige Liebe im Herzen und allezeit gern erbötig, mit dieſer Liebe einer verlaſſenen, trauernden Witwe den bitteren Verluſt des Gatten zu erſetzen. Mit allen erdenklichen Kunſtgriffen werben auch ſie um Zuneigung und Eheglück; auf Schritt und Tritt folgen ſie den vereinſamten Weibchen, bitten und flehen um deren Gunſt, laſſen ſich lange vergebliche Mühe nicht reuen und ſcheinen ſichtlich erfreut, ſobald ſie das Ziel ihrer heißen Wünſche errungen. Ob nun ein ſolches von ſeiten der Weibchen aufs neue geſchloſſene Ehebündniß dem erſten gleich warm und herzlich gemeint ſein mag oder nicht, das wage ich nicht zu entſcheiden, wohl aber unbeſchadet des für innige Liebe ſprechenden Anſcheins in Zweifel zu ziehen. Unbeſtrittene Thatſache jedoch iſt es, daß Vogelweibchen, welche ein hartes Geſchick jählings zur Witwe machte, unglaublich raſch wieder bemannt und getröſtet ſind und nicht erſt lange Zeit nach einem neuen liebbereiten Ehegeſpons zu ſuchen brauchen. Das Weibchen eines Ringeltaubenpärchens, welches in einem meiner Vaterſtadt benachbarten Forſte neben anderen Artgenoſſen brütete und deſſen Ehegemahl ich um der Wiſſenſchaft willen unbarmherzig herabſchoß, hatte bereits am ſelbigen Morgen die Witwentrauer abgelegt und einem fremden werbenden Täuber ſich in die Arme geworfen, mit dem es ſeitan in Eintracht und Frieden der Ehe Seligkeit genoß. Ich zweifle nicht, wenn ich vermocht hätte, es übers Herz zu bringen und zum andern Male die Liebenden zu trennen: die Taube wäre auch dann nicht lange gattenlos verblieben und hätte gar bald einem dritten fahrenden Männchen die ganze Liebe geſchenkt. Brehm berichtet ähnliches von einem Elſternpaar, und zahlloſe andere Beiſpiele, welche durchaus nicht zu

Gunſten des weiblichen Geſchlechtes der Vogelwelt ſprechen, legen ebenfalls ein beredtes Zeugniß für die Thatſache ab, daß unverehelichte Vogeljünglinge oder verwitwete Gatten in reichlicher Zahl auf Freiersfittichen die Welt durchreiſen.

Der Verluſt eines Weibchens wird daher ungleich ſchwerer und langſamer erſetzt, und die werbenden männlichen Vögel müſſen in der That alles aufbieten, um andere ihres Geſchlechts an Reizen zu übertreffen, die den Schönen behagen und auf dieſe beſtimmend wirken, ſobald ſie nicht auf die Glückſeligkeit, eine Gattin heimzuführen, verzichten und ehelos verbleiben wollen. Sie ſcheinen daher auch glühender und inniger zu lieben, weniger wankelmüthig zu ſein und weniger leichtfertig den Tod ihres Gatten verſchmerzen zu können; ſie erſcheinen ungleich troſtloſer und geknickter, wenn ihnen die Erkorene plötzlich entriſſen wurde; ſie mögen wiſſen, wie ſchwer es hält, von neuem warme Liebe zu ernten. Ein Star, welcher mit ſeinem Weibchen im Glanze der Morgenſonne am Brutkaſten erſchien und jählings fortgefangen wurde, flatterte nur eine kurze Weile ſtürmiſch im Käfig umher und ſaß dann trübſinnig zuſammengekauert in einer dunkelen Ecke, erhob ſich nicht, wenn ich an ſeinen Kerker trat, und ſchien derartig herzenskrank und gebrochen zu ſein, daß mich der Arme dauerte. Ich entſchloß mich daher, ihn nach fünfſtündiger Gefangenſchaft der Freiheit wiederzugeben, ergriff den Gebeugten, ſetzte ihn auf den grünen Raſenteppich und erwartete, daß er mit freudigem Jubel zu ſeiner geliebten Gattin zurückkehren werde. Aber arger Irrthum! Wenige Schritte nur hinkte der Arme vorwärts, dann hob er ſich verzweifelt mit letzter Kraft ein wenig über den Erdboden, fiel gleich darauf wieder ins Gras zurück und verſchied. Ich habe ſpäter noch einmal an einem Gartenröthling dasſelbe Geſchick ſich vollziehen ſehen und ſeitdem niemals wieder den grauſamen Verſuch gemacht, Vögel zur Zeit der Liebe zu fangen.

Wenn ich nun oben die Weibchen der Leichtfertigkeit und des Wankelmuthes geziehen habe, ſo bin ich mir doch auch wohl bewußt, daß es für ihr überaus leichtſinniges Handeln eine Entſchuldigung giebt, daß wir auch ihnen wenigſtens zum Theil ihre Leichtlebigkeit verzeihen müſſen, ſobald wir ehrlich ſein und rechtlich denken wollen. Sorge, tiefgefühlte Sorge um ihre Brut, um Eier und Kinderſchar zwingt ſie, gar ſchnell die Trauer zu vergeſſen, alle trüben Gefühle aus ihrem Innern zu bannen und neuer, junger Liebe das Herz zu öffnen. Ihnen allein iſt zumeiſt die Ernährung der anſpruchsvollen Kindlein Unmöglichkeit; nur vereint mit dem Gatten vermögen ſie das zu leiſten, was nöthig iſt, um die geliebte Schar hoffnungsvoller Sprößlinge dem Verderben zu entreißen und ſie ſoweit heranzubilden, daß ſie dem Fordern, Drängen und Anſtürmen der Welt ſiegreich die Bruſt bieten können. Und überdies kennen wir, um noch länger bei der Gattentreue zu weilen, wahrhaft rührende Beiſpiele davon, daß die weiblichen Vögel ihrem dahingeſchiedenen Männchen die Erinnerung an ihre erſte Liebe mit überraſchender Treue bewahrt haben. Eine ſolche Thatſache, welche nicht nur unſere vollſte Hochachtung, ſondern auch unſere Bewunderung erregen muß, verbürgt der treffliche Eugen von Homeyer ſeinem leider zu früh dahingegangenen Freunde Alfred Edmund Brehm.“ Das Eheglück eines niſtenden Storchpaares — ſo erzählt Letzterer wörtlich — fand durch einen jener abſcheulichen Schießjäger, welcher das Storchmännchen erlegte, ein jähes Ende. Die trauernde Witwe genügt, ohne einen anderen Gatten zu wählen, ihren Mutterpflichten und tritt im Herbſte mit ihren Kindern und Artgenoſſen die Wanderung nach Afrika an. Im nächſten Frühjahr erſcheint ſie wieder auf dem alten Neſte, unbemannt wie ſie weggezogen. Sie wird viel umworben, weiſt jedoch alle Freier mit ingrimmig geführten Schnabelhieben ab; ſie beſſert eifrig am Horſte, thut dies aber

nur, um ihr Hausrecht zu wahren. Im Herbſte zieht ſie wiederum mit anderen Störchen in die Fremde hinaus; im darauffolgenden Frühjahre kehrt ſie wieder zurück, und wiederum verfährt ſie wie früher. So treibt ſie es elf Jahre nacheinander. Im zwölften Jahre verſucht ein anderes Storchpaar gewaltſam in den Beſitz ihres Neſtes ſich zu ſetzen; ſie kämpft wacker um ihr Eigenthum, kann ſich aber auch jetzt noch nicht entſchließen, dieſes Eigenthum durch Eingehung einer zweiten Ehe zu ſichern. Das Neſt wird ihr geraubt, und ſie bleibt ehelos; die Räuber behaupten und verwerthen den Horſt, und ſie läßt ſich nicht mehr ſehen, ſondern verbringt, wie ſich nachträglich herausſtellt, den ganzen Sommer einſam und allein in einer etwa fünf Kilometer vom Neſte entfernten Gegend; kaum ſind jene abgezogen, ſo findet ſie ſich am Neſte ein, verweilt noch einige Tage und tritt ſodann erſt ihre Reiſe an."

Allein ſolche beneidenswerthe, ſelbſtvergeſſende und erhabene Treue und Anhänglichkeit ſeitens eines weiblichen Vogels ſcheint mir nichts weiter als eine rühmliche Ausnahme von der Regel zu ſein; jedenfalls aber gewährt ſie uns einen ſelten tiefen Einblick in das Gemüths- und Seelenleben der Vögel, und wir erkennen, wie hoch ausgebildet und vollendet dies in der That ſein muß; wir begreifen auch, wie unrecht wir thun, wenn wir in närriſchem Dünkelſinn das Thier für nichts als eine willenlos handelnde Maſchine betrachten wollen.

Die meiſten Vögel leben in geſchloſſener Ehe, knüpfen ihren innigen Bund auf Lebenszeit, halten mit unverbrüchlicher, hingebender Treue zuſammen, entwandern gemeinſchaftlich dem Heimathland, ſofern ſie Zugvögel ſind, kehren mitſammen zum Lande der Kindheit zurück, nehmen gegenſeitig Antheil an Schmerz und Freude, Glück und Ungemach und können nur vom unerbittlichen Tode getrennt und geſchieden werden. Ich erinnere dabei an jene bekannten Zwergpapageien, welche man

ſo zutreffend und ſinnreich als „Inſeparabeln“ bezeichnet, um das Maß der Liebe anzudeuten, mit welcher die lebenslang verbundenen Vögel aneinander hängen. Ich will jedoch gleichzeitig erwähnen, daß dieſe „Unzertrennlichen“ nicht die einzigen ſind, bei denen mit dem Erſterben des einen Gatten auch der andere plötzlich alle Luſt und Freude am Daſein verliert und, unglücklich im Grunde des Herzens, ſich bald zu Tode härmt.

Untreue iſt jedoch in der Welt der Vögel neben der Treue durchaus kein unbekanntes Ding, denn manches Männchen, das tiefſinnig und herzlich um Liebe warb, ſchielt oft und gern nach andern Schönen und läßt ſich ſogar zu Liebkoſungen mit dieſen nicht ſelten herbei. Und bei den Weibchen ſtellt ſich die Sache kaum anders dar. Ein werbender Galan, deſſen Fähigkeiten diejenigen des Gatten überragen, der heller ſchmettern, beſſer tanzen, prächtigere Schwenkungen in hoher Luft ausführen kann, oder in deſſen Ausſehen mehr ſicherer, kühler Muth und Siegesgewißheit im Kampfe ſich ſpiegeln, übt mitunter einen ſehr entſcheidenden und gefährlichen Einfluß aus, und es gehört wirklich die ganze Kraft des rechtmäßigen Gatten dazu, Ohr und Augen ſeiner leichtbeſtechlichen Geliebten auf ſich allein zu lenken, ihr Herz nur für ſich zu erwärmen und ihren Beſitz ſich zu ſichern. In Bezug auf Treue und Treuloſigkeit bieten uns alſo die Vögel in jeder Hinſicht ein treffliches Spiegelbild vom wechſelreichen Menſchenleben.

Vielehigkeit kommt bei den Vögeln ſelten, Vielweiberei wohl niemals vor. Denn wenn es auch bei unſerem rothkammigen Hühnerſultan wie bei den Waldhühnern und Faſanen den Anſchein haben mag, als lebten ſie alle in ausgeprägteſter Polygamie, ſo kann doch von einer wirklichen Ehe mit allen Hennen zugleich bei ihnen kaum mehr die Rede ſein; es ſind das vielmehr ſonderbare, geradezu unerlaubte Verhältniſſe, die ja als ſolche auch Seltenheit ſind. Das Begehren iſt gegen-

ſeitig, aber Hennen und Hahn ſcheinen einer umfaſſenden Liebe nicht fähig. Sie theilen nicht Freude und Leid, wie dies bei den in geſchloſſener Ehe lebenden Vögeln der Fall iſt, ſondern gehen kalt, theilnahmslos und geſondert durchs Erdenleben. Das beweiſen uns auch die Kuckucke und Kampfläufer, welche ebenfalls in Vielehigkeit, nicht aber in Vielweiberei leben. Das liebeſuchende Männchen thut bald mit dieſem, bald mit jenem Weibchen ſchön, ſchließt auch auf kurze Zeit mit jedem ein Bündniß, begattet es, kümmert ſich jedoch fürderhin nicht mehr um ſein ihm ſchnell ergebenes Ehegeſpons und ſchaut gar bald treulos nach einem andern um.

Die Art und Weiſe der Bewerbung um Liebe und Liebesglück bei den Vögeln iſt ſo verſchieden wie dieſe ſelbſt. Im prächtigen, ſinnberückenden Flugreigen umſchweben die gefiederten Räuber das erleſene Liebchen, ſchrauben ſich bald in ſchönſten Schwenkungen zu Höhen empor, von denen wir an die Scholle geketteten Menſchen nur träumen können, und gleiten ruhig, wie zum Hohne gegen alle Geſetze der Schwere auf des Aethermeers Wellen dahin; bald ſtürmen ſie vorwärts mit Gedankenſchnelle, rauſchenden Fluges, als könnten ſie der Bewegung Eile nicht hemmen; bald aber ſchwimmen ſie wieder ohne Flügelſchlag gemachſam ihre Bahn, ſtürzen ſich plötzlich mit halbangezogenen Schwingen ſteil in die Tiefe herab, pfeilgeſchwind, daß man geneigt ſein möchte zu glauben, ſie müßten zerſchmettert werden. Allein die Befürchtung iſt eitel. Gelaſſen entbreitet der ſtattliche Räuber frühzeitig genug die ſtählernen Flügel, hindert die reißende Schnelle, luſtwandelt in niederen Regionen umher und klettert mühelos zu der vorigen Höhe hinauf. So treiben ſie ihr großartiges Spiel oft ſtundenlang, gellen wiederholt ihre ſchrillenden oder ſchreienden Rufe in die Welt hinaus, markig, kräftig, und doch ſo lieblich wiederklingend im Herzen der Erkorenen. Die Segler ſchießen eil-

fertiger denn je durch die Bläue und laſſen mit größerer Ausdauer ihr ohrenbetäubendes Geſchrei vernehmen, ſobald es gilt, der Liebe Gluth zu entfachen. Vom frühen Morgen, wenn Eos Roſenfinger kaum den erſten rothen Streif am öſtlichen Horizonte malten, bis zum ſpäten Abend, wenn allbereits der Dämmerung Zwielicht die Natur erfüllt, ſind die ſtürmiſchen Vögel in Thätigkeit, eilen unermüdlich zu kleinen Scharen vereinigt oder ſelbander im Raume umher und ſuchen die Glückſeligkeit des eigenen Herzens auf das eines Weibchens zu übertragen. Die kürzeſte Nacht ſcheint ihnen kaum kurz, der längſte Tag kaum lang genug zu ſein für ihren erhabenen Minnedienſt, raſtlos wollen ſie fliegen und fliegend zum Ziele ringen. Die Schwalben tragen unabläſſig ihr einfaches aber zuſprechendes Liedchen von der Dachfirſt herab der Geliebten vor oder werben ebenfalls im vergnüglichen Flugſpiel um die Gunſt des anderen Geſchlechts. Tagſchläfer umgaukelt ſein Liebchen in zierlichen Schwenkungen, klatſcht oft und gern mit den Flügeln, ſucht mit weichen und ſanften, ſonſt nie geübten Tönen das Herz eines Weibchens empfänglich zu machen und ſcheint ſehr für den Gegenſtand ſeiner ſo heißen Liebe eingenommen. Die Tauben fliegen anders als ſonſt, wenn ſie um Liebe flehen, laſſen ebenfalls herrliche Luftreigen zur Ausführung gelangen, ſcharfes Flügelklatſchen vernehmen und koſen dann mit unvergleichlicher Anmuth auf dem Gipfel eines Baumes luſtberauſcht weiter, Bruſt an Bruſt geſchmiegt, zärtlich wie liebende Menſchenkinder. Von ihnen ſingen die Dichter, allein ihre Treue iſt mit Unrecht in Liedern gerühmt. Glühend heiß iſt die Werbung, innig und rührend das Koſen, aber ſchlecht beſtellt iſt's um Liebe und Anhänglichkeit. Die Finken flattern anſtatt zu fliegen und ſchmettern und jubeln wie nie zuvor; Hausſperling umtanzt in förmlichem Reigen mit geſenkten Flügeln und gehobenem Schwanze ſein umworbenes Liebchen, um ihm

ſeine Huldigung darzubringen, gebärdet ſich faſt wie toll, läßt unaufhörlich ſein widerliches Schilpen ertönen und vergißt oft ganz und völlig im Drange heißer Liebesluſt die ihn umgarnende Gefahr. Die Ammern purzeln förmlich durch die Luft, als hätten ſie alles Fliegen verlernt, und rufen dem Weibchen ihre anmuthende Strophe unermüdlich entgegen, welche Julius Moſen ſo innig mit: „Wie, wie hab' ich dich lieb!“ überſetzt hat. Zierlich trippelnd, ſchwanzwippend und mit rührender Zärtlichkeit umtänzelt die Stelze am murmelnden Bache ihr auserwähltes Liebchen, nicht minder wonneſelig und anmuthend der „König im Schnee“. Die Spechte pochen mit allem Eifer; lebhaft hüpfend und dadurch ihre Liebe betheuernd, werben die Kraniche um die Gunſt des anderen Geſchlechts. Storchmännchen auf dem Scheundache ſtellt ſchnabelklappernd ſeinen Eheantrag; die Kiebitze rufen überlaut und treiben das ihnen zugethane Weibchen ungalant genug vor ſich her; Enten und Gänſe werben auf der Oberfläche des Waſſers, die Taucher wohl gar unter ihr. Die Kühle des feuchten Elementes vermag der glühenden Liebesbrunſt nimmermehr Abbruch zu thun.

Anders wie die Genannten werben die Hühnervögel im Dienſte der Minne, deren ſchwache Flugwerkzeuge nicht wohl geeignet ſind, den meiſt recht ſchweren Körper in anſprechenden Wendungen durch die Lüfte zu tragen. Der Geſchlechtstrieb zeigt ſich bei ihnen als Aeußerung einer heftigen Leidenſchaft, als ein Rauſch, welcher ſie mehr oder weniger närriſch macht; ihr Mittel zum Zweck iſt der Tanz, vom Waidmanne Balze geheißen. Und dieſe Art Liebeserklärung iſt kaum weniger anziehend, kaum weniger verlockend und beſtechlich dem Herzen des „ſchönen“ Geſchlechts als jene gewandten und beneidenswerthen Leiſtungen des Fluges. Mit ihm zugleich tragen die männlichen Vögel den ganzen Schmuck des Gefieders zur Schau, womit die Natur ſie oft überreichlich beſchenkte, machen die

anmuthvollſten und höflichſten Verneigungen und Knixe und können des beſten Erfolges ſicher ſein. So balzt vor allen anmuthend der ſtattliche Auerhahn; ich will verſuchen, ſeinen ſeltſamen Liebestanz nach eigener Anſchauung zu ſchildern.

Sobald zu Anfang des wetterwendiſchen Aprilmonats die Wildtaube mit der ganzen Gluth des lieberfüllten Herzens zu gurren beginnt, ſteht unſer Auerhahn, des deutſchen Waidgeſellen Luſt und Freude, in der Balze. Bereits mit dem Erſcheinen des erſten Sternes am Abendhimmel ſchreiten wir deshalb hinaus in den friedvollen Forſt, um unſern gefiederten Freund und ſeinen Liebestanz zu belauſchen und gleichzeitig den ganzen Zauber einer Waldnacht im Frühling begreifen zu lernen. Ringsum erſterben allmählich die letzten Stimmen; der Singdroſſel köſtlicher Sang verklingt, nur noch die Amſel läßt ihr herrliches Waldabendlied ertönen, und Rothkehlchen flüſtert aus dem wonneberauſchten Herzen heraus ſeine Liebespſalmen. Bald ſind jedoch auch dieſe, wenigſtens für einen Augenblick, verſtummt; es ruht und ſchläft die weite Natur — nein, noch nicht ganz!

Rauſchenden Fluges bäumt wenige Schritte von uns entfernt ein prächtiger Vogel auf, er „ſteht ein", wie der Jäger ſagt, dreht behutſam den Körper nach links und rechts und lauſcht gelaſſen nach allen Richtungen hin, ob nicht vielleicht ein leiſer Ton die abſolute Stille durchbreche. Es iſt unſer Auerhahn, der ſtattlichſte Vertreter der deutſchen Waldhühnerſippe. Eine ſtarkäſtige Kiefer hat er ſich auserſehen; ſie ſchien ihm vor allem zum Tanzen geeignet. Geraume Zeit iſt er ſtill, ſtill wie die ihn umgebende Waldesnatur; dann wendet er abermals den Kopf nach beiden Seiten, läßt einen ſonderbaren, ſchwer zu bezeichnenden Laut vernehmen, welchen Bechſtein nicht ſo ganz unzutreffend mit dem Grunzen des Schweines

vergleicht, und ruht erſt dann im ſtillen Schlummer auf ſeinem ſchaukelnden Sitze.

Wenige Stunden der Ruhe genügen vollauf, ſeinen erregten Körper zu ſtärken. Bevor die Sonne ſich anſchickt, die nächtlichen Geſtirne abzulöſen, bevor ſie ihre erſten ſchrägen Dämmerungsſtreifen von neuem über die Natur hingleiten läßt, iſt unſer Urhahn ſchon wieder erwacht aus dem kurzen Schlafe: die Balze beginnt. In höchſter Verzückung ſchnalzt er auf ſeinem hervorragenden Aſte wiederholt laut und kräftig, läßt dann in immer ſchnellerem Tempo andere Töne verlauten, die ſich allmählich verſtärken und ſtets von neuem ſich ändern, und fängt gleichzeitig mit den in der Waidmannſprache als „Vers- und Geſetzelmachen“ bekannten, ſchleifenden Tönen den Liebestanz an.

Mit geſenkten und zitternden Schwingen, radartig ausgebreitetem Spiel oder Schwanz und aufgerichtetem Kopfe trippelt der leidenſchaftliche Vogel unruhig auf ſeinem Aſte umher, wendet ſich bald hier-, bald dorthin, macht die ſchönſten und ehrerbietigſten Verbeugungen, kümmert ſich kaum um ſeine verwunderten Zuſchauer und ſcheint wirklich in dieſen Momenten der irdiſchen Welt entrückt zu ſein. Das frohe Geſchäft der Werbung und Huldigung nimmt ihn vollends in Anſpruch; er hat nicht Zeit, auf anderes zu achten, in ſeinem glücklichen Herzen nicht Raum für andere Gefühle als die der Liebe. Ja, er ergiebt ſich, wie Forſtmeiſter Geyer in ſeinem trefflichen Büchlein über die „Auerhahnbalze“ verſichert, ſogar ſoweit jenem die Welt beherrſchenden Triebe, daß er, wenn er von keinem Schrotkorn berührt worden iſt, ſein Liebesſpiel fortſetzt, ohne ſich um Feuer und Knall auch nur im geringſten zu kümmern. Das hohe Gefühl meiſtert ſeine natürliche Vorſicht und giebt ihn vollkommen in die Gewalt ſeines menſchlichen Erzfeindes. Dies weiß auch der Dichter des „geiſtlichen Vogelgeſanges“, indem er ſagt:

„Der Urhahn ſeiner Henne lockt,
Wann er im Falſen iſt;
Als wie vertaumelt er da hockt:
Merkt nicht des Waidmanns Liſt.

Viel tauſend werden gefangen,
Verlieren Leib und Seel;
Am Weibernetz ſie hangen,
Es zieht ſ' hinab zur Höll!"

Die Hennen hören inzwiſchen mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit den Werbungen des liebestollen Männchen ſo lange zu, bis endlich der berauſchte Freier von ſeinem Sitz herabfliegt, um nunmehr in aller Zärtlichkeit mit ihnen zu koſen, bis die glühende Sonne am öſtlichen Himmel erſcheint und das Anbrechen des neuen Tages verkündet.

In ähnlicher Weiſe wie ſein größerer Sippſchaftsgenoſſe balzt auch der Birk- oder Spielhahn, wie ihn die Sprache der Grünröcke nennt; nur pflegt er ſeinen Liebestanz auf ebener Erde und in noch wahnſinnigerer Weiſe zur Ausführung gelangen zu laſſen. Den Kopf bis auf den Erdboden herniedergebeugt, daß die Kehlfedern letzteren ſtreifen, ſein leierförmiges „Spiel" ſoweit gebreitet als er vermag, die Schwingen geſenkt, die Federn geſträubt: ſo tanzt der närriſche Geſell auf ſeinem Balzplatze umher. Bald kollert er einige Male in höchſter Erregung und läßt gleich wie der Auerhahn ein ſonderbares „Schleifen" vernehmen, dann ſpringt er plötzlich hoch vom Boden auf, läuft einige Schritte vor, wendet ſich rücklings, ſchlägt wie verrückt mit den Flügeln und beginnt das poſſenhafte Gebärden- und Liebesſpiel mit jenen ſchleifenden Tönen von neuem.

Eigenartiger aber als alle ſoll ſich laut Brehm bei ſeiner Liebeswerbung der männliche Hornhahn gebärden, ein im ſüdöſtlichen Aſien lebender, prachtvoller, durch zwei hornartige, lebhaft gefärbte Hautröhren zu beiden Seiten des Oberkopfes und einen in den glühendſten Farben prangenden, dehnbaren

Kehllappen ausgezeichneter Vogel. Um ſeinen Tanz zu kennzeichnen, borge ich mir die Worte unſeres bewährten Altmeiſters, dem es vergönnt war, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu belauſchen. „Nachdem der Hahn die Henne mehrmals umkreiſt hat, ohne ihr dabei in erſichtlicher Weiſe Beachtung zu ſchenken, bleibt er auf einer beſtimmten Stelle ſtehen und beginnt ſich zu verneigen. Raſcher und raſcher folgen ſich die Verbeugungen, und langſam dehnen und recken ſich währenddem die Hörner, breitet und ſenkt ſich die Kehlhaut, bis beide dem liebestollen Vogel förmlich um den Kopf fliegen. Jetzt entfaltet und ſtreckt er die Schwingen, rundet und ſenkt er den Schwanz, ſinkt auf die eingebogenen Füße nieder und ſchleift unter Fauchen und Ziſchen die Fittiche auf dem Boden. Da plötzlich endet jede Bewegung. Tiefgeſenkt, das Gefieder geſträubt, Fittiche und Schwanz gegen den Boden gedrückt, geſchloſſenen Auges, hörbar athmend, verharrt er eine Weile regungslos in Verzückung. Blendender Glanz ſtrahlt von ſeinen voll entfalteten Schmuckzeichen aus. Jählings aber erhebt er ſich wieder, faucht und ziſcht, zittert, glättet ſein Gefieder, ſcharrt, wirft den Schwanz auf, ſchlägt mit den Flügeln, richtet ſich ruckweiſe zu ſeiner vollen Höhe auf, ſtürzt auf das Weibchen zu und erſcheint vor ihm, ſeinen wilden Lauf urplötzlich hemmend, in olympiſcher Herrlichkeit, bleibt noch einen Augenblick ſtehen, zittert, zuckt, ziſcht und läßt mit einemmal alle Pracht entſchwinden, glättet ſein Gefieder, zieht Hörner und Kehllappen ein und geht, als wäre nichts geſchehen, wiederum ſeinen Geſchäften nach.“ Die Faſanen, Haſel- und Schneehühner balzen ebenfalls, obſchon lange nicht mehr in ſo toller Weiſe, und unſer Haushahn hat bereits den ſeinem Geſchlechte eigenen Minnetanz völlig verlernt. Die Hennen ſind ihm auch ohnehin bald ergeben, und andernfalls genügen ein markiger Ruf und ein paar ungelenke Kratzfüße vollauf, ihr hartes Herz weich zu ſtimmen und den

Gefühlen der Liebe wenigſtens für kurze Zeit zugänglich zu machen. Die albernen uud wohlbekannten Gebärden des ewig übellauniſchen Truthahns verdienen ebenſo die Bezeichnung der Balze nicht mehr, obſchon er gleichfalls werbend das Weibchen umſchreitet, weithin vernehmbar kollert und ſeinen Schwanz radförmig entfaltet. In letzterer Hinſicht übertrifft ihn bei weitem der ſtolze Pfau, welcher mit ſeinem blendend ſchönen, weit ausgebreiteten Schweif ſeiner Erkorenen huldigt. Von einem Tanz iſt jedoch auch bei ihm nicht die Rede.

Die ſchönſte Art und Weiſe, um Liebe und Gunſt zu werben, iſt und bleibt jedoch zweifelsohne des Vogels Geſang, jene köſtliche Gabe, welche die beglückende Natur außer dem Menſchen nur noch dem leichtlebigen Völklein der Lüfte verliehen hat. Die herrlichen Klänge der liederreichen Vogelkehle laſſen ſelbſt den Forſcher zum Dichter werden, und doch kann auch die reichſte Sprache nicht entfernt den hohen Eindruck mit Worten erreichen, welchen der Schwingenträger Geſang auf uns macht. Mit dem Liede verkürzt ſich der Vogel den Tag, begrüßt und beklagt er deſſen Kommen und Scheiden, jauchzt er hinaus in die Welt und betrauert des herben Geſchickes Fügung; mit dem Liede kämpft er den Liebeskampf, beſiegt er den Gegner, des Weibchens Herz; denn mit verſtändlichen Tönen fleht er um Liebe, um Huld und Gunſt. Weit entfernt davon bin ich, behaupten zu wollen, daß einzig und allein die allmächtige Liebe des Geſanges Triebfeder ſei. Ich weiß ſehr wohl, daß auch gar mancher Vogel noch ſingt und dichtet, wenn längſt der Liebesrauſch verflogen, daß manch gefiedertes Luftkind noch ſchmettert, wenn allbereits der Herbſtſonne kraftloſe Strahlen vom Himmel herniederglänzen. Wirbelt doch ſogar Zaunkönigs Strophe im Brauſen des Decemberſturms noch dahin, als wollte der Sänger ein Mailüfterl grüßen, welches lieblich und warm das Thal durchweht. Unbeſtritten muß jedoch bleiben,

daß um die beſeligende Zeit der geſchlechtlichen Regung ein ganz anderes Feuer im Sange lodert, als zu jeder anderen Stunde im rollenden Jahr, und nicht ſonderlich ſchwer fällt es dem erprobten Ohr des Belauſchers, den Unterſchied zwiſchen dem Geſange der Liebe und demjenigen zu errathen, welchen frohe, ungetrübte Laune und innere Zufriedenheit der ſangbereiten Kehle entlocken. Beſchwingte Geſchöpfe ſelbſt, welche vom erſten freundlichen Lächeln des Frühlings bis zum luſtigen Spiele der Schneeflocken mit ihrem Geſange erfreuen, greifen ganz anders in die Saiten, jubeln viel voller aus der Bruſt heraus, ſobald die Liebe im Herzen Einkehr hielt. Bezeichnend genug iſt es auch, daß gerade unſere begabteſten und talentvollſten Sänger nur zur Minnezeit aufjauchzen im Liede und mit dem Singen ſchließen, ſobald in ihrem Innern Glück, Seligkeit und Liebe verrauſcht ſind. Und unſeres Dichters ſchöne Worte:

„Willſt du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit ſeelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen: —
Nur ſo lang ſie liebten waren ſie!“

werden zur lauteren Wahrheit; denn mit dem Erſterben des wonnigen Hochgefühls verklingt auch des Sanges liebliche Poeſie.

Je nach der Begabung, alſo ganz wie ihm der Schnabel gewachſen, ſingt ſelbſtverſtändlich der Vogel hinaus in die Welt, aber alle werden mit ihren Tönen das Gleiche erreichen. Ich glaube nicht, daß des Sproſſers wunderherrlicher Minnegeſang ein lieblicheres Echo im Herzen des Weibchens zu wecken vermag, als die ſchlichte und einförmige Strophe unſeres Goldammers, daß heller, freudiger Finkenſchlag freundlicher wiedertönt als des Goldhähnchens leiſes Gewiſper. Alle ſäen das nämliche Samenkorn und alle ſehen die gleiche und ſchöne Frucht draus entſprießen —: die Gegenliebe.

Wie gern der Geſang von den Vögeln als Mittel zum

Zwecke der Werbung verwendet wird, lehrt uns ein einziger Frühjahrstag. Im vieltauſendſtimmigen Chorgeſang klingt's aus dem undurchdringlichen Blätterdache des Hochwaldes heraus; einer der leichtbeſchwingten Waldesſänger ringt hier mit dem andern im Wettbewerb, währenddem über den jungfräulichen Wieſen und Feldern, welche in üppiges Grün ſich kleiden, zahlreiche Feldlerchen emporklettern, um aus dem klaren Aether ihre Strophen herabträufeln zu laſſen. Im unentwirrbaren Stimmen-Vielerlei ſchallt es vom früheſten Morgen, wenn kaum der erſte röthliche Schein den öſtlichen Himmel beſäumt; ſo hallt es noch wieder, wenn die Sonne beginnt, ſich am fernen Horizont hinabzuſenken, um über neue Länder und neue Meere die Ströme ihres allerheiternden Lichts zu verbreiten. Und wenn ſie dann vollends hinabgetaucht iſt und die Schatten der Nacht ſchweigend ſich auf die Fluren legten, dann erwachen noch andere Vogelſtimmen. Aus dem niederen Buſchwerk, welches am Weiher ſteht, erklingt feierlich der unvergleichlich volltönende Hymnus der Nachtigall. Sehnſuchtsvoll und von hohen Gefühlen der Minne beſeelt, haucht ſie ihn, bald faſt verſtummend, bald von neuem aufjauchzend, hinaus in das Tiefdunkel der Nacht, und getragen auf den Schwingen eines leiſen Windhauchs fluthen die köſtlichen Töne an unſer lauſchendes Ohr. Ueber dem ſtillruhenden Dörfchen erhebt ſich die Haidelerche und läßt ihre lullenden Liebeslieder hinabträufeln in die Schleier der Nacht, während aus den üppigen Wieſengründen die erborgten Töne des Sumpfſchilfſängers fließend dahinwallen. Und wenn endlich noch aus der finſteren, melancholiſchen Nadelholzwaldung die glockenreinen Serenaden des Rothkehlchens dringen: dann vermögen wir die volle Bedeutung des Vogelſanges als Mittel zur Liebeswerbung zu erfaſſen, dann lernen wir begreifen, weshalb die Dichter gerade die Liebesfeier der gefiederten Welt ſo oft zum Gegenſtand ihrer Schöpfungen wählen.

Es muß, ſobald wir richtig ſchließen, unter den Vögeln eine beträchtliche Zahl ſprödethuender Weibchen geben, welche nicht wahllos in die ſtürmiſch erklärten Anſprüche eines erſten beſten Bewerbers einwilligen mögen. Sie wollen vielmehr gleich jenen vorzeitlichen Heldentöchtern, von denen die weltverbreitete Sage als leiſer Nachhall der Wirklichkeit kündet, nicht nur umworben, nein auch umſtritten ſein; wer ihrer begehrt, ſie heimführen und beſitzen will, der muß um ihre Huld und Gunſt erſt eine Lanze brechen, den Gegner beſtehen und als ein Held und Sieger kommen. Und in der That dürfen wir es dem umworbenen Weibchen auch gar nicht verübeln, wenn es nicht gleich in blinder Willfährigkeit geneigt iſt, einem beliebigen Männchen Gehör zu ſchenken. Es wird infolge der meiſt vorhandenen Ueberzahl des ſtarken Geſchlechts ſo viel umliebelt, daß es wohl küren und prüfen darf, welcher von all den Freiern der würdigſte iſt. Gelaſſen ſchaut es den heißerregten Geſellen zu, wie ſie, von grimmigſter Eiferſucht heiß entbrannt, alles und jedes Nachgeben verſchmähend, einander mit Schnabel und Klaue befehden; geruhig, ohne vorzeitig ſich zu entſcheiden, vernimmt es den übereifrigen Wettgeſang, denn auch mit dem Liede vermag der Vogel zu kämpfen und zu ſiegen. Nur zu genau wiſſen die Männchen Beſcheid um die Launen, um Abſicht und Willen des weichen Geſchlechts, und eben deshalb laſſen ſie auch nicht nach, einander zum Kampfe herauszufordern und mit allen möglichen Waffen zu ſtreiten. Ermüdung kennen ſie nicht; das hohe Ziel, nach dem ſie ringen, ſteht ihnen beſtändig vor Augen und ſtählt den erſchlaffenden Körper zu neuer That. Mögen auch die Federn nach allen Richtungen hin die Luft durchſtieben: ergrimmt im Tiefinnerſten laſſen die Kämpen nicht ab vom Turnier; mögen auch die Krallen des Gegners den Leib zerfleiſchen: der Preis iſt zu theuer, als daß dergleichen ruhmvolle, im Ringen um Liebes-

glück erworbene Wunden könnten Beachtung finden. Ergreift der eine der Streiter, im Zweikampf verletzt und infolge davon ermattet, die Flucht, ſo ſtürmt der andere kreiſchend und ſchreiend hinter ihm drein, und raſend, wie von erbittertſten Todfeinden gehetzt, geht es durch das Gezweige von Buſch und Baum, bald hoch in der Bläue, bald nahe dem Boden in wilder Jagd dahin, bis endlich ein ſchwer überwindbares Hemmniß Verfolger und Flüchtling zum Aushalten zwingt und der Kampf ſeinen Abſchluß, nein abermals ſeinen Anfang findet. Das Ende der Fehde führt ſchließlich das ſich entſcheidende Weibchen herbei: der Sieger darf ſeines Beſitzes ſich freuen.

Ganz nach der Begabung, nach Fähigkeit und Ausrüſtung des Vogels iſt auch natürlich die Art und Weiſe des thätlich ausgefochtenen Liebeskampfes durchaus verſchieden. Die Raubvögel befehden ſich zum bei weitem größten Theile mit erbittertſtem Ingrimm in hoher Luft, fügen ſich die empfindlichſten Wunden zu und laſſen ihren Kampf nicht ſelten erſt mit dem Tode des einen der Gegner ſeinen Abſchluß finden. Die unſtäten Segler thun's ihnen gleich. Zu höchſter Wuth gereizt, verkrallen ſich die Kämpfenden ſo feſt ineinander, daß ſie, unfähig weiter zu fechten, aus hoher Luft auf den Erdboden herabwirbeln. Ob auch bei ihnen zuweilen der Kampf mit tödtlichem Ausgange für einen Rivalen enden mag, weiß ich nicht, kann aber auch ebenſowenig einen Grund entdecken, welcher das Gegentheil ſicherſtellt. Daß ſich die Vögel mit ihren kleinen, ſcheinbar ſo wenig zur Abwehr geeigneten Füßen ſtark blutende Wunden und ganz erhebliche Verletzungen beibringen, darf ich eigener Erfahrung zufolge behaupten, und daß ein todter Mauerſegler, der auf dem Erdboden liegt, nicht gerade zu den Seltenheiten gezählt werden braucht, wird Jeder wiſſen, der mit der freien Natur in Verkehr tritt. Edelfinken und andere ringen ebenfalls von Eiferſucht getrieben eindrücklich genug miteinander, aber doch

ſind ihre Turniere weit harmloſerer Art. Sie laſſen es genug ſein, wenn einige Federn die Luft durchſtieben, und enden die Fehde, wenn einer von ihnen ernſtlich zur Flucht ſich wendet. Wieder andere Vögel ringen ſtets auf dem Boden, die Schwimmvögel ihrem Stande gemäß auf dem Waſſer. Alle aber bewegt der nämliche Trieb: ein Weib zu erſtreiten, um nach blutigem oder unblutigem, immer aber heißem und erbittertem Kampf in den Freuden der Liebe und Ehe Genugthuung und Ruhe zu ſuchen!

Sobald ſich ein Vogelpärchen zuſammengefunden, regt ſich bei ihm auch der Trieb zum Neſtbau und Brutgeſchäft, und mit der größtmöglichſten Sorgfalt geht es ans Auskundſchaften einer geeigneten Niſtſtätte. Lauſchig verborgen zwiſchen Blättern und Ranken, umgeben von duftigen Blumen, errichten die einen ihr kunſtvolles Heim, im blattreichen Wipfel, der in luftiger Höhe ſich wiegt, die zweiten, dort, wo der ſtürmiſche Wildbach grollend und toſend in die Tiefe hinabſtürzt, die dritten; wieder andere fertigen ihr Neſt auf der Oberfläche des Waſſers, daß deſſen Fluthen die Eier benetzen, oder hängen es feſt und ſicher ans ſchwankende Rohr, auf daß ein lieblicher Windhauch die Kinderchen ſchaukle. Wo aber das Neſt auch ſtehen, ſchwimmen und hängen mag: es iſt trefflich geſchützt und verborgen zugleich angelegt; ſein Standort entſpricht auf das beſte den Lebensbedingungen der, welche ihn ſuchten, und die Ausnahmen der Regel beſtätigen letztere ſelbſt. Junge Vögel, denen des Lebens bittere Erfahrung bislang erſpart geblieben, verfahren natürlich ſorgloſer und leichtſinniger bei der Wahl eines Niſtortes als ältere und gereifte, welche, hinreichend gewitzigt, nur ſelten einen Fehlgriff zum eigenen Nachtheile thun. Da „wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual“, machen ſich auch die gefiederten Luftkinder nicht bange Sorgen, während ſie wohlweißlich wählen und prüfen dort, wo ſie den Herrn der Erde ſelbſt und

deſſen Liſt und Tücke kennen und fürchten zu lernen Gelegenheit hatten.

Während die große Mehrzahl der Vögel entfernt von anderen Artgenoſſen zur Vollziehung des Niſtgeſchäftes ein eigenes Revier ſich erkürt und dieſes auf Leben und Tod gegen jedweden Eindringling vertheidigt, erfüllen andere die höchſte Aufgabe ihres Lebens in fröhlicher Gemeinſchaft und gründen förmliche Brutkolonien, in denen Neſt um Neſt in unmittelbarer Nähe angelegt wird. Wie groß ſolche Verſammlungen auf allgemeinen Niſtplätzen mitunter ſind, davon kann ſich nur der eine rechte Vorſtellung machen, dem es vergönnt war, derartige Brutkolonien ſelbſt zu erſchauen, und auch er mag ſeinen eigenen Augen kaum trauen, auch er glaubt in Sinnestäuſchung befangen zu ſein. „Sie verdunkeln die Sonne, ſobald ſie fliegen, betäuben das Ohr, ſobald ſie ſchreien," ſie zählen nach Tauſenden und Hunderttauſenden, und ihre Anſiedelungen gewähren jederzeit einen großartigen Anblick, der aller Schilderung ſpottet.

„In der Mündung des Nils bei Heraklea in Egypten bauen die Schwalben Neſt an Neſt und ſetzen dadurch den Ueberſchwemmungen des Stromes einen undurchdringlichen Wall entgegen, welcher faſt ein Stadium lang iſt und von Menſchenhänden kaum zu ſtande gebracht werden würde. Neben der Stadt Koptos liegt eine der Iſis geheiligte Inſel, welche ebenſo von denſelben Schwalben befeſtigt wird, damit ſie der Nil nicht benage. Im Anfange des Frühlings befeſtigen ſie die Stirnſeite derſelben mit Spreu und Stroh und fahren drei Tage und Nächte hintereinander mit ſolcher Emſigkeit fort, daß ihrer viele darüber ſterben. Und alle Jahre ſteht ihnen dieſe Arbeit aufs neue bevor."

Alſo berichtet uns Plinius von den Uferſchwalben. Und wenn wir nun auch, weit erhaben über den kind-

lichen Anſchauungen der Vorzeit, wiſſen, daß es dem lieblichen Schwalbenvolk weit mehr um die eigene Nachkommenſchaft als um die Befeſtigung der gefährdeten Uferwände zu thun iſt; wenn wir auch nicht in ihrer Arbeit des Brutgeſchäfts unmittelbar ein Wirken und Schaffen zum Wohle der Menſchheit erkennen und nicht den befangenen Alten auf das Gebiet der Wunderdinge folgen dürfen, ſo blicken doch auch wir mit gerechtem Staunen auf die mitgliederreichen Brutkolonien der Uferſchwalbe, die uns kaum mehr als eine Ahnung von den großartigen Anſiedelungen anderer Vogelarten zu geben vermögen. Einträchtiglich, neidlos um anderer Glück, brüten die Pärchen beiſammen, die uns mit vollem Recht als Bild des häuslichen Friedens gelten; die Nachbarn kümmern ſich kaum um einander, jedes Glied des Verbandes geht ſeinen eigenen Weg, und Zank und Hader bleiben dem glücklichen Völkchen fern. Dieſe goldene, friedliche Eintracht iſt es, die uns erſtaunen macht.

Nicht ſo ganz paſſen meine letzten Worte in ihrer Anwendung auch auf eine andere allbekannte Vogelart, deren Mitglieder hier als Wohlfahrtswächter gehegt und geſchützt, dort als den menſchlichen Haushalt gefährdende Vögel ſchonungslos der Vernichtung anheimfallen, auf die Familie der Krähen nämlich. In ihrer Mitte finden wir nichts von jenen paradieſiſchen Zuſtänden, die wir beim Schwalbenvolke bewundern; an ihren gemeinſamen Brutſtätten wollen Anfechtungen und Hader kein Ende nehmen, und ein geradezu nervenerſchütterndes Krächzen und Lärmen verräth ſchon aus weiter Entfernung den Niſtſtaat der finſteren Vögel. Nur drauf bedacht, den eigenen Vortheil zu wahren, der eigenen Arbeit nach Möglichkeit ſich zu entziehen, beginnen die geſelligen, aber friedloſen Koloniſten den Bau des Neſtes und gehen dabei mit der größtmöglichſten Unehrlichkeit zu Werke. Kaum hat ein Paar die erſten Reiſer als Unterlage

des Horſtes mühſam zuſammengetragen und auch nach Kräften kunſtvoll geſchichtet: da kommt ein begehrlicher, diebiſcher Nachbar und ſtiehlt ihm das ſauererworbene Material, um es gewiſſenlos zum eigenen Neſte zu nützen. Ein langwieriger, ernſthafter Kampf entſpinnt ſich, bis ſchließlich das beraubte Paar ſich in das Unvermeidliche freiwillig fügt, die Zweckloſigkeit der Befehdung erkennend. Der Räuber zieht mit dem unrechtmäßigen Gut zum eigenen Horſte, aber auch er iſt betrogen, beſtohlen worden. Ein drittes arbeitſcheuendes Paar aus der Nachbarſchaft nahm ſein ſo freudig begonnenes Bauwerk für ſich in Beſitz, macht ſich mit aller Zähigkeit wirklichen Rechtbewußtſeins darauf breit und iſt nun mit keinen Mitteln dazu zu bewegen, den geſtohlenen Horſt zu verlaſſen. So geht es den einen Tag wie den anderen, bis endlich die vorrückende Zeit ernſthaft zum Brüten ſpornt und auch die Vögel erkennen, daß aus dem friedlichen Beiſammenleben doch auch für die Einzelnen Vortheile erwachſen und daß der Raum nur für friedliche Nachbarn ausreichend iſt. Die Verhältniſſe beſſern ſich, wenn auch die Streitigkeiten nicht gänzlich ſchwinden, und der erbitterte Kampf räumt einem erträglichen Leben den Platz. Solche Anſiedelungen der Krähen zählen nicht ſelten nach Tauſenden von Paaren, deren ein einziger Baum wohl ſechs bis zehn in ſeinem Wipfel beherbergt. Der Boden des betreffenden Waldes ſcheint wie mit Kalk übertüncht, und eine tiefſchwarze Wolke verhüllt den Himmel, ſobald ſich der Schwarm mit betäubendem Lärm von den Neſtern erhebt.

Eine weit zahlreichere Menge von Vögeln vereinigen die Siedelungen der Reiher und Scharben in den ungariſchen Sümpfen, von denen alle Reiſenden mit wahrer Begeiſterung ſprechen. Ich getraue mir nicht, ein ſo großartiges, anziehendes und wechſelvolles Bild, wie es zur Zeit der Brut ſich an der „blonden“ Donau dem Auge des Beſchauers zeigt, mit eigenen

Worten zu zeichnen; es ſei mir geſtattet, durch Landbecks vortreffliche Schilderung mich vertreten zu laſſen.

„Die eigentliche Anſiedelung der Reiher befindet ſich auf einer dichtbewachſenen Erdzunge oder Halbinſel zwiſchen zwei Sümpfen. Sie iſt etwa 900 Schritte lang und 100 Schritte breit; ihre Bäume ſtehen theilweiſe in zwei bis drei Fuß tiefem Waſſer, deſſen Ränder auch mit einzelnen Weidengebüſchen und Schilfdickichten eingefaßt ſind. Das Gras und die übrigen Pflanzen waren, als wir die Inſel beſuchten, mit dem Kothe des Reihers vollſtändig bedeckt, und der Boden glich in der Ferne einer weißen Schneedecke; rings umher unter den Bäumen war die Erde mit zerbrochenen Eierſchalen, faulenden Fiſchen, todten Vögeln, zerbrochenen Neſtern und anderem Unrathe überſäet; ein durchdringender Geſtank ließ den Aufenthalt unter dieſen Wohnungen ſehr unangenehm werden. Im Gebüſch der Sümpfe liefen viele junge Nachtreiher umher, welche aus ihren Neſtern geſtoßen oder gefallen waren und nun von den Alten kümmerlich mit Speiſe verſorgt wurden; viele der Alten erhoben ſich bei unſerer Annäherung aus den düſteren Sümpfen, wo ſie ihrer Nahrung nachgegangen waren, und die umherlaufenden Jungen ſtellten ſich gegen unſere Hunde mit mächtig geöffneten Schnäbeln und fürchterlichem Geſchrei zur Wehre. Schon in bedeutender Entfernung hatten wir ein ſonderbares Praſſeln und Plumpſen vernommen, welches wir nicht recht zu deuten wußten; als wir näher kamen, wurde uns die Urſache dieſes Geräuſches bald klar: es rührte von einem dichten Kothregen und dem Herabfallen von Fiſchen her, welche den gefräßigen Jungen aus allzugroßer Haſt öfters entſchlüpften, oder es wurden gar halbflügge Jungen von ihren Geſchwiſtern über den flachen Rand geſtoßen und fielen nun krachend zur Erde herab. War der Kothregen unter dem erſten, unbedeutenden Brutplatze ſchon auffallend, ſo begann er auf dem Hauptbrutplatze erſt

recht lebhaft zu werden, und es war faſt nicht möglich unbekleckſt davon zu kommen. Wehe aber dem, welcher es wagte, einen Baum, worauf Neſter mit Jungen lagen, zu erſteigen: er wurde unbarmherzig grün und blau bemalt. So erging es mir ſelbſt, als ich einige hohe Weidenbäume erſtieg, um Eier und Junge herabzuholen und die Neſter auszumeſſen und zu beſchreiben. Der Lärm, welchen eine ſolche Reiheranſiedelung verurſacht, iſt ſo merkwürdig und ſonderbar, daß er eigentlich nicht beſchrieben werden kann, ſondern ſelbſt gehört worden ſein muß, um einen deutlichen Begriff davon zu bekommen. In bedeutender Entfernung, in welcher die vielen ſchauerlichen Stimmen noch in ein verworrenes Getöſe verſchmelzen, glaubt man den Lärm von einer Rauferei betrunkener ungariſcher Bauern zu hören, und erſt, wenn man näher dazu kommt, kann man die einzelnen Töne der grauen und der Nachtreiher, nämlich „Kraaich" oder „Quak", unterſcheiden, denen ein ſonderbares, anhaltendes „Zäkzäkzäkzäk" oder „Gäkgäkgäkgäk" u. ſ. w. von Jungen, in verſchieden hoher und tiefer Stimme hervorgebracht, als Begleitung dient. Ganz in der Nähe iſt der Lärm fürchterlich, der Geſtank faſt unerträglich, und der Anblick von Dutzenden verweſender junger Reiher, welche mit Tauſenden von Fleiſchfliegenmaden bedeckt und dadurch tauſendfältig wieder belebt ſind, äußerſt ekelhaft; aber ebenſo unterhaltend und anziehend wird für den wahren Freund der Vögel dieſes Treiben in dem großartigen Haushalte der Reiher."

Aber auch die Großartigkeit dieſes Bildes verſchwimmt vor dem Auge des Reiſenden, welchem die Vogelberge des hohen Nordens zu erſchauen vergönnt war. Die Zahl der auf ihnen niſtenden Möven, Seeſchwalben, Sturmvögel, Alken, Lummen, Taucher und Scharben, Tölpel und Eidervögel überſteigt alle Begriffe, läßt alle anderen Brutanſiedelungen geringfügig

erſcheinen und zaubert Bilder vor das Auge des Beſchauers, die, wechſelvoll und anziehend zugleich, ihm unvergeßlich bleiben. Alle Felſenplatten, Simſe, Ritzen, Spalten und Höhlungen, vom Gipfel des Felſens zu deſſen Fuße, wo die ſchaumbekränzten Wogen des Meeres ſich brechen, erblickt man die niſtenden und geſelligen Vögel; kein Plätzchen, welches das Brüten noch möglich macht, bleibt unbenutzt und unbebaut. Neſt an Neſt bedeckt den Felſen, und ihre Geſamtzahl iſt eine ſo große, daß man von gerechter Bewunderung darüber erfüllt wird, wie die brütenden Vögel unter den Tauſenden ihr eigenes wieder zu finden im ſtande ſind. Faſt möchte man geneigt ſein zu glauben, daß es dem Niſtenden nicht darum zu thun iſt, die von ihm ſelbſt gelegten Eier auch zu erbrüten; man möchte meinen, daß ſich die aufgeſcheuchten Vögel niederlaſſen, wo eben noch ein unbeſetztes Neſt ſich findet, wenn ſolche Annahme nicht mit anderen Erfahrungen im ſchroffen Widerſpruch ſtände.

Das Leben und Treiben der Anſiedler auf dieſen Vogelbergen höhnt aller Beſchreibung. Sie ſind es, welche die Sonne verdunkeln, das Auge ermüden, ſobald ſie, von einem in ihrer Mitte niſtenden Seeadler oder Edelfalken aufgeſchreckt oder ſonſtwie in ihrer Ruhe behelligt, die Neſter verlaſſen; die das Ohr betäuben, das Rauſchen und Brauſen der an dem Felſen vergeblich nagenden Brandung weit übertönen, ſobald ſie ſchreien. Sie ſind es auch, an denen die Worte Mephiſtos im Wortlaut ſich bewähren:

„Horch! Den ganzen Berg entlang
Tönt ein wüthender Zaubergeſang!“

So großartig und ſinnberauſchend jedoch all dieſe Bilder ſind, ſo habe ich ſie doch niemals poeſievoll und anſprechend finden können, wenn ſich der Blick denjenigen Vögeln wieder zuneigte, welche fern von andern ihrer Art ein Heim ſich gründen. Bei ihnen erſt finden wir das wahre, innige

Familienleben, von dem ich ſchon oben geſprochen; ſie erſt zeigen uns, wie feſt die allmächtige Liebe Weſen an Weſen, Leben an Leben zu ketten vermag, und lehren uns ſelber zu leben. Zu ihnen fühlt ſich daher auch der Naturfreund eher hingezogen als zu jenen, welche, mit zahlreichen Sippſchaftsgenoſſen vereint, den wichtigſten Akt ihres Daſeins vollziehen; ſie wiſſen den beobachtenden Naturforſcher zu beglücken und bringen ihm die reinſten Geiſtesfreuden; ſie endlich ſind es, welche ihm den tiefſten Einblick in ihr eigenes Leben gewähren und ihn mit aufrichtiger Bewunderung hinblicken laſſen auf die enthüllten Geheimniſſe von Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

George Eliot.

Ein Lebensbild.

Von

Hedwig Bender
in Eisenach.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Nicht allzu groß iſt die Zahl der Frauen, denen Rang und Titel der wahren Dichterin, der Dichterin von Gottes Gnaden, gebührt. Unter ihnen aber nimmt George Eliot unbeſtreitbar einen der erſten Plätze, vielleicht — als Novelliſtin wenigſtens — den allererſten und höchſten ein. Unwillkürlich, wenn ich ihrer gedenke, kommt mir das ſchöne Wort des Pſalmiſten von der Köſtlichkeit des Menſchenlebens, „das Mühe und Arbeit geweſen", in den Sinn. Das ihre war köſtlich und geſegnet wie wenige — aber mühevoll und reich an Arbeit wie kaum ein anderes war es auch. Ihre Lebensgeſchichte enthüllt uns ein raſtloſes, auf hohe Ziele gerichtetes Streben — aber ſie zeigt uns dies Streben auch gekrönt und belohnt. Darum wirkt die Betrachtung ihres Lebensganges erhebend und gleichſam befreiend auf Denjenigen, der ſeine einzelnen Momente und Begebenheiten in ihrem weſentlichen, inneren Zuſammenhange erblickt. — Die Erforſchung dieſes Zuſammenhanges gewährt aber auch aus anderen Gründen, aus rein pſychologiſchen, einen hohen Genuß — und unwillkürlich fühlt ſich der Leſer ihrer Schriften zu ſolcher Erforſchung gelockt und gedrängt. Denn dieſen ihren Schriften — zum mindeſten ihren reifſten — ſind alle Merkmale echter Kunſtſchöpfungen eigen — in beſonders hohem Grad aber eines: das Vermögen, die Fähigkeit, uns

neugierig zu machen, neugierig auf die Perſon ihrer Verfaſſerin, die ſo lebensvolle Gebilde erſchuf. Nicht als ob wir uns bei ihr ſelber erſt Aufſchlüſſe zum Verſtändniß ihrer Werke holen müßten — dieſe ſind an und für ſich verſtändlich und bedürfen keines Kommentars. Aber ſie machen doch unwillkürlich unſer Intereſſe für ihre Verfaſſerin rege, ſie rufen den Wunſch, ſie kennen zu lernen und ihr perſönlich nahe zu treten, hervor.

Der Grund hierfür iſt leicht zu erkennen: wie alle irgend bedeutenden Kunſtwerke tragen auch die Schöpfungen George Eliots den Stempel eines eigenartigen Geiſtes an ſich, das Gepräge einer kraftvollen Individualität. Eine ſolche aber übt in faſt allen Fällen auf den denkenden Beobachter einen feſſelnden Reiz.

Daß ſie Derjenigen, mit der wir uns hier beſchäftigen, in ſelten hohem Maße zu eigen war, trat früh ſchon deutlich erkennbar hervor: nach allem, was wir von ihr wiſſen, nach allen Schilderungen der Augenzeugen war Mary Ann Evans — dies iſt bekanntlich der Vor- und Familienname der Dichterin — von jeher ein beſonderes Kind. Sie wurde am 22. November 1819 zu South Farm in der Pfarrei Colton in Warwickſhire in England geboren. Als die Kleine vier Monate zählte, ſiedelte die Familie nach Griff Houſe über, einem alten, epheuumſponnenen Hauſe, das ebenſo wie South Farm zu Arbury Eſtate, der Beſitzung eines Herrn Francis Newdegate, der ihres Vaters Patron war, gehörte. Griff Houſe wurde der Dichterin Heimath. Hier hat ſie ihre Kinderjahre und erſten Jugendjahre verlebt; hier wuchs ſie in der Stille des Landlebens in einfachen, aber behaglichen Verhältniſſen heran. Ihr Vater war Pächter und Gutsverwalter, dazu der Geſchäftsträger verſchiedener Großgrundbeſitzer, ihr Vertrauensmann und geſchätzter Agent. Er hatte ſich, wie George Eliot uns mittheilt, vom einfachen Hand-

werker emporgearbeitet, hatte ſich ausgedehnte, praktiſche Kenntniſſe auf allen Gebieten der landwirthſchaftlichen Verwaltung erworben und galt als ein in ſeinem Fache ungewöhnlich tüchtiger und erfahrener Mann. Sein Name hatte rings im Lande einen guten und geachteten Klang. Seine Dienſte wurden vielfach in Anſpruch genommen — ſein Rath war geſucht, ſein Urtheil geſchätzt. Auch als Menſch ſtand er in hoher Achtung. Seine Zuverläſſigkeit war ſprichwörtlich geworden, und das Vertrauen, das man in ſeine Redlichkeit ſetzte, gab dem in ſeine Fähigkeiten und ſeine Umſicht geſetzten nichts nach.

Mary Ann war ſein jüngſtes und geliebteſtes Kind. Sie war ſehr ſtolz auf ihren Vater, hing mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an ihm und hat ihm durch ihr ganzes Leben die aufrichtigſte und herzlichſte Verehrung bewahrt. Ihr warmes und tiefes Gefühl für denſelben kommt mehrfach in ihren Briefen und Schriften zum Ausdruck; das ſchönſte und würdigſte Denkmal aber hat ſie in einigen ihrer ſympathiſchten Geſtalten, vornehmlich in der Adam Bedes ihm geſetzt.

Ihre Mutter Chriſtina, geb. Pearſon, war eine kluge, praktiſche, raſtlos thätige, mit etwas ſcharfer Zunge begabte, aber warmherzige und von den Ihrigen geliebte, angelegentlich für das Wohl ihrer Kinder beſorgte und ihre religiöſe und ſittliche Erziehung mit Ernſt und Eifer überwachende Frau. Sie ſcheint eine treffliche Beobachtungsgabe und ein gut Theil Mutterwitz beſeſſen zu haben, vor allem aber, ſo wenig wie Frau Poyſer, die wackere Pächtersfrau aus „Adam Bede“ und Frau Hackit aus „Amos Barton“ auf den Mund gefallen geweſen zu ſein. Beide gehören zu den ergötzlichſten Geſtalten, die das Genie George Eliots geſchaffen hat, und für Beide hat ihr bekanntermaßen ihre Mutter zum Vorbild gedient. Aber auch für die ergreifenden Geſtalten einer Frau Moß und Frau Milly Barton hat ſie Jener bedeutſame Züge entlehnt. Alles

in allem ſtellt Mrs. Evans als eine durch und durch tüchtige Perſönlichkeit von Temperament, Verſtand und Charakter, von geſundem Sinn und Gefühl ſich dar.

Robert Evans war ſchon einmal verheirathet geweſen — Chriſtina Pearſon war ſeine zweite Frau. Sie ſtammte aus einer angeſehenen, wie es ſcheint alteingeſeſſenen Familie, die als ſolche um ein Beträchtliches höher als die Familie des Zimmermanns Evans auf der Stufenleiter der geſellſchaftlichen Rangordnung ſtand. Chriſtina hatte drei ältere Schweſtern, die alle in der Nachbarſchaft verheirathet waren, und dieſe mögen George Eliot vorgeſchwebt haben, als ſie die köſtlichen, humorvollen Geſtalten der „Dodſon family" in der „Mühle am Floß" erſchuf; vermuthlich hatte ſie ſelbſt in ihrer Jugend viel von den „Traditionen der Familie Pearſon" und der Vortrefflichkeit ihrer ſämtlichen Glieder gehört.

Drei Kinder gingen aus dieſer Ehe Chriſtina Pearſons mit Robert Evans hervor: Chriſtina, gewöhnlich Chriſſey geheißen, Iſaac und Mary Ann. Außerdem waren noch zwei Stiefgeſchwiſter, Robert und Frances Lucy mit Namen, aus des Vaters erſten Ehe vorhanden. Frances war ſpäter an einen Herrn Houghton verheirathet, Chriſtina an einen Arzt Dr. Clarke. Obwohl grundverſchieden von ihnen geartet, hing Mary Ann doch an beiden Schweſtern und hat ihnen trotz der äußerlichen Trennung, die durch die Umſtände ſpäter herbeigeführt wurde, lebenslang warmes Intereſſe bewahrt.

Am innigſten aber geſtaltete ſich ihr Verhältniß zu ihrem um drei Jahre älteren Bruder: an dieſen ſchloß ſie ſich mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ihres ſtürmiſch empfindenden Herzens an. Beide Kinder waren früh aufeinander angewieſen. Als Mary Ann drei Jahre zählte, beſuchte Chriſtina bereits die Schule in dem nahegelegenen Attleborough und brachte den größten Theil ihrer Freiſtunden als artiges, wohlerzogenes Mädchen

bei den Tanten, die ſie verhätſchelten, zu. Indeſſen ſtreiften die beiden Anderen in Hof und Feld und Wieſe umher. Sie hatten in Griff, wie Mr. Croß hervorhebt,[1] alles, was Kinder nur irgend beglückt, „... einen entzückenden, altmodiſchen Garten, einen Teich und den nahen Kanal zum Fiſchen und die Wirthſchaftsgebäude nahe am Haus ...“ Hier trieben ſie ungehindert ihr Weſen, durchſtöberten alle Winkel in Ställen und Scheunen oder zogen auch wohl ſchon frühe am Morgen, mit Angelſchnur und Angelruthe und Mundvorrath bewaffnet, aus. Mary Ann war ihres Bruders unzertrennliche Gefährtin — ſie theilte alle ſeine Vergnügungen und Beſchäftigungen, ſie trollte beſtändig, wo er auch ſein mochte und was er auch treiben mochte, hinter ihm drein ... Es war ein Idyll, was die beiden durchlebten, ein Idyll voll Friſche und Naivetät, und köſtlich friſch iſt denn auch die Schilderung, die ſpäterhin George Eliot ſelber in den reizenden „Bruder und Schweſter-Sonnetten“ und in der wundervollen Kindergeſchichte, die den Hauptreiz der Erzählung in der „Mühle am Floß“ bildet, von jenen glücklichen Tagen entwarf. Leider trat, wie in der Dichtung zwiſchen Tom und Maggy, ſo auch in der Wirklichkeit zwiſchen Bruder und Schweſter mit der Zeit eine innere Entfremdung ein. Zunächſt gaben äußere Umſtände die Veranlaſſung. Frau Evans war faſt beſtändig leidend; ſie, die einſt ſo Friſche und Thatkräftige, kränkelte ſeit der Geburt Mary Anns. Dies zwang die Eltern, die Erziehung der Kinder frühzeitig in fremde Hände zu legen. Chriſtina war ſchon ſeit Jahren aus dem Hauſe; nun wurde Iſaac im Alter von acht Jahren nach Coventry auf die Schule geſchickt — Mary Ann aber — damals im ſechsten Jahre — zu gleicher Zeit nach Attleborough in dieſelbe Erziehungsanſtalt, in der Chriſtina war, geſandt. So war dem innigen Zuſammenleben von Bruder und Schweſter ein Ziel geſteckt. Zwar dauerte das herzliche Verhältniß beider jahrelang nach der

Trennung noch fort, — und wenn ſie in den Ferien ſich wiederſahen, dann war die Freude auf beiden Seiten, ganz beſonders aber der Jubel der Schweſter, den Bruder wieder zu haben, groß. — Mit der Zeit aber trat die Verſchiedenheit der Charaktere, der Gewohnheiten und Neigungen trennend hervor. Iſaac blieb in ſeinem Kreiſe und fühlte ſich in demſelben wohl; Mary Ann aber trat aus der Enge desſelben, von innerem Drange getrieben, heraus. Beider Wege führten ſie weit auseinander — die Entfernung zwiſchen ihnen ward größer und größer, und die Möglichkeit einer Verſtändigung ſchwand. In dem warm fühlenden Herzen der Dichterin aber ließen jene ſonnigen Tage und was ſie in ihnen erlebt und empfunden, unauslöſchliche Spuren zurück, und unverwelkliche Blüthen der Dichtung voll Duft und Schmelz und Farbenfriſche keimten aus der Erinnerung empor. —

Indeſſen, nicht nur die Streifereien mit dem Bruder, auch die Ausflüge in die nähere oder fernere Umgebung, die Mary Ann mit dem Vater machte, übten ihre Beobachtungsgabe und ſchärften ihren Blick. Die Kleine war des Letzteren beſonderer Liebling; er freute ſich ihres erwachenden Verſtändniſſes, des regen Intereſſes, das ſie an allem bezeigte, und nahm ſie daher auch gern und häufig auf ſeinen Fahrten in die Nachbarſchaft mit. Dabei ſah und hörte ſie tauſend Dinge, die ihr neu und fremdartig waren, und ſog, wie Mr. Croß ſich ausdrückt, die Kenntniß des Landlebens und der ländlichen Bevölkerung „mit allen Poren ihres Weſens“ ein. Auch bekam ſie auf den Landſitzen der Edelleute, die ihr Vater in Geſchäften beſtändig beſuchte, von den Unterſchieden des Ranges und Standes und der Lebensweiſe der vornehmeren Geſellſchaftsklaſſen durch eigene Anſchauung ſchon früh einen Begriff. Wahrſcheinlich ward dadurch zugleich in ihr ſelber jener Sinn für verfeinerte Lebensgewohnheiten und für den Luxus und Schmuck des Daſeins,

von dem ſie in „Felix Holt“ und „Deronda“ Eſther und Gwendolen beherrſcht zeigt, geweckt.

Bei aller Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, bei aller Lebhaftigkeit und Regſamkeit ihres Geiſtes war übrigens Mary Ann in keiner Weiſe, was man ein frühreifes, ein Wunderkind nennt. Sie lernte ſogar, wie ihr Bruder uns mittheilte, auffallend langſam leſen und ſchreiben, aber nicht, weil ihr das Lernen ſchwer wurde, ſondern, wie Jener ſogleich hinzufügt, „weil ihr das Spielen weit beſſer gefiel“. Sie war eben in jenem Lebensalter, im Gegenſatz zu ihrer Schweſter Chriſtina, ein ungeſtümes, wildes, ja unbändiges Kind — ganz ſo wie ſie Maggy Tulliver ſchildert, im Gegenſatz zu der ſanften, mädchenhaften, immer artigen Lucy Deane.

Aber gerade in dieſer Wildheit, in dieſem ſtürmiſchen Weſen kündigte ſich das Ungewöhnliche, Genialiſche ihrer Perſönlichkeit an, trat die Tiefe und leidenſchaftliche Energie ihres Empfindens, die elementare Gewalt der Kräfte, die ihr Gemüth bewegten, hervor. Indeſſen trat in dieſer Beziehung bei ihr ſchon früh eine Wandlung ein; ihre Wildheit und Unbändigkeit verlor ſich allmählich und machte einem äußerlich ruhigen Weſen, einem ſtillen, geſetzten Benehmen Platz. Gegen das Ende ihrer Schulzeit war ſie ein ernſthaftes Mädchen, über ihre Jahre entwickelt und gereift.

Sie hatte bis zu dieſem Zeitpunkt nacheinander drei Inſtitute beſucht. In dem der Miß Lathom in Attleborough blieb ſie bis in ihr neuntes Jahr. Dann trat ſie mit ihrer Schweſter Chriſtina in Miß Wallingtons Schule in Nuneaton ein. Endlich in ihrem dreizehnten Jahre ward ſie nach Coventry in die Erziehungsanſtalt der beiden Fräulein Franklin geſandt. In Attleborough fing für die Kleine ein völlig neues Leben an. Sie ſoll dort, wie Walter Croß uns berichtet, „nicht unglücklich“ geweſen ſein. Doch fiel ihr gewiß das Sicheingewöhnen in die

gänzlich fremden Verhältniſſe nicht leicht. Der erſte Abſchied vom Vaterhauſe, die Trennung von den Eltern und dem geliebten Bruder, der Verluſt der bis dahin genoſſenen Freiheit: man kann denken, wie ſchmerzlich ſie das alles empfand. Glücklicherweiſe war Griff Houſe nicht weit. Sie brachte außer den Ferienzeiten auch die Sonntage meiſt bei den Ihrigen zu. Im übrigen erging es ihr in der Anſtalt nicht ſchlecht. Ihre Mitſchülerinnen waren ſämtlich bedeutend älter; ſie hegten eine große Vorliebe für die Kleine, verhätſchelten ſie und nannten ſie „little Mamma". Sie ſelbſt ſcheint damals von der Wichtigkeit und Würde ihrer kleinen Perſon gewaltig durchdrungen und in ihrer Ernſthaftigkeit und dem naiven Beſtreben, auf Andere Eindruck hervorzubringen, oft ſehr drollig geweſen zu ſein.[2] Bei alledem war ſie ein ſcheues, verwöſes und ungewöhnlich erregbares Kind. Sie fürchtete ſich und war ſchreckhaft im Dunkeln, ſo daß ſie des Nachts oft ein plötzliches Grauſen und eine wahnſinnige Angſt vor Geſpenſtern befiel. In ſolchen Momenten war ihre Seele gleich derjenigen Gwendolens in „Daniel Deronda" „ganz Entſetzen und zitternde Furcht". Auch körperlich war ſie zart und empfindlich, ſo daß ſie faſt beſtändig fror — ein erſtes Anzeichen jener Kränklichkeit und Hinfälligkeit, unter der ſie in ſpäteren Jahren ſo litt.

In Nuneaton ſcheint zum erſten Male der rechte Trieb und die Luſt zum Lernen in ihr zum Durchbruch gekommen zu ſein. Sie lernte leicht und mit großem Eifer, und ihr Intereſſe am Studium nahm ſtetig zu. Den höchſten Genuß aber bereitete ihr das Leſen. Sie betrieb dasſelbe mit förmlicher Leidenſchaft, war glücklich, wenn ſie ein Buch erhaſchen konnte, und verwandte jede freie Minute darauf. Ihr beſonderer Liebling war Walter Scott. So wie er bewegte ihr keiner die Seele, beſchäftigte ihr keiner die Phantaſie. Er nahm ihr Herz und Sinn gefangen, er ſchloß eine blühende, farbenprächtige,

wundervolle Welt vor ihr auf. Und die Geſtalten dieſer Welt begleiteten ſie im Geiſte, verfolgten ſie beſtändig im Wachen und im Traum. Und wenn ihr ihre Bücher genommen wurden, dann ſchrieb ſie gelegentlich, wie Walter Croß uns berichtet, das Geleſene aus dem Gedächtniß nieder, und ſpäter, in den Ferien, wenn ſie in Griff Houſe weilte, dann führte ſie in Gemeinſchaft mit ihrem Bruder Charaden, die ganze Scenen jener Dichtungen zur Darſtellung brachten, vor dem engeren und weiteren Familienkreiſe auf. Dieſe Aufführungen, die großen Eindruck machten, begründeten in der Verwandtſchaft zuerſt ihren Ruhm; man begann ſie für „etwas Beſonderes" zu halten, man erklärte, ſie ſei „kein gewöhnliches Kind".

In nähere Beziehungen zu ihren Schulgefährtinnen trat Mary Ann in Nuneaton nicht; dagegen ſchloß ſie ſich um ſo inniger und feſter an eine ihrer Lehrerinnen, die tief religiöſe Miß Lewis, an. Mädchenfreundſchaften im gewöhnlichen Sinne, leichte, raſch geknüpfte Bande waren überhaupt ihre Sache nicht; dafür war ſie eine zu tiefe, ernſte und auch zu exkluſive Natur. Wo ihr Herz ſprach, da ſprach es leidenſchaftlich, da gab ſie ſich mit ganzer Seele hin; doch brauchte ſie viel Entgegenkommen, und wo ihr kein Verſtändniß entgegengebracht wurde, da war ſie ſcheu und hielt ſich zurück. Miß Lewis hat damals und in den folgenden Jahren einen tiefgehenden Einfluß auf ſie geübt — ganz beſonders auch in religiöſer Beziehung. Denn ihre eigene fromme und gläubige Geſinnung wirkte beſtimmend auf ihrer Schülerin tiefes Gemüth. Eine Neigung zu ernſter Lebensauffaſſung war bei Letzterer ja von Natur ſchon vorhanden, nun ward ſie von Miß Lewis in derſelben beſtärkt.

Noch entſchiedener aber gerieth ſie in Coventry in eine ſtrenggläubige, asketiſche Richtung hinein. Die Vorſteherinnen der dortigen Erziehungsanſtalt, die beiden Fräulein Franklin

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

nämlich, waren als Töchter eines ehemaligen Baptiſtenpredigers in den Anſchauungen und Ideen dieſer Sekte erzogen worden, waren denſelben völlig ergeben und hielten treulich an ihnen feſt. Mary Ann aber war jung und eindrucksfähig und hatte ein warmes, enthuſiaſtiſches Gemüth. Die Denkungsweiſe der beiden Damen, die ſie höchlich verehrte und ſchätzte, theilte ſich unwillkürlich ihr mit. Sie ward zwar nicht Mitglied der Baptiſtengemeinde, aber ſie ſchloß ſich ihr innerlich an. Mit Geſinnungen von ultra-evangeliſcher Färbung und mit ſtreng asketiſchen Neigungen kehrte ſie ſchließlich zu den Ihrigen zurück.

Den Aufenthalt in der Franklinſchen Anſtalt hatte ſie übrigens trefflich benützt. Immer klarer war während der Dauer desſelben ihre ſeltene Begabung zu Tage getreten, immer entſchiedener zugleich mit dem Bewußtſein ihrer Fähigkeiten der Drang, ſie zu bethätigen und zu üben, der Ehrgeiz, ſie geltend zu machen, erwacht. Bald war ſie all ihren Mitſchülerinnen an Wiſſen und Können bedeutend voraus. Ihre geiſtige Reife war eine außergewöhnliche, ihre Aufſätze erregten die höchſte Bewunderung, auch ihr Klavierſpiel ward ſehr gerühmt. Daneben ſoll ſie tüchtige ſprachliche Kenntniſſe im Deutſchen und Franzöſiſchen beſeſſen haben, ja es ſcheint, daß ſie ſelbſt das Studium des Lateiniſchen im Franklin'ſchen Hauſe ſchon ernſthaft betrieb. Die Schule in Coventry hatte viel Ruf. Ihre Leiterinnen galten als tüchtige Perſönlichkeiten — die jüngere, Fräulein Rebecca Franklin, war als fein gebildete Dame bekannt. George Eliot hat noch in ſpäteren Jahren dankbar der vielfachen geiſtigen Förderung, die ihr durch Letztere zutheil ward, gedacht.

1835 verließ ſie die Anſtalt und kehrte zu ihren Eltern zurück. Schon im folgenden Jahre verlor ſie die Mutter, ein Schlag, durch den ſie ſehr hart betroffen wurde und deſſen Wirkung ſie tief empfand. Nach Ablauf eines weiteren Jahres vermählte ſich ihre Schweſter Chriſtina mit einem Arzt, Namens

Edward Clarke. Mary Ann ſah ſie mit Wehmuth ſcheiden,[3] ergriff aber nunmehr, kaum achtzehnjährig, die Zügel des Haushalts mit feſter Hand. Sie unterzog ſich mit Treue und mit großer Gewiſſenhaftigkeit der ſorgfältigen Erfüllung ihrer neuen Pflichten, war beſtrebt, ſich die Kenntniſſe und Fertigkeiten, deren ſie dazu benöthigt war, anzueignen, kurz waltete ihres Amtes in muſtergültiger Weiſe. Ihre Mußezeit widmete ſie zum großen Theile der Sorge für die Kranken und Hülfsbedürftigen, der Armenpflege im weiteſten Sinne und allerhand humanitären Beſtrebungen. Als ſie Griff Houſe verließ, klagten die Armen der Gegend: „Eine Mary Ann Evans bekommen wir nicht wieder.“ Aber auch ihre ſprachlichen Studien, ihre Muſik und Lektüre vernachläſſigte ſie nicht. Das Leſen war immer noch ihre „große Paſſion“. Doch fehlte ihr, um ſie nach Wunſch zu befriedigen, zu ihrer Betrübniß ſehr häufig die Zeit. Sehr draſtiſch ſchreibt ſie in einem Brief an Miß Lewis: „Mir geht's mit den Büchern wie dem Vielfraß beim Schmaus. Ich eile mit dem einen Gang fertig zu werden, um möglichſt ſchnell zu dem folgenden zu kommen, und ſo genieße und verdaue ich keinen.“

Man ſieht, es war ein ſehr ernſtes Leben, das ſie damals in Griff Houſe führte, faſt zu ernſt für ein ſo junges Mädchen. Doch entſprach es eben dadurch ihren damaligen Ueberzeugungen. Wir wiſſen, daß ſie ſtreng, ja asketiſch dachte, in der Geſelligkeit eine große Gefahr erblickte, Vergnügungen für Fallſtricke des Böſen erklärte und alle Regungen der Eitelkeit aufs entſchiedenſte verdammte — ja daß ſie ſich in ſchroffer Demonſtrirung dieſer Geſinnung durch möglichſt geſchmackloſe Kleidung gefiel. Gewiß war in alledem viel Gewaltſamkeit und Uebertreibung, aber Naturen wie die ihrige übertreiben eben leicht. Sie ergreifen alles mit Leidenſchaft und Feuer — ſie ſetzen für eine Sache, für die ſie Partei nehmen, energiſch all ihre Kräfte ein. So erging

es auch Mary Ann. Weltabwendung und Weltentſagung lag ihrer Natur im Grunde ſehr fern; ſie war, wie ſie ſpäter ihre Maggy ſchilderte, „ein Weſen voll heißen, leidenſchaftlichen Verlangens nach allem, was ſchön iſt und was beglückt.“ Dazu wiſſensdurſtig und von unbewußter Sehnſucht nach einer Löſung der Räthſelfragen, die ihr das Schickſal aufgab, erfüllt. Aber „ihr Leben erſchien ihr wie ein Drama“ — ſie hielt ſich zur Rolle der Asketin berufen, flüchtete ſich gleichſam in die Anſchauungen derſelben vor dem ſtürmiſchen, ungeſtillten Begehren ihres Herzens und verlangte von ſich ſelbſt, „ſie mit Nachdruck zu ſpielen“.[4]

Gleichwohl mußte ein Geiſt wie der ihrige die Monotonie dieſes Daſeins bald drückend empfinden. Sie ſtand ja mit all ihrem Kämpfen und Ringen, ihrem Bildungsdrang und heißen Vervollkommnungsſtreben inmitten ihrer Umgebung völlig allein. Da war Niemand, der ihre Intereſſen theilte, Niemand, gegen den ſie ſich ausſprechen konnte, Niemand, der ihr geiſtiges Bedürfen verſtand. Man bedenke nur: eine Frau von G. Eliots Begabung in der Abgeſchiedenheit eines Farmhauſes der damaligen Zeit! Man kann ſich vorſtellen, was ſie entbehrte, wie vereinſamt ſie ſich innerlich fühlte und was ſie in jenen Jahren in Griff Houſe unter dem Bewußtſein dieſer völligen Vereinſamung litt! Ihre ſtarren Grundſätze und ſtrengen Ueberzeugungen konnten ihr auf die Dauer um ſo weniger Erſatz bieten, als allmählich unter dem Einfluß einer freieren Lektüre allerhand Zweifel in ihrem Gemüth ſich regten und ein vollſtändiger Umſchwung in ihrer Geſinnung ſich langſam vorzubereiten begann.

Ein Wechſel ihres Wohnortes kam ihr endlich zu Hülfe. Ihr Vater ſiedelte im März 1841 nach Foleshill Road bei Coventry über, während ihr Bruder Iſaac Evans nach ſeiner eben vollzogenen Vermählung mit ſeiner Gattin Griff Houſe bezog. Dieſer Umzug ward bedeutſam für George Eliots

Entwickelung, er bezeichnet einen Wendepunkt ihres inneren Geſchicks. Sie trat in Coventry zum erſten Male aus ihrer bisherigen geiſtigen Vereinſamung heraus, lernte einen Kreis von hochgebildeten, geiſtig bedeutenden Menſchen kennen, gewann an ihnen treue Freunde, die ihr lebenslang ergeben blieben, und gerieth durch ihre Vermittelung ſchließlich in ihre litterariſche Laufbahn hinein. Ich ſpreche von ihrer Verbindung mit den Hennells und den Brays.

Herr Bray war ein wohlhabender Induſtrieller, ein Bandfabrikant, der mit ſeiner Frau und deren Schweſter auf ſeiner ſchönen Beſitzung zu Roſehill, wenige Meilen von Coventry, lebte. Er war ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung mit philantropiſchen, wiſſenſchaftlichen und ſchöngeiſtigen Neigungen, hatte ſelber bereits verſchiedene Schriften populär-philoſophiſchen Inhalts geſchrieben und war als Verfaſſer der „Philoſophie der Nothwendigkeit“ und Vertreter des Comteſchen Poſitivismus bekannt. Sein Haus war der Mittelpunkt eines geiſtig belebten, religiös freiſinnigen und litterariſch gebildeten Kreiſes; Combe und Froude verkehrten dort regelmäßig, ſelbſt Emmerſon ſprach manchmal in Roſehill ein. Brays Gattin, Caroline, geborene Hennell, theilte ſeine Anſchauungen und freien Ueberzeugungen. Sie ſelbſt entſtammte einer hochgebildeten, ſchriftſtelleriſch begabten und thätigen Familie. Ihr Bruder Charles Hennell war der Verfaſſer eines Werkes, das den Urſprung des Chriſtenthums kritiſch behandelte und vielfach zu weſentlich gleichen Ergebniſſen wie das ſpäter erſchienene, ſo berühmt gewordene „Leben Jeſu“ von Strauß[5] gelangte. Ihre Schweſter Sarah gab ebenfalls Schriften, die verwandte Tendenzen verfolgten, heraus. George Eliot war bald nach der Ueberſiedelung nach Coventry mit der Familie bekannt geworden und zwar durch Frau Pears, die Schweſter des Herrn Bray; ſie ſchloß ſich an alle Glieder derſelben, vornehmlich aber an Sarah

Hennell in warmer Herzensfreundſchaft an. Roſehill wurde ihre geiſtige Heimath; die geiſtig bewegte Atmoſphäre, die dort herrſchte, wirkte erfriſchend und belebend auf ſie ſelber zurück. Unter dem Einfluß der Denkungsart ihrer neuen Freunde, vollzog ſich der Umſchwung in ihren Geſinnungen, von dem oben die Rede war, ſcheinbar ſehr ſchnell; ihr Geiſt durchbrach die feſſelnden Schranken kirchlicher Dogmen und Glaubensformeln, ihr lange gewaltſam zurückgehaltener natürlicher Glückstrieb ſchien plötzlich erwacht; die ſtrenggläubige Chriſtin ward zur Rationaliſtin, die Fanatikerin der Weltabwendung lernte den Zauber eines geiſtverklärten Daſeins ſchätzen und gab ſich ihm voll Inbrunſt hin.

Freilich ohne heftige Gemüthsbewegungen ging es für ſie dabei nicht ab. Der Bruch mit ihrer Vergangenheit war ja ein naturgemäßer, er hatte ſich langſam in ihr vorbereitet, und als er endlich zur Thatſache wurde, da fühlte ſie ſich innerlich wie neugeboren, wie von einem dumpfen, unnatürlichen, ſchwer auf ihr laſtenden Drucke befreit. Sie ſelber ſchreibt darüber an Sarah Hennell: „Den erſten Moment, nachdem unſere Seele von dem Prokruſtosbette der Dogmen erlöſt iſt — dieſer Folter, auf die ſie geſpannt geweſen iſt, wo ſie gereckt und geſtreckt wurde, ſeit ſie anfing zu denken — im erſten Moment überkommt uns ein frohlockendes, ein ſtolzes, ſtarkes Gefühl der Hoffnung . . . Wir glauben, wir werden ſchnell vorwärts kommen, nun wir im freien Gebrauch unſerer Glieder uns finden und die ſtärkende Luft der Unabhängigkeit athmen . . .“ Indeſſen, dieſes Gefühl hielt nicht vor . . . Die Ernüchterung folgte ihr ſehr bald nach. Denn der Eintritt der Kataſtrophe hatte ja nicht bloß befreiend, er hatte auch erſchütternd auf G. Eliot gewirkt; er hatte alle bisherigen Grundlagen ihres Geiſtes- und Gemüthslebens gewaltſam zerſtört. Es währte lange, bis ſie dieſer Erſchütterung Herr wurde, bis ſie Ordnung in das wilde

Chaos ihrer widerſtreitenden Empfindungen brachte, bis ſie einen neuen und feſten Standpunkt, auf dem ſie in religiöſer und ſittlicher Beziehung ſicher Fuß faſſen konnte, gewann. Sie konnte und wollte ja nicht mit Halbheiten ſich zufrieden geben, konnte und wollte keine Kompromiſſe ſchließen, konnte und wollte ihrem Denken nicht zumuthen, zu Gunſten von Gemüthsbedürfniſſen vor der Zeit zu kapituliren. „Wer Kraft hat, zu warten und auszuharren, der iſt verpflichtet, keinerlei Formel anzunehmen, die nicht ſein Verſtand wie ſein Gemüth anerkennen, vor der nicht ſeine ganze Seele in tiefſter Ehrfurcht ſich beugen kann. Der erhabenſte Beſchluß, den wir faſſen können, unſer höchſter Beruf iſt: kein Opium zu nehmen und alle uns beſchiedenen Schmerzen mit klarem Bewußtſein gefaßt zu ertragen.“[6] Dieſen Worten getreu hat George Eliot gehandelt. Mit der Tapferkeit ihres ungebrochenen und unbeſtechlichen Wahrheitsdranges hat ſie die Annahme jeglicher „Formel“, die dieſen ihren Forderungen nicht genug that, verſchmäht. Die Formel, nach der ſie ſuchte, aber fand ſie allem Anſchein nach nicht. Eine Zeit lang ſcheint ſie einem aufgeklärten, rationaliſtiſch-theiſtiſchen Gottesglauben und demnächſt der pantheiſtiſchen Gottes- und Weltanſchauung gehuldigt zu haben; ſpäter aber langte ſie gleich ihren Freunden auf dem Standpunkt des Comteſchen Poſitivismus, bei der „Religion der ſchönen Menſchlichkeit“ an. Denn „eine wirklich befriedigende Löſung der Räthſel des Daſeins erſchien ihr unmöglich“, alle ſpekulative Wahrheit war ihr im höchſten Grade verdächtig, ſie erblickte in ihr, wie ſie ſelber ſich ausdrückt, „nur einen Schatten des individuellen Gemüths“. Daher leiſtete ſie ſchließlich mit vollem Bewußtſein auf jede beſtimmte perſönliche Ueberzeugung in metaphyſiſchen Dingen für immer Verzicht. Gleichwohl verlor ſie bei all ihrer Skepſis den Glauben an das Ewige und Göttliche nicht. Denn aus dem vollkommenen Schiffbruch der religiöſen Ideale, denen ſie vordem

ergeben geweſen, hatte ſie ſich den begeiſterten Glauben an die höchſten ſittlichen Ideale gerettet, und bei all ihrem Mißtrauen gegen Dogmen und Formeln und vermeintliche Löſungen des Lebensräthſels hatte ſie ſich die tiefſte Ehrfurcht vor dem großen Myſterium des Daſeins bewahrt.

Der Wandlung, die mit ihr vorgegangen, gab Miß Evans ihrer Natur entſprechend zunächſt einen möglichſt energiſchen Ausdruck. Sie trat leidenſchaftlich in Worten und Handlungen für ihre neuen Ideen und Ueberzeugungen ein. Sie ſuchte ihr Leben in jeder Beziehung auch äußerlich ihnen gemäß zu geſtalten. Sie änderte ihre Lebensgewohnheiten, ihre Ausdrucksweiſe, ihre Art ſich zu kleiden, ſie ging nicht mehr wie ſonſt zur Kirche und beobachtete nicht länger die kirchlichen Bräuche. Dies hatte für ſie eine betrübliche Folge: es kränkte ihren Vater und brachte ihn auf. Er war ein einfacher Mann und außer ſtande, die Motive, die ſeine Tochter bewegten, ihr inneres Kämpfen und Ringen zu verſtehen. Er war ſchwer bekümmert durch ihren Abfall vom Glauben und durch ihr Betragen aufs Tiefſte verletzt.

Eine Zeit lang drohte zwiſchen Beiden ein Bruch. Mary Ann verließ das Haus des Herrn Evans und trug ſich mit dem Gedanken, nach Leamington zu gehen und dort vom Ertheilen von Privatunterricht zu leben. Doch kam zum Glück für beide Theile eine volle Ausſöhnung ſehr bald zu ſtande. Die gegenſeitige Liebe überwand alle Schwierigkeiten, die Tochter kehrte zum Vater zurück. Sie verſtand ſich aus kindlicher Pietät für denſelben zum Verzicht auf jegliche demonſtrative Geltendmachung ihrer freien Ueberzeugungen, fügte ſich äußerlich all ſeinen Wünſchen und nahm auch ihre alte Gewohnheit des pünktlichen Kirchenbeſuches wieder auf. Herr Evans gab ſich damit zufrieden, und das alte herzliche Einverſtändniß zwiſchen Beiden ſtellte ſich ſchnell wieder her.

Mary Ann blieb dauernd im Hauſe des Vaters und hat ihn bis an ſein Lebensende in liebevollſter Weiſe gepflegt.

Anfangs fielen ihr die Zugeſtändniſſe, zu denen ſie ſich verſtanden hatte, bei ihrer großen Gewiſſenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit nicht leicht; allmählich aber lernte ſie freier denken, die Ueberzeugungen Anderer achten und die Nothwendigkeit, wechſelſeitig Rückſicht und Duldung zu üben, verſtehen. Sie begriff, daß es ſchwer iſt, einen Menſchen zu überzeugen, daß „die Uebereinſtimmung der Geiſter nur ſelten erreichbar iſt“, und daß es nur ein einziges Band giebt, das uns wahrhaft mit all unſeren Mitmenſchen verbinden kann: das Band der Liebe, der Sympathie. Aus der Erkenntniß, „daß die Irrthümer des Intellektes, die wir anfangs für eine bloße Rinde gehalten, mit dem lebendigen Organismus aufs Innigſte verwachſen ſind und daß wir ſie nicht ausrotten können, ohne die Lebenskraft ſelbſt zu zerſtören“, rang ſie ſich zu der Höhe jener vorurtheilsfreien, wahrhaft toleranten Geſinnung, die alle ihre Werke athmen, empor.

Die Jahre, die ſie in Coventry verlebte, waren übrigens auch in anderer Beziehung bedeutungsvoll für George Eliots Entwickelung. Obwohl ſie ſich fortgeſetzt mit dem lebhafteſten Eifer allerhand wohlthätigen Beſtrebungen widmete — der Wechſel in ihren religiöſen Ueberzeugungen brachte darin keinerlei Wandlung hervor —, ſo war ſie doch mehr noch als vorher in Griff Houſe auf die Pflege ihrer geiſtigen Intereſſen bedacht. Auch ſtanden ihr nunmehr in dieſer Beziehung ungleich mehr Hülfsmittel und Hülfsquellen zu Gebot. Unter der Anleitung tüchtiger Lehrkräfte ſetzte ſie ihre ſprachlichen und muſikaliſchen Studien und, angeregt durch die Freunde in Roſehill, ihre Bemühungen, ſich ſelbſtändig weiter zu bilden, mit unermüdlichem Eifer fort. Neben dem Deutſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen betrieb ſie jetzt gründlich die klaſſiſchen

Sprachen; Hebräiſch und Spaniſch traten ſpäter dazu. Auch brachte ſie in ihre Lektüre, bei der ſie bis dahin ganz planlos verfahren war, nun mehr und mehr ein gewiſſes Syſtem. Sie war eifrig beſtrebt, ſich mit Hülfe derſelben wiſſenſchaftliche und litterariſche Kenntniſſe zu erwerben, gründliche Kenntniſſe von bleibendem Werth — kurz ſie eignete ſich in jenen Jahren jene gediegene, umfaſſende und vielſeitige Bildung und jene großartige Weite des geiſtigen Horizontes, die ihr bei ihrem ſpäteren Schaffen ſo ſehr zu ſtatten kamen, an.

Ihre Freundſchaft mit den Brays und Hennells nahm während deſſen immer zu. Sie gewährte ihr nicht bloß viel geiſtige Anregung, ſie brachte auch manche erfriſchende Abwechſelung, manche wohlthätige Zerſtreuung in ihr Leben hinein.

Das wichtigſte Begebniß ihres Lebens aber, das ſich in jenen Jahren ereignete, war ihr erſtes Erſcheinen in der Litteratur. Sie debütirte 1846 als Ueberſetzerin des „Lebens Jeſu“ von Strauß. Ein zufälliger äußerer Umſtand bewirkte, daß ſie im Sommer 1843 dieſe mühevolle Arbeit begann. Dieſelbe war nämlich von einer anderen Dame, einer Miß Brabant, ſchon in Angriff genommen, als dieſe, ſich mit Charles Hennell vermählend, Miß Evans um die Fortſetzung des Unternehmens bat. Mary Ann brachte nunmehr nach zweijähriger Arbeit eine Wiedergabe des Werkes zu ſtande, die der Herausgeber ſelber eine ebenſo elegante als gewiſſenhafte und ſinngetreue, der Feder eines Gelehrten würdige nannte. Obwohl die Veröffentlichung faſt ſpurlos vorüberging, entmuthigte dieſer Mißerfolg George Eliot doch nicht. Ihr Intereſſe für philoſophiſche und theologiſche Fragen regte ſie vielmehr im Verlauf ihrer Studien noch mehrfach zu ähnlichen Arbeiten an. Noch in Coventry überſetzte ſie 1848 Spinozas „Theologiſch-politiſchen Traktat“ — und dieſer Uebertragung fügte ſie in ſpäteren Jahren noch die von Feuerbachs „Weſen des Chriſtenthums“

und von Spinozas „Ethik" hinzu. Auch die ersten Vorboten ihrer kritischen Thätigkeit, einige Besprechungen neu erschienener wissenschaftlicher Werke, gehören noch der uns hier beschäftigenden, acht Jahre umfassenden Periode an.

In dem äußerlich gleichmäßigen und einförmigen Leben, das sie damals in Coventry führte, trat 1849 ein plötzlicher Umschwung ein: ihr Vater, der alte Herr Evans, starb. Er war schon seit längerer Zeit kränklich gewesen, und Mary Ann hatte täglich verschiedene Stunden auf seine Pflege und seine Erheiterung durch Vorlesen verwandt. Um so schmerzlicher empfand sie den erlittenen Verlust. Sie fühlte sich grenzenlos verlassen und einsam, und ihr Leben, das scheinbar zwecklos geworden, dünkte sie trostlos öde und leer. Daß sie sich körperlich elend fühlte, verschlimmerte noch ihre Melancholie. Um sie ihrer verzweifelten Stimmung zu entreißen, bestimmten sie ihre Rosehiller Freunde, mit ihnen eine größere Reise durch Frankreich und Oberitalien zu unternehmen. Man ging über Paris und Lyon nach Marseille, von dort nach der Riviera und den oberitalienischen Seen und endlich über Martigny und Chamounix nach Genf. Dort blieb, während die Brays wieder heimkehren mußten, Mary Ann den Winter hindurch zurück. Sie wohnte zuerst in der Pension Plongeon und später in einem Privatquartier bei einem liebenswürdigen Maler, Herrn d'Albert Durade. Er und seine Gattin waren feingebildete Leute, bei denen sie sich wohl und heimisch fühlte und an denen sie treue, wohlmeinende Freunde für ihr ganzes ferneres Leben gewann.[7] Herr d'Albert begleitete sie schließlich nach England, wohin sie im März 1850 zurückkehrte, melancholischer und niedergeschlagener denn je.

Sie begab sich zunächst zu ihren Freunden nach Coventry und darauf für einige Wochen zu ihrem Bruder nach Griff. Schließlich kam sie der Aufforderung ihrer Freunde, dauernd

in Roſehill zu bleiben, nach. Sie hat daſelbſt faſt 1½ Jahre, aufs Herzlichſte willkommen geheißen und von liebevollſter Sorgfalt umgeben, gelebt. Trotzdem wollte ihre Schwermuth nicht weichen, weil ſie ſich brennend nach Thätigkeit ſehnte und ihr Daſein als ein unnützes und zweckloſes empfand. Erlöſung brachte ihr endlich John Chapman, der Verleger und Herausgeber der „Weſtminſter Review"; auf ſein Zureden ſiedelte ſie 1851 in ſein Haus nach London über und trat als ſtändige Mitarbeiterin in die Redaktion der Zeitſchrift ein.

Sie ſchrieb für dieſelbe eine ſtattliche Anzahl von größeren und kleineren Artikeln und Beſprechungen und trug außerdem auch in anderer Weiſe, durch Gewinnung tüchtiger Mitarbeiter, zur Hebung derſelben erfolgreich bei. Die Jahre, während welcher ſie ihr angehörte, bezeichnen die Blüthezeit im Leben der Review. Die Arbeiten, welche ſie ſelber lieferte, wenigſtens die bedeutenderen und umfangreicheren, gehören, wie verſichert wird, zu den beſten der Zeitſchrift und zeichnen ſich durch Geiſt und Gediegenheit, durch Selbſtändigkeit und Reife des Urtheils, durch Gedankenreichthum und Gründlichkeit aus. Artikel, wie die über Riehl, über Cumming, über Heinrich Heine und Edward Young beweiſen, daß der Ruf einer geiſtvollen Eſſayiſtin, den ſie ſich damals zu erwerben wußte, kein unverdienter geweſen iſt.[8]

Das Leben, das ſie damals in London führte, war überaus anregend und intereſſant. Das Chapmanſche Haus war ein Sammelpunkt zahlreicher, geiſtig bedeutender Perſönlichkeiten, und Miß Evans nahm innerhalb wie außerhalb desſelben am großen Strom des geiſtigen Lebens, der die engliſche Hauptſtadt durchfluthete, theil. Sie lernte Spencer und Hector Berlioz, Harriet Martineau und Friederike Bremer, Pierre Leroux, den Socialiſten und Freund der George Sand, Lewes, Froude und Thomas Carlyle, Combe und Gray und Andere kennen,

beſuchte daneben, oft in Spencers Begleitung, die Theater, Konzerte und Muſeen der Großſtadt und kehrte hin und wieder flüchtig bei ihren Freunden in Roſehill ein. Leider war ihr Geſundheitszuſtand fortgeſetzt ein ſehr wenig erfreulicher; ihre körperliche Kraft erwies ſich den Anforderungen, welche die raſtloſe und angeſtrengte Thätigkeit ihres Berufes in Verbindung mit der Unruhe ihrer Lebensart ſtellte, nicht in ausreichendem Maße gewachſen; ſie hatte oft elende Tage und Nächte und war häufig vom heftigſten Kopfſchmerz gequält. Dies nöthigte ſie 1853 das Haus John Chapmans zu verlaſſen und eine ruhigere Wohnung im Hyde Park zu beziehen.

Unter Denjenigen, die ſie hier häufiger beſuchten, ſtehen Spencer und George Henry Lewes obenan. Mit Erſterem verband ſie ein Band warmer Freundſchaft, aufrichtiger Hochſchätzung und Sympathie; mit Lewes ging ſie im folgenden Jahre die bedeutſamſte Verbindung ihres Lebens ein. Wir müſſen bei der Perſönlichkeit des Letzteren und bei dem Verhältniß, in dem er zu George Eliot geſtanden, an dieſer Stelle noch etwas verweilen.

George Henry Lewes war kein genialer, aber ein talentvoller, vielfach begabter Mann. Von den verſchiedenſten Seiten wird ſein reiches Wiſſen, die erſtaunliche Univerſalität ſeines Geiſtes, ſeine glänzende Erzählungs- und Unterhaltungsgabe, ſein friſches, anregendes Weſen gerühmt. Als ihn Miß Evans kennen lernte, beſaß er bereits einen gewiſſen Ruf und war als gewandter und fruchtbarer Tagesſchriftſteller, als litterariſcher Leiter des Blattes „The Leader", als Kritiker und liebenswürdiger Erzähler bekannt. Er hatte verſchiedene Novellen geſchrieben und eine „Biogrophiſche Geſchichte der Philoſophie". Das Werk, das ſeinen Namen berühmt machen ſollte, ſeine „Goethe-Biographie", erſchien erſt ſpäter; auch ſeine „Küſtenſtudien" und ſeine „Phyſiologie des Lebens" kamen erſt nach ſeiner Verbindung mit

George Eliot 1857—58 bei Blackwood heraus. In ſeinem Privatleben war er nicht glücklich geweſen — ſeine Verhältniſſe waren zerrüttert und troſtlos — ſein häusliches Glück war völlig zerſtört. Er war verheirathet und hatte ſieben Kinder, lebte aber von ſeiner Familie ſeit mehreren Jahren völlig getrennt. Seine Ehe war nicht geſetzlich geſchieden, weil nach dem geltenden engliſchen Rechte eine Scheidung nicht erwirkt werden konnte — aber faktiſch war ſie ſeit lange gelöſt. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, wen von den Gatten die Schuld an dem Zerwürfniß vornehmlich traf. Die Berichte laſſen ſo vieles unklar und ſcheinen meiſtens parteiiſch gefärbt. Die Einen klagen Mrs. Lewes, die Anderen ihren Gatten an; von den Erſteren wird abfällig über Jene geurtheilt — die Letzteren dagegen ſtellen Lewes als einen leichtfertigen, ſich der Erfüllung ſeiner heiligſten Verpflichtungen entziehenden, gewiſſenloſen Menſchen hin. Beides ſcheint mir nicht richtig zu ſein. Denn Perſonen, die von Mrs. Lewes zuverläſſige Kunde hatten, ſchildern dieſelbe als eine gebildete und feinfühlige, ihren Kindern gegenüber das Verhalten ihres Mannes in großmüthiger Weiſe entſchuldigende Frau. Auf der andern Seite hat auch Lewes ein ſo hartes Urtheil wie das oben erwähnte meines Erachtens gewiß nicht verdient. Er war kein unedler, kein ſchlechter Menſch; das hat ſich in ſeinem ſpäteren Verhalten George Eliot gegenüber aufs Klarſte gezeigt. Vielleicht lag überhaupt im Anfang nur ein gegenſeitiges Nichtverſtehen, das ſchlechte pekuniäre Verhältniſſe mit der Zeit immer empfindlicher und unleidlicher machten, zwiſchen den beiden Gatten vor. Wie dem auch ſei und was auch Lewes ſeiner Frau gegenüber gefehlt haben möge, gewiſſenlos, ſchlecht, frivol war er nicht. Das beweiſt ſchon die Thatſache, daß er ſelbſt unter dem Drucke ſeines häuslichen Elends empfindlich litt. Der Zwang ſeiner Lage übte, ſo ſcheint es, eine lähmende Wirkung auf ſeinen Geiſt: er ſtand auf dem

Punkte, ſich ſelbſt zu verlieren, er lebte in dumpfer Betäubung dahin. So kam er innerlich und äußerlich herab. Seine Verhältniſſe waren ſchon lange ſehr traurige — ſie wurden es jetzt noch täglich mehr. Und er fand nicht den Muth, ſich aufzuraffen, über den Augenblick hinauszudenken, ſeine Zukunft entſchloſſen ins Auge zu faſſen; er hatte, wie er ſich ſelber ausdrückt „an dem Elend jedes einzelnen Tages genug". Erſt die Bekanntſchaft Herbert Spencers riß ihn aus dieſer trüben Verſunkenheit, und erſt der Einfluß Mary Ann Evans gewann ihn dauernd dem Leben zurück. Er ſelber ſagt in ſeinem Tagebuche in der Rückerinnerung an jene Zeit: „Ich ſchulde Spencer großen Dank. Die Bekanntſchaft mit ihm war der hellſte Sonnenſtrahl in a very dreary and wasted period of my life... Die Energie ſeiner Denkkraft ſpornte die meinige, ſie belebte ſie wieder, ſie rief in meiner Seele die ſchlummernde Liebe zur Wiſſenſchaft wach... Ich ſtehe aber noch in anderer Beziehung und noch viel tiefer in Spencers Schuld. Er war es, der mich mit Mary Ann bekannt machte — ſie kennen lernen aber hieß ſie lieben... Gott ſegne ſie. — Seit jenem Tage begann für mich ein neues Leben — denn ihr verdanke ich mein Wohlergehen, ihr verdanke ich all mein Glück!" Dieſe Worte und mehr noch die Thatſachen, auf die ſie Bezug nehmen, ſprechen meines Erachtens eine deutliche Sprache: ſie beweiſen, daß man den Schreiber jener Zeilen nicht der Leichtfertigkeit, wohl aber der Schwäche, des Mangels an Thatkraft beſchuldigen kann. Er war eben vermuthlich ein liebenswürdiger, aber kein feſter, entſchiedener Charakter, ein begabter, aber kein willensſtarker, ſich energiſch im Leben behauptender Mann. Gerade in dieſer Hinſicht aber hat George Eliot den ſegensreichſten, bedeutſamſten Einfluß auf ihn geübt; denn ſie war nicht bloß die geiſtig bedeutendere, ſie war auch die ernſtere und tiefere Natur; ſie gab ihm feſten ſittlichen Halt. Und er fühlte das ſelber und hat es ihr lebenslang mit treueſter

Verehrung und Liebe gedankt. — Wir kommen auf dieſen Punkt noch zurück. Er iſt wichtig für die Beurtheilung George Eliots und ihrer Handlungsweiſe im vorliegenden Fall. Welcher Art dieſe letztere geweſen iſt, weiß man: ſie entſchloß ſich, die Gefährtin des Mannes zu werden, deſſen rechtmäßige Gattin ſie nicht werden konnte, ſie reichte ihm mit muthigem Vertrauen zu lebenslänglichem Bunde die Hand. Das Bedenkliche dieſes Schrittes iſt nicht zu verkennen; es leugnen zu wollen, wäre gründlich verkehrt. Aber man wird doch beſtrebt ſein müſſen, ſich auf G. Eliots Standpunkt zu ſtellen, wenn man ihr Handeln richtig begreifen und ſie gerecht beurtheilen will. Und da drängt ſich dann, meine ich, unabweislich die Erkenntniß auf, daß die Dichterin nicht leichtfertig und nicht von Leidenſchaft verblendet gehandelt, daß, wenn ſie wirklich ein Unrecht begangen hat, ſie jedenfalls keins zu begehen *glaubte*, daß ſie im Gegentheil erfüllt und durchdrungen war von der feſten Ueberzeugung: „Was du thun willſt, iſt Recht.“ In ihren Briefen ſpricht ſich das deutlich aus. Sie begriff nicht, wie irgend ein vorurtheilsfreier, denkender Menſch etwas Unmoraliſches in ihrem Verhältniß zu Lewes erblicken konnte; ſie hielt es für ſittlich im höchſten Sinn. Sie fühlte ſich durch die ſtärkſten Bande und durch die heiligſten, die Menſchen verbinden können, gefeſſelt, ſie war überzeugt, daß daſſelbe bei Lewes der Fall ſei, und ſie betrachtete ſich deshalb in jeder Beziehung als die Gattin des Mannes, an deſſen Schickſal ſie das ihrige mit vollem Vertrauen geknüpft. „Leichte und leicht zu löſende Bande,“ ſo ſchreibt ſie am 4. September 1855, „ſind nicht das, was ich theoretiſch für wünſchenswerth halte, noch das, wofür ich praktiſch zu leben vermöchte. Frauen, die ſich mit ſolchen begnügen, handeln *nicht*, wie ich es gethan.“ Mit großer Entſchiedenheit verlangt ſie von ihren Freunden, daß ſie ihr Bündniß mit Lewes als eine wahrhafte Ehe anerkennen und achten ſollen, und in ſtarken

Worten proklamirt ſie ihr Anrecht an den Titel und die Würde einer verheiratheten Frau. — Mancher wird hier geneigt ſein, zu fragen: Wie kam G. Eliot zu dieſer Meinung? Dachte ſie nicht an Lewes Frau? Beunruhigte es ſie nicht, daß ſie dieſe verdrängte? Erregte es ihr auch keine Bedenken, daß ſie ſich über Sitte und Herkommen und über die Meinung der Menſchen gewaltſam hinwegſetzte? Daß ſie eine geſetzliche Schranke, die Andern heilig war, überſprang? Die Beantwortung dieſer Fragen ſcheint mir nicht ſchwer. Zunächſt muß daran erinnert werden, daß die Dichterin das Zerwürfniß der Eheleute in keiner Weiſe verſchuldet hatte, und daß, als Lewes ſie kennen lernte, die Trennung der Beiden ſchon zur Thatſache geworden, der Bruch zwiſchen ihnen ſchon vollzogen war. G. Eliot konnte und mußte annehmen, daß dieſer Bruch zwiſchen ihnen ein unheilbarer ſei, daß Mrs. Lewes demnach faktiſch durch ſie nicht verdrängt wurde, durch ſie nichts verlor. Zudem war ſie auch kaum in der Lage, Jene völlig gerecht zu beurtheilen und mit unparteiiſchem Blick zu betrachten; denn ſie kannte ſie nicht, und ſie ſah in ihr nothwendig „die Frau, die Lewes elend gemacht". Dies führt uns auf den Kernpunkt der Sache, auf den Punkt, der für ſie der entſcheidende war. Sie fühlte, daß Lewes am Rande des Verderbens ſtand, ſie war überzeugt, daß ſie ihn retten könne, und ſie glaubte das Recht und die Pflicht zu haben, ihm die helfende, ſtützende Hand nicht zu verweigern; ſo zu handeln würde in ihren Augen feig und erbärmlich geweſen ſein. Der Gedanke, daß die Menſchen ſie verurtheilen würden, war nicht geeignet, ſie zurückzuhalten; ſie wußte, daß dies der Fall ſein würde, ſie täuſchte ſich nicht über das, was ſie erwartete, nicht über das, was ſie auf ſich nahm. Aber Naturen wie die ihrige ſind zum freiwilligen Martyrium, zum Bringen von Opfern für das, was ihnen recht ſcheint, im allgemeinen ſehr geneigt; ſie werden durch die Aus-

ſicht auf Schwierigkeiten in dem Glauben, richtig zu handeln, beſtärkt. Zur Rückſicht auf die geſetzliche Schranke, die ſie von Lewes trennte aber, fühlte ſie ſich durchaus nicht geneigt. Denn ſie hielt jene Schranke für eine unberechtigte, jenes Geſetz, das ihm wehrte, ſich ſcheiden zu laſſen, für unmoraliſch und grundverkehrt. Sie hatte bereits in früheren Jahren, als ihr perſönliches Empfinden bei der Verurtheilung desſelben noch in keiner Weiſe direkt intereſſirt war, ihrer entſchiedenen Mißbilligung zu wiederholten Malen offenen und unumwundenen Ausdruck gegeben, ja ſie hatte es einmal Herrn Bray gegenüber in ihrer draſtiſchen Art für „diaboliſch“ erklärt. Sich gegen dasſelbe aufzulehnen, gegen dasſelbe zu demonſtriren, erſchien ihr als Recht, ja als ſittliche Pflicht. Doch war ſie ſich der ſchweren Verantwortung, die ſolches demonſtrative Verhalten ihr auferlegte, völlig bewußt. Sie fühlte, daß ſie ihr Recht zu demſelben durch die That und den Erfolg zu beweiſen hatte, und daß, wenn dieſer Beweis mißglückte, ſie nicht nur in den Augen der großen Menge, ſondern auch in denen der Vorurtheilsfreien, ja vor ſich ſelbſt gerichtet war. Sie ſetzte demnach mit vollem Bewußtſein ſich ſelbſt, ihre ganze Perſönlichkeit ein. Das war ein Akt von Heroismus, den wir anerkennen und achten müſſen, dem wir, wie wir auch urtheilen mögen, unſere Bewunderung nicht verſagen können.

Und ich meine, wir müſſen auch zugeſtehen, daß ſie das Recht, das ſie ſich zuerkannte, das ſie in Anſpruch nahm, auch wirklich beſaß! Freilich können nur Ausnahmenaturen es wagen, ſich über Sitte und Herkommen zu ſtellen und die ſittliche Richtſchnur des eigenen Verhaltens ſich ſelber ſouverän zu beſtimmen; aber ich glaube, G. Eliot hat den Beweis geliefert, daß *ſie eine ſolche in Wahrheit war*. Sie hat die Abſicht gehabt, zu demonſtriren, und ſie hat es in einer Weiſe, die ihrer würdig war, gethan! Sie hat Lewes ſich ſelber zurückgegeben,

ſie hat ihn geiſtig vertieft und moraliſch gehoben, ſie hat ihre freiwillig übernommene Aufgabe ihm gegenüber glänzend gelöſt.

Freilich hatte auch ſie ihm vieles in gemüthlicher und geiſtiger Beziehung zu danken. Was man auch gegen ihn vorbringen möge, Lewes hat ſich ihr gegenüber als ein im beſten und ſchönſten Sinne liebenswürdiger Charakter gezeigt. Er war ihr zugleich der zärtlichſte Gatte und der treueſte, ſelbſtloſeſte Beſchützer und Freund. Als ſolcher unterſtützte er ſie in jeder Weiſe, war immer voll Sorge für ihr Wohlbefinden, immer bemüht, ſie aufzuheitern, und hielt, wo er nur irgend konnte, alles Läſtige, Unangenehme ihr fern. So ſtand er auch beſtändig ſchirmend zwiſchen ihr und den Aeußerungen der öffentlichen Kritik. Er ſorgte dafür, daß nur wohlwollende Beſprechungen ihrer Werke zu ihrer Kenntniß gelangten und daß keinerlei Tadel, der ſie entmuthigen konnte, die Empfindliche, leicht Verletzliche traf. Auch ſonſt war er gerade der Mann, den ſie brauchte; ihre Naturen ergänzten ſich in der glücklichſten Weiſe. Sein lebhaftes, anregendes, bewegliches Weſen übte auf ſie eine belebende Wirkung, es ſetzte ihre eigenen Kräfte in Thätigkeit, es ſpornte ſie zum Schaffen an. Seine Zuverſicht ſtärkte ihr Selbſtvertrauen, ſeine Bewunderung und Hochachtung gaben ihr Muth. Es wäre unrecht, das nicht anzuerkennen, und ſie ſelber hat dies auch redlich gethan. Ihre Briefe und Tagebücher geben ihrer Dankbarkeit gegen Lewes, „ihren theuren, ihr jeden Tag theureren Gatten", wieder und wieder den innigſten Ausdruck — ſie ſind voll der Anerkennung des großen Glückes, „das ſeine Liebe über ihr Leben verbreitet", ſie werden nicht müde, die Segnungen ihres Zuſammenlebens, die Segnungen dieſer „vollkommenen Vereinigung", die ein gütiges Geſchick ihnen gewährt hatte, zu preiſen."[9] Ihre Ehe war glücklich, wie nicht viele es ſind. Denn Beide hatten vielfach die gleichen Anſchauungen, vielfach die gleichen Intereſſen und Neigungen, ſie

unterſtützten und förderten ſich gegenſeitig, ſie nahmen Einer an den Studien des Anderen, an ſeinen Beſtrebungen und Erfolgen den innigſten Theil.

Und da ſie Beide außergewöhnlich begabte und talentvolle Menſchen waren, ſo erwuchs aus ihrem Zuſammenleben der Menſchheit litterariſch ein hoher Gewinn. Denn Beiden ward ihre Vereinigung zum Sporn. Für Lewes war ſie gleichbedeutend mit einem geiſtigen Wiedergeborenwerden, einem neuen, friſchen Aufſchwung der Kräfte, deſſen erſte und werthvollſte Frucht ſeine Goethe-Biographie, dies berühmteſte Werk ſeines Lebens, war; G. Eliot aber fand an ſeiner Seite, von dem Wunſche getrieben, ſeine Erwartungen zu rechtfertigen, geſpornt durch ſeine gute Meinung, geſtärkt durch ſeine Bewunderung und Liebe, den Muth, die Bahn der Novelliſtin, auf der ſie ſo Großes leiſten ſollte und ſo glänzende Erfolge errang, zu betreten. Wahrlich, wenn wir dies alles in Betracht ziehen und wenn wir zugleich der erhebenden Wirkung, die von den Werken der Dichterin ausgeht, gedenken —: dann können wir, glaube ich, nicht umhin, zu empfinden, daß ſie in Wahrheit das Rechte erwählt hatte, und daß wir ihr Dank ſchulden für die muthige Entſchloſſenheit, mit der ſie ſonder Furcht noch Wanken, unbeirrt durch Bedenken und Vorurtheile, die minder Kühne geſchreckt haben würden, den entſcheidendſten Schritt ihres Lebens gethan!

Der Sommer des Jahres 1854 brachte den großen Entſchluß in Miß Evans zu Reife: am 20. Juli verband ſie ſich mit Lewes und trat mit ihm eine längere Reiſe über Antwerpen nach Deutſchland an. Sie begaben ſich zunächſt nach Weimar, wo Lewes ſein „Leben Goethes“ vollendete, und von dort im November desſelben Jahres nach einem Aufenthalt von mehr als drei Monaten nach Berlin. Die Reiſe war ſehr genußreich für Beide; in Weimar verkehrten ſie viel bei Franz Liszt und

wurden durch ihn mit Hoffmann von Fallersleben, mit Rubinſtein, Cornelius und Anderen bekannt. Unter den zahlreichen, geiſtig bedeutenden Menſchen, mit denen ſie in Berlin in Verbindung traten, ſeien nur Varnhagen, Fanny Lewald und Stahr, du Bois-Reymond, Johannes Müller und Gruppe, Rauch und Schadow und der Porträtmaler Eduard Magnus und endlich auch Ludwig Deſſoir genannt.[10] Die Zeit verflog ihnen bei anregender Lektüre, fleißiger Arbeit und genußreicher Unterhaltung ſehr ſchnell. Sie laſen Shakeſpeare, Goethe und Schiller, Leſſing, Heine und Thackeray gemeinſam, und George Eliot vollendete ihre Ueberſetzung der „Ethik" und ſchrieb mehrere Artikel für die „Weſtminſter Review".

Fünf Monate währte der Aufenthalt in Berlin, dann kehrten ſie geiſtig erfriſcht und bereichert im März 1855 nach England zurück. Von nun an floß ihr gemeinſames Leben, innerlich reich durch Genuß und durch Arbeit, äußerlich ſtetig und gleichmäßig dahin. Während der erſten Jahre hatten ſie ſtändig ihren Wohnſitz in Park Street, Richmond, in der Nähe von London, welches Heim ſie im Februar 1859 mit einem Hauſe in Holly Lodge, Wandsworth, vertauſchten. Bald aber machte ſich für ſie das Bedürfniß, näher der Stadt zu wohnen, geltend, und ſo ſiedelten ſie ſchon im folgenden Jahre nach Harewood Square und ſpäter nach Blandford Square über. Endlich am 5. November 1863 bezogen ſie die käuflich erworbene „Priory", 21 North Bank, St. John's Wood, belegen. Der Aufenthalt in London war für Beide eine Nothwendigkeit, weil ſie, wie Cooke in ſeinem Lebensbilde hervorhebt, der geiſtigen Anregungen der Großſtadt bedürftig waren und die reichhaltigen Bibliotheken, die muſikaliſchen Genüſſe, die Kunſtſammlungen derſelben nur ungern entbehrten. Andererſeits übte die Luft von London und der Lärm und die Unruhe ſeines haſtigen Treibens den ſchlechteſten Einfluß auf den Geſundheitszuſtand der immer leidenden Dichterin aus. Sie fühlte ſich eigentlich nur fern von der Großſtadt in der

Frische und Stille des Landlebens wohl. So kam es, daß die beiden Gatten ihren Londoner Aufenthalt immer aufs neue theils durch größere Reisen ins Ausland, theils durch ländliche Aufenthalte und kleinere Ausflüge in die nähere Umgebung unterbrachen.

Den Sommer des Jahres 1856 verbrachten sie an der westlichen Küste von England, den des folgenden Jahres zum großen Theile in Plymouth, Pensance, und auf den Scilly-Inseln. Lewes benutzte den Aufenthalt am Strande zu wissenschaftlichen Studien der Meeresfauna, an denen seine Gattin sich lebhaft betheiligte, und legte dann später die Resultate seiner Untersuchungen in den rühmlichst bekannten „Sea side Studies", die im folgenden Jahre herauskamen, nieder. Ueberhaupt waren Beide rastlos thätig, wozu sie im Anfang, da ihre Mittel sehr beschränkt waren, neben dem inneren Drang auch die Nothwendigkeit trieb. Lewes redigirte den „Leader", George Eliot schrieb in den ersten Jahren fleißig und unermüdlich für ihn und die „Review". Später trat diese ihre kritische Thätigkeit mehr und mehr hinter der novellistischen, die in jeder Hinsicht dankbarer und lohnender war und ihren Namen unsterblich machen sollte, zurück.

Zu dem ersten Versuch in der letzteren Richtung entschloß sie sich im September 1856, wo sie, auf dringendes Zureden von Lewes, mit der Niederschrift ihrer ersten kleinen Erzählung: den „Sad Fortunes of the Reverend Amos Barton" begann. Am 5. November war dieselbe beendet, und da Blackwood, dem Lewes sie zugesandt hatte, sie sogleich mit anerkennenden Worten für das von ihm herausgegebene „Blackwood's Magazine" acceptirte, so folgten „Mr. Gilfil's Love-story" und „Janet's Repentance" in rascher Folge im Laufe des folgenden Jahres nach. Alle drei kamen Ende 1857 unter dem glücklich gewählten Titel: „Scenes of Clerical Life" vereinigt, in zweibändiger Einzelausgabe heraus.

Der Erfolg übertraf die kühnſten Erwartungen. Er trug der Verfaſſerin, die ſich George Eliot genannt hatte und deren wahrer Name nur Lewes bekannt war, ein ſtattliches Honorar von ihrem Verleger John Blackwood und zahlreiche Sympathiebeweiſe und Beglückwünſchungsſchreiben von bedeutenden Perſönlichkeiten, u. A. von Thackeray, Dickens und Froude, von Faraday, Jane Carlyle und Archer Gourney ein. Dickens war der Einzige, der in dem Autor jener Erzählungen mit ſcharfem Blicke die Frau erkannte. Auch Mrs. Carlyle freilich hatte die „weiblichen Züge", die Jenem auffielen, als ſolche erkannt, ſie glaubte aber, der Schöpfer des Buches habe dieſe Züge von ſeiner Frau!

Der Erfolg der „Bilder aus dem geiſtlichen Leben" wirkte in mehr als einer Beziehung ermuthigend auf ihre Verfaſſerin ein; er erleichterte ihre äußerliche Lebenslage, die bis dahin eine beſchränkte, ja drückende geweſen, eröffnete ihr günſtige Zukunftsausſichten und verſchaffte ihr wenigſtens vorübergehend die Ueberzeugung, daß es ihr beſchieden ſein könne, ſegensreich und erfolgreich zu wirken — ein Glaube, der ihr bis dahin gefehlt. Unter dem friſchen belebenden Einfluß dieſer freudigen und zuverſichtlich gehobenen Stimmung ſchaffte ſie fleißig an einem Werke, das ſie wenige Tage nach der glücklichen Beendigung von „Janet's Repentance" begonnen hatte, einem Werke, das gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen einen wahren Sturm der Begeiſterung hervorrief und ſeine Verfaſſerin mit einem Schlage in die Reihe der bedeutendſten lebenden Novelliſten, der Dickens und Thackeray erhob: „Adam Bede".

Das Werk wurde großentheils in Deutſchland geſchrieben, wo Lewes und ſeine Gattin ſehr glückliche Tage im Sommer des folgenden Jahres verlebten. Am 7. April 1858 machten ſie ſich dahin auf den Weg, verweilten erſt volle drei Monate in München und gingen dann über Salzburg und Iſchl, Wien,

Prag und Dresden nach England zurück. In München verkehrten ſie äußerſt lebhaft in den dortigen Künſtler- und Gelehrtenkreiſen und wurden mit Geibel, Bodenſtedt, Heyſe, Moriz Carrière und dem Grafen von Schack, mit Melchior Mayr, Genelli und Kaulbach und den Profeſſoren Liebig und Bluntſchli, Siebold, Biſchoff und Löher bekannt. Am nächſten traten ihnen Bodenſtedt und Liebig, welch Letzterer ſich ganz beſonders zu Mrs. Lewes hingezogen fühlte und den ſie als „easy, graceful benignant“ und „charming in his manners“ beſchreibt. Was Heyſe betrifft, ſo war ſie von ſeiner Schönheit und ſeiner brillanten und feſſelnden Unterhaltung entzückt; ihm ſelber aber hat vermuthlich das eheliche Verhältniß der beiden Gatten die Anregung zur Schilderung des pſychologiſchen Konfliktes, der den Hauptvorwurf ſeines Romans: „Im Paradieſe“ bildet und an die Geſtalten des Bildhauers Janſen und der hochherzigen Julie geknüpft iſt, gegeben. — Auch Strauß, der damals zu flüchtigem Beſuche acht Tage lang in München weilte, lernte George Eliot zu ihrer großen Freude bei dieſer Gelegenheit perſönlich kennen, wobei der Verfaſſer das „Lebens Jeſu“ der Ueberſetzerin ſeines Werkes ſehr gut gefiel. — In München wie in Dresden füllten Arbeit und Lektüre, der Beſuch der Muſeen und Bildergallerien und der Theater und Konzertſäle ihr Leben aus. Die Heimkehr erfolgte Anfang September, und im December kam „Adam Bede“ heraus.

Der Erfolg war ein geradezu phänomenaler; nicht weniger als 18000 Exemplare wurden im Laufe des erſten Jahres verkauft. Auch liefen bald von allen Seiten Beweiſe der Sympathie für den Autor und der Bewunderung für das Werk, das er geſchaffen hatte, ein. Mrs. Carlyle fühlte ſich, nachdem ſie es geleſen hatte „in charity with the whole human race“. Bulwer fand es bewunderungswürdig, Charles Reade erklärte, es ſei „das Beſte, was ſeit Shakeſpeare geſchrieben worden“.

— Charles Buxton citirte es im Parlament. Spencer und Dickens ſandten enthuſiaſtiſche Briefe und Profeſſor Aytoun ſah ſich genöthigt, die letzten beiden Bände aus dem Hauſe zu ſchicken, weil ſein ihn ganz gefangen nehmendes Intereſſe an der Lektüre des Buches ihn ſeine eigene Arbeiten vernachläſſigen ließ.[11]

G. Eliot ſah ſich, um es kurz zu ſagen, nach dem Erſcheinen von „Adam Bede“ auf der Höhe des Ruhms. Faſt ſchien es, als ob ſie den Gipfel ſchon erreicht habe und alle ihre Kräfte zuſammennehmen müſſe, um ſich dauernd da, wo ſie ſtand, zu behaupten. Wenigſtens hatte ſie ſelbſt dieſe Empfindung, und der Gedanke an die Zukunft bedrückte ſie ſchwer. Nachdem der erſte Rauſch der Befriedigung über einen ſo wunderbaren, ſie ſelbſt überraſchenden Erfolg verflogen war, kehrte das alte böſe Mißtrauen, der Zweifel an dem eigenen Können, der ſie von jeher gequält hatte, zurück. Sie fürchtete, daß es ihr unmöglich ſein werde, den Erwartungen, die „Adam Bede“ erregt hatte, und den hohen Anforderungen, die ſie von nun an an ſich ſelber ſtellen mußte, zu entſprechen; ſie zweifelte, ob es ihr gelingen werde, noch einmal etwas ebenſo Tüchtiges, „ebenſo Wahres und Treffliches“ zu leiſten. Und dieſer Zweifel, er iſt auch in Zukunft ihr faſt beſtändiger Begleiter geweſen, er hat ſie niemals zum vollem Genuſſe ihres ſtetig wachſenden Ruhmes gelangen laſſen, er hat ihr die Freude an den großartigen Erfolgen, an denen ihr Leben ſo reich war, vergällt. Sie hat ſchwer unter dieſer ihrer Neigung zur Muthloſigkeit, die tief in ihrem Weſen begründet lag, gelitten, und ſie wurde in demſelben durch ihre körperliche Hinfälligkeit und die wieder und wieder ſich einſtellenden Perioden nervöſer Abſpannung oder gar völliger Erſchöpfung, die ſie der Fähigkeit zum geiſtigen Schaffen mehr oder minder beraubten, beſtärkt. In ſolchen Zeiten tiefſter Niedergeſchlagenheit erwies ſich die Thatſache, daß ſie Lewes zur Seite hatte, für ſie als ganz beſonderes Glück.

Sein glückliches Temperament kam dem ihrigen zu Hülfe, ſeine Liebe ſtärkte ſie, ſeine Zuverſicht gab ihr Muth. Und ſo hat ſie unter ſeinem belebenden Einfluß, oft mühſam und mit äußerſter Anſtrengung arbeitend, jene Reihe von köſtlichen Werken geſchaffen, die zu den beſten der modernen Erzählungskunſt gehören und dem Namen ihrer Verfaſſerin jenen Weltruf erworben haben, die ihm mit vollem Rechte gebührt.

Das nächſte dieſer Werke war „Die Mühle am Floß“. Es erregte wo möglich noch größeren Enthuſiasmus, noch allgemeinere Bewunderung als „Adam Bede“, welches Werk es auch wirklich nach meinem Gefühle an Friſche und Unmittelbarkeit der Empfindung und an ergreifender Wahrheit faſt noch übertrifft. Beſonders die erſte Hälfte des Buches, die Kindergeſchichte, iſt ein wahres Juwel; ſie ſteht in der ganzen neueren Romanlitteratur unerreicht und ohne Gleichen da. Man fühlt, ſie giebt nur Selbſterlebtes, ſie iſt aus der Tiefe des eigenſten Empfindens und der perſönlichſten Erfahrung der Verfaſſerin geſchöpft.

„Die Mühle am Floß“ wurde im März 1860 nach etwa achtmonatlicher Arbeit vollendet; ein Jahr ſpäter folgte ein weiteres Meiſterwerk: „Silas Marner, der Weber von Raveloe“, nach. In der Zwiſchenzeit unternahmen Mr. Lewes und ſeine Gattin ihre erſte größere Reiſe nach Italien,[12] die ſie bis Neapel und Sicilien ausdehnten und auf der in Florenz zum erſten Male in Mrs. Lewes die Idee auftauchte, einen großen hiſtoriſchen Roman, deſſen Schauplatz das Florenz des 16. Jahrhunderts bilden und in dem das Auftreten Savonarolas behandelt werden ſollte, zu ſchreiben. Nachdem ſie „Silas Marner“ beendet hatte, nahm ſie dieſe Idee wieder auf. Um eine möglichſt deutliche Vorſtellung von den betreffenden lokalen Verhältniſſen zu gewinnen und ſich an Ort und Stelle lebhafter in den Geiſt der Zeit und der Begebenheiten, die ſie ſchildern wollte, verſetzen zu

können, ging ſie mit ihrem Gatten noch einmal auf einige Monate nach Florenz. Die Ausführung ihres Vorhabens fiel ihr ſchwerer als ſie geglaubt. Sie konnte nur mit längeren Unterbrechungen, in beſtändigem Kampf mit körperlichen Leiden und häufigen Anfällen von tiefſter Niedergeſchlagenheit an dem Werke, das ſchwer auf ihr laſtete, arbeiten, mußte die größten Anſtrengungen machen, um den ſpröden, ihr fremdartigen Stoff zu bewältigen, und verzweifelte oft völlig an der Möglichkeit des Gelingens. Endlich im Sommer 1863, nach zweijähriger, überaus mühevoller Arbeit kam „Romola" in „Cornhill's Magazine" heraus. Das Werk bezeichnet, wie ſie ſelber hervorhebt, einen bedeutſamen Markſtein auf dem Weg ihres Lebens. „Ich begann es als junge Frau und vollendete es als alte," ſchrieb ſie ſelber darüber in ſpäterer Zeit.

Vielleicht hatte ſie gerade aus dieſem Grunde, weil er ein Schmerzenskind ihrer Muſe geweſen, eine beſondere Vorliebe für dieſen Roman; man behauptet, ſie ſei der Meinung geweſen, „Romola" ſei ihr bedeutendſtes Werk. Dieſem Urtheil ſtimmt indeſſen wohl ſchwerlich der unbefangen prüfende Leſer zu. Trotz allen großen Vorzügen des Werkes ſteht es an Friſche und Lebenswahrheit meines Erachtens hinter den ſchon erwähnten Meiſterwerken entſchieden zurück. Dies wird ſchon bedingt durch den Charakter des hiſtoriſchen, uns in vergangene Zeiten verſetzenden Romans. Denn dieſer hat immer etwas Schattenhaftes an ſich, weil, wie Helene Druskowitz [13] treffend hervorhebt, die reale Anſchauung doch niemals völlig durch die bloße ideale Intuition der Einbildungskraft, wie lebhaft ſie auch ſein möge, erſetzt werden kann. Auch macht ſich die Ueberladung mit archäologiſchen Einzelheiten und gelehrtem Kleinkram oft ſtörend bemerklich; man fühlt, daß die Dichterin doch nicht ſo völlig, wie dies in ihren früheren Schöpfungen der Fall war, ihren Stoff mit dem Geiſte beherrſcht und durchdringt. Tito Melema iſt allerdings

eine „Meiſterſchöpfung“,[14] ein Juwel der Charakteriſirungskunſt — auch die Geſtalt Savonarolas iſt packend gezeichnet, während diejenige der Heldin für mein Empfinden etwas Gekünſteltes, unnatürlich Herbes beſitzt. — Als ſie „Romola“ glücklich beendet hatte, athmete die Dichterin erleichtert auf. Das Honorar, das ſie erhalten, war ein ſehr glänzendes geweſen, ihre Verhältniſſe hatten ſich ſehr günſtig geſtaltet, Lewes' drei Söhne — ſeine älteſten Kinder, deren Erziehung und Ausbildung er und G. Eliot ausſchließlich übernommen hatten, während die jüngſten Kinder bei der Mutter geblieben waren und ganz von dieſer erzogen wurden — ſtanden auf eigenen Füßen und waren verſorgt. Sie durfte ſich nunmehr etwas Ruhe gönnen, durfte eine längere Pauſe in ihrer angeſtrengten Thätigkeit eintreten laſſen. Sie benutzte den Sommer, um verſchiedene Ausflüge nach der Inſel Wight und nach Worthing zu unternehmen, erfreute ſich im Winter ihres neu erworbenen, behaglichen Heims, der ſchon erwähnten, durch ihre Sonntag-Nachmittag-Empfänge nachmals viel genannten Priory, und brach im Mai des folgenden Jahres mit ihrem Gatten zum dritten Male über Paris nach Italien auf. Ihre Reiſe führte ſie auch nach Venedig. Hier kam ihr in der Scuola di San Rocco vor einem Bilde Tizians, das die „Verkündigung“ darſtellte, die Idee zu ihrem „Spanish Gipsy“, einem großartigen, aber leider an Formloſigkeit krankenden, halb dramatiſch, halb epiſch gehaltenen Gedicht. Nach der Heimkehr begann ſie mit den Vorarbeiten, ſtudirte die ſpaniſche Litteratur und Geſchichte, machte auch den Anfang mit der Ausarbeitung, legte aber endlich in großer Entmuthigung das kaum begonnene Werk beiſeite. Es ruhte volle 1½ Jahre, während andere poetiſche Gegenſtände ihren raſtlos thätigen Geiſt beſchäftigten. Schon im Beginn des Jahres 1865 hatte ſie „A Minor Poet“ geſchrieben, das erſte von ihr beendigte Gedicht. Kurz darauf begann ſie einen neuen Roman, der

wieder auf engliſchem Boden ſpielte, und in den ſie wie in alle ihre erſten Erzählungen Erinnerungen aus ihren Kinderjahren und erſten Jugendjahren verwebte, den — für Ausländer allzu ausführlich! — die Folgen der Reformbill von 1832 und die engliſchen politiſchen Zuſtände jener Tage zur Darſtellung bringenden „Felix Holt“. — Nach angeſtrengter Arbeit und wiederholten Unterbrechungen — auch durch Ausflüge nach der Bretagne und aufs Land — wurde dieſer im Mai 1866 vollendet und gleich darauf eine größere Erholungsreiſe nach den Niederlanden und dem Rhein unternommen. Nach der Heimkehr nahm die Dichterin ihren „Spaniſchen Zigeuner“, das ſchon erwähnte „Epos-Drama“, mit neu erwachtem Intereſſe wieder auf.

Aber auch jetzt ging die Arbeit nur langſam von ſtatten; der Mangel an Lokalkenntniß machte ſich ſtörend bemerkbar, und um demſelben abzuhelfen, brach Mrs. Lewes in Begleitung ihres Gatten Ende December nach Spanien auf. Auf der Heimreiſe verbrachten ſie einige Tage in Paris und wurden u. A. mit Erneſt Renan, Jules Simon und Profeſſor Scherer bekannt. — Der Aufenthalt in Spanien gab ihnen großen Genuß; ſie waren entzückt von der wunderbaren Schönheit des Landes, und George Eliot kehrte in begeiſterter Stimmung voller Eifer an ihre Arbeit zurück. Dennoch vergingen fünfzehn Monate, bis der „Spaniſche Zigeuner“ zum Abſchluß gelangte; im Mai 1868 kam er endlich heraus. Er iſt an hohen poetiſchen Schönheiten und packenden, dramatiſchen Momenten reich. Indeſſen: man merkt, daß die Dichterin nicht zwanglos in der gewählten metriſchen Form ſich bewegt. Dieſelbe ſagte ihrer natürlichen Begabung, der Eigenart ihres Genies nicht zu. Anſtatt durch ſie beflügelt zu werden, fühlt ſich dasſelbe durch ſie gehemmt. Dies zeigt ſich in allen ihren metriſchen Schöpfungen — es fehlt ihnen — von Einzelheiten abgeſehen — im großen und

ganzen die Melodik, der Schwung. „The bird-note is missing," ſagt Brown in ſeiner Beſprechung der metriſchen Produktionen George Eliots mit Recht. Im „Spanish Gipsy" kommt übrigens noch etwas anderes dazu: die Dichterin iſt nicht eigentlich dramatiſch beanlagt, ſo ſehr ihr auch manche Scene gelingt; das ſpecifiſch Epiſche, die behagliche Breite der Erzählung und Schilderung iſt ihr Element. Sie kann desſelben nicht entrathen und kehrt immer wieder zu ihm zurück. Daher die unglückſelige Verquickung von Epos und Drama im „Spaniſchen Zigeuner", daher der Mangel eines einheitlichen, harmoniſchen Geſamtcharakters in dieſem, im einzelnen ſo viel des Schönen, Poetiſchen und Bedeutenden enthaltenden Gedicht.

Das nächſte größere Werk George Eliots iſt „Middlemarch", ein großartiges Rundbild, ein erſchöpfendes Gemälde des engliſchen Provinzlebens, ergreifend durch die Schlichtheit und Kraft ſeiner Darſtellung und überreich an lebensvollen, für ihre Zeit und Umgebung charakteriſtiſchen Erſcheinungen. Es wurde mit Begeiſterung aufgenommen und von Vielen ſelbſt über die Meiſterwerke aus der erſten Periode der Dichterin geſtellt. Es erſchien jedoch erſt 1872, vier Jahre nach der Beendigung des „Spaniſchen Zigeuners", und in der Zwiſchenzeit brachte der Geiſt G. Eliots nur einige kleinere poetiſche Schöpfungen: „Agathe", „Wie Liſa den König liebte", die reizenden „Bruder- und Schweſter"-Sonnette, die einaktige dramatiſche Skizze „Armgard" und endlich die ergreifende „Jubel-Legende" — ein Gedicht von ſeltener Schönheit — hervor. Den Beſchluß ihrer großen novelliſtiſchen Arbeiten machte — nach abermals vierjähriger Pauſe — 1876 „Daniel Deronda", ein hoch intereſſanter, groß angelegter, die Dichterin aber nicht mehr auf der vollen Höhe ihrer poetiſchen Geſtaltungskraft zeigender Roman. Mit ihm nahm die große Novelliſtin George Eliot als ſolche für immer vom Publikum Abſchied, denn ihr letztes

Buch, das 1879, ſechs Monate nach dem Tode ihres Gatten herauskam, war lediglich eine Sammlung von Skizzen und Betrachtungen, von Eſſays über verſchiedene Gegenſtände, keine dichteriſche Schöpfung im eigentlichen Sinn. Dasſelbe — „Teophrastus Such“ betitelt — iſt reich an Gedanken und voller Lebensweisheit, aber es iſt ein Kind des Alters, das unverkennbar das Verſiegen der Quellen, aus denen der Dichter ſeine beſte Kraft ſchöpft, in Geiſt und Gemüth der Verfaſſerin verräth.

Dies Verſiegen war kein jähes und überraſchendes geweſen — die Quellen ihres Innern, die einſt ſo reichlich und in ſo köſtlicher Friſche geſprudelt, waren ſeit lange ſchon ſpärlicher gefloſſen — der Drang zur Produktion hatte in gleichem Maße wie die Kraft zum Schaffen nachgelaſſen — die Dichterin hatte mit größerer Anſtrengung und nicht mehr aus dem Vollen gearbeitet wie ſonſt. Und die Perioden, in denen ſie überhaupt noch arbeiten, überhaupt noch ſchöpferiſch thätig ſein konnte, waren allmählich immer kürzer geworden, ſie war genöthigt geweſen zu immer häufigeren Pauſen, zu immer größeren Unterbrechungen ihre Zuflucht zu nehmen — ſie hatte immer öfter das dringende Bedürfniß nach Ausſpannung, nach körperlicher und geiſtiger Erfriſchung, nach Wiederherſtellung ihrer verbrauchten Kräfte gefühlt. So kam es, daß ſie in Begleitung ihres Gatten noch mehrfach größere Erholungsreiſen nach Deutſchland, Frankreich und Italien unternommen hatte, und daß ſie immer häufiger ins Freie hatte flüchten müſſen, um fern vom Lärm und Getriebe der Großſtadt in ländlicher Stille und Zurückgezogenheit zu leben. Ihr Geſundheitszuſtand war leider ein ſehr trauriger — ſie wurde das Gefühl der körperlichen Hinfälligkeit, der nervöſen Schwäche und Abſpannung nicht los. Und gewiß hatten hierin auch ihre häufigen Anfälle von Niedergeſchlagenheit und tiefer Verzagtheit, ihr Mangel an Zuverſicht

und Selbſtvertrauen, ihr Hang, das Leben ſchwer zu nehmen und trübe in die Zukunft zu blicken, zum großen Theile ihren Grund. Dies beſtändige, halb phyſiſche, halb ſeeliſche Leiden warf dunkle Schatten auf ihren Weg. — Im übrigen war ihr Loos ein beneidenswerthes. Ihr Schickſal hatte ſich ſehr günſtig geſtaltet, weit günſtiger, als ſie jemals zu hoffen gewagt. Sie beſaß, was ſie zu allen Zeiten als die köſtlichſte Gabe des Schickſals erachtet hatte: eine Familie, einen Kreis von Angehörigen, für die ſie leben und ſorgen konnte, ein behagliches, trautes, von Glück und Liebe durchſonntes und verklärtes Heim. Dazu in überreichem Maße, was der Ehrgeiz der Schriftſtellerin nur irgend begehrte: eine glänzende Stellung, die ſie ſich ſelber errungen hatte, Bewunderung und Anerkennung, Anſehen und Ruhm. — Von ihrem ehelichen Verhältniß iſt ſchon die Rede geweſen; es hat niemals eine Lockerung oder Trübung erfahren — es blieb harmoniſch ſchön bis zum Schluß. Auch hat ſie die Pflichten, die es ihr auferlegte, allzeit im vollſten Umfang erfüllt. Dem Gatten war ſie die treueſte Gattin, ſeinen Söhnen eine gewiſſenhafte, liebevolle und gütige Mutter, immer bereit, mit ihnen zu fühlen, immer beſtrebt, ihnen Sympathie und Intereſſe zu bezeigen, immer bemüht, ſie zu verſtehen und zum Beſten zu leiten. An ihrem Schickſal nahm ſie den innigſten Theil. Als Thornton Lewes, der mittlere von den Dreien, unheilbar krank von Natal zurückkehrte, pflegte ſie ihn in der hingebendſten Weiſe, und als er ſeinen ſchweren Leiden, deren Anblick ſie ſchmerzlich ergriffen hatte, erlag: da fühlte ſie ſich, wie ſie ſelber berichtete, „tief erſchüttert an Körper und Geiſt“. Auch dem jüngſten der Brüder, der fern von der Heimath in Indien geſtorben war, trauerte ſie nach. Am nächſten ſtand ihr der älteſte: Charles. Sie freute ſich ſeines Vorwärtskommens und fand Worte der herzlichſten Sympathie für ſein Glück; ſie betrachtete ſeine

Familie wie ihre eigene und ſetzte ihn teſtamentariſch zum Erben ihres ſehr beträchtlichen Vermögens ein.

Daß ſie auch ihrerſeits von den Söhnen ihres Gatten als Mutter angeſehen und geachtet wurde, verſteht ſich nach dem Geſagten von ſelbſt. In ihren Augen wie in denen ihrer Freunde war ſie Diejenige, als die ſie ſich ſelbſt betrachtete: George Henry Lewes' rechtmäßige Frau. Sie war es aber nicht — oder wenigſtens nicht zu Anfang — in den Augen der ferner Stehenden, in den Augen der Welt. Selbſt ihr eigener Bruder Iſaac Evans, der zu dem ſtrenggläubigen Theil dieſer „Welt" gehörte, erkannte ſie niemals als ſolche an.

George Eliot nahm es gelaſſen hin; ſie konnte die Welt und die Geſellſchaft entbehren, ſie beſchränkte ſich auf den Umgang ihrer näheren Freunde und hielt ſich von aller größeren Geſelligkeit fern. — Das fiel ihr ihrer ganzen Natur nach nicht ſchwer. Sie war kein Geſellſchaftsmenſch — aus verſchiedenen Gründen —, ſchon ihre Kränklichkeit verbot ihr jeden anſtrengenden Verkehr. Außerdem aber war auch ihr geiſtiger Organismus nicht auf den Ton der leichten Geſelligkeit geſtimmt. Sie war zu ernſthaft, um tändeln zu können, zu ſchwerfällig, um ſich im größeren Kreiſe völlig ungezwungen und frei zu bewegen. Sie haßte alles, was Schein und Phraſe war, und hatte wenig Verſtändniß für die geſellige Form. Auch im Geſpräch lag ihr das Leichte und Spielende ſo gut wie das Pikante und Brillante, auf den Augenblickseffekt Berechnete fern; ſie war nicht unterhaltend, nicht geiſtreich, nicht amüſant. Sie konnte gut und feſſelnd ſprechen, mit Lebhaftigkeit, ja mit Begeiſterung reden, aber nur, wenn der Gegenſtand ihr volles Intereſſe hatte, wenn ſie ſich innerlich ergriffen fühlte, wenn das, was ſie ſagte, ihr vom Herzen kam. Sie fühlte zu ſtark, um ihre Stimmungen raſch wechſeln und ſich wechſelnden Eindrücken raſch hingeben zu können, ſie beſaß nicht jene Geſchmeidig-

keit und Beweglichkeit des Geiſtes, die ſpielend von Einem zum Andern gleitet und tauſend Dinge im Fluge ſtreift.

Dies zeigte ſich, als ihr Haus in London ein Brennpunkt des geiſtigen Lebens der Hauptſtadt und ein Sammelpunkt zahlreicher bedeutender Perſönlichkeiten aus aller Herren Länder zu werden begann. Es war dies zu Anfang der ſechziger Jahre. Man war kürzlich nach Blandford Square übergeſiedelt, und George Eliot hatte die Einrichtung getroffen, ihre näheren Freunde regelmäßig des Sonntags Nachmittags von 2 bis 6 Uhr in den beſcheidenen Räumen des Hauſes zu empfangen. Sie wurde dazu in erſter Reihe durch ihren leidenden Zuſtand, der es ihr unmöglich machte, ihre Freunde aufzuſuchen, beſtimmt. Dieſe „Receptions“ trugen anfangs einen vertraulichen Charakter und bewegten ſich in den allerbeſcheidenſten Grenzen; man kam im engſten Kreiſe zuſammen, unterhielt ſich zwanglos und machte Muſik. Mit der Zeit aber nahmen dieſe Zuſammenkünfte — beſonders ſeit man die „Priory“ bezogen hatte und über behaglich ausgeſtattete Räume verfügte, ein weſentlich anderes Gepräge an. Sie erlangten nun bald einen gewiſſen Ruf. Der Name George Eliots umgab ſie mit einem Nimbus — er übte eine wahrhaft magnetiſche Wirkung, er zog zahlreiche bedeutende Perſönlichkeiten, Gelehrte, Künſtler, Schriftſteller von Bedeutung, berühmte Leute und ſolche, die es werden wollten, in ihren ſich ſtetig vergrößernden Kreis. Bald galt es für eine Ehre, bei ihr Zutritt zu haben, und man drängt ſich von allen Seiten an das berühmte Paar heran. „Wenn London voll war,“ ſo berichtet ein Augenzeuge, „dann war das kleine Empfangszimmer in St. John's Wood von Beſuchern oftmals überfüllt. Faſt Alle, die in der Kunſt oder Wiſſenſchaft, in der Litteratur oder auf dem Gebiete der Wohlthätigkeitsbeſtrebungen einen irgend hervorragenden Rang einnahmen, fanden ſich hin und wieder dort ein.“[15]

Für die Dichterin war dies Kommen und Gehen in ihrem eigenen Hauſe von unſchätzbarem Werth. Es erhielt ſie im Zuſammenhang mit den Strömungen des Tages, mit dem geiſtigen Leben der Welt um ſie her — ein Zuſammenhang, deſſen ſie dringend bedurfte, und der doch ihres leidenden Zuſtands wegen, lediglich in dieſer Weiſe von ihr aufrecht erhalten und gepflegt werden konnte. Freilich auch ſo fiel die Pflege ihr ſchwer. Die ſonntäglichen Zuſammenkünfte bedeuteten für ſie in den meiſten Fällen eine große Anſtrengung für Körper und Geiſt. Sie wäre ihnen ſchwerlich gewachſen geweſen, hätte Lewes ihr nicht zur Seite geſtanden, Lewes, der die geſelligen Talente, der ihr abgingen, im vollſten Maße beſaß. Er verſtand es, die Menſchen in Bewegung zu ſetzen und Jeden nach ſeiner Façon zu behandeln — er wußte Alle in Athem zu halten durch ſeine Lebhaftigkeit, ſeine geiſtreichen Einfälle, ſein Erzählungstalent und ſeinen ſchlagfertigen Witz. Der Erfolg der „Receptions“ war vornehmlich ſein Werk; er war die eigentliche Seele derſelben — er leitete ſie und hielt ſie in Gang. Und ſo ſah ſich George Eliot denn auch in dieſer Beziehung durch ſeine Bemühungen und Talente gehoben und unterſtützt.

Ueberhaupt, es war ein geſegnetes Leben, ein volles, ganzes Menſchenleben, wie es nur wenigen Auserwählten zutheil wird, das ſie mit ihm, an ſeiner Seite lebte, empfangend und gebend, beglückend und beglückt — zugleich ſchaffend und genießend an jenem höheren Leben, dem ewigen, idealen der Menſchheit theilnehmend, aus den tiefſten Quellen des Wiſſens ſchöpfend, an den reichſten Tafeln der Schönheit ſchwelgend, mit den größten Geiſtern vergangener Epochen beſtändig vertrauten Umgang pflegend und zugleich ſich in dauernder Beziehung befindend zu zahlreichen hervorragenden Perſönlichkeiten und unabläſſig Fühlung behaltend mit dem tiefſten Gedanken- und Ideengehalte, den bedeutſamſten geiſtigen Strömungen ihrer Zeit.

Leider hat das Schickſal der Dichterin den Vollgenuß dieſes ſeltenen Glückes nicht bis an ihr Lebensende vergönnt. Sie durfte nicht als die Erſte ſcheiden — George Henry Lewes ging vor ihr dahin. Er ſtarb nach kurzem Krankenlager am 28. November 1878, nachdem er während des letzten Jahres ſchon vielfach leidend geweſen war. Das Leben war nicht im ſtande geweſen, das Band der freien Vereinigung zu löſen, das dieſe beiden außergewöhnlichen, ſich harmoniſch ergänzenden Naturen verbunden hatte — nun hatte der Tod es gewaltſam getrennt.

Für George Eliot war es ein furchtbarer Schlag. Sie war betäubt, überwältigt von Schmerz. Sie wollte Niemand ſehen, Niemand ſprechen, ſie fühlte ſich verwundet, zu Tode getroffen und „bebte vor der zarteſten Berührung zurück". Wochenlang war der Sohn ihres Gatten, Charles Lewes, der Einzige, den ſie empfing. Sie konnte ſich nicht entſchließen, ihr Haus zu verlaſſen, es „nicht ertragen, den Anblick der Dinge zu entbehren, die er benutzt hatte, auf denen ſeine Augen geruht". Um die Jahreswende ergriff ſie das Bewußtſein ihrer troſtloſen Verlaſſenheit mit verdoppelter Gewalt. In ihr Tagebuch ſchrieb ſie am Neujahrstage: „Hier ſitzen wir, ich und mein Gram." Es klingt wie ein Aufſchrei, ein dumpfes Stöhnen, todestraurig, aus wunder Bruſt. Und dem Aufſchrei folgt die ergreifende Klage: „Mein immerwährender Winter brach an." Bezeichnend für ihre Stimmung ſind auch die rührenden Worte aus ihrem Briefe an Walter Croß: „Was Freude zu ſein pflegte, iſt Freude nicht länger, und was Schmerz iſt, ſcheint leichter zu tragen, weil *er* es nicht zu tragen braucht!" Allmählich machte die dumpfe Verzweiflung, die tiefe Schwermuth der Wehmuth Platz. „Die Menſchen ſind gut zu mir," ſo ſchreibt ſie im November, ein Jahr nach ihrem ſchweren Verluſt, an Miß Hennell — „und ich bin reich geſegnet in

vielfacher Weiſe. Aber glücklicher ſind die Todten, die da ruhen von ihrer Arbeit und denen nicht das öde Daſein des zwecklos Ueberlebenden droht.“

Für eine Natur wie die George Eliots war zunächſt nur ein einziges Linderungsmittel, ein einziges Troſtmittel denkbar: die Arbeit; inſtinktmäßig wandte ſie dieſer ſich zu. Aber ſie nahm nicht ihre altgewohnte, dichteriſch-ſchöpferiſche Thätigkeit wieder auf. Für dieſe hatte ſie alles Intereſſe verloren — ſie erſchien ihr „all trivial stuff“. Ja, ſie war anfangs nicht zu bewegen, zum Erſcheinen ihres letzten Werkes: „Teophrastus Such“ ihre Zuſtimmung zu geben. Nur mit Mühe konnte endlich Blackwood, dem kurz vor ſeinem Tode noch Lewes das Manuſkript überſandt hatte, ſie dazu beſtimmen. Etwas neues zu beginnen, kam ihr nicht in den Sinn. Dagegen war ſie während mehrerer Monate mit der Ordnung der litterariſchen Hinterlaſſenſchaft ihres Gatten und der ſorgfältigen Durchſicht ſeiner Handſchriften beſchäftigt, und der Gedanke, ihm durch Herausgabe ſeiner ſämtlichen Schriften und durch Begründung eines George-Henry-Lewes-Stipendiums für Studirende der Phyſiologie aus beiden Geſchlechtern ein ſeiner würdiges Denkmal zu ſetzen, beherrſchte Tag und Nacht ihren Geiſt. Sie war raſtlos thätig und ruhte nicht eher, bis ihr die Durchführung dieſes zwiefachen Vorhabens, dieſer letzten Aufgabe, die ſie ſich ſelber geſtellt hatte, mit Hülfe Sidgewicks und anderer Freunde ihres dahingeſchiedenen Gatten geglückt. Dann ſchien ihr das Werk ihres Lebens gethan. Ihr Daſein war in ihren eigenen Augen überflüſſig und zwecklos geworden — ſie ſehnte ſich nach der ewigen Ruhe.

Aber noch war ihr Leben nicht abgeſchloſſen — noch war ihr ein kurzer Nachſommer desſelben, eine „wundervolle Daſeinserneuerung“, wie ſie ſelbſt in einem Briefe ſich ausdrückt, beſchieden: ein treuer, vertrauter Freund ihres Gatten, der ihr

ſelbſt ſeit Jahren ſehr nahe geſtanden, ein Mann, dem ſie volles Vertrauen ſchenkte, John Walter Croß, bot ihr, der vereinſamten, um zwanzig Jahre älteren Freundin, zu der er voll Verehrung und Bewunderung emporblickte, ihr, der er in der Zeit der Trauer hülfreich zur Seite geſtanden, ſeine Hand. Ihr ſelbſt erſchien das wie ein Wunder, wie ein Traum; ſie konnte ſich anfangs nicht darein finden, es fiel ihr ſchwer, ihr Jawort zu geben, und ſie zögerte lange mit dem entſcheidenden Entſchluß. Aber ſie war ſehr traurig und einſam — ſie ſehnte ſich nach Verſtändniß, nach Theilnahme — ſie brauchte Liebe und Sympathie. Die Zuneigung und Hingebung des jüngeren Mannes bot ihr dies alles in vollem Maße überraſchend noch einmal dar. Sie fand nicht den Muth, ihn zurückweiſen, ſie war dankbar für die Empfindung, die er ihr entgegenbrachte, ſie nahm das „reiche Geſchenk ſeiner Liebe“, das ihr unerwartet zutheil geworden, das ihr „zugefallen, nachdem ſie ihr Leben ſchon als abgeſchloſſen betrachtet“, an. Sie willigte ein, die Seinige zu werden, und wurde am 6. Mai 1880 im Beiſein ſeiner Familie und einiger weniger Freunde in der Georgenkirche in London getraut.

Auch dieſe Verbindung gerieth ihr zum Heil. Sie bereitete ihr einen friedlichen Lebensabend, von liebender Führſorge verklärt und erhellt. Die Dichterin ſah darin eine „wundervolle“ unverdiente Gunſt des Geſchicks. Das beweiſen ihre Briefe aus jener Zeit. Sie gedenken voll Rührung der Güte des Gatten und ſeiner ſie ſchier unbegreiflich und wunderbar bedünkenden Neigung. Sie berichten von „der Liebe, die über ihr wache“, und von der „mehr als engelhaften Zärtlichkeit“, mit der man ſie pflege; kurz ſie zeigen, wie dankbar George Eliot den freundlichen, mild verklärenden Schimmer, den dieſe Verbindung über die letzte Strecke ihres Lebenswegs verbreitete, empfand.

Sie war kürzer, dieſe Strecke, als ſie wohl ſelber geglaubt.

Wenig mehr als ſieben Monate hat ſie an der Seite ihres zweiten Gatten theils auf Reiſen in Italien und Deutſchland, theils auf ihrer Beſitzung in Witley, theils in London in dem großen, ſchönen, am Cheyne Walk zu Chelſea belegenen Hauſe, das Herrn Croß gehörte, gelebt. Am 3. September war ſie mit dieſem nach dem letzteren übergeſiedelt, und hier ereilte ſie nach kurzer Krankheit infolge einer ſcheinbar nur leichten Erkältung am 22. December 1880 der Tod. Sie wurde ihrem Wunſche entſprechend auf dem Highgate Cimetry zu London an George Henry Lewes' Seite begraben. — Dort ruht ſie nun von den Thaten und Leiden ihres arbeitsreichen Lebens aus. Ihr heißes Herz hat ausgeſchlagen, ihr Genius hat müde die Schwingen geſenkt. Aber lebensvoll tritt uns aus ihren Schriften in der Verkörperung, die ſie ihr ſelbſt dort gegeben, das Bild ihrer geiſtigen Perſönlichkeit entgegen, und der Flügelſchlag ihrer großen Seele weht uns befreiend aus ihnen an. Ihr ſchönſter Traum iſt Wahrheit geworden, ihr höchſter Erdenwunſch iſt erfüllt: dem „unſichtbaren Chor der Todten, die, ſtets aufs neue wiedergeboren, in Geiſtern, die ſie veredeln, leben", [16] dem Chor der Unſterblichen, iſt ſie geſellt. Die Töne, die ſie angeſchlagen, wecken Wiederhall in tauſend Herzen, bereichern ſie mit erhabenen Gedanken, erfüllen ſie mit großmüthigen Empfindungen und Strebungen und wirken begeiſternd in ihnen fort. Ihre Werke ſind ein aus der Tiefe ſprudelnder, geſunde Labe darbietender Quell. Tauſende trinken aus ihm Erquickung, Tauſende ſchöpfen aus ihm Erholung — ein voller, reicher Strom des Segens geht befruchtend von ihnen aus.

Anmerkungen.

[1] Man vergleiche „Die Lebensgeſchichte G. Eliots. Herausgegeben von J. W. Croß. Sie iſt von dem zweiten Gatten der Dichterin großentheils mit den eigenen Worten derſelben nach ihren Briefen

und Tagebüchern zuſammengeſtellt. Das vierbändige, ergiebige Werk hat neben andern dieſer meiner Darſtellung zur Grundlage gedient.

[2] Vergl.: G. Eliot's Life edited by her husband J. W. Cross: „The little girl very early became possessed with the idea, that she was going to be a personage in the world ...“ Vier Jahre alt, ſetzte ſie ſich eines Tages, ohne eine Note zu kennen, ans Klavier und begann zu ſpielen: „to impress the servant“, wie ſie in ſpäteren Jahren ihrem Gatten lächelnd erzählte. A. a. O.

[3] One of Mr. Isaac Evans moot vivid recollections is, that on the day of the marriage after the bride 's departure he and his younger sister had „a good cry“ together over the break up of the old home-life, which of course would never be the same with the mother and the elder sister wanting ...“ A. a. O.

[4] Vergl. „The Mill on the Floss“, Book III. Chapter V. u. Book IV Chapter III.

[5] Dieſe Thatſache iſt um ſo bemerkenswerther, als Hennell der deutſchen Sprache nicht mächtig war und die Ergebniſſe der neueren deutſchen Bibelforſchung und der einſchlägigen deutſchen Litteratur nicht kannte. Strauß hat dies ſelber in ſeinem Vorwort zu der deutſchen Ueberſetzung des Werkes betont.

[6] Aus einem Briefe G. Eliots an einen ihren Korreſpondenten, der ſie um ihre Anſicht über Dogmen, Bräuche und kirchliche Ceremonien befragte. Vergl.: „A life of G. Eliot“ by George Willis Cooke — in: G. Eliot's Complete Works Illustrated. Boston. Aldine Publishing Co. Band II. Theil II. S. 489. (Boston Edition.)

[7] Von Herrn d'Albert beſitzen wir ihr Porträt in Oel. Er lieferte auch franzöſiſche Ueberſetzungen — und zwar, wie ſie ſelber, verſichert, ſehr ſorgfältige — von „Adam Bede“ und der „Mühle am Floß“.

[8] H. Druskowitz giebt in ihrer Arbeit über G. Eliot („Drei engliſche Dichterinnen“ von H. Druskowitz. Berlin. Robert Oppenheim. 1885) auf S. 164 folgende dankenswerthe Zuſammenſtellung ihrer hierher gehörigen größeren Eſſays: „Life of Carlyle“, Januar 1852; „Women in France: Madame de Sablé“, Oktober 1854; „Evangelical Teaching: Dr. Cumming“, Oktober 1855; „German Wit: Heinrich Heine“, Januar 1856; „The Natural History of German Life: Riehl“, Juli 1856; „Silly Books by Lady Novelists“, Oktober 1856; „Worldliness and Other-Worldliness: the Poet Young“, Juni 1857. — An anderer Stelle (A life of G. Eliot by George Willis Cooke in: Complete Works. Boston Edition. Band II. Theil II. S. 412 und 19) finde ich außerdem noch einen größeren Artikel über Mackays „Progress of the Intellect“ und einen über Behſes: „Court of Austria“ erwähnt. Alle bisher ge-

nannten Arbeiten erſchienen in der „Weſtminſter Review“. Außerdem hat G. Eliot aber noch größere Artikel für verſchiedene andere Zeitſchriften geſchrieben und noch zahlreiche kürzere Notizen und Recenſionen für die erwähnte Rundſchau, für das von Herrn Lewes herausgegebene Blatt: „The Leader“, für den „Coventry Herald“ und andere Blätter geliefert. Für die Review beſorgte ſie während mehrerer Jahre auch die Bücherſchau einer jeden Nummer. Von größeren Artikeln ſind ihrem Wunſche entſprechend in ihre Werke noch aufgenommen: „Three Months in Weimar“, 1855 in „Fraſer's Magazine“ erſchienen; „The Influence of Rationalism, Lecky's History“, 1865 für die „Fortnightly Review“ geſchrieben; endlich die 1868 in „Blackwood's Magazine“ veröffentlichte: „Address to Working Men by Felix Holt“. Von kleineren Arbeiten habe ich an verſchiedenen Orten noch namentlich erwähnt gefunden Artikel über Froude's „Nemeſis des Glaubens“, über Robert Browning und Tenniſons „Maud“.

[9] Vergl. die Widmung auf dem Titelblatt des „Spanish Gipsy“: „To my dear, every day dearer husband“, desgl. die Inſchrift auf dem Manuſkript von „Middlemarch“: „To my dear husband George Henry Lewes in this nineteenth year of our blessed union“, endlich diejenige auf dem Manuſkript von „Adam Bede“: „To my dear husband George Henry Lewes I give this Ms. of a work, which would never have been written but for the happiness, which his love has conferred on my life.“ Aus ihren Briefen und Tagebüchern ſei folgender Stellen gedacht: „When I read aloud my manuscript to my dear, dear husband, he laughed and cried alternately and then rushed to me to kiss me. He is the prime blessing, that has made all the rest possible to me, giving me a response to everything, that I have written, a response, that I would confide in as a proof, that I have not mistaken my work.“ (Brief an Mme. Bodichon vom 5. Mai 1859.)

„He (d. h. Lewes) too is capable of that supreme self merging love.“ (Brief an Mrs. William Smith nach dem Tode von deren Gatten.) „I am very happy, happy in the highest blessing, life can give us, the perfect love and sympathy of a nature, that stimulates my own to healthful activity.“ (Brief an Mrs. John Caß vom 6. Juni 1857.)

„My life has deepened unspeakably during the last year: I feel a greater capacity for moral and intellectual enjoyment, a more acute sense of my deficiencies in the past, a more solemn desire to be faithful to coming duties than I remember at any former period of my life. And my happiness has deepened too; the blessedness of a perfect love and union grows daily.“ (Tagebuch 31. December 1857.)

„In each other we are happier than ever, I am more grateful to

my dear husband for his perfect love, which helpt me in all good and checks me in all evil—more conscious that in him I have the greatest of blessings.“ Tagebuch 1865.

[10] Während eines ſpäteren Aufenthaltes in Berlin im Frühjahr des Jahres 1870 lernten ſie auch Bunſen und Mommſen kennen.

[11] Vergl.: „A life of G. Eliot“ by George Willis Cooke in: Complete Works. Illustr. Boston Edition. Band II. Theil II. S. 434 u. 35.

[12] Sie gingen über Paris und den Mont Cenis, beſuchten Genua, Livorno und Piſa und begaben ſich über Civita Vecchia nach Rom. Nach längerem Aufenthalt brachen ſie von dort aus am 29. April nach Neapel auf, von wo ſie größere Ausflüge nach Päſtum, nach Salerno, Sorrent und Amalfi unternahmen. Mit dem Dampfboot gingen ſie dann wieder nach Livorno und von da für einige Zeit nach Florenz — endlich über Siena und Bologna, über Ferrara, Brescia und Padua nach Venedig. Auf dem Rückwege beſuchten ſie noch Verona und Mailand, begaben ſich über den Comer See und den Splüger nach Zürich (woſelbſt Lewes die Bekanntſchaft von Moleſchott machte) und kehrten über Bern in die Heimath zurück.

[13 u. 14] Vergl.: „Drei engliſche Dichterinnen“, Eſſays von H. Druskowitz. Berlin. Verlag von Robert Oppenheim. 1885. S. 219 ff.

[15] Vergl.: „A life of G. Eliot“ by George Willis Cooke in: Complete Works. Illustr. Boston Edition. Band II. Theil II. S. 441.

[16] „Oh may I join the choir invisible
Of those immortal dead, who live again
In minds made better by their presence; live
In pulses stirred to generosity,
In deeds of daring rectitude, in scorn
For miserable aims, that end with self,
In thoughts sublime, that pierce the night like stars
And with their mild persistance urge man 's search
To vaster issues . . .“ u. ſ. w.

Vergl. G. Eliot's Complete Works. Illustrated Boston Edition. Band VI. Theil II. Seite 441.

Italien.

Eine länderkundliche Skizze.

Von

Prof. Dr. Theobald Fiſcher
in Marburg.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg,
Königliche Hofbuchdruckerei.

Unter den Reiſezielen der Deutſchen ſteht ſeit langem ſchon Italien mit obenan, und die Zahl derjenigen Deutſchen, welche wenigſtens einen Theil dieſes Landes aus eigener Anſchauung kennen, iſt ſehr beträchtlich. Dennoch fehlt es auch bei uns noch vielfach an einer beſſeren Kenntniß des Landes und an richtigem Verſtändniß des uns fremdartigen Volksthums. In der ſehr reichen Reiſelitteratur begegnet man immer wieder ſchiefen oder ungerechten Urtheilen, wie ſie flüchtig Reiſende, der Landesnatur und Landesſprache wenig Kundige nur zu leicht fällen. Werke wie Victor Hehns „Italien; Anſichten und Streiflichter“ oder Gregorovius' „Wanderjahre in Italien“ bilden Ausnahmen. Zu dieſer Erſcheinung trägt allerdings die auch heute noch unvollkommene wiſſenſchaftliche Erforſchung des Landes bei. Die Grundlagen jeder Landeskunde, eine gute topographiſche Karte und die geologiſche Durchforſchung, konnten erſt nach Schaffung der politiſchen Einheit in Angriff genommen werden und harren, namentlich letztere, auch heute noch der Vollendung. Aber ſehr viel und ſehr Tüchtiges iſt in der kurzen Spanne Zeit trotz der Knappheit der Mittel geleiſtet worden und noch mehr wird in der nächſten Zukunft geleiſtet werden, denn ähnlich wie der deutſche Geographentag hat gleich der erſte italieniſche Geographentag, welcher bei Gelegenheit der Columbusfeier in Genua verſammelt war, die ſofortige Inangriffnahme landeskundlicher Forſchungen beſchloſſen. Indeſſen ſind ſchon ſo werthvolle

Bausteine aufgehäuft, daß ich es wagen darf, gestützt auf zahlreiche Reisen und lange Aufenthalte in Italien, eine Skizze dieses Landes zu entwerfen.[1]

Die Lage und Weltstellung Italiens ist eine sehr günstige, schon als die mittlere der drei südeuropäischen Halbinseln erscheint sie den beiden anderen gegenüber bevorzugt. Mitten im Mittelmeere gelegen, das Nordwestbecken desselben vom Südostbecken trennend, beherrscht es zugleich die eine der Verbindungslinien beider und nimmt theil an der Beherrschung der großen Welthandelsstraße, welche der großen Achse des Mittelmeeres folgt. Eine lange schmale Landbrücke vom Rumpfe Europas hinüber zur Festlandsmasse von Afrika erscheint Italien als das Herzland des ganzen Mittelmeergebiets und zur Beherrschung desselben bestimmt. Italien schaut nach Westen, ist aber im stande, von den vortrefflichen Häfen von Venedig, Brindisi und Tarent, welche mit dem nahen Gegengestade die Ungunst der adriatischen Küste auszugleichen streben, auch zum Osten in Beziehungen zu treten. Mit einer Landgrenze von nur 1400 km Länge verbindet Italien eine Küstenlänge von 6341 km und ist so ein durchaus maritimes Land, denn selbst seine meerfernsten Großstädte Turin und Mailand haben nur eine Meerferne von 105 bezw. 120 km, d. h. gleich Hamburg.

Die Küstengliederung Italiens ist namentlich im Westen eine reiche; küstennahe Inselgruppen, wie die toskanischen und campanischen, erhöhen den Werth derselben; die großen, nach der Gesamtheit ihrer Verhältnisse italienischen Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica, theils küstennah, theils in Sehweite gelegen, bilden als Insel-Italien eine wesentliche Ergänzung

[1] Der vorliegende Vortrag beruht im wesentlichen auf einer umfassenderen Darstellung Italiens, welche der Verfasser in „Unser Wissen von der Erde", herausg. von A. Kirchhoff, Bd. III., 2. Hälfte, gegebeu hat, die binnen kurzem erscheinen wird.

des eigentlichen Halbinſellandes, beide zuſammen eine ſolche des mehr feſtländiſchen Charakter tragenden Po-Landes. Der Reichthum Italiens an natürlichen Häfen iſt ein verhältnißmäßig großer; wo dieſelben den Anforderungen der Neuzeit nicht mehr genügten, wie in Genua, Neapel, Palermo, konnten ſie durch Kunſt verbeſſert werden; wo ſie ganz fehlten, waren ſie unſchwer zu ſchaffen, wie bei Livorno, oder man vermißte ſie weniger als in irgend einem der Mittelmeerländer, weil Italien, wohl im weſentlichen dank ſeiner Oberflächengeſtalt, weit ſeltener von Stürmen heimgeſucht iſt als Griechenland, Süd-Frankreich, Spanien oder gar Algerien. Ein ſehr großer Theil auch des inneren Verkehrs vollzieht ſich ſo ſtets zur See, und ſelbſt mit den Nachbargebieten verkehren Küſtenfahrer, da die Meerenge von Otranto nur 72.8, die von Pantellaria nur 150 km breit iſt, ſo daß man bei hellem Wetter von Sicilien aus wohl das hohe Kap Bon drüben in Tuneſien erblicken kann. Zu allen Zeiten, von den Tyrrhenern an, hat daher Italien tüchtige Seeleute hervorgebracht, und mit richtigem Blick haben die Staatsmänner des neuen Italien erkannt, daß die Gegenwart und Zukunft des Landes in der Beherrſchung des Meeres liegt. Italien hat ſich daher eine Kriegsflotte geſchaffen, welche an Größe der Schlachtſchiffe wohl einzig daſteht.

Es erſcheint ſo dieſes Land wie zum Ausgangs- und Brennpunkte des Seeverkehrs im ganzen Mittelmeere geſchaffen, wie es nahezu zwei Jahrhunderte in der engeren Welt des Alterthums und Mittelalters der Hauptſitz des Verkehrs geweſen iſt. Und gleiche Bedeutung vermöchte es wohl wieder zu erlangen, wenn ſich ſeine Gegengeſtade im Oſten und im Süden einmal wieder beleben werden. Der Straße von Gibraltar und dem Suez-Kanal gleich nahe, vermag es auch am Weltverkehr der Neuzeit mit Erfolg theilzunehmen. Aber noch mehr, auch von wichtigen feſtländiſchen Straßen wird Italien gekreuzt;

in meridionaler Richtung von denen, die in Genua, Venedig, Neapel und Brindisi endigen, in äquatorialer von denen, welche über Mailand und Turin gehen. Mailand ist der eigentliche Kreuzungspunkt dieser Straßen, der Mittelpunkt aller Alpenstraßen, die dort vom Simpelupasse im Westen bis zum Stilfser Joch im Osten radienförmig zusammenlaufen. Infolgedessen ist es heute auch einer der wichtigsten Sitze des festländischen Handels von Europa. Und nicht, wie Spanien, nur zu einem Lande, nein, zu deren einer ganzen Reihe, zu Frankreich, der Schweiz, dem Deutschen Reiche, Oesterreich und Ungarn, unterhält Italien unmittelbare Beziehungen zu Lande. Vielseitigkeit der Beziehungen zur See wie zu Lande ist demnach der hervorstechendste Charakterzug Italiens. Und wenn die Handelssprache fast aller Völker Europas noch heute die Spuren der beherrschenden Stellung erkennen läßt, welche Italien bis ins sechzehnte Jahrhundert im Welthandel hatte, so sind die Bedingungen, daß dies Land in Zukunft wieder einmal diese Stellung zurückerobert, zwar nicht mehr gleich günstig, aber immerhin keine durchaus ungünstigen.

Entwickelungsgeschichte.

Der Satz, daß man einen Gegenstand erst völlig kennt, wenn man weiß, wie er entstanden ist, findet vor allem in der wissenschaftlichen Geographie Anwendung. Wenn wir daher, nachdem wir uns in großen Zügen mit dem zu betrachtenden Lande vertraut gemacht haben, in die Geschichte desselben einzudringen suchen, so möchte ich zunächst die Thatsache feststellen, daß Italien, wie es politisch ein Neubau ist, auch erdgeschichtlich ein sehr junges Land, in seiner Gesamtheit wohl das jüngste Europas ist. Man kann gewissermaßen sein Alter noch aus seinen Zügen herauslesen. Wohl nirgends vollziehen sich die Veränderungen des wagrechten Umrisses und des senkrechten Aufrisses so rasch wie hier. Nirgends kann man wie hier so

zu ſagen mit Augen ſehen und mit Händen greifen, wie an der einen Stelle ein Berg aufgethürmt, an einer anderen ein Gebirge abgetragen und eingeebnet wird. In Italien ſind in der That, um uns einer Wendung unſeres unvergeßlichen Meiſters Oskar Peſchel zu bedienen, unſere beſten Karten Bilder von vergänglicher Wahrheit. Von jeher hat daher Italien die beſondere Aufmerkſamkeit der Geologen wachgerufen, von denen wohl jeder einmal den Drang gefühlt hat, in dieſem Lande ſein Wiſſen zu bereichern. Unſere namhafteſten Geologen gehören daher auch zu den verdienteſten wiſſenſchaftlichen Erforſchern Italiens. Und ähnlich in England und Frankreich.

Nur geringe Trümmer eines älteren Stückes der aufgetauchten feſten Erdkruſte ſind in den Neubau Italien verarbeitet, und die Inſchriften dieſer alten Werkſtücke ſind ſo verwiſcht, daß wir nur mühſam zu entziffern vermögen, wie der alte Bau ausgeſehen haben mag, deſſen Reſtſtücke ſie ſind. Derſelbe dehnte ſich von Corſica-Sardinien, vielleicht vom äußerſten Südweſtende unſerer heutigen Alpen bis nach Calabrien und Sicilien, nach Oſten bis aufs Feſtland des heutigen Toskana aus. Längſt bis auf jene ſtehen gebliebenen Trümmer, auf deren Zuſammengehörigkeit geologiſche und biologiſche Gründe zu ſchließen zwingen, in den tiefen Einbruchskeſſel des tyrrheniſchen Meeres verſenkt, bezeichnen wir dieſes demnach etwas weſtlicher gelegene Ur-Italien mit dem Namen Tyrrhenis. Nur im Bereich der alten Tyrrhenis kommen in Italien, von den Alpen abgeſehen, überhaupt alte Geſteine vor, Gneiſe, kryſtalliniſche Schiefer, alte Granite, in noch geringerer Ausdehnung ihnen mantelförmig angelagert auch paläozoiſche Schichtgeſteine. Auf ſie faſt allein iſt, wenn wir von der Schwefelgewinnung Siciliens abſehen, in Italien Bergbau beſchränkt. Mit dem faſt völligen Fehlen der Steinkohlenformation hängt der völlige Mangel an Steinkohlen zuſammen, welcher die neuzeitlich groß-

gewerbliche Entwickelung Italiens ſo außerordentlich erſchwert. Gegen Ende des meſozoiſchen Zeitalters begann der Niederbruch und die Zertrümmerung der alten Tyrrhenis und entſtand in einer langen wechſelvollen Bauperiode, wo zeitweilig der Bau unterbrochen, ja wieder niedergeriſſen wurde, der Neubau Italien, der, ſeiner Geſamtanlage nach erſt mit dem Ende der Tertiärzeit vollendet, noch in der Quartärzeit weſentliche Zu- und Umbauten erfahren hat. In der zweiten Hälfte der Tertiärzeit wurde am energiſchſten durch ſeitlichen, von Südweſten kommenden Druck das Apenninengebirge zuſammengefaltet, zum Theil aber auch bald wieder durch auf peripheriſchen Bruchſpalten erfolgende Vertikalverſchiebungen zertrümmert, ſo daß nur noch, ähnlich wie beim größeren Theil der Karpathen, der äußere geſchichtete Mantel erhalten iſt. Keſſelförmig griffen dieſe Einbrüche an der Weſtſeite ein, und auf ihnen entwickelte ſich gegen das Ende der Tertiärzeit jene großartige, noch heute nicht erloſchene vulkaniſche Thätigkeit, die von dem Inſelchen Capraja im Norden, am Eingang in das ligiriſche Meer, bis zum Etna ganze Reihen und Gruppen vulkaniſcher Kegel aufgethürmt hat. Ganze Meerbuſen, wie in Latium und in Campanien, wurden von den vulkaniſchen Auswurfſtoffen ausgefüllt, ganze Gebirge, wie das Albaner, und ſo gewaltige Kegel, wie der Etna, aufgethürmt. Beſteht doch in der Umgebung von Rom ein Gebiet von 6000 qkm, gleich mehr als einem Drittel des Königreichs Sachſen, nur aus vulkaniſchen Ablagerungen. Und noch ſind die Grundlagen des Neubaus nicht in ſich verfeſtigt, noch unterliegen die Schollen der feſten Erdkruſte auf den ſie zerſtückenden Spalten Bewegungen, welche Italien zu einem der erdbebenreichſten Länder der Erde machen. Giebt es hier doch Gegenden, in welchen im Durchſchnitt einmal im Jahrhundert alle Siedelungen von Grund aus, dazwiſchen noch oftmals theilweiſe zerſtört werden. Vulkaniſche Ausbrüche vernichten ſo periodiſch Leben und Eigenthum örtlich,

Erdbeben in großer Ausdehnung, beide hemmen den Unternehmungsgeiſt, verlangſamen die Volksvermehrnng und die Anhäufung von Wohlſtand, ſie gehören ſo zu den Landplagen Italiens, haben aber auch Italien zur hohen Schule für das Studium dieſer beiden ſo furchtbaren Naturerſcheinungen gemacht. Zu beiden in engen Beziehungen ſteht auch der Reichthum Italiens an Thermen und Mineralquellen, Schätze, die man noch kaum auszubeuten begonnen hat.

Die faltenden Bewegungen, welche dem Apenninengebirge den Urſprung gaben, ſcheinen nach Süden an Intenſität abgenommen zu haben, während die Bildung von Bruchlinien und darauf erfolgende Vertikalbewegungen dort unter den gebirgsbildenden Vorgängen mehr in den Vordergrund treten — ſo weit die noch ungenügende geologiſche Durchforſchung der ganzen Südhälfte des Apennin überhaupt ein Urtheil über die Tektonik erlaubt. Jedenfalls ſcheint ſchon im Abruzzen-Apennin nur mehr leichte Fältelung vorzuliegen, welche Hochflächen ſchuf, ähnlich der des Lim-Hochlandes drüben im illyriſchen Faltenſyſtem der ſüdoſteuropäiſchen Halbinſel. Wir denken hier namentlich an die bedeutendſte Maſſenanſchwellung der ganzen Halbinſel, die den eigentlichen Abruzzen in SSW. vorgelagert iſt und die wir Abruzzen-Hochland nennen möchten. Brüche und Vertikalbewegungen treten hier neben der Faltung bereits bedeutungsvoll hervor, ſie gaben der Kalkmaſſe der Abruzzen die bedeutende Höhe von noch heute 3000 m und ſcheinen im neapolitaniſchen Apennin geradezu zu überwiegen. Eine Hebung des ganzen Apenninengebietes zu Anfang der Quartärzeit, welche bis heute ungefaltet gebliebene, erſt zu Ende der Tertiärzeit auf dem Meeresgrunde gebildete Schichten auf dem Feſtlande wie in Sicilien zu ſo bedeutenden Höhen erhob, daß ſie nach heute 1000 m und mehr erreichen, trotz ſeitdem erfolgter Abtragung, hat hier im

Süden erſt wieder ein orographiſch einheitliches Gebirge geſchaffen, indem dadurch erſt wieder die Trümmer der alten Tyrrhenis und die Schollen und Klötze juraſſiſcher und kretaceiſcher Apenninengeſteine miteinander verbunden wurden. Erſt jetzt verwuchſen der Monte Gargano und die apuliſche Kreidetafel durch Schließung pliocäner Meerengen mit dem Apenninenlande und kam durch Anſchweißung von Sporn und Abſatz die bekannte Stiefelgeſtalt zu Ausbildung. Dieſe Hebung ſchuf zwar auch die calabriſche Meerenge zur einer niederen Landenge um, die auf einer tiefgreifenden Bruchſpalte liegende Meerenge von Meſſina vermochte ſie aber nur ſchmäler und ſeichter zu machen. Sicilien blieb dauernd vom Feſtlande getrennt und verlor auch in der Diluvialzeit ſeine Verbindung mit Tuneſien, indem ſich auch dort ſchon ſeit der Tertiärzeit ein Bruchgürtel auszubilden begonnen hatte, der am Nordrande Klein-Afrikas nach O. und SO. verläuft und auf welchem ſich ebenfalls noch heute nicht erloſchene vulkaniſche Thätigkeit zu regen begann. Die durch Bruchlinien und Grabenverſenkungen zerſtückte Malta-Gruppe und Lampeduſa, flache tertiäre Tafeln, ſind Reſte des hier zertrümmerten Feſtlandes, für deſſen bis in die geologiſche Gegenwart fortgeſetztes Untertauchen die ſorgſamen hydrographiſchen Forſchungen der Franzoſen in der kleinen Syrte ſo wunderbare Belege geliefert haben.

Dagegen begann im Norden gegen Ende der Tertiärzeit durch Hebung und Zuſchüttung die Verlandung des großen Senkungsfeldes an der Innenſeite der Alpen, das im Laufe der Quartärzeit zur großen, noch immer auf Koſten der Adria wachſenden Po-Ebene ausgeſtaltet wurde. Ebenſo ſind an der Weſtſeite der Halbinſel erſt ſeit der Quartär-, ja zum Theil in geſchichtlicher Zeit der Meerbuſen, in welchen der Arno mündete, und einige kleinere verlandet. Italien iſt ſo, bis auf jene wenig ausgedehnten Trümmer der Tyrrhenis, ein junges Land, die

Apenninen von allen größeren Gebirgen Europas das jüngſte, denn erſt in quartärer Zeit iſt ihr Bau vollendet worden. Geſteine jugendlichen Alters bilden alſo vorwiegend den Boden Italiens, ſelbſt von meſozoiſchen tritt nur die Kreide in etwas größerer Ausdehnung auf, das Tertiär iſt die Charakterformation Italiens, nächſtdem das Quartär. Mindeſtens zwei Drittel Italiens, von Sicilien ſogar vier Fünftel beſteht aus Geſteinen, welche ſich erſt im Laufe der Tertiärzeit auf dem Grunde des Meeres oder noch ſpäter durch Anlagerung gebildet haben. Und unter dieſen Geſteinen überwiegen thonige und mergelige, alſo leicht zerſtörbare Felsarten. So auffällig auch orographiſch die kretaceiſchen und juraſſiſchen Kalkgeſteine in den Apenninen hervortreten, ſo iſt es heute doch nicht mehr erlaubt, die letzteren danach ein Kalkgebirge zu nennen, wir müſſen es vielmehr ein Thongebirge nennen, denn was ihm ſeinen ganz eigenartigen Charakter aufprägt, das ſind die vorherrſchenden thonigen Felsarten. Die wichtigſten Erſcheinungen, welche man ſich ſtets bei dem Begriff Kalkgebirge zu vergegenwärtigen pflegt und die im illyriſch-griechiſchen Faltenſyſtem in ſeiner ganzen Ausdehnung ſo auffällig zu Tage treten, treten in den Apenninen, eben der geringen Verbreitung der Kalkgeſteine wegen, nur in untergeordnetem Maße auf. Selbſt in den älteren Formationen, im Archäiſchen und Paläozoiſchen Siciliens und Kalabriens, herrſchen leicht zerſtörbare Gneiſe und Schiefer vor.

Auf der weiten Verbreitung leicht zerſtörbarer Felsarten im Bunde mit den klimatiſchen Verhältniſſen und der weit fortgeſchrittenen Entwaldung des alten Kulturlandes beruhen die erſtaunlich raſch vor ſich gehenden Veränderungen der Oberflächengeſtalt und der Küſtenlinien ganzer Landſchaften. Ganze Gebirge, wie das peloritaniſche Gneisgebirge bei Meſſina, ſind in ſichtbarer Abtragung begriffen, immer tiefer greifen die Thäler und Regenſchluchten in das Gebirge ein, immer größere Geröllmaſſen ſchieben

ſich in den für gewöhnlich faſt ganz trocken liegenden Fiumaren ins Meer. In dem Mergellande von Toskana werden durch erhalten gebliebenen Baumwuchs verfeſtigte Stellen in wenigen Jahren zu inſelartigen Hügeln herauspräparirt, alle 10—20 Jahre muß man die Grenzſteine neu ſetzen, da ſich die ganze Oberfläche unter den Winterregen in eine gleitende Breimaſſe verwandelt und die Flüſſe zu Schlammſtrömen werden, welche Meerbuſen füllen und die Küſte vorrücken. Neuerdings verwerthet man in Italien vielfach dieſe Schlammſtröme, welche dem Lande große Mengen koſtbarer Düngſtoffe entführen — hat man doch in Frankreich den Werth der alljährlich dem Lande in den Sedimenten der Flüſſe entzogenen Feſtſtoffe auf 30 Mill. Frcs. geſchätzt —, zu künſtlicher Anfüllung von Fieberdünſte ausſendenden Sümpfen und bekämpft damit die Malaria am wirkungsvollſten. Das berüchtigte Chiana-Thal zwiſchen Florenz und Rom iſt dadurch fieberfrei geworden, daß man durch ſolche künſtliche Ablagerung eine Fläche von 200 qkm um 2—5 m erhöht und damit den Gewäſſern Gefäll verſchafft hat.

Bergſchlipfe, welche nicht ſelten große Flächen angebauter Felder, ganze Ortſchaften und Menſchenleben vernichten, ſind in dieſen thonigen Gebieten Italiens außerordentlich häufig, namentlich in dem Gürtel der ſog. Scherben- oder Schuppenthone (argille scagliose) der Apenninen, deren Entſtehungsweiſe ſo umſtritten iſt. Im Juni 1881 gerieth, um nur einen Fall unter vielen hervorzuheben, ein Theil des zwiſchen zwei Flußthälern gelegenen, 5000 Einwohner zählenden Städtchens Caſtelfrentano (bei Chieti) ins Gleiten und ſank in Trümmer, der Reſt war ſchwer bedroht. Selbſt die Lage der Siedelungen wird von dieſen Felsarten bedingt. Dieſelben ſchließen ſich nicht, wie in Mitteleuropa, den Flüſſen und Thälern an, denn dieſe ſind von Geröllen und Schlammmaſſen erfüllt, verſumpft und fieberſchwanger, auch nicht den Thalgehängen, denn dieſe ſind beweg-

lich; hoch oben auf den meiſt von feſten wagerechten Kalktafeln gebildeten Bergrücken, Adlerneſtern gleich, thronen faſt im ganzen Apenninenlande die Heimſtätten der Menſchen. Daß ſich die Malaria in ſolchen Thongebieten ganz beſonders entwickeln kann, liegt klar zu Tage. Auch den Verkehrswegen bieten ſie beſondere Schwierigkeiten, beſonders den Eiſenbahnbauten. Dieſe ſind in denſelben ſtets überaus koſtſpielig, da ſie unabläſſig Ausbeſſerungen, Verlegungen u. dgl. erfordern und dennoch der Verkehr oft unterbrochen iſt. In der winterlichen Regenzeit fließen die Dämme auseinander, die Einſchnitte zuſammen, an den Hängen kommen die Linien ins Gleiten. Nachdem man, namentlich in Sicilien, wo nicht weniger als 40% der Oberfläche aus dieſen gleitenden und nur 30% aus mäßig feſten Bodenarten beſtehen, die ſchlimmſten Erfahrungen in dieſer Hinſicht gemacht hat, hat heute bei Feſtſtellung der Linien in ſolchen Gebieten der Geologe das entſcheidende Wort zu ſagen, man umgeht dieſelben ſoviel wie möglich. In ſolchen Gegenden koſtet nicht ſelten ein Kilometer 500—600 000 Lire und bei Tunnelbauten, oft die letzte Zuflucht, der laufende Meter 4—5000 Lire! Auch die weit verbreiteten Thongeſteine, namentlich da ſie häufig auch noch ſalzig und unfruchtbar ſind, gehören ſo zu den Landplagen des Gartens der Heſperiden.

Bodenplaſtik.

Das ſo jugendliche Faltengebirge der Apenninen beherrſcht die Oberflächengeſtalt in ſolchem Maße, daß man oftmals geradezu von der Apenninen-Halbinſel ſpricht. In der That iſt Italien überwiegend Apenninenland. Doch ſind die Höhen, da eben nur der äußere geſchichtete Mantel des Faltengebirges erhalten iſt, überall nur mäßige. Die höchſte Erhebung, der Gran Saſſo d'Italia, erreicht noch nicht voll 3000 m und ſteht ſomit dem Kegel des Etna mit 3312 m noch beträchtlich nach, aber zahlreiche Gipfel, ſelbſt bis nach Sicilien, erreichen oder über-

ſteigen 2000 m. Die Paßhöhe iſt überall gering, ſie beträgt im Mittel der 17 von Fahrſtraßen benützten Päſſe nur 900 m. Die Eiſenbahnen durchfahren die Kämme meiſt in noch geringerer Höhe in Tunnels. Es bieten ſo die Apenninen, beſonders wenn man auch ihre geringe Breite und die ſüdliche Lage in Betracht zieht, dem Verkehr nur geringe Schwierigkeiten. Als Klima- und Wetterſcheide wird man ihre Bedeutung aber nicht leicht überſchätzen. Der Charakter des Berg- und Hügellandes wird daher in Italien überwiegen, nur 38.5% der Oberfläche iſt als Ebene anzuſehen.

Die kennzeichnenden Züge des Faltenlandes ſind im Appenninenlande vielfach verwiſcht und überhaupt nur in der Nordhälfte ſchärfer ausgeprägt. Schon im Abruzzen-Apennin ſchafft leichte Fältelung weite Hochländer, wie das von uns ſo genannte ſchon erwähnte Abruzzen-Hochland, weſtlich von den eigentlichen Abruzzen, ſüdwärts bis zum Sangro und Volturno, die größte Maſſenanſchwellung der Halbinſel. Parallelismus der Ketten kennzeichnet nur den Nord- und zum großen Theil noch den Mittel-Apennin. Dabei iſt die Länge der einzelnen, meiſt den Faltenzügen genau entſprechenden Ketten ſtets eine geringe, immer nimmt eine innere ſüdoſtwärts ſtreichende an Höhe ab und verſchwindet ſchließlich unter dem tyrrheniſchen Senkungsfelde, das bei Florenz am tiefſten in das Gebirge eingreift. Die Waſſerſcheide ſpringt nach Oſten auf die nächſte Parallelkette über, die dann dasſelbe Schickſal erleidet. Die Gewäſſer folgen den Faltenthälern und brechen ſo ſchließlich, ſich zu größeren Rinnen vereinigend, zu dem breiten Vorlande durch, das ſich hier in dem Senkungsfelde noch über den Meeresſpiegel erhebt, um das tyrrheniſche Tiefbecken zu erreichen. Alle Flüſſe haben daher hier den gleichen Bau. Nur dieſer kouliſſenartige Bau der Apenninen bewirkt das ſüdöſtliche Streichen des Gebirges zwiſchen Genua und Ancona.

Ganz anderen Bau beſitzt der neapolitaniſche Apennin. Hier fehlen parallele Ketten faſt ganz; wir haben ein unregelmäßiges Berg- und Hügelland von geringer Höhe vor uns, in welchem die Waſſerſcheide ſich bald mehr dem adriatiſchen, bald mehr dem tyrrheniſchen Meere nähert und über vielen, meiſt pliocänen Hochflächen (von Ariano, Campobaſſo ꝛc.), welche nur das rinnende Waſſer gegliedert hat, nur mächtige Jura- oder Kreidekalk-Schollen und -Klötze (der Mateſe z. B.), die lebhaft an die ähnlichen, nur großartigeren Gebilde der Oſtalpen, Dachſtein, Todtes Gebirge, ꝛc. erinnern, ſich mit prallen, weißlich ſchimmernden Wänden erheben. Nur das ungefaltete, gehobene Pliocän verbindet hier dieſe älteren Kalkſchollen. Hier in dem Berglande der alten Samniten handelt es ſich nicht um eine Ueberſteigung des Gebirges, um aus der campaniſchen in die apuliſche Ebene zu gelangen, ſondern mehr um eine Durchquerung; nur die engen Eingänge in das Gebirgsland, wie die Furculae caudinae und das Cervaro-Thal, bieten Schwierigkeiten.

Wiederum verſchieden iſt der Bau des calabriſchen Apennin. Er beſteht lediglich aus zwei großen Trümmerſtücken der alten Tyrrhenis, den Gneismaſſivs der Sila und des Aspromonte, die lediglich von gehobenen und erodirten Pliocänſchichten umhüllt und miteinander verbunden ſind. Der calabriſche Apennin bietet daher in ſeinen Oberflächenformen auffallende Gegenſätze zum neapolitaniſchen, die man in dem Bruchgürtel des Crati-Thales, etwa auf der geröllüberſchütteten Stätte des alten Sybaris ſtehend, mit einem Blick überſchauen kann. Gen Norden der Monte Pollino (2271 m) mit kahlen Steilgehängen zu ſeinen kühnen, bald weißlich ſchimmernden, bald intenſiv gefärbten Kalkzinnen von doppelter Brockenhöhe empor gefurcht von engen kañonartigen Schluchten, in welchen geröllarme, aber ausdauernde, weil von ſtarken Capi d'Acqua des Kalkgebirges genährte Flüſſe zum Crati eilen. Im Süden

dagegen erhebt ſich die unſerem Harz ähnliche Gneismaſſe der Sila, die mit ſanfter, von üppiger, aber keineswegs ſüdlichen Charakter tragender Vegetation bedeckter Böſchung zu gerundeten Hochgipfeln von nicht ganz doppelter Brockenhöhe anſteigt. Waſſerarme, aber geröllreiche Flüſſe durchirren die breiten, flachen Thäler.

Der ſiciliſche Apennin verbindet mit weſentlich apenniniſchen Zügen, dem tyrrheniſchen Steilabbruche und der ſanften, Afrika zugekehrten Abdachung auch eigenartige. Namentlich treten auch hier meſozoiſche Stöcke, bis zur Trias, und jungeruptive Durchbrüche in beträchtlicher Zahl auf.

Wenn wir ſo das Apenninengebirge auch als ein einheitliches auffaſſen, ſo bildet dasſelbe doch mehr das Rückgrat der Halbinſel, es füllt dieſelbe nicht ganz aus. Zu beiden Seiten lagern ſich auf weite Strecken noch Landſchaften an, welche nur in loſeren Beziehungen zu den Apenninen ſtehen und in Italien meiſt als ſubapenniniſche bezeichnet werden. Sie ſind dem Apenninenlande erſt zu Ende der Tertiärzeit und noch ſpäter angegliedert, bezw. angelagert worden. Wir ſprechen ſo von einem tyrrheniſchen und einem adriatiſchen Apenninen-Vorlande. Letzteres umfaßt die auf weite Strecken von Terra rossa, hier Bolo genannt, bedeckte und daher ſehr fruchtbare apuliſche Kreidetafel und die mit ihr durch die apuliſche Ebene verbundene Scholle des Gargano. Beide ſind nach ihrem inneren Baue und ihren genetiſchen Verhältniſſen nicht voneinander zu trennen, dürften aber durch die gerade im neapolitaniſchen Apennin noch nicht hinreichend vertiefte geologiſche Forſchung auch in immer engere Beziehungen zu den Kalkſchollen des letzteren geſetzt werden. Die Gründe, nach welchen man den Gargano für ein dem Apenninenland angegliedertes Stück des illyriſch-griechiſchen Faltenſyſtems hat erklären wollen, erſcheinen uns ſchon heute nicht mehr ſtichhaltig. Das tyrrheniſche Gegenſtück

der apuliſchen Kreidetafel ſind die lepiniſchen und cepreiſchen Berge, nur daß hier, der tyrrheniſchen Abbruchſeite entſprechend, Störungen mehr hervortreten. Die campaniſche und die latiniſche Ebene ſind ausgefüllte Einbruchskeſſel, während das Hochland von Toskana und vielleicht auch die apuaniſchen Alpen im weſentlichen als Theile der alten Tyrrhenis aufzufaſſen ſind. Die große Ausdehnung, welche das tyrrheniſche Alpenvorland vom Horſt von Sorrent bis zum Golf von Spezia durch Ausfüllung der Einbruchskeſſel, durch Bildung jungeruptiver Berge und Berggruppen und durch Angliederung von Trümmern der Tyrrhenis erlangt hat, hat hier weite, offene, dichter Beſiedelung zugängliche Landſchaften und namentlich größere hydrographiſche Becken geſchaffen, wie das des Tiber, des Arno, Garigliano u. a., welche theils dem apenniniſchen Faltenlande, theils dem Vorlande angehören, in dieſem aber erſt ihre volle Entwickelung und Bedeutung erlangen. Hier liegen daher die größten und geſchichtlich wichtigſten Siedelungen der Halbinſel: Neapel, Capua, Rom, Florenz, Siena, Piſa, Livorno u. a. nahe bei einander.

Die Trümmer der Tyrrhenis bilden überwiegend Inſel-Italien, das Apenninenland entſpricht Halbinſel-Italien. Zu dieſem, wenn auch berg- und hügelerfüllten, doch vorzugsweiſe maritimen Italien ſteht in vielfachem Gegenſatze die Po-Ebene, Feſtland-Italien. Dieſelbe läßt ſich einem zwiſchen Alpen und Apenninen eingeſenkten, namentlich an der Weſtſeite von den Alpen noch umwallten, ſich nach Oſten ſanft neigenden und verbreiternden Troge vergleichen. Doch weiſt auch die Sohle des Troges nur ſelten jene Einförmigkeit auf, welche ſonſt Ebenen zu kennzeichnen pflegt. Zunächſt erheben ſich kleine vulkaniſche Hügelgruppen, wie die Euganeen, oder abgeſchnittene äußerſte Randſtücke der Apenninen, wie der Hügel von St. Colombano, mitten aus dem Schwemmlande, ja das ganze ausgedehnte Hügelland von Monferrat, auch ein

Theil der Apenninen, ist als ein durch das breite Tanaro-Thal abgegliederter Einschluß der Ebene aufzufassen. Aber auch sonst läßt der Baumreichthum und die ganze Art der Bodenverwerthung nirgends den Eindruck des Einförmigen aufkommen, und fast überall bieten die hohen, zackigen, weiß leuchtenden Kämme und Hochgipfel der Alpen, im Westen zugleich auch die Rücken der Apenninen dem Auge willkommene Rastpunkte. Ein großes Senkungsfeld, in welchem die Gletscher der Eiszeit und die Flüsse der Alpen und Apenninen, namentlich in diluvialer Zeit, ungeheure Geröllmassen abgelagert haben, deren Mächtigkeit im Innern noch nirgends durch Bohrungen hat festgestellt werden können, zerfällt die Po-Ebene nach den Oberflächenformen, welche diese Ablagerungen hervorrufen, den Bodenarten und der Art der Bebauung in mehrere parallele Gürtel. Ein Gürtel hügeliger, an kleinen Seen, Mooren und auch wirthschaftlich ins Gewicht fallenden Torfstichen reicher Moränenablagerungen bildet den Uebergang vom Alpenland zur Ebene. An ihn schließt sich der Gürtel der groben diluvialen Flußgerölle und des umgelagerten Moränenschutts an, unter welchem allmählich die feinen, vorwiegend thonigen, undurchlässigen Schwemmgebilde der inneren Ebene hervortreten, auf ihnen die in den Gürteln der gröberen Ablagerungen in die Tiefe gesunkenen Meteorwasser. So bildet sich hier ein besonders wasserreicher Gürtel, der sog. Gürtel der Fontanili, in welchem theils von selbst, theils künstlich gesammelt große Wassermengen, Quellen und Flüssen Ursprung gebend oder die Flüsse verstärkend zu Tage treten und, zu künstlicher Berieselung verwerthet, den Ertrag des Bodens außerordentlich steigern. Hier liegen die Reisfelder und jene üppigen Rieselwiesen, auf welchen die bedeutende Viehzucht der Lombardei beruht, die so große Mengen Butter und Käse in den Handel liefert. Bei der Fruchtbarkeit des Bodens drängte sich wohl sehr früh das Bedürfniß auf, die meist den Charakter

von Wildwaſſer tragenden Flüſſe zu bändigen oder durch künſtliche, die dann wirklich dem Verkehr, zugleich aber auch der Bewäſſerung des Landes dienten, zu erſetzen. Dieſe Wildwaſſer, die noch heute mit ihren breiten, geröllreichen, veränderlichen Betten wichtige ſtrategiſche Linien bilden, ſcheuchen den Menſchen von ihren Ufern, während die künſtlichen Waſſeradern ihn anziehen. So iſt Mailand heute, ähnlich Berlin, der Mittelpunkt eines bewundernswerthen Kanalnetzes. Ein großer Theil der in Berieſelungen über die Ebene austretenden Waſſermaſſen geht am unteren Ende der Ebene unterirdiſch dem Po wieder zu, der ſo auf der 80 km langen Strecke von Valenza-Olonetta bei niedrigſtem Waſſerſtande ca. 300 cbm Waſſer in der Sekunde von unterirdiſchen Zuflüſſen erhält, d. h. faſt ſoviel, wie der Teſſin bei ſeinem Austritt aus dem Langenſee führt.

Klima und Pflanzenwelt. Bevölkerung.

Zu den am meiſten anziehenden Eigenſchaften und zu den Schätzen Italiens gehört ſein orographiſch auffällig bedingtes Klima. Doch ſind gerade über dieſes unter den Nordländern ſehr irrige Vorſtellungen verbreitet, die bei praktiſcher Erprobung zu bitteren Enttäuſchungen und falſchen Urtheilen über das Land führen. Italien iſt durch ſeine Lage ſo zu ſagen im Mittelmeer, durch den Schutz, welchen Alpen- und Apenninenwall, einem großen Theile des Landes ſonnige Südlage verleihend, bieten, auch durch die Einflüſſe, welche das heiße Nordafrika ausübt, klimatiſch in hohem Grade bevorzugt und beſitzt, örtlich durch die Oberflächengeſtalt hervorgerufen, wahre klimatiſche Oaſen. Die Umgebung der oberitaliſchen Seen und das liguriſche Küſtenland ſind nur die bekannteſten und größten. Das Ausmaß der Wärme iſt überall ein bedeutendes, die Menge der Niederſchläge überall für das Pflanzenleben ausreichend und wenigſtens in der Nordhälfte des Landes faſt gleichmäßig über die Jahreszeiten vertheilt. Freilich, der große

Trog der Po-Ebene, der nur im Osten, aber auch nur in geringem Maße dem Meere zugänglich ist, trägt auch in klimatischer Hinsicht festländischen Charakter. Im Sommer steigt dort die Wärme in dem Maße, daß sie derjenigen Siciliens gleichkommt und lange genug andauert, daß selbst einjährige Erzeugnisse der Tropen, wie der Reis, hier gezogen werden können; im Winter dagegen, wo das Mittelmeer, das ja auch in seinen Tiefen niemals weniger als 12—13° C. hat, im übrigen Italien wärmeerhaltend wirkt, sammeln sich hier auf der Sohle des Troges die kühlen, schweren Luftmassen, die nur langsam zur Adria abfließen können, und namentlich bei Schneebedeckung bilden sich gar nicht selten sehr niedere Temperaturen durch Wärmestrahlung aus, zumal der Winter hier auch die niederschlagsärmste, heiterste Jahreszeit ist. Es kommen hier Perioden bis zu 30 Tagen vor, in welchen das Thermometer unter Null bleibt, und in Mailand bietet sich oft genug Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen. Nur hat die kalte Jahreszeit im allgemeinen kürzere Dauer. Infolge seiner kalten Winter, die nur an den Seen wesentlich gemildert sind, besitzt die Po-Ebene nur wenige Vertreter der mittelländischen Pflanzenwelt, selbst der Oelbaum ist ihr fremd; sie kann höchstens als eine Vorhalle des Südens angesehen werden. Aber auch in dem natürlichen Treibhause an der ligurischen Küste, so groß und unvermittelt auch der Gegensatz gegen die Po-Ebene ist, kommen Fröste und Schneefälle oft in recht empfindlicher Weise vor, so mild im allgemeinen die Winter auch sind. Man findet dort in der Mitte des Winters diejenige Wärme, die zu dem Gefühl des Behagens, vollends beim Sitzen im Freien, gehört, keineswegs, namentlich ist die Temperatur bei der reichlichen Besonnung — meist ist im Winter jeder dritte Tag ein ganz heiterer — sehr veränderlich, die Gegensätze zwischen Sonne und Schatten, zwischen windstillen und windigen Punkten,

zwiſchen Tag und Nacht ſehr groß. Es bietet ſich da allenthalben Gelegenheit zur Erhitzung und Abkühlung in der im allgemeinen ziemlich trockenen Luft, und nachgerade bricht ſich die Ueberzeugung Bahn, daß wenigſtens für Lungenleidende dies Klima nicht vortheilhaft iſt. Und ähnlich iſt es in ganz Mittel-Italien, namentlich an der Oſtſeite. Erſt in Campanien beginnt wirklich der Süden, und in Sicilien erſt findet man eine Wärme des kühlſten Monats, die unſerm Mai entſpricht. Auch der Umſtand, daß dort gerade der Winter die eigentliche Regenzeit iſt, während der Sommer völlig regenlos bleibt, vermag die Annehmlichkeiten des ſiciliſchen Winterklimas nicht zu vermindern, denn die Gleichmäßigkeit der Wärme wird dadurch noch erhöht, und da die Regen faſt nur in einzelnen heftigen Güſſen erfolgen, ſo konnte ſchon Cicero mit geringer Uebertreibung ſagen, daß in Sicilien nie ſo ſchlechtes Wetter herrſche, daß man nicht jeden Tag die Sonne ſehe. Freilich, der Nordländer, der durch überheizte Zimmer verwöhnt zu ſein pflegt, muß ſich erſt daran gewöhnen, eine Zimmertemperatur von 15° C., zu welcher im Januar wohl öfter das Thermometer ſinkt, behaglich zu finden.

Erſt in Süd-Italien gelangt die Mittelmeerflora mit ihren immergrünnen Holzgewächſen zur vollen Herrſchaft, und iſt wenigſtens eine Zwergform der tropiſchen Familie der Palmen einheimiſch, erſt dort werden andere Erzeugniſſe niederer Breiten ſo im Großen gezogen, daß ſie landſchaftlich ins Gewicht fallen, wie die tropiſchen Aurantiaceen. Freilich, die Dattelpalme, ein ſo maleriſcher Schmuck der Gärten ſie auch iſt, ſelbſt ſchon in Ligurien, vermag auch in Sicilien, wenn auch fortpflanzungsfähige, ſo doch keine eßbaren Früchte zu zeitigen. Dazu iſt die Lufttrockenheit im Sommer nicht groß genug. Die Verbreitung der auffälligſten Mediterrangewächſe, des Oelbaums, der Immergrüneiche, des Erdbeerbaums, des Lorbeers, der Myrthen, Piſtazien,

Pinien u. ſ. w., iſt aber eine weit geringere als man gewöhnlich annimmt, nur etwa die Hälfte Italiens hat vorwiegend mediterrane Flora, in der anderen Hälfte begegnen wir überall unſeren mitteleuropäiſchen Gewächſen, noch in Sicilien beſtehen die Gebirgswälder aus unſeren Buchen, Eichen und Kaſtanien. Nur die von der unſerigen grundverſchiedene Art der Bodenverwerthung, der Anbau von Mais und Reis, die langen Reihen von Maulbeerbäumen oder rebenumrankten Ulmen u. dgl. macht auch ſchon in der Lombardei auf den Deutſchen einen ſüdländiſchen, jedenfalls fremdartigen Eindruck. Im Süden tritt, wo nicht künſtliche Bewäſſerung möglich iſt, die dort aber faſt nur den Fruchthainen gilt, an Stelle des Winterſchlafs eine ſommerliche Ruhepauſe der Gewächſe; der berühmte ſiciliſche Weizen wird zu Beginn der winterlichen Regenzeit geſäet, wächſt ohne Unterbrechung und wird zu Beginn der heißen und trockenen Zeit geerntet. Die koſtbarſten Früchte reifen dort im Winter, die Kirſche in einer Zeit, wo ſie in Mittel-Deutſchland kaum zu blühen beginnt.

So vielfach ethniſch gemiſcht auch die Bevölkerung Italiens iſt und ſo bedeutende Abweichungen ſie in ihrem phyſiſchen Typus, namentlich im Schädelbau, auch aufweiſt, ſo zeichnet ſich das Land doch von beinahe allen Ländern Europas durch eine erſtaunliche Einheitlichkeit in kultureller und ſprachlicher Hinſicht aus. Was heute noch an Franzoſen, etwa 120000, in den Thälern der piemonteſiſchen Alpen, an Deutſchen, an Slaven, Griechen und Albaneſen innerhalb der Grenzen des Königreichs wohnt, unterliegt raſcher Aufſaugung. Die italieniſche Nation genießt außerdem den großen Vorzug, daß bei einer Kopfzahl von 33 Millionen nur etwa 2 Millionen, alſo nicht ganz 7%, außerhalb der Grenzen des nationalen Staats wohnen, der einerſeits nur 0,8% italieniſche Staatsbürger nicht italieniſcher Nationalität umfaßt. Wie glücklich müſſen wir

Deutſchen die Italiener ſchätzen, die wir in unſerem nationalen Staate 8% Angehörige fremder Völker beherbergen, während volle 25% unſers Volksthums — die Deutſchen in überſeeiſchen Ländern, die Niederdeutſch auch als Schriftſprache gebrauchenden Vlamen und Holländer nicht eingerechnet — außerhalb der Reichsgrenzen wohnen und in ihrem nationalen Daſein bedroht ſind!

Wirthſchaftliche Verhältniſſe.

Wir deuteten bereits an, daß ſich die italieniſche Nation vorzugsweiſe, wohl zur Hälfte, von Boden und Klima angeregt und begünſtigt, dem Ackerbau widmet, der freilich weſentlich andere Züge aufweiſt, als bei uns. Unabſehbare, baumloſe Flächen, mit Getreide, Kartoffeln oder Zuckerrüben beſtellt, ſucht man in Italien vergebens. Im Innern Siciliens finden wir zwar dieſe einförmige Art der Bodenverwerthung wieder, aber es iſt ein unentwirrbares Chaos gerundeter baumloſer Hügel, welche hier unabſehbar mit Weizenfeldern beſtellt ſind, ſo daß das Land nach der Ernte im Sommer öder Steppe gleicht. Sonſt aber iſt ſelbſt bei Großgrundbeſitz, der leider im Uebermaß vorhanden iſt, wie in den öſtlichen Provinzen Preußens, der Anbau ein mannigfaltiger, das Land in viele kleine Pachtſtücke zerlegt und hat durch die allenthalben zahlreich eingeſtreuten oder in Reihen gepflanzten Fruchtbäume mehr einen gartenartigen Anſtrich. Vielfach iſt die Hacke wichtiger als der Pflug. In den Küſtenlandſchaften mit ihren ungeheuren Hainen von Oel- und anderen Fruchtbäumen, dort, wo die Hänge in Terraſſen ausgelegt ſind oder künſtliche Bewäſſerung angewendet wird, Kanäle und Feldgrenzen durch Baumreihen bezeichnet werden, da erhält die italieniſche Landwirthſchaft und die Landſchaft ſelbſt ein beſonders eigenartiges Gepräge. Wie ungeheuer muß z. B. die Zahl der Maulbeerbäume ſein, trotzdem Seidenzucht eigentlich mehr als Nebenbeſchäftigung und meiſt nur im Kleinem

getrieben wird, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Italien jährlich für 320 Mill. Lire Rohſeide, wovon 250 Millionen allein aus der Lombardei, zur Ausfuhr gewinnt!

Es mag die künſtlich bewäſſerte Fläche jetzt ca. 20000 qkm betragen, am meiſten in der Po-Ebene für Reis- und Futterbau. Je weiter nach Süden, um ſo koſtbarer und ertragreicher iſt künſtliche Bewäſſernng. Konnte doch ſchon Martial in Ravenna wünſchen, lieber eine Ciſterne mit Waſſer, das er theurer verkaufen könne, als einen Weingarten zu beſitzeu. Die älteſten und ſorgſamſten, zum Theil unterirdiſch geführten Waſſerleitungen und Waſſerfänge zu Berieſelnngszwecken beſitzt die Conca d'Oro von Palermo. Dieſelben gehen wohl auf die Araber zurück. Dort giebt eine zur Bewäſſerung eines Apfelſinenhaines verwendete Quelle, die nur 1 Liter Waſſer in der Sekunde zu liefern vermag, doch eine jährliche Rente von 3000 Lire, eine Summe, von welcher wohl eine einfache bürgerliche Familie zu leben vermag. Welch bequemer Beſitz! In Ober-Italien giebt bewäſſertes Land den doppelten, ja vierfachen, in Sicilien bis 20fachen Ertrag, und rechnete man in den 70er Jahren, wo die Erträge wohl am höchſten waren, vom Hektar Apfelſinengarten 3600 Lire Rohgewinn. Auch inſofern weicht die italieniſche Art, den Boden auszunützen, von der unſrigen ab, als das Klima dort erlaubt, nicht nur mehrere Ernten im Jahre nacheinander zu erzielen, bei Rieſelwieſen in der Lombardei bis zu acht Schnitten, ſondern zwei, ja drei Gewächſe zu gleicher Zeit, wie etwa Oelbäume, Reben und Weizen. Es lohnt der Ackerbau, in dieſer Weiſe mehr als Gartenbau betrieben, ſo reichlich, daß ſelbſt Berghänge, die bei uns nur Wald hervorzubringen vermöchten, bis hoch hinauf in gemauerten Terraſſen ausgelegt ſind. Die Küſten- und Hügellandſchaften ſind faſt überall der Baumzucht gewidmet und bieten dadurch beſondere Reize. Die Fruchtbäume laſſen den Waldmangel weniger ſchwer empfinden.

Die Mannigfaltigkeit der gezogenen Gewächse kennzeichnet ebenfalls die italieniſche Landwirthſchaft. Namentlich gilt dies von den Fruchtbäumen. Unter unſere mitteleuropäiſchen miſchen ſich tropiſch-indiſche, tropiſch-amerikaniſche, japaniſche u. dgl. Der Oelbaum allein, der im weſtlichen Ligurien und anderwärts ganze Landſchaften wie bewaldet erſcheinen läßt, bedeckt eine Fläche ſo groß wie das ehemalige Kurheſſen; Apfelſinen-, Limonen- und Mandarinenbäume zählt man etwa ſechzehn Millionen Stück, wovon zwei Drittel allein in Sicilien. Die Rebe, deren Anbau beſtändig geſtiegen iſt, nimmt eine Fläche von 20000 qkm in Anſpruch und liefert im Mittel etwa 35 Millionen Hektoliter Wein. Italien kommt ſo unmittelbar hinter Frankreich und macht jetzt auch in der Behandlung des Weines Fortſchritte. Und welche Fülle von Gartenfrüchten, Gemüſe u. dgl. bringt das Land zum Theil im Winter hervor, Schätze, deren Verwerthung für Mittel- und Nordeuropa noch in den Anfängen ſteht! Ueberhaupt könnte Italien aus ſeinen Bodenerzeugniſſen, die heute noch zum Theil wegen ſchlechter Behandlung minderwerthig oder nicht ausfuhrfähig ſind, weit, weit größeren Nutzen ziehen; wie die italieniſche Landwirthſchaft, wenn auch Italien das klaſſiſche Land des Ackerbaues genannt werden kann, heute meiſt nicht auf der Höhe ſteht, ja örtlich im Rückgang iſt, Ackerbau durch Weidewirtſchaft verdrängt wird. Am ſchlimmſten iſt es in dieſer Hinſicht in der römiſchen Campagna, die heute menſchenleerer daliegt als jemals, ſo daß thatſächlich die Hauptſtadt Italiens mitten in einer entvölkerten Steppe liegt. Erſt 20—25 km von Rom findet man am Albaner Gebirge, das aber ebenfalls ſich wie eine Inſel aus menſchenleerem Gebiet erhebt, die nächſten bewohnten Orte. Dort, wie in anderen ähnlichen Campagnas Italiens, iſt es der Großgrundbeſitz, welcher noch immer ohne Verſtändniß für ſeine ſocialen Aufgaben und Pflichten das Land entvölkert, indem er

ſich am beſten zu ſtehen meint bei Pacht- und Weidewirthſchaft; zählte man doch 1881 — und ſeitdem iſt es nicht beſſer geworden — in der ganzen römiſchen Campagna an dauernden Bewohnern nur 764, alſo nur 0.264 auf 1 qkm, während die Volksdichte von ganz Italien 108 beträgt! Güter von 20 qkm Größe ſind nur von zwei Perſonen dauernd bewohnt! Dafür ſteigen alljährlich 10000 Lohnarbeiter, wahre Sklaven der Unternehmer, aus den Abruzzen herab, um anzubauen, was noch angebaut wird, und nach harter, entbehrungsreicher Arbeit, meiſt mit malariaſiechem Körper und kärglichen Erſparniſſen in die heimiſchen übervölkerten Berge zurückzukehren. Aehnlich traurig iſt die Lage der den Boden bebauenden Bevölkerungskreiſe faſt überall in Italien, einer der Krebsſchäden des ſchönen Landes. Während ſo die Weidewirthſchaft und der Großgrundbeſitz an und für ſich ſehr fruchtbare Landſchaften entvölkern, ſind gewiſſe Gebirgslandſchaften bei getheiltem Beſitz übervölkert.

Wenn auch örtlich Viehzucht vorherrſcht, ſo iſt Italien doch ein viehармes Land, wie das ſeinem Klima und ſeiner Pflanzenwelt entſpricht. Denn dem Süden fehlen die ſaftigen Wieſen, welche das Rind liebt, nur Schafe und Ziegen finden dort die ihnen zuſagende Nahrung. Nur im Po-Lande wird bedeutende Rinderzucht betrieben und Butter, namentlich aber die berühmten Käſe, Parmeſan, Gorgonzola u. ſ. w., in Menge gewonnen und von Mailand aus in den Handel gebracht. Aber ſelbſt die Schafzucht deckt nicht den eigenen Bedarf Italiens an Wolle.

Daß Italien an inneren Schätzen arm ſein muß, ſuchten wir ſchon früher zu erklären. In der That ernährt der Bergbau nur einen geringen Procentſatz der Bewohner. Obenan ſteht die Schwefelgewinnung im Tertiär Siciliens, die, noch immer eine Art Raubbau, etwa 35000 Arbeiter beſchäftigt und kärglich entlohnt. Ihr Werth erreicht 40 Millionen Lire jährlich. Die volle Verwerthung des altberühmten, in unerſchöpflichen Mengen

dicht am Meeresufer anſtehenden Eiſens von Elba leidet unter dem völligen Mangel an Steinkohlen im Lande ſelbſt. Die Gewinnung von Silber und Kupfer im toskaniſchen Erzgebirge, auf welcher die berühmten Metallarbeiten der alten Etrusker beruhten, von Blei, Zink und anderen Erzen, namentlich im ſüdlichen Sardinien, wo jetzt der Bergbau durch fremden Unternehmungsgeiſt im Aufblühen iſt, erreicht noch nicht den Werth des ſiciliſchen Schwefels. Doch iſt der Bergbau Italiens in aufſteigender Bewegung. Dazu kommt der Reichthum an Steinen, welcher den Steinbau im ganzen Lande ſo weſentlich gefördert und italieniſche Steinarbeiter zu überall geſchätzten und geſuchten gemacht hat. Die Marmorgewinnung von Maſſa, Carrara und Serravezza beſchäftigt allein 8000 Arbeiter und giebt einen jährlichen Ertrag von 20 Millionen Lire.

Dafür, daß Italien Steinkohlen entbehrt, iſt ſeine immer mehr aufblühende Gewerbthätigkeit ſchon heute bedeutend. Ihr Hauptſitz iſt das Po-Land, wo ſie ſich durchaus bodenſtändig beſonders durch Verwerthung der Triebkräfte der Alpengewäſſer entwickelt hat. Vielfach drängen ſich in den Alpenthälern die großgewerblichen Anlagen, und die elektriſche Kraftübertragung verheißt hier noch eine große Zukunft. Seiden- und Wollenſpinnerei und -Weberei, alſo durchaus bodenſtändige Erwerbszweige, ſtehen obenan, erſtere allein beſchäftigt etwa 200000 Menſchen. Ihnen reiht ſich die Verarbeitung der Baumwolle an, die während des amerikaniſchen Bürgerkrieges im Süden im Großen gezogen wurde nnd in Sicilien heute wieder Boden zu gewinnen ſcheint. Die Gegenwart des italieniſchen Handels- und Seeverkehrs, die italieniſche Handelsflotte von heute, obwohl ſie zu den erſten Europas gehört, bleib weit hinter der Vergangenheit zurück. Wichtig iſt aber die Fiſcherei. Die auf Edelkorallen liegt ganz in italieniſchen Händen und liefert einem eigenartigen Zweige des vaterländiſchen

Kunſtgewerbes den Rohſtoff. Doch hat die Entwickelung des Verkehrs in Italien raſche Fortſchritte gemacht durch Schaffung von Verkehrswegen, an denen es dem Süden faſt ganz fehlte. Was die Kulturſtaaten Europas im Laufe von Jahrhunderten geſchaffen haben, das mußte, wenigſtens im ehemaligen Kirchenſtaate und im Königreich Neapel, wo man gefliſſentlich bemüht geweſen war, den Verkehr zu unterbinden, in Jahrzehnten nachgeholt worden. Beſaß doch Sicilien 1863 erſt 9 km Straßen, und beſuchte ich dort noch 1875 eine Stadt von 20000 Einwohnern, die noch von keiner fahrbaren Straße erreicht wurde!

Volksdichte und Siedelungskunde.

Für ein vorwiegend ackerbauendes Land iſt Italien mit 108 Köpfen auf das Quadratkilometer ſehr dicht bevölkert, einzelne Gegenden um ſo dichter, als andere, kaum minder fruchtbare, die völlig menſchenleer ſind. Das nur ackerbauende Sicilien hat 127 Köpfe auf 1 qkm, Campanien 183 und die zugleich gewerbthätige Provinz Mailand gar 390. Menſchenleere Einöden ſchafft in Italien Großgrundbeſitz im Bunde mit Malaria. Letztere verlangſamt die natürliche Volksvermehrung und erſchwert den Anbau und ſelbſt den Verkehr ganzer Landſchaften. Sind doch von den 69 Provinzen Italiens nur 6 malariafrei! Auf gewiſſen Eiſenbahnlinien in Sardinien, Sicilien, Calabrien und Toskana müſſen alle Beamten beſſer genährt, höher beſoldet und für die Nacht nach geſunden Stationen gebracht werden. Aber auch damit wird die Sterblichkeit unter denſelben nur auf 12½% herabgedrückt. In dem unglücklichen Coſenza, das im Durchſchnitt einmal im Jahrhundert von Grund aus durch Erdbeben zerſtört wird, kommen auf 1000 Mann Beſatzung jährlich 1500 Erkrankungen! Viele, viele Millionen koſtet die Malaria dem Staat alljährlich. Dennoch iſt die natürliche Volksvermehrung eine günſtige und die Zunahme der Bevölkerung trotz der ſtetig wachſenden Auswanderung

eine beträchtliche. Die Volkszahl des Königreichs ſtieg von 1871 bis 1891 von 26.8 Millionen auf 31.

Die Art zu wohnen weicht in Italien von derjenigen aller Länder Europas, bis auf einen Theil von Spanien, inſofern ab, als kleine Siedelungen, Dörfer in deutſchem Sinne, in größeren Theilen Italiens unbekannt ſind. Selbſt in rein ackerbauenden Gegenden bilden Anhäufungen der Menſchen nach Tauſenden, wo man alſo in Deutſchland von Städten ſprechen würde, die Regel. Nur einige Landſchaften des Nordens, Venetien, die Emilia, Toskana, wo nur 50—55 % der Einwohner in geſchloſſenen Ortſchaften beiſammen wohnen, machen eine Ausnahme. Aber auch dort giebt es weniger Dörfer als verſtreute Einzelhäuſer oder Einzelhöfe. Im größten Theile Siciliens ſind Dörfer in unſerm Sinne unbekannt. Die mehr als 3 Millionen Bewohner der Inſel vertheilen ſich, von einer ſehr geringen Zahl von Bergwerken und Meierhöfen abgeſehen, auf rund 500 Ortſchaften, die demnach im Durchſchnitt 6000 Einwohner haben müßten. In der Provinz Girgenti wohnen von ihren 312000 Bewohnern nur 4000 außerhalb großer geſchloſſener Ortſchaften, wohl meiſt auf den Schwefelbergwerken, und es zählt dieſe Provinz 16 Städte von 8—20000 Einwohnern. Die rein ackerbauende apuliſche Provinz Bari hat bei 679000 Einwohnern 15 Städte von 15—58000 Bewohnern. Es iſt klar, daß dieſes gedrängte Wohnen, weit weg von den zu bebauenden Feldern, große Nachtheile hat, auch ſehen wir allenthalben, daß ſich in den letzten Jahrzehnten in Süd-Italien, ſeit die öffentliche Sicherheit eine beſſere geworden iſt und der Verkehr ſich belebt, mehr und mehr die Neigung geltend macht, ſich wieder inmitten der Felder, an den Verkehrswegen, namentlich den Eiſenbahnen, an der Küſte, niederzulaſſen. Es entwickeln ſich wieder kleine, verſtreute Siedelungen, und die ungünſtig gelegenen größeren Mittelpunkte beginnen zu veröden. Das beſte Beiſpiel dieſer Art

bietet wohl Monte S. Giuliano, der alte Eryx, in West-Sicilien. Es wäre eben durchaus irrig, dieſes gedrängte Wohnen der Menſchen in wenigen, weit voneinander entfernten großen Ortſchaften überall und durchaus aus der Landesnatur herzuleiten. Natürlich feſte Lage, gute Häfen, Quellen, Freiheit der Oertlichkeit vom Fieber und ähnliche Urſachen kommen gewiß in Betracht, in erſter Linie geben aber geſchichtliche Vorgänge die Erklärung dieſer Erſcheinung. In den endloſen Fehden und Kriegen, welche Italien im Mittelalter und bis in die neueſte Zeit heimgeſucht haben, drängten ſich die Menſchen an den natürlich feſten Punkten zu gemeinſamer Abwehr zuſammen, namentlich konnten ſich an den Küſten Süd-Italiens gegenüber den unabläſſigen Ueberfällen der kleinafrikaniſchen Seeräuber — wir haben ſelbſt noch in Sicilien alte Leute gekannt, welche in die Sklaverei nach Tunis geſchleppt worden waren — nur ſolche Küſtenplätze halten, welche mit einem Hafen natürliche Feſtigkeit verbanden; wo ſolche Punkte fehlten, da wurde die Bevölkerung, wie namentlich in Calabrien, von den Küſten weg auf die ſteilen Höhen im Angeſichte des Meeres gedrängt. Andererſeits aber hat ſich auch die Feudalzeit in dieſen großen Siedelungen verewigt, indem die zahlreichen kleinen Herren Mittel- und Ober-Italiens ihren Herrſcherſitzen mit allen Mitteln Glanz zu verleihen ſuchten, in Unter-Italien in der ſpaniſchen Zeit die Feudalherren bemüht waren, durch Schaffung großer Güter mit namhaften Mittelpunkten ihr Anſehen zu heben, neue Ehren und Titel zu erlangen. Faſt die Hälfte aller ſiciliſchen Städte beſteht aus derartigen geſchichtsloſen Neugründungen aus der Zeit des 16. bis 18. Jahrhunderts. Die andere Hälfte dagegen geht auf Phöniker, Karthager, Griechen, wohl auch noch weiter zurück und umfaßt, durch ausgezeichnete Lagenverhältniſſe bedingt, hervorragend geſchichtliche Stätten.

Sehr bezeichnend iſt es, daß in Inſel- und Halbinſel-

Italien alle größeren, geſchichtlich wichtigen Städte am Meere liegen, meiſt mit einem Hafen natürliche Feſtigkeit der Lage verbindend: Meſſina, Catania, Agoſta, Syrakus, Trapani, Palermo, Milazzo, Tarent, Brindiſi, Ancona, Neapel, Pozzuoli, Gaeta, Cagliari u. ſ. w. Nur Rom und Florenz machen eine Ausnahme, obwohl auch ſie beide dem Meere nahe liegen und ſehr wichtige Seeverbindungen, Florenz namentlich im ſpäteren Mittelalter, wo es ſich zur Erbin des vom Meere abgedrängten Piſa machte, unterhielten. Beide liegen auch bereits, wie die Städte Ober-Italiens, an Flüſſen, während in Süd-Italien die Flüſſe von größeren Siedelungen durchaus gemieden werden. Bei beiden fallen beſonders die geographiſch bedingten Beziehungen zum Apenninenlande, zur adriatiſchen Küſte und zum Norden ins Gewicht. In Ober-Italien liegen nur zwei Großſtädte am Meere, Venedig und Genua, beide mit natürlichen Häfen Feſtigkeit der Lage verbindend; erſteres ſpiegelt mehr die große Vergangenheit wieder, während letzteres die Gegenwart Italiens zur See veranſchaulicht. Venedig lag bis zur Bahnung guter Alpenſtraßen und bis zur Durchbohrung des St. Gotthard für die Beziehungen zu Deutſchland und zum Orient günſtiger, wie dies noch heute nahe bei einander am Canal grande das deutſche und das türkiſche Kaufhaus veranſchaulichen. Selbſt wenn es gelingt, die Naturkräfte, welche Venedig bedrohen, dauernd abzuhalten, wird dieſe Stadt doch kaum wieder mit Genua zu wetteifern vermögen, denn die Beziehungen zum Oſten, auch zu dem fernſten, für welchen Genua kaum minder günſtig liegt, werden in abſehbarer Zeit nicht die Bedeutung erlangen, wie diejenige zur Neuen Welt, der ſich Genua zuwendet, dem in der Lombardei und Piemont, weiterhin in Südweſt-Deutſchland ein reiches Hinterland erwachſen iſt, während es zugleich der natürliche Mittelpunkt der dicht beſiedelten, rührigen liguriſchen Küſte von Spezia bis Ventimiglia iſt. Venedig da-

gegen thront einſam mitten in einem Sumpf- und Haffgebiet am Außenrande eines 15 bis 20 km breiten unwirthlichen Gürtels, der das beſiedelte Innere vom Meere ſcheidet. Neben dieſen beiden einzigen Seeſtädten beſitzt aber Feſtlands-Italien noch ein Mailand, Turin und Bologna, neben vielen anderen bedeutenden Brennpunkten geſchichtlichen Lebens: Verona, Bergamo, Brescia, Como, Aleſſandria, Piacenza, Cremona, Mantua, Ferrara, Modena, Parma u. ſ. w. Bologna iſt der Schlüſſel Halbinſel-Italiens von Norden her und der Knotenpunkt aller dorthin, ſei es längs dem Meere, ſei es über den Apennin, gehenden Straßen; Turin, der natürliche Mittelpunkt Piemonts, vereinigt in ſich alle Straßen über die Weſtalpen; Mailand dagegen iſt die Hauptſtadt des ganzen Feſtlands-Italien, der Sitz und Knotenpunkt aller Beziehungen desſelben nach Weſt und Oſt, nach Süd und Nord, namentlich aber nach Norden, wie ſich dies in der ſehr bedeutenden deutſchen Kolonie Mailands ſchon ausprägt. Der Handel und die Gewerbthätigkeit, welche die reiche Umgebung ſchon nährt, haben Mailand zugleich zum großen Geldplatze Italiens, in mancher Hinſicht, wie ſchon in ſpätrömiſcher Zeit, zu deſſen Hauptſtadt gemacht. Mailand hat ſeiner Lage nach viel Aehnlichkeit mit Berlin; wie dieſes liegt es im Flachland als Knotenpunkt zahlreicher, meiſt künſtlicher Waſſerſtraßen und noch zahlreicherer Landſtraßen, die Beziehungen nach Oſt und Weſt, aber auch nach Nord und Süd vermitteln, mitten zwiſchen zwei größeren meridionalen Flüſſen und zwiſchen zwei natürlichen Grenzlinien, Apennin und Alpen, die dem Mittelgebirgsrande und der Oſtſeeküſte entſprechen. Doch ſind alle Verhältniſſe bei Mailand räumlich beſchränktere. Der gewaltige Aufſchwung von Mailand prägt ſich am beſten darin aus, daß ſich ſeine Bevölkerung in den letzten 30 Jahren, alſo ebenfalls ähnlich Berlin, verdoppelt hat und jetzt 400000 beträgt. Und Mailand verdankt dieſen Aufſchwung nur ſich

ſelbſt, während Rom, das ſeit 20 Jahren ſeinen Charakter ſehr weſentlich geändert und ſeiner Bevölkerung nach ſich bereits Mailand nähert, dies nur ſeiner Eigenſchaft als Hauptſtadt verdankt.

Schon in dem raſchen Wiederaufblühen dieſer und faſt aller Städte Italiens, in der Vermehrung der Bevölkerung erkennen wir, daß dies Land, wenn wir es noch einen Augenblick als Staat betrachten, in fortſchreitender Entwickelung begriffen iſt. Der Staat Italien iſt heute trotz aller Schwierigkeiten, die ſich zeitweilig namentlich in der üblen Finanzlage aufthürmen, als völlig in ſich gefeſtigt, als ſelbſt einen ſtarken Stoß von außen zu ertragen befähigt anzuſehen. Die Schwierigkeiten, mit welchen man heute ringt, gehen alle auf die Art und Weiſe zurück, wie der Einheitsſtaat geſchaffen worden iſt. An den ſo kleinen Kern des ſardiniſchen Königreichs hat ſich das ganze übrige Italien ankryſtalliſirt, durch den Willen des Volks, nicht durch Eroberung. Damit mußte eine Menge veralteter Einrichtungen, ein ungeheures Heer ſchlecht bezahlter und vielfach unfähiger Beamter übernommen, Empfindlichkeiten jeder Art geſchont werden. In der Hälfte des Landes mußten alle Kulturaufgaben, die dort gefliſſentlich vernachläſſigt worden waren, Straßen, Eiſenbahnen, Häfen u. ſ. w. ſo raſch wie möglich, ſelbſt unter den ungünſtigſten Bedingungen und dem ſchwerſten Lehrgeld geſchaffen werden. Schulen waren im Süden ſo gut wie gar nicht vorhanden. Das fluchwürdige bourboniſche Syſtem hatte eine ungeheuere Korruption, geheime Geſellſchaften, Räuberweſen und dergleichen großgezogen. So ſtieg die Schuldenlaſt von Staat und Gemeinden ins Ungeheuere! Wenn dennoch heute ein großer Theil jener Aufgaben gelöſt iſt — in der kurzen Spanne Zeit von kaum 30 Jahren —, der Staatskredit befeſtigt, die Fehlbeträge gemindert, ſo iſt das eine Leiſtung, auf welche Italiens Herrſcher und Volk ſtolz ſein können. Das italieniſche Volk arbeitet heute raſtlos auf

allen Gebieten des materiellen und des geiſtigen Lebens, die ſchmarotzenden Müßiggänger der höchſten wie der niedrigſten Schichten früherer Zeiten ſterben aus, ein neues Geſchlecht wächſt heran und iſt zum Theil ſchon herangewachſen. Man wandle nur eine Stunde offenen Auges durch die Straßen von Mailand, Genua oder ſelbſt Palermo, und man wird ſich, natürlich der Landesnatur entſprechend Rechnung tragend, von der Richtigkeit dieſer Beobachtung überzeugen. Ueberall herrſcht Leben und Vorwärtsſchreiten. Die italieniſche Nation ſteht heute mitten in einer Wandelung ihres ganzen nationalen Daſeins. Die Zeit der übergroßen Abhängigkeit von Frankreich, mehr noch im geſamten Geiſtesleben als im wirthſchaftlichen, der blinden Bewunderung der romaniſchen Vormacht iſt vorüber, das italieniſche Volk hat angefangen, ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen, ſein Kulturleben auch mit den Erzeugniſſen deutſchen Geiſtes zu befruchten, dem germaniſchen Volksthume Aufmerkſamkeit zu ſchenken, zunächſt in den Wiſſenſchaften, voran den Natur- und exakten Wiſſenſchaften, weiterhin aber auch bereits im wirthſchaftlichen Leben. Man iſt erſtaunt, heute ſo viele Italiener kennen zu lernen, die unſere Sprache, ſo ſchwierig ſie ihnen iſt, verſtehen und ſelbſt ſprechen, die damit ihre Hochachtung für uns und unſer Vaterland greifbar darlegen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein großer Theil der italieniſchen Nation uns heute aufrichtige Theilnahme entgegenbringt, es wird nur zum Wohle des deutſchen Volks und des deutſchen Vaterlandes ſein, wenn wir unſererſeits uns noch mehr als bisher bemühen, durch Reiſen im Lande ſelbſt die uns fremde Landesnatur verſtehen, dem uns fremden Volksthume gerecht zu werden und damit die geiſtigen und wirthſchaftlichen Bande zwiſchen beiden Völkern, welche auch nicht der leiſeſte Intereſſengegenſatz ſcheidet, deren Geſchicke vielmehr eng miteinander verbunden ſind, um ſo feſter zu knüpfen.

Ueber Hamlets Wahnsinn.

Akademischer Rathhausvortrag,
gehalten am 24. November 1892 in Zürich.

Von

Dr. Anton Delbrück,
Assistenzarzt an der Heilanstalt Burghölzli, Privatdocent an der Universität Zürich.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Das allseitige Interesse, welches der nachstehende Vortrag erregte, veranlaßt mich, ihn dem Druck zu übergeben. Dabei schien es mir das Beste, an dem ursprünglichen Wortlaut nichts zu ändern, und diejenigen Erweiterungen, die mir für den Druck wünschenswerth erschienen, in Form von Anmerkungen anzureihen. Entstehung und Zweck der kleinen Studie sind im Text angedeutet. Eine eingehendere Besprechung der sehr umfangreichen Litteratur konnte selbstverständlich nicht meine Aufgabe sein, aber auch nur ein sorgfältigeres Studium erlaubte mir meine Zeit nicht; ich muß daher den Leser um Nachsicht bitten, wenn ich wesentliches übersehen haben sollte.

Meine hochzuverehrenden Damen und Herren!

Ueber Hamlets Wahnsinn habe ich versprochen, Ihnen einen Vortrag zu halten. Nun giebt es wohl kaum über ein anderes Kunstwerk eine so ungeheuer umfangreiche Litteratur wie über Hamlet; man fühlt sich deshalb verpflichtet, sich zu entschuldigen, wenn man wieder etwas darüber vorbringen will. Richard Wagner sagt einmal, er begreife nicht, daß die Leute gar nicht aufhören könnten, immer noch „an Shakespeare herumzuschreiben". In Bezug auf den Hamlet sollten wir uns die in diesen Worten liegende Mahnung eigentlich besonders zu Herzen nehmen. Wenn man nun vollends als Laie oder vielmehr als Angehöriger einer anderen Fakultät über Kunstsachen spricht, so

erregt man erſt recht bei Manchem Anſtoß. Der Aeſthetiker fühlt ſich durch die mediciniſche Kritik nur allzuleicht verletzt und glaubt, nicht ganz mit Unrecht, der äſthetiſche Genuß werde dadurch eher geſchädigt als gefördert. Die Pſychiater wieder ſehen mit Geringſchätzung auf ſolche Studien herab, weil ſie meinen, der Dichter ſei nun einmal kein Fachmann, verſtehe nichts von der Pſychiatrie und inſofern biete ſeine Schöpfung für uns kein Intereſſe dar. Etwas Richtiges iſt in dieſen Anſichten ſchon, aber vollkommen kann ich ſie doch nicht theilen. Für den ſonſtigen ethiſchen und äſthetiſchen Werth eines Kunſtwerkes iſt es allerdings gleichgültig, ob der Dichter den Anforderungen des modernen Pſychiaters genau Genüge leiſtet oder nicht. Ich ſchätze den „Grünen Heinrich“ als Kunſtwerk nicht etwa deshalb beſonders hoch, weil ich herausgefunden habe, daß eine pſychologiſche Schilderung darin in geradezu verblüffender Weiſe den Reſultaten der modernen Wiſſenſchaft und im beſonderen denen eines hypnotiſchen Experiments entſpricht. Und umgekehrt hat für mich Kellers Novelle: „Kleider machen Leute“ nicht ein Tüttelchen an ihrem Kunſtwerthe verloren, ſeit ich mir habe ſagen laſſen, daß dieſer Novelle eine wahre Geſchichte zu Grunde liegt, die pſychologiſch wahrſcheinlich ganz anders zu deuten iſt, als es der Dichter im Kunſtwerk thut. Verlieren kann bei einer ſolchen Kritik eigentlich nur der moderne Realismus. Für ihn würde allerdings jeder Werth, z. B. der Geſpenſter von Ibſen, entfallen, ſobald wir ſagen — und das müſſen wir thun —, daß in dieſem Stücke die ſogenannte Dementia paralytica durchaus unwahr und ſchlecht geſchildert iſt. Bei der Vorſtellung aber, die ich mir von der Aufgabe der Kunſt mache, kann unſer Tadel dem Dichter niemals etwas ſchaden; dagegen wird unſer Lob ihm ſtets zur Ehre gereichen; denn es bietet immerhin einen Beweis mehr für ſeine ſcharfe pſychologiſche Beobachtung, oder ſagen wir beſſer für ſeine richtige pſychologiſche

Anſchauung. Im Litteraturdrama — und nur als ſolches exiſtirt doch für uns heutigen Tages das Shakeſpeareſche Original — aber iſt dieſe Anſchauung des Dichters bis auf einen gewiſſen Punkt nur angedeutet; ſie tritt nicht voll und ganz in die Erſcheinung, wie in der völlig den Intentionen des Dichters entſprechenden Darſtellung auf der Bühne. Die Andeutungen pſychologiſcher oder pſychiatriſcher Eigenthümlichkeiten aber werde ich entſchieden eher verſtehen als der Laie, und deshalb können meine diesbezüglichen Erläuterungen der Dichtung dem Leſer, dem Darſteller förderlich ſein und ſeine Anſchauung des Kunſtwerks erleichtern! —

Aber auch für uns, d. h. für den Pſychiater, iſt der Gewinn bei dem Studium genialer Dichtungen doch ein ſehr viel größerer, als man zunächſt meinen möchte. Ja wenn alle Künſtler ſo arbeiteten, wie man ſich das vielfach vorſtellt, daß der Dichter z. B. den Plan ins Auge faßt, ein alkoholiſches Delirium darzuſtellen und nun dazu verſchiedene Lehrbücher ſtudirt und, wenn er ſehr gewiſſenhaft iſt, noch eine pſychiatriſche Klinik beſucht, um ſich dann endlich an die Arbeit zu ſetzen und fleißig zu dichten — ja dann würde mich dieſe Arbeit allerdings wenig intereſſiren; ich würde ſie vielleicht leſen, um zu ſehen, ob der ſogenannte Dichter etwas gelernt hat; aber nicht um ſelbſt daraus zu lernen. Aber ich ſtelle mir die Art, wie ein großer Künſtler ſeine Kunſtwerke ſchafft, ganz anders vor. Einen guten Einblick in die Werkſtätte der wahren Kunſt gewährt meines Erachtens ein Ausdruck, den ich mal in einem Briefe von Richard Wagner an Liszt geleſen habe. Wagner las die Partitur ſeines bereits vor mehreren Jahren komponirten Lohengrin und fand darin etwas „ſehr Intereſſantes", wie er ſich ausdrückt, nämlich, daß an einer beſtimmten Stelle im Orcheſter ein Motiv auftritt, welches in beſonders feiner Beziehung zum zugehörigen Texte ſteht. Man ſieht: der muſikaliſche Einfall

war ihm beim Komponiren ſo unmittelbar gekommen, daß er ſich des gedanklichen Zuſammenhangs mit der Dichtung gar nicht bewußt geworden war und ſpäter wie ein dem Werk noch fremd Gegenüberſtehender dieſe „intereſſante" Beziehung herausfand. Ich bin überzeugt, daß jedes wirkliche Kunſtwerk ſo zu ſtande kommt. Was uns ein Dichter wie Shakeſpeare ſchildert, das iſt nicht das Reſultat einer logiſchen Gedankenfolge, ſondern vielmehr der unmittelbarſten Anſchauung. Ich halte es deshalb auch für falſch, zu fragen, was hat der Dichter darſtellen wollen, ſondern ich frage nur, was hat er dargeſtellt? So hat Er es erſchaut. Ganz anders geht die Wiſſenſchaft zu Werke. Sie zerlegt das Ganze in ſeine einzelnen Theile, ſtudirt erſt dieſe für ſich, ſodann ihren Zuſammenhang und ſetzt dann rückläufig die Reſultate ihrer Forſchung zum Ganzen der Theorie zuſammen. Die Erkenntniß des Vertreters der Wiſſenſchaft iſt ſomit eine mittelbare, die des Künſtlers eine unmittelbare, und wie die Art ſeines Erkennens, ſo iſt beiläufig bemerkt auch nothwendig die Form ſeiner Mittheilung eine andere.[1] Aus der Verſchiedenheit ihrer Erkenntnißmethoden und der Unabhängigkeit derſelben voneinander aber erklärt es ſich auch, daß gleichſam dieſelben Ergebniſſe in der Kunſt und in der Wiſſenſchaft oft ganz unabhängig voneinander und zu verſchiedenen Zeiten gewonnen werden. So konnte G. Keller den Vorgang der „retroaktiven Hallucination" im Grünen Heinrich treffend ſchildern zu einer Zeit, wo dieſer Vorgang der Wiſſenſchaft noch völlig unbekannt war.[2] Dieſe aber muß in ſolchen Schilderungen eine ſehr beachtenswerthe Beſtätigung ihrer Theorie erkennen. Denn wenn ich auf verſchiedene Methoden des Erkennens zum gleichen Reſultate gelange, ſo bietet mir das eine deſto größere Sicherheit für die Richtigkeit desſelben. Deshalb iſt es für mich ſehr beachtenswerth, wie ein genialer Dichter etwas — was es auch immer ſei — anſchaut. Wenn ſeine

Anſchauung den Regeln der Wiſſenſchaft entſpricht, ſo iſt das eine Gewähr mehr für die Zuverläſſigkeit der Theorie.[3]

Wenn es ſomit auch für beide Theile meiner Ueberzeugung nach förderlich ſein kann, wenn man einmal einen kleinen pſychiatriſchen Ausflug in das Gebiet der Kunſt unternimmt, ſo bin ich doch nicht mit einer derartigen vorgefaßten Abſicht an die uns heute beſchäftigende Studie herangetreten. Vielmehr habe ich den Hamlet aus rein künſtleriſchem Intereſſe in den letzten Jahren viel geleſen, ohne aber während der Lektüre meine Pſychiatrie ganz zu vergeſſen. Dabei fielen mir verſchiedene Momente auf, die ſchon im alltäglichen Leben vom Laien vielfach mißverſtanden werden und andererſeits für das richtige Verſtändniß Hamlets nicht unwichtig ſind. Ich glaubte daher, es würde auch für Sie nicht ganz ohne Intereſſe ſein, wenn ich Ihnen mittheilte, was mir als Pſychiater über den Hamlet eingefallen iſt. Wenn ich das jetzt thue, ſo bilde ich mir dabei durchaus nicht ein wie ſo viele Kritiker, daß man bisher den Hamlet allgemein vollſtändig mißverſtanden habe und nun mein Genie zum erſtenmal das wahre Verſtändniß eröffne. Das würde allerdings ein ſehr zweifelhaftes Lob für den Dichter ſein! Sondern ich will nur verſuchen, einige Unklarheiten, die man vielleicht im Hamlet zu ſehen glaubt, zu beſeitigen und durch meine Andeutungen, wenn möglich, Ihr Verſtändniß der unvergleichlichen Dichtung noch in etwas klären.

Aber kommen wir zur Sache!

Eine Frage, die mir anfänglich viel Kopfzerbrechen machte, iſt dieſe: Simulirt Hamlet oder iſt er wirklich wahnſinnig? Die meiſten von Ihnen werden mir wahrſcheinlich ſagen: „Natürlich ſimulirt er, er ſagt es ja ſelbſt.“ Aber das beweiſt an ſich noch nichts, obgleich die Mehrzahl der Laien immer mit einer derartigen Beweisführung bei der Hand ſind und nur

allzuoft Simulation diagnoſticiren, wo nach reiflicher Prüfung des Falles von einer ſolchen gar nicht die Rede ſein kann.

Zunächſt ſteht mal ſo viel feſt, daß faſt alle Perſonen des Dramas ſelbſt den Prinzen für wahnſinnig halten. Ein nur oberflächlicher Blick aber belehrt uns ferner, daß Hamlet gerade da, wo ſein Wahnſinn — wenn ich ſo ſagen darf — die höchſten Wogen ſchlägt, nicht die Spur ſimulirt, ſondern ganz im Gegentheil vollſtändig unter der Herrſchaft ſeiner ſehr aufgeregten Leidenſchaften ſteht.

Die erſte große Beſtürzung am Hofe verurſacht ſein „Wahnſinn" bei und vor allem nach Aufführung des Stückes, durch das er den König entlarvt. Daß ihm dies gelungen, verſetzt ihn in ſolche Aufregung, daß er ſich gar nicht zu beherrſchen weiß. Sein Gedankengang iſt jäh abſpringend; in ſeiner wilden Luſtigkeit citirt er gereimte Sinnſprüche, dichtet ſelbſt ſolche, ruft jauchzend in der ſehr ernſten Lage nach Muſik, und es iſt ſicher völlig aufrichtig gemeint, wenn er auf die Ermahnung Güldenſterns: „Beliebt es euch, mir eine geſunde Antwort zu geben," antwortet: „Herr! ich kann nicht!" — Vorher ſagt Güldenſtern zu ihm: „Beſter Herr! bringt einige Ordnung in eure Reden und ſpringt nicht ſo wild von meinem Auftrage ab." Dieſe Ausdrücke bezeichnen treffend den Seelenzuſtand Hamlets während der ganzen Scene. Er befindet ſich in ziemlich hochgradiger maniakaliſcher Erregung, um einen pſychiatriſchen Ausdruck zu gebrauchen, und daß dieſe nicht ſimulirt iſt, erhellt, abgeſehen von unzähligen anderen Gründen, ſchon allein daraus, daß Hamlet im Beginn dieſer Scene mit Horatio allein iſt, dem gegenüber eine Verſtellung ja gar keinen Sinn hätte, weil er um Hamlets Geheimniß weiß.

Weit ſchlimmer geberdet ſich dieſer kurz darauf im Schlafzimmer der Königin, wo er den Polonius erſticht. Von dieſem Auftritt ſagt die Königin ſpäter: „Er raſt wie See und Wind,

wenn beide kämpfen, wer mächtiger ist.“ Daß Hamlet hier simulire, wird doch wohl auch Niemand behaupten wollen, gerade hier legt er jede Maske ab und sagt zur Mutter:

„Bringt diesen Handel an den Tag,
Daß ich in keiner wahren Tollheit bin,
Nur toll aus List“

u. s. w.

Auch hier erscheint als wesentlichstes Symptom des Wahnsinnes die völlig unbeherrschte Leidenschaft. Weniger Gewicht lege ich, obgleich das gerade von medicinischer Seite[4] geschehen ist, auf die Erscheinung des Geistes. Doch wollen wir die Frage gleich bei dieser Gelegenheit abthun.

Die moderne Wissenschaft erklärt Geistererscheinungen als Sinnestäuschungen und diese als Krankheitssymptom. Das paßt aber hier in seiner Allgemeinheit nicht her. Der Geist im Hamlet ist ein „ehrliches Gespenst“. Ob Shakespeare selbst an Geister glaubte oder nicht, ist hier völlig gleichgültig; wenn er es nicht that, so ist der Geist eine poetische Fiktion; im Drama erscheint er jedenfalls als etwas Reelles, nicht nur in der Einbildung Hamlets Existirendes. Deshalb sehen ihn im 1. Akt Horatio und Marcellus auch. Wenn also Hamlet den Geist seines Vaters sieht, so ist das noch kein Beweis für seinen Wahnsinn.

Aber! „interessant“ ist es allerdings, daß in dieser Scene, im 3. Akt, die Königin, die einzige außer Hamlet Anwesende, den Geist nicht sieht. Als ihn Hamlet anredet, ruft sie deshalb: „Weh mir! er ist verrückt,“ und als Hamlet fragt:

„Seht ihr dort nichts?“

erwidert sie:

„Gar nichts, doch seh ich alles, was dort ist.“
„Und hörtet ihr auch nichts?“
„Nein, nichts als uns!“

und dann:

„Dies iſt bloß eures Hirnes Ausgeburt;
In dieſer weſenloſen Schöpfung iſt
Verzückung ſehr geübt" — — —

Somit erſcheint alſo hier im 3. Akt der Geiſt als eine Viſion Hamlets, und dieſe wird von der Königin als Krankheitsſymptom gedeutet. — Dieſe Geiſtererſcheinungen bei Shakeſpeare böten noch manches andere Intereſſante.[4] Aber das führt uns zu weit ab. Ausſchlaggebend ſind ſie für unſere Frage nicht. Genug damit, daß Hamlet der Mutter in dieſem Auftritt „verrückt" erſcheint, aber durchaus nicht im geringſten ſimulirt.

Zum dritten Male giebt es endlich eine große Aufregung, als Hamlet in das Grab der Ophelia ſpringt und mit Laertes ringt. Auch hier iſt es unmöglich, Simulation anzunehmen. Hamlet ſagt ſelbſt ſpäter über dieſen Auftritt zu Laertes:

„Der Kreis hier weiß, ihr hörtet's auch gewiß!
Wie ich mit ſchwerem Trübſinn bin geplagt.
Was ich gethan,
Das die Natur in euch, die Ehr und Sitte,
Hart aufgeregt, erklär' ich hier für Wahnſinn"

u. ſ. w.

Daß dieſe Worte ganz aufrichtig gemeint ſind, beweiſt die Aeußerung, die Hamlet vorher Horatio gegenüber thut:

„Doch bin ich ſehr bekümmert, Freund Horatio!
Daß mit Laertes ich mich ſelbſt vergaß." — — —

und

„Doch wirklich ſeines Schmerzes Prahlerei
Empörte mich zu wilder Leidenſchaft."

Alſo in dieſen Scenen, wo er zweifellos am meiſten tobt, ſimulirt Hamlet gar nicht.

Aber ſeine Umgebung findet ihn wahnſinnig auch bei vielen anderen Gelegenheiten, ſo namentlich überall da, wo er ſeiner peſſimiſtiſchen Weltanſchauung Ausdruck giebt. Als charakteriſtiſches Urtheil über ihn in dieſer Beziehung laſſen Sie mich Ihnen zunächſt Ophelias Worte anführen:

„O welch ein edler Geiſt ward hier zerſtört; ich ſehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mißtönend wie verſtimmte Glocken jetzt.
Dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, wehe!
Daß ich ſah, was ich ſah, und ſehe, was ich ſehe."

Inwieweit wir dieſem zarten Urtheil Ophelias über Hamlets Peſſimismus beiſtimmen können, das wollen wir vor der Hand beiſeite laſſen. Ich betone zunächſt nur, daß die Aeußerungen Hamlets, die Ophelia zu dieſem Urtheil veranlaſſen, aufrichtig gemeint ſind, zum mindeſten im weſentlichen. Er äußert ſich in dem bezüglichen Geſpräch ganz ähnlich wie in dem vorhergehenden berühmten Monolog: „Sein oder Nichtſein!" Und es iſt nicht ſchwer, für analoge Scenen gleiche Analogien zu finden.

Von der erſten Unterredung mit Roſenkranz und Güldenſtern berichten dieſe:

„Er giebt es zu, er fühle ſich verſtört,
Allein wodurch, will er durchaus nicht ſagen,
Noch bot er ſich der Prüfung willig dar,
Hielt ſich vielmehr mit ſchlauem Wahnwitz fern,
Wenn wir ihn zum Geſtändniß bringen wollten
Von ſeinem wahren Zuſtand."

In dieſer Scene könnte man als Wahnſinn höchſtens ſeine Aeußerungen anſehen, wie: „Dänemark iſt ein Gefängniß" und die ſich daran anſchließenden Raiſonnements. Aber klingen denn dieſe etwa anders als die Betrachtungen des allererſten Monologs, und im beſonderen folgende Worte:

„O Gott! O Gott!
Wie ekel, ſchal und flach und unerſprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt.
Pfui! pfui darüber! 's iſt ein wüſter Garten,
Der auf in Samen ſchießt; verworfenes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich."

Das iſt doch ſo ungefähr das Grundthema der wahren

Stimmung Hamlets, das in mannigfachen Variationen in den Monologen und im Geſpräch mit Anderen wiederkehrt, von dieſen als Wahnſinn gedeutet wird, aber doch niemals für Verſtellung gehalten werden darf.

Wenn endlich, um noch eins anzuführen, der König bei Hamlets Gloſſen über die Leiche des Polonius (die Reichsverſammlung von politiſchen Würmern) hierüber verzweifelt ausruft: „Ach Gott! Ach Gott!“, ſo ſind doch auch dieſe Betrachtungen Hamlets ganz gleich, wie die, welche er mit Horatio auf dem Kirchhof anſtellt. Und da verſtellt er ſich doch auch nicht.

Aber ich ermüde Sie!

Um Ihnen meine Behauptung zu beweiſen, müßte ich Ihnen ſchließlich den ganzen Hamlet recitiren; ich hoffe aber, wenn Sie den Hamlet leſen und die von mir angedeuteten Geſichtspunkte dabei im Auge behalten, ſo werden Sie mir dies zugeben:

In den meiſten Scenen und namentlich in denen, in welchen er ſeiner Umgebung am tollſten erſcheint, verſtellt er ſich nicht im geringſten, ſondern giebt ſich völlig natürlich.

Alſo iſt er wahnſinnig?

Nein, das folgt nicht ohne weiteres. Denn merken Sie wohl: in den genannten Scenen erſcheint er ſeiner Umgebung wahnſinnig. Sie findet ſeine Stimmung unmotivirt trübe, kann ſich ſeine Aufregung, ſeine Reizbarkeit nicht erklären. Denn ſie weiß nicht, was er weiß, ſie weiß nicht, was ihm widerfahren iſt. Aber wir, der Leſer, der Zuſchauer, die wir wiſſen, was ihn in dieſe Stimmung verſetzt! was ihn in ſolche Aufregung gebracht hat, halten wir ihn in ſeinem Gebahren für krank? Eine trübe Stimmung, eine Aufregung an ſich iſt doch nicht immer krankhaft, wenn ſie nur motivirt iſt.

Wenn ich Sie jetzt fragte: „Halten Sie Hamlet für toll

in den erwähnten Scenen?" ſo würde wahrſcheinlich der Eine mit Ja, der Andere mit Nein antworten! Sehen wir aber zu, wie ſich die wenigen Perſonen des Stückes äußern, die um Hamlets Geheimniß wiſſen, alſo ſich in dieſer Beziehung in der gleichen Lage wie der Zuſchauer befinden, ſo kommen wir ebenſo wenig zu einer beſtimmten Löſung der Frage. Horatio thut gelegentlich eine Aeußerung im bejahenden Sinne, dürfte aber den Prinzen im allgemeinen nicht für krank halten. Der König äußert ſich einmal auch in dieſem Sinne. Als er das berühmte Geſpräch zwiſchen Hamlet und Ophelia belauſcht hat, ſagt er:

— — „was er ſprach, obwohl ein wenig wüſt,
War nicht wie Wahnſinn. Ihm iſt was im Gemüth,
Worüber ſeine Schwermuth brütend ſitzt,
Und wie ich ſorge, wird die Ausgeburt
Gefährlich ſein."

Gleich darauf ſagt er aber wieder, in Bezug auf Hamlet: „Wahnſinn bei Großen darf nicht ohne Wache gehn."

In der Dichtung ſelbſt alſo finden wir keine wörtlichen Anhaltspunkte darüber, wie ſich Shakeſpeare die Sache „gedacht hat".

Laſſen wir daher die Unterſuchung in der bisher geführten Richtung fallen und ſehen wir zu, ob wir der Frage auf andere Weiſe beikommen können.

Ihnen wird ſchon lange die Frage auf den Lippen geſchwebt haben: „Ja, aber Hamlet ſagt doch ſelbſt im erſten Akte nach der Erſcheinung des Geiſtes, daß es „„ihm vielleicht in Zukunft dienlich ſcheine, ein wunderliches Weſen anzulegen"". Er ſtellt ſich doch auch dem Polonius gegenüber zweifellos wahnſinnig; und auch hier und da Anderen gegenüber!" — Das iſt richtig. Er hat die Abſicht, ſich toll zu ſtellen, und thut dies auch hier und da.

Alſo iſt er doch ein Simulant!?

Es ist merkwürdig, wie schnell die meisten Menschen mit dieser Diagnose bei der Hand sind, und zwar neigt einer um so mehr dazu, je mehr er Laie ist. Ich möchte fast sagen, in den meisten gerichtlichen Fällen, die uns zur Begutachtung zugehen, hat einmal ein Gefängnißwärter oder Polizeisoldat den Betreffenden für einen Simulanten erklärt, in vielen Fällen auch ein Staatsanwalt oder ein Untersuchungsrichter, in manchen sogar ein praktischer, aber nicht eigentlich psychiatrisch gebildeter Arzt einen solchen Verdacht geäußert, aber auch in den wenigsten dieser Fälle kann der Psychiater diesen Verdacht bestätigen, und einige Psychiater gehen so weit, zu behaupten, daß Simulation von Geistesstörung bei einem ganz gesunden Menschen überhaupt nicht vorkomme. Soviel kann man jedenfalls mit Bestimmtheit behaupten, daß es schwerwiegende und mächtige Beweggründe sein müssen, die einen gesunden Menschen zu einem solchen Schritte veranlassen werden. Wenn ich daher die Diagnose auf Simulation stellen soll, so frage ich in allererster Linie: Warum simulirt der Mensch? Diese Frage wird oft lange nicht genug berücksichtigt.

Warum simulirt denn nun Hamlet Geistesstörung? Viele Hamletinterpreten begnügen sich einfach mit Konstatirung dieser Thatsache, ohne nach ihrer Ursache zu fragen. Viele haben sich aber auch ernstliche Mühe gegeben, die Frage zu beantworten, aber Mancher von diesen scheint durch die endlich gefundene Lösung selbst nicht ganz befriedigt; einige Erklärungen jedoch kommen derjenigen, die ich für die richtige halte, ziemlich nahe; dies sei hier ausdrücklich betont.

Die gewöhnliche Antwort lautet: „Hamlet simulirt, um seine Pläne ausführen zu können." Aber mit sehr wenigen Ausnahmen[5] sind wohl die meisten Erklärer darüber einig, daß Hamlet überhaupt keinen bestimmten Plan hat, es sei denn, den König durch die Aufführung des Stückes zu entlarven. Aber warum soll er hierzu simuliren?

Die Annahme, er thue dies, damit er ſich mit Geiſtesſtörung entſchuldigen könne, wenn man ihn für irgend welche That, welche es auch immer ſei, verantwortlich machen wollte, halte ich für geradezu geſchmacklos. So etwas liegt ihm ſehr fern und paßt durchaus nicht zu ſeinem furchtloſen, edlen Charakter. Er hat den einen Gedanken, ſich am Mörder ſeines Vaters zu rächen; was nachher wird, darum zerbricht er ſich nicht den Kopf. Und ſobald er den Verbrecher entlarvt hat durch Aufführung des Stückes, als er Polonius ermordet hat, alſo gerade da, wo ihm die Simulation nach jener Annahme zu ſtatten kommen könnte, wirft er die allerdings hier und da benutzte Wahnſinnsmaske immer mehr und mehr ab.

„Bringt dieſen Handel an den Tag,
Daß ich in keiner wahren Tollheit bin,
Nur toll aus Liſt,"

ſagt er zur Mutter, — „Glaubt es nicht, daß ich mein Geheimniß bewahren kann und eures nicht," zu Roſenkranz und Güldenſtern, als ſie ihn über die Ermordung des Polonius zur Rede ſtellen.

Eine Erklärung kommt der Wahrheit aber ziemlich nahe: Er ſimulirt, um ſein Geheimniß zu bewahren, daß heißt ſein Wiſſen um die Todesart ſeines Vaters. Indeſſen! wieſo das? Sobald ſein Wahnſinn offenkundig wird, ſehen wir den ganzen Hof aufs eifrigſte bemüht, die Urſache ſeines Wahnſinns zu erforſchen; und in dieſem Beſtreben findet auch der König bald die richtige Fährte; er iſt nach Belauſchung des Geſprächs des Prinzen mit der Ophelia zwar nicht ſicher, aber er ahnt bereits den wahren Sachverhalt und beſchließt ſofort, Hamlet beiſeite zu ſchaffen. Inſofern alſo würde dieſer gerade das Gegentheil von dem erreichen, was er bezweckt durch ſeine Simulation; er würde viel beſſer thun, ſich möglichſt normal und ruhig zu verhalten, damit überhaupt die Aufmerkſamkeit des Hofes gar

nicht auf ihn gelenkt würde. Aber das kann er nicht! Und das iſt der ſpringende Punkt der ganzen Frage! —

Wir müſſen jetzt die Erörterungen wieder aufnehmen, bei denen wir vorhin ſtehen geblieben waren. Wir hatten geſehen: Hamlet muß nothwendigerweiſe Denen wahnſinnig erſcheinen, die nicht um ſein Geheimniß wiſſen, weil er unfähig iſt, ſich zu beherrſchen. Und das fühlt er ſelbſt!

Die erſte Nachricht vom Tode des Vaters hat ihn geſchmerzt, wie ſie jeden anderen edlen Menſchen ſchmerzen würde. Da trifft ſein Gemüth ſehr bald der zweite Stoß, die raſche Wiedervermählung der Mutter, und verſetzt ihn bereits in jene Stimmung, die im erſten Monologe zum Ausdruck kommt. Jetzt erſcheint ihm der Geiſt des Vaters, und er erfährt, wie dieſer ums Leben gekommen iſt. Nun geräth ſein Hirn in einen Aufruhr, daß ihm „zum Wahnſinnigwerden" zu Muthe iſt — um einen ganz gewöhnlichen Ausdruck des alltäglichen Lebens zu gebrauchen. Seine Gemüthsverfaſſung iſt ganz die gleiche wie in der Scene nach dem Schauſpiel — wie ich das oben andeutete: derſelbe jäh abſpringende Gedankengang, die gleiche unheimliche Luſtigkeit mit Verzweiflung gepaart. „Dies ſind nur wirblichte und irre Worte, Herr," ſagt Horatio zu ihm. In der That wirbeln ihm die Gedanken durcheinander. Er fühlt ſofort, daß er die Herrſchaft über ſich verloren hat; er iſt Sklave ſeiner verzweifelten Stimmung geworden; er fühlt, daß er der immer wird Luft machen müſſen, daß er bei jeder Gelegenheit aufbrauſen wird, daß er ſein Geheimniß nicht wird für ſich behalten können; und da er merkt, daß er doch halbnärriſch erſcheinen wird, hat er die unbeſtimmte Empfindung, daß er ſich lieber ganz närriſch ſtellen will — daß „es ihm vielleicht in Zukunft dienlich ſcheint, ein wunderliches Weſen anzulegen". Dann braucht er ſich nicht mehr zu beherrſchen, ſondern er kann ſich gehen laſſen! Und in dieſem Sichgehen-

laſſen beſteht im Grunde genommen ſeine ganze Simulation. Er ſagt, was und wie es ihm einfällt, auch wenn er ſich bewußt iſt, daß man ihn nicht verſtehen kann, daß man ihn für wahnſinnig halten wird. Und dadurch gelingt es ihm wirklich hier und da, ſein Geheimniß nicht zu verrathen. Ganz charakteriſtiſch iſt hierfür die 3. Scene des 4. Aktes; Roſenkranz und Güldenſtern ſtellen ihn wegen der Ermordung des Polonius zur Rede: „Ihr müßt uns ſagen, wo die Leiche iſt.“ Der Prinz, den der Tod des Polonius nicht tiefer berührt, der aber fortwährend den ermordeten Vater im Sinne hat, ſagt deshalb in Bezug auf dieſen, obwohl er weiß, daß die Andern das Wort auf Polonius beziehen:

„Die Leiche iſt bei dem König, aber der König iſt nicht bei der Leiche. Der König iſt ein Ding.“

Güldenſtern: „Ein Ding, gnädiger Herr?“

„Das nichts iſt.“

Dies bezieht ſich natürlich auf den umgehenden Geiſt des Königs — „ein Ding, das nichts iſt“.

Daß Roſenkranz und Güldenſtern die Worte nicht verſtehen können, deſſen iſt er ſich vollbewußt; inſofern ſimulirt er. Aber es iſt ihm bequem, dem Ausdruck zu geben, was ihm gerade durch den Kopf geht; inſofern läßt er ſich gehen. — Dies eigenthümliche Gemiſch findet ſich nun ſehr häufig in ſeinen Reden; und in dieſem Sinne muß ich meine Bemerkung, daß er meiſtens gar nicht ſimulire, in etwas einſchränken. Er drückt ſich gern barock aus, damit ihn die Leute nicht verſtehen. Er ſpricht gern von den Dingen, die ſie nicht verſtehen können. Inſofern ſteckt auch ein wenig Simulation in dem, was er zur Ophelia ſagt. Sie kann die Andeutung auf den König bei den Betrachtungen über das Heirathen nicht verſtehen. — Und das iſt ihm eben recht.

Hier und da übertreibt er denn auch; ſo z. B., wenn er in dem unordentlichen Anzug bei der Ophelia erſcheint — hierin

liegt offenbar Abſichtlichkeit; — ſo vor allem, wenn es ihm einfällt, den blödſinnigen alten Polonius auf den Leim zu locken, oder Osrik lächerlich zu machen.

Dieſe beiden Komponenten, die ſein Benehmen bedingen, das Sichgehenlaſſen und die Verſtellung, ſind nun zu verſchiedenen Zeiten in ſehr ungleichem Verhältniß miteinander vermiſcht. Die Verſtellung fehlt vollſtändig in den oben erwähnten leidenſchaftlichen Scenen — da iſt er ihrer nicht fähig —, ſie findet ſich in geringerem Grade häufig da, wo ihn ſeine Umgebung für ſehr wunderlich hält, am meiſten aber vielleicht dann, wenn er am allervernünftigſten erſcheint; das heißt, wenn er diſſimulirt! Unter dieſem Ausdrucke verſtehen wir in der Pſychiatrie den Fall, daß Jemand ſeine Krankheit zu verbergen weiß, Geſundheit ſimulirt. So weiß ſich der Prinz z. B. muſterhaft zu verſtellen während des Schauſpiels. Obwohl er ſich in höchſter Spannung und Aufregung befindet, macht er im gewandteſten Hofton mit Ophelia dem König und der Königin Konverſation, bis dann mit der Kataſtrophe für den König ſeine Leidenſchaft um ſo jäher hervorbricht.

Doch genug der einzelnen Beiſpiele. Wir ſehen: Hamlet ſimulirt nicht auf Grund eines wohlüberlegten, klug durchgeführten Planes, ſondern infolge eines mehr unbewußten Dranges, einer halbbewußten Empfindung ſeiner eigenen Unzulänglichkeit, die ihn beſtimmt, bald die Regungen ſeines Innern zu übertreiben, bald ſie zu verbergen, und ſo ſetzt ſich ſein Verhalten zuſammen aus einem im einzelnen uneutwirrbaren Gemiſch von Simulation, Diſſimulation und — wirklicher Krankheit — ſo wollen wir zunächſt mal ſagen; ich komme auf dieſe Hauptfrage gleich zu ſprechen.

Zunächſt noch eine allgemeine pſychiatriſche Erörterung. Sie werden mich fragen: „Ja! iſt denn das möglich, daß Jemand krank ſein kann und dabei noch ſimuliren?“ — Allerdings iſt

das möglich! Ein Kritiker glaubt freilich einen anderen damit ad absurdum zu führen, daß er einfach auf dieſe Unmöglichkeit, als etwas ganz Selbſtverſtändliches hinweiſt.[6] Es iſt aber durchaus nicht unmöglich, ja ſogar nicht einmal etwas Seltenes. Ich ſagte Ihnen vorhin, daß manche Pſychiater ſoweit gehen, zu behaupten, daß Simulation bei einem geiſtig Geſunden überhaupt nicht vorkomme.[7] Die Berechtigung dieſer Theorie beruht eben im weſentlichen auf der Thatſache, daß viele Kranke die Neigung haben, einzelne Krankheitsſymptome, deren Krankhaftigkeit ihnen bald mehr, bald weniger bewußt iſt, zu übertreiben, oder zu den wirklichen andere hinzuzuſimuliren. Dabei paſſirt es ihnen denn leicht, daß ſie nicht nur Andere, ſondern oft genug ſich ſelbſt mehr oder weniger täuſchen und nicht mehr wiſſen, wann ſie ſimuliren. Ich habe dieſes Symptom genauer ſtudirt und bei einer anderen Gelegenheit ausführlich beſprochen;[8] hier auf Einzelheiten einzugehen, würde mich zu weit führen. Es mag genügen, darauf hinzuweiſen, daß es auch anderwärts beobachtet iſt und für mich nicht erſt zur Erklärung des Hamlet erfunden. Im Gegentheil; erſt als ich mit mir auf Grund des Studiums verſchiedener Krankheitsfälle über dieſe Frage im Reinen war, nahm ich gelegentlich auch den Hamlet wieder vor, und erſt nun gelang es mir, die mich ſeit langem beſchäftigende Frage zu entſcheiden, die ich an die Spitze unſerer geſamten Erörterungen ſtellte: Simulirt Hamlet oder iſt er wirklich wahnſinnig? Ich habe die Antwort auf dieſe Frage vorhin formulirt und wie ich hoffe in den einzelnen Erörterungen genügend belegt und bewieſen: Die Simulation ſpielt nur eine untergeordnete nebenſächliche Rolle.

Da ich Ihnen aber nun bisher nur einzelne „wahnſinnige" Züge im Charakter des Prinzen angeführt habe, ſo bleibt es mir nun noch übrig, Ihnen in mehr zuſammenfaſſender Weiſe darzulegen, worin denn der Wahnſinn Hamlets im Grunde be-

ſteht; ich hoffe, das wird uns nicht zu lange aufhalten. Das weſentlichſte Material haben wir bereits bei einander.

Bis jetzt habe ich mich abſichtlich nur ganz laienhafter Ausdrücke bedient, wie „wahnſinnig, toll, verrückt“ u. ſ. w., indem ich mich dabei möglichſt an die Ausdrücke der Schlegel-Tieckſchen Ueberſetzung des Dramas anlehnte; ich glaubte, ſo am verſtändlichſten zu ſein. Jetzt muß ich aber betonen, daß die Ausdrücke „Wahnſinn“ und „Verrücktheit“, wie ſie in der heutigen Wiſſenſchaft gebraucht werden, durchaus nicht auf Hamlets Zuſtand paſſen. Hamlet leidet überhaupt nicht an einer ausgeſprochenen typiſchen Krankheitsform, vielmehr gehört er zu jenen Uebergangsformen, wie ſie ſo zahlreich zwiſchen geiſtiger Krankheit und Geſundheit vorkommen. Die Geiſteskrankheit iſt nämlich durchaus nicht, wie man ſo häufig meint, etwas Fremdes, was von außen — wie die Kommabacillen in den Darmkanal — in die Seele eindringt und dieſelbe nun bald mehr, bald weniger umnachtet. Die Geiſteskrankheit wächſt vielmehr gleichſam aus dem geſunden Seelenleben heraus. Die Krankheit entwickelt ſich bei einzelnen Individuen genau ſo, wie bei dem Durchſchnitt die Reife des geſunden Menſchen.[9] So hat man ſich im beſonderen in Bezug auf die Krankheiten ausgedrückt, auf die es uns heute hier ankommt. Die geiſtige Entwickelung kann bald einen völlig richtigen, bald einen ſehr ſchiefen falſchen Weg einſchlagen, bald aber auch — da unſer geiſtiges Leben bei höher entwickelten Individuen ein ſehr mannigfaltiges iſt — in einzelnen Beziehungen den richtigen, in anderen einen etwas von der Norm abweichenden, in wieder anderen endlich einen ganz falſchen. Sie können ſich nun ſelbſt ſagen, wie bunte und verſchiedene Bilder durch dieſe theilweiſen Abirrungen von der Norm entſtehen können, welche mannigfaltigen Kombinationen der einzelnen als abnorm zu bezeichnenden Symptome. Wann ſoll man einen ſolchen nicht ganz normalen

Menſchen nun als geiſteskrank bezeichnen?! Das hängt lediglich von der Quantität des Abnormen ab; da wir aber die geiſtige Abnormität nicht mit dem Zollſtock meſſen können, ſo müſſen wir uns mit einer ungefähren Schätzung begnügen, und wenn da der Eine mal etwas anders ſchätzt, als der Andere, ſo wird es ſich nicht lohnen, lange zu ſtreiten. Deshalb bemühte ich mich vorhin nicht, eine ganz beſtimmte Antwort auf die Frage zu präciſiren: „Halten Sie Hamlet für wahnſinnig?" Ich ſage als vorſichtiger Diplomat nicht ja und nicht nein. Auf der Grenze ſteht er jedenfalls!

Abnorm, ungewöhnlich iſt jedenfalls ſeine außerordentliche Reizbarkeit; ich habe vorhin auf die jähen, plötzlichen, wilden Ausbrüche ſeiner Leidenſchaft hingewieſen, die hier und da geradezu einem leichten Tobſuchtsanfall ähnlich ſehen. „Dies iſt bloß Wahnſinn," ſagt die Mutter bei der Scene über Ophelias Grab, „ſo tobt der Anfall eine Weil' in ihm, doch gleich, geduldig wie das Taubenweibchen, Wann ſie ihr goldnes Paar hat ausgebrütet, ſenkt ſeine Ruh die Flügel." Gerade das plötzliche anfallsweiſe Auftreten dieſer Erregungen bringt Shakeſpeare in meiſterhafter Weiſe zur Anſchauung!

Ich kann mir hier eine kleine äſthetiſche Abſchweifung nicht verſagen. In dem angedeuteten Sinne beſonders kommt mir das Stück nicht wie Stückwerk vor, als welches es von vielen Kritikern angeſehen wird.[10] Sondern es iſt, um wieder in einem Citat zu reden, „wie ich es nehme, und Andere, deren Urtheil in ſolchen Dingen den Rang über dem meinigen behauptet, ein vortreffliches Stück: in ſeinen Scenen wohlgeordnet und mit eben ſo viel Beſcheidenheit als Verſtand abgefaßt". Vor der ſehr ſtürmiſchen Scene mit dem Geſpenſt im 1. Akt läßt ſich Hamlet in ausführlicher Weiſe und in allgemeinen Sentenzen über die Trunkſucht der Dänen aus.[11] Ehe er in das Grab Ophelias ſpringt, philoſophirt er im ruhigen Tone mit

Horatio über die Vergänglichkeit des Daſeins. In den verſchiedenſten Stimmungslagen ſehen wir ihn in der 2. Scene des 3. Aktes. Zuerſt hält er den Schauſpielern einen längeren Vortrag über ein Thema, mit dem er perſönlich gar nichts zu ſchaffen hat;[12] ſodann theilt er Horatio mit gefaßten, aber die innere Aufregung kaum verbergenden Worten ſeinen Plan mit der Theateraufführung mit. Darauf giebt er ſich äußerlich den Anſchein des harmloſen Geſellſchafters, während er in Wahrheit mit fieberhafter Spannung das Mienenſpiel des Königs verfolgt, um dann eben ſeiner Leidenſchaft völlig die Zügel ſchießen zu laſſen. Dieſe Kontraſte ſind ganz unvergleichlich und ſo charakteriſtiſch für die Hyperäſtheſie, die ungeheure Feinfühligkeit Hamlets. Hervorheben möchte ich, daß die Anläſſe, die den einzelnen Anfall auslöſen, wenigſtens gar nicht immer ſo überwältigender Natur ſind. Wenn Laertes in etwas überſchwenglichen Ausdrücken den Tod ſeiner Schweſter beklagt, ſo iſt das doch kein Grund, den Prinzen „zu wilder Leidenſchaft zu empören". Dies Mißverhältniß zwiſchen äußerer Veranlaſſung und Wirkung weiſt auf einen mächtigen inneren Faktor, nämlich die abnorme Reizbarkeit Hamlets hin!

Darf ich noch einen kleinen Zug zur Charakteriſtik dieſer Hyperäſtheſie anführen? Sie werden vielleicht lächeln und meine Auslegung geſucht finden. Nun, ich lege keinen Werth darauf; aber Ich ſehe es ſo: Der Todtengräber wirft einen Schädel auf; Hamlet ſagt dazu — — —

„eingefallen und mit einem Todtengräberſpaten um die Kinnbacken geſchlagen. Das iſt mir eine ſchöne Verwandlung, wenn wir die Kunſt beſäßen, ſie zu ſehen. Haben dieſe Knochen nicht mehr zu unterhalten gekoſtet, als daß man Kegel mit ihnen ſpielt? Meine thun mir weh, wenn ich daran denke!" — Solchen Einfall kann nur ein nervöſer Menſch haben!

Doch genug hiervon; ich komme zu einem weiteren abnormen

Charakterzug, der peſſimiſchen Stimmung Hamlets, ein heikles Thema; denn wo ſoll man die Stimmung von der peſſimiſtiſchen Weltanſchauung trennen? Und iſt Peſſimismus als ſolcher etwas Krankhaftes?

Darin, daß dieſer Peſſimismus nicht nur des Helden weſenlichſter Charakterzug iſt, ſondern bleiern über dem ganzen Drama laſtet, ſehe ich den Hauptgrund, weshalb die Urtheile über Hamlet ſo grundverſchieden und mannigfaltig ausfallen. Jeder Erklärer iſt überzeugt, daß Shakeſpeare ſeine Weltanſchauung getheilt habe, und legt dieſe ſeiner Auslegung zu Grunde, und ſo kommt es, daß der Eine meint, Shakeſpeare habe den Peſſimismus geißeln wollen, und Hamlet für einen Jammerprinzen erklärt;[13] der Andere ſieht in Hamlet eine Anticipation „unſerer modernen Empfindſamkeit", die im vorigen Jahrhundert in England und Deutſchland epidemiſch war.[14] Der orthodoxe Chriſt wieder erklärt Hamlets Mangel an Gottvertrauen als ſeinen „Wahnſinn" und läßt ihn infolgedeſſen am Schluß des Dramas geneſen.[15] Ein Vierter endlich erkennt in der Charakterentwickelung des Prinzen die nothwendige Kriſis, die jeder edel angelegte Menſch durchmachen müſſe, wenn ihm durch die rauhe Wirklichkeit die optimiſtiſchen Ideale der Jugend zerſtört werden.[16] Etwas Richtiges liegt vielleicht in allen dieſen Auslegungen. Aber Shakeſpeare war durchaus nicht ſo einſeitig wie ein großer Theil ſeiner Erklärer; und deshalb iſt ſein Held nicht die Verkörperung Eines philoſophiſchen Syſtems, ſondern ein ungemein komplicirter Charakter, zu deſſen Verſtändniß eine einſeitige, abſolute Erklärung niemals hinreicht. Darin liegt der Realismus Shakeſpeares!

Aber ich will bei meinem Leiſten bleiben. Die peſſimiſtiſche Weltanſchauung erkläre Ich nicht für „Wahnſinn"; aber die peſſimiſtiſche Stimmung hält ſich nicht ganz in den Grenzen des Normalen. Und das werden Sie mir vielleicht eher zu-

geben, wenn ich Sie darauf hinweiſe, daß dieſe Stimmung bereits voll und ganz entwickelt iſt zu einer Zeit, wo Hamlet von der Todesart ſeines Vaters nichts weiß. Lediglich die ſchleunige Heirath ſeiner Mutter reichte hin, die Ideale ſeiner Jugend zu zerſchmettern! Freilich ſind es ſchwere erſchütternde Schickſalsſchläge, die die Seele des Prinzen aus dem Gleichgewicht bringen. Aber in der Beurtheilung dieſer Frage müſſen wir doch etwas der Zeit Rechnung tragen. Der Hamlet entſtand etwa hundert Jahre nach der Regierung eines Richard III., bald nach der Hinrichtung der Gattenmörderin Maria Stuart. Ein Mord und auch ein Verwandtenmord konnte dem Zeitalter Shakeſpeares nicht annähernd ſo grauenvoll erſcheinen, wie er uns heute erſcheint. So kann man wohl nicht nur in Bezug auf die einzelnen Zornausbrüche Hamlets, ſondern auch hinſichtlich ſeiner geſamten Grundſtimmung ein gewiſſes Mißverhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung nicht verkennen und hierin einen weiteren pathologiſchen Zug konſtatiren.[17]

Ich möchte die Charakteriſtik Hamlets nicht abſchließen, ohne noch auf einen Zug hinzuweiſen, der ſehr weſentlich iſt, wenngleich auch Er von vielen Erklärern in Abrede geſtellt iſt; ich meine die Unfähigkeit, einen Entſchluß zu faſſen, zu handeln. Hamlet handelt überhaupt ſehr wenig; die beſte Gelegenheit zur Rache läßt er unbenutzt vorübergehen und rafft ſich erſt dazu auf infolge einer neuen Zornesaufwallung, und in einem Momente, wo jede Minute Zögern ihm die Ausführung des einzig ihm am Herzen liegenden Werkes unmöglich machen würde. Es wird der unerſchrockenſten Rabuliſtik[18] nicht gelingen, dieſen Charakterzug wegzuleugnen. Hamlet ſelbſt beklagt ſich oft genug in der größten Verzweiflung über dieſe ſeine Schwäche. Mir ſcheint ſie außerordentlich charakteriſtiſch; und das wird ſie um ſo mehr, wenn man ihr ein weiteres Moment an die Seite ſtellt, welches man gerade angeführt hat, um ſie wegzu-

disputiren; die Thatsache nämlich, daß sich Hamlet mitunter ganz plötzlich ohne jede Ueberlegung zu einer folgenschweren Handlung hinreißen läßt, durch die ein mehr oder weniger überflüssiges Unglück angerichtet wird; ich meine die Ermordung des Polonius und diejenige von Rosenkranz und Güldenstern. Ueber die erstere weint er selbst — über die zweite tröstet er sich allerdings — diese Kreaturen sind ihm zu geringfügig —, aber sein treuer Horatio kann sich eines gewissen Vorwurfs nicht enthalten.

Mich erinnert das immer an den Grünen Heinrich;[19] auch er ist nicht ein Mann des Entschlusses, und die einzigen Male, wo er sich zu einer raschen That aufrafft, richtet er ein großes Unheil an. Das erste Mal verhilft er dem von ihm hochverehrten Römer in die Irrenanstalt, das zweite Mal ersticht er seinen Freund im Duell. Diese Unfähigkeit, im richtigen Moment den richtigen Entschluß zu fassen, trotz hochentwickelter Intelligenz und edelster Absichten, dieser esprit d'escalier der That, wie sich Vischer[20] ausdrückt, das ist es, was so ungemein charakteristisch ist für diese unglücklichen Naturen, die hart an das Gebiet des Pathologischen heranstreifen, oder vielmehr mit einem Fuß darin stehen.[21] Das normale Gleichgewicht der seelischen Funktionen fehlt Hamlet oder es geht ihm wenigstens zeitweise verloren. Er ist „déséquilibré", wie die französischen Psychiater sagen; dieses Wort bezeichnet am besten das Krankhafte in Hamlets Charakter.

Nur dieses wollte ich Ihnen andeuten. Allerdings ist die Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit meiner Ueberzeugung nach ungemein schwer zu ziehen, und wenn vollends das Abnorme, wie ich behaupte, gerade in dem Mißverhältniß der verschiedenen seelischen Eigenschaften zu einander besteht, so müßte ich, genau genommen, diese alle besprechen, präcisiren und gegeneinander abwägen. Wie aber wäre das möglich, ohne sich in

die verſchiedenſten ethiſchen und äſthetiſchen Eigenheiten des monumentalen Kunſtwerkes zu vertiefen und ſich auseinanderzuſetzen mit den wichtigſten und tiefſten Problemen der menſchlichen Erkenntniß überhaupt. So mag es genügen, auf die hervorſtechendſten pathologiſchen Züge im Charakterbilde des Prinzen hingewieſen zu haben. Möge ſich ein Jeder ſelbſt dieſes Bild an Hand der Dichtung weiter ausbauen.

Ich habe Ihnen vorhin meine pſychiatriſche Diagnoſe genannt. Soll ich Ihnen dieſelbe zum Schluß in eine poetiſche Form einkleiden? Wir finden dieſe im Drama ſelbſt!

„Man ſpricht ſelten von der Tugend, die man hat, aber deſto öfter von der, die uns fehlt," ſagt Leſſing. So rühmt der Prinz an Horatio die Eigenſchaften, die ihm fehlen. Horatio iſt das treffende Gegenſtück der Geſundheit zu den Abnormitäten Hamlets. Dieſer ſagt zu dem Freunde:

„Denn du warſt
Als littſt du nichts, indem du alles litteſt;
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geſchick
Mit gleichem Dank genommen: und geſegnet,
Weß Blut und Urtheil ſich ſo gut vermiſcht,
Daß er zur Pfeife nicht Fortunen dient,
Den Ton zu ſpielen, den ihr Finger greift.
Gebt mir den Mann, den ſeine Leidenſchaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich dich hege."

Weil Blut und Urtheil ſich ſo ſchlecht in ihm vermiſchen, deshalb iſt der unglückliche Hamlet dazu verdammt, daß er zur Pfeife nur Fortunen dient, den Ton zu ſpielen, den ihr Finger greift. [22]

Wegen der Eigenart ſeiner Natur erliegt er dem Schickſal, und inſofern iſt er ein tragiſcher Charakter.

Ich bin zu Ende!

Wohl ließe ſich über Hamlet noch vieles ſagen. Auf ihn paßt in erſter Linie das Goetheſche Wort: „Shakeſpeare und kein Ende.“ — Aber als ich jetzt die Hamletlitteratur durchblätterte, kam mir wieder ſo recht deutlich zum Bewußtſein, wie wenig uns ſchließlich doch immer das ſagt, was *über* Hamlet geſchrieben und geſprochen wird. Das Meiſte, das Beſte ſagt uns immer das Kunſtwerk ſelbſt. „Nur in des Künſtlers Sprache war das Unausſprechliche kundzuthun, was das Wort des Erklärers hier eben nur in höchſter Befangenheit andeuten konnte.“ [23]

In dieſem Sinne, daß heißt, indem ich Sie von meinen Andeutungen an die Lektüre des Meiſters verweiſe, ſchließe ich dieſen Vortrag mit den letzten Worten unſeres unglücklichen Prinzen:

„Der Reſt iſt Schweigen.“

Anmerkungen.

[1] Selbſtverſtändlich ſind die hier angedeuteten Gegenſätze mittelbarer und unmittelbarer Erkenntniß keine abſoluten, die Grenze zwiſchen ihnen keine ſcharfe, ſondern es können Uebergänge zwiſchen beiden vorkommen. So wird auch den Künſtler bei der *Ausarbeitung* des Kunſtwerkes (nicht bei der erſten Konzeption) die mittelbare Erkenntniß leiten und umgekehrt wird der *geniale* Vertreter der Wiſſenſchaft, der uns große neue Geſichtspunkte ſchafft, einer gewiſſen unmittelbaren inneren Anſchauung, welche der des Künſtlers ähnelt, nicht ganz entrathen können — ſo ketzeriſch dieſe Behauptung auch klingen mag.

[2] Dieſen Gedanken habe ich gelegentlich näher ausgeführt in „Die pathologiſche Lüge und die pſychiſch abnormen Schwindler.“ Stuttgart 1891. Kapitel II.

[3] Gerade im Hinblick auf die hier von mir entwickelten Gedanken ſcheint mir ein Einwand, den Rümelin „Shakeſpeare-Studien“, Stuttgart 1866, gegen jede Hamletkritik erhebt, ſo ſehr unberechtigt. Er verſteht den Hamlet nicht und behauptet nun, man könne ihn überhaupt nicht verſtehen. Shakeſpeare ſei Schauſpieler geweſen; da habe er in Ermangelung einer

Novität dies Stück zuſammengeflickt aus verſchiedenen anderweitigen Bruchſtücken. Daher fänden ſich im Hamlet die mannigfaltigſten Widerſprüche, die gar nicht miteinander in Einklang zu bringen wären, und das im beſonderen im Charakter des Helden. Dieſe Schlußfolgerung halte ich für ſehr verfehlt. Gerade weil Shakeſpeare ſelbſt Schauſpieler war und direkt für die Bühne ſchrieb, deshalb hatte er eine ſo außerordentlich lebhafte unmittelbare Anſchauung von dem, was er vorſtellen laſſen wollte, und deshalb vermied er inſtinktiv alle nicht zu vereinigenden Widerſprüche in den Charakteren. Wie ſtörend ſolche gerade für den Schauſpieler ſind, das weiß ja ein Jeder, der auch nur als Dilettant einmal einen unwahren Charakter in einem werthloſen Luſtſpiel hat darſtellen ſollen. Aus jener Vorausſetzung folgt ſomit m. E. genau das Gegentheil von dem, was Rümelin folgert. Thatſächlich findet man auch in den Shakeſpeareſchen Dramen viel eher Unwahrſcheinlichkeiten der äußeren Handlung, als ſolche der Charaktere, vielleicht eben deshalb, weil jene dem Darſteller viel geringere Schwierigkeiten bereiten als dieſe; ich meine daher, wenn Jemand den Charakter des Hamlet nicht verſteht, ſo ſoll er die Urſache hiervon füglich bei ſich und nicht im Kunſtwerk ſuchen.

[4] Vgl. „Mediciniſche Gloſſen zum Hamlet. Vortrag, gehalten 1878 in Leipzig von Carl Thierſch". Thierſch macht auch auf die von mir erwähnten Unterſchiede in den Geiſtererſcheinungen des 1. und 3. Aktes aufmerkſam und erklärt Hamlet für wahnſinnig, „da er ſich trotz ſeiner hoch entwickelten Intelligenz nicht von der ſubjektiven Täuſchung, welcher er unterliegt, überzeugen will"; — eine Nonne oder ein Bauernmädchen dagegen, welche eine Madonnenviſion für wirklich halte, ſei darum noch nicht wahnſinnig, eben weil ihr die Intelligenz fehle, die Viſion als ſolche zu erkennen. Wenn Hamlet ein von uns zu begutachtender Patient aus dem 19. Jahrhundert wäre, ſo würde die Bemerkung ganz zutreffend ſein. Aber in der Dichtung erſcheint ja das Geſpenſt höchſt wirklich; und wenn ſeine Intelligenz den Prinzen nicht verhindert, im 1. Akt die Realität von Geſpenſtern anzunehmen, warum ſollte ſie es mit einemmal im 3. Akt thun? Hamlet hat genau dieſelbe Berechtigung wie das Bauernmädchen oder die Nonne, an ſeine Viſion zu glauben. Die Viſion als ſolche wäre übrigens wohl bei allen Dreien ein Zeichen von — ſagen wir: Nervenüberreizung. Aber vielleicht iſt es ein „Geſetz der Geſpenſter", daß ſie nur Einzelnen erſcheinen, Anderen ſich unſichtbar machen können; dann wäre der Geiſt auch im 3. Akt keine Viſion. Bemerkenswerth iſt jedenfalls, daß er auch im 1. Akt nur mit Hamlet allein ſpricht! Auf der anderen Seite erſcheint er auch in der allererſten Scene in gewiſſem Sinne als eine Viſion der einzelnen Beobachter. Als Horatio das Geſpenſt anredet und die Andern es aufhalten wollen, ruft Bernardo: „'s iſt hier,"

Horatio: „'s iſt hier," Marcellus: „'s iſt fort." Jeder ſieht es alſo an einem andern Ort. Sehr intereſſant iſt endlich folgendes: Beim erſten Auftreten des Geſpenſtes erſcheint es, als Bernardo die für die Freunde ſehr aufregende Beſchreibung einer früheren Erſcheinung mittheilt:

„Die allerletzte Nacht,
Als eben jener Stern, vom ſtolzen Weſten,
In ſeinem Lauf den Theil des Himmels hellt,
Wo jetzt er glüht; da ſahn Marcell und ich,
Indem die Glocke eins ſchlug —
Marcellus: O ſtill! halt ein! Sieh, wie's da wieder kommt."

Ich denke mir den Vorgang ſo, daß in dem Moment die Glocke wieder eins ſchlägt und damit ſogleich der Geiſt kommt. Das erinnert wieder ſehr an ein hypnotiſches Experiment: man kann nämlich Hallucinationen und im beſonderen „Viſionen" ſehr ſuggeſtibeln Menſchen ſuggeriren, z. B. indem man dem Betreffenden, nachdem man ihn hypnotiſirt hat, ſagt: „Sobald die Uhr eins ſchlägt, werden Sie den und den Menſchen ſehen." — Läßt man dann eine Uhr eins ſchlagen, ſo hat der Hypnotiſirte die Viſion des betreffenden Menſchen. Das gleiche Experiment kann man auch bei geübten Medien ausführen, ohne daß man ſie vorher hypnotiſirt. (Sogenannte „Wachſuggeſtionen".) Ebenſo kann man unter günſtigen Bedingungen auch zwei oder mehreren ſehr ſuggeſtibeln Perſonen die gleiche Hallucination eingeben, und endlich muß noch hervorgehoben werden, daß die Suggeſtion, um wirkſam zu ſein, durchaus nicht von einem bewußten Hypnotiſeur herzurühren braucht, ſondern ebenſo gut von einem beliebigen Menſchen unbewußt gegeben werden oder auch durch zufällige Umſtände bedingt ſein kann. So ſind jedenfalls die Geiſtererſcheinungen bei Religionsübungen fanatiſcher Sekten und bei ſpiritiſtiſchen Sitzungen zu erklären. Dieſem Vorgang wäre dann der von mir eben citirte im Hamlet ganz analog. In ganz ähnlicher Weiſe iſt übrigens von Shakeſpeare die zweite Geiſtererſcheinung im 1. Akt geſchildert.

Was folgt nun aus alledem? Für Shakeſpeares Glauben an die Geſpenſter und für das weſentliche Verſtändniß jener Scenen nichts! Aber wieder als geradezu verblüffend muß ich es bezeichnen, wie außerordentlich wahr und den Theorien der modernſten Wiſſenſchaft entſprechend Shakeſpeare die Geiſtererſcheinungen auffaßte — „anſchaute".

[5] Karl Werder verſucht in ſeinen „Vorleſungen über Shakeſpeares Hamlet. Berlin 1875" auf 252 Seiten den Nachweis zu führen, daß Hamlet nur den einen einzigen Gedanken habe, die Welt beziehungsweiſe Dänemark von der Schuld ſeines Oheims zu überzeugen (der Gedanke an Rache liege ihm ganz fern!), und folgert daraus, daß Hamlet überall genau ſo handle, wie er nothwendigerweiſe handeln müſſe, und wenn er ſich

irgendwo und irgendwie anders benähme, als er es thatsächlich thut, eine ungeheuere Thorheit begehen würde. Werder wird mit seinen feurigen und geistvollen Vorlesungen Manchen bestechen, aber wohl nur Wenige überzeugen. Als „unerschrockenste Rabulistik" muß ich jedenfalls die Art und Weise bezeichnen, wie er aus Hamlets Monologen etwas völlig anderes herausliest, als wörtlich darin steht. Das erinnert an Siegfried, der nach dem Genuß des Drachenblutes die wahren Gedanken des lügenden Mime versteht und dementsprechend dessen Reden intrepretirt. Aber wem sollte Hamlet in seinen Monologen etwas vorlügen?

[6] Werder a. a. O. glaubt damit Flathe (vgl. Anm. 15) widerlegen zu können.

[7] Diese Behauptung hat zuerst Jessen, Allg. Zeitschrift f. Psych. XVI. 1859 aufgestellt. Unbedingt stimmen ihm allerdings Wenige bei; bedingt aber neigt man wohl heutigen Tages ziemlich allgemein dieser Ansicht zu.

[8] Vgl. meine oben in Anm. 2 angeführte Arbeit. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß es mir in jener Arbeit in erster Linie darauf ankam, ein bestimmtes, bei den verschiedensten Zuständen vorkommendes Symptom zu beschreiben; nur hierzu hat der oben angedeutete Gedanke Beziehung. Ein grobes Mißverständniß würde es sein, wollte man mir auf Grund der ausschließlichen Kenntniß des Titels jener Arbeit die Ansicht unterschieben, ich hielte Hamlet für einen „psychisch abnormen Schwindler".

[9] Vgl. Sander: „Ueber eine specielle Form der primären Verrücktheit". Arch. f. Psych. u. Nervenkr. I. Zu dieser speciellen Form gehört allerdings Hamlet auch nicht. Jener Ausdruck schien mir aber für die oben gegebene populäre Schilderung am geeignetsten. Im einzelnen auf die verschiedenen Formen von Sanders originärer Paranoia, Magnans „Folie héréditaire", desselben Autors „Déséquilibrés", auf die „konstitutionellen Psychosen" und „konstitutionellen Psychopathien", Kochs „Minderwerthigkeiten" u. s. w. auch nur andeutungsweise einzugehen, ist namentlich bei den vielfach voneinander abweichenden Theorien der Autoren hier weder der Ort, noch gestattet es der Raum.

[10] Vgl. Anm. 3.

[11] Die Stelle wird von Einigen für unecht erklärt, wie ich glaube, mit Unrecht, aus dem oben angedeuteten Grunde. Ueber die Berechtigung der auf Quellenstudium beruhenden Gründe für jene Behauptung erlaube ich mir natürlich kein Urtheil. Dieser Frage näher nachzuforschen, hatte für mich aber auch wenig Reiz. Zutreffendenfalls wäre es eine glückliche Einlage!

[12] Auch diese Ausführungen Hamlets halte ich somit nicht für eine willkürlich ihm von Shakespeare in den Mund gelegte Oratio pro domo.

[13] So Schlegel und Viele nach ihm; vgl. aus der neueſten Litteratur Fr. Paulſen: „Hamlet, die Tragödie des Peſſimismus“, Deutſche Rundſchau 1889.

[14] Vgl. Gervinus' „Shakeſpeare“ II. Leipzig 1872.

[15] J. L. F. Flathe: „Shakeſpeare in ſeiner Wirklichkeit I. 2. Hamlet“. Die 178 Seiten lange Abhandlung macht dem Gottvertrauen des Verfaſſers alle Ehre, dürfte aber zum Verſtändniß des „Hamlet“ nicht allzuviel beitragen.

[16] Hermann Türck: „Das pſychologiſche Problem in der Hamlet-Tragödie.“ Diſſertation. Leipzig 1890. Wenn man dem Verfaſſer beiſtimmen will, ſo wäre jedenfalls zu betonen, daß je ſchwerer die nothwendigen Entwickelungskriſen eines Menſchen verlaufen, derſelbe ſich um ſo mehr einer pathologiſchen Konſtitution nähert.

[17] In dieſen Erörterungen erledigt ſich zugleich die von mir Seite 12 aufgeworfene Frage, inwieweit unſer, d. h. des Zuſchauers Urtheil über Hamlet mit demjenigen der Perſonen des Dramas übereinſtimmen möchte.

[18] Vgl. Anm. 5.

[19] In Gottfried Kellers gleichnamigem Roman 1. Auflage; in der ſpäteren Auflage iſt die zweite von mir erwähnte Begebenheit nur etwas abgeſchwächt.

[20] Fr. Th. Viſcher: „Kritiſche Gänge.“ Neue Folge. 2. Heft. Shakeſpeare's Hamlet.

[21] In einer Beſprechung der neueſten Auflage von Otto Ludwigs Werken in der Neuen Züricher Zeitung 1892 wird von dem Charakter des „Erbförſters“ geſagt, er ſtreife hart an das Pathologiſche heran, dürfe aber beileibe nicht damit verwechſelt werden. Eine ſolche Auffaſſung iſt wohl im allgemeinen ziemlich verbreitet, ich brauche aber wohl kaum zu betonen, daß ich ſie nicht theile. Irgendwelcher principieller Unterſchied zwiſchen dem, was dem Pathologiſchen ähnlich ſieht, und dem wirklich Pathologiſchen exiſtirt durchaus nicht. Die gleich erſcheinenden Vorgänge ſind es thatſächlich, und es ſteht nur im Belieben eines Jeden, wo er die Grenze zwiſchen „Normal“ und „Pathologiſch“ ziehen will. Dieſe meine Auffaſſung wird hoffentlich Diejenigen einigermaßen tröſten, die ſich aus ſentimentalen Gründen dadurch verletzt fühlen ſollten, daß ich in „Hamlet“ ein Objekt pſychiatriſchen Studiums erblicke.

[22] Vielleicht wären dieſe Worte auch in höherem Sinne auf Hamlet anzuwenden, als ſie dieſer ſelbſt braucht, wenn man nämlich unter „Fortuna“ nicht die „Metze“ verſteht, mit der Roſenkranz und Güldenſtern vertraut ſind, ſondern das ewig waltende Geſchick, das ſich den Prinzen zum Werkzeug der Rache auserſehen hat, als welches er ſelbſt mit dem Objekt derſelben zu Grunde geht. Dieſen Gedanken führt Fr. Th. Viſcher a. a. O.

in anſprechender Weiſe aus. Deſſen Charakteriſtik Hamlets hat übrigens beiläufig vor anderen das voraus, daß ſie Einſeitigkeiten der Beurtheilung nach Möglichkeit vermeidet.

[23] Man verzeihe mir dies Citat, welches nur durch eine den Sinn ſcheinbar arg entſtellende Veränderung des Originals hierher paßte. Richard Wagner ſchließt ſeine „Programmatiſche Erläuterung" zu Beethovens „Heroiſcher Symphonie" (Geſ. Schriften und Dichtungen. 2. Auflage. V. p. 172) mit den Worten: „Nur in des Meiſters Tonſprache war aber das Unausſprechliche kundzuthun, was das Wort hier eben nur in höchſter Befangenheit andeuten konnte." Den Gedanken, dem Wagner hier für den beſonderen Fall eines Orcheſterwerkes Ausdruck giebt, glaubte ich aber verallgemeinern zu dürfen, indem ich die Sprache des Künſtlers (alſo auch des Dichters) als einer eben nur ihm eigenen und möglichen Form der Mittheilung im allgemeinen den erläuternden Worten des Erklärers im allgemeinen gegenüberſtellte.

Vermenschlichung der Sprache.

Ein Aula-Vortrag,
gehalten zu Dorpat am (19. Februar) 2. März 1892
zum Besten des Hilfsvereins.

Von

Prof. Dr. J. Baudouin de Courtenay
in Dorpat.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Hochverehrte Anwesende!

Es war gewiß vielen von Ihnen nicht hinreichend klar, was Sie sich unter dem von mir gewählten Thema zu denken haben. Sollte hier der Mensch im Unterschiede von irgend einem höheren Wesen, die „Vermenschlichung der Sprache" also als eine Erniedrigung, als ein Herabsinken derselben gefaßt werden? Oder, im Gegentheil, sollte man im Menschen eine höhere Stufe im Vergleich mit anderen Geschöpfen, folglich in der „Vermenschlichung der Sprache" ein Aufsteigen, eine Erhebung derselben sehen?

Um jeglichen Bedenken von vorn herein vorzubeugen, um mich gegen jedes Mißverständniß und jede Mißdeutung zu verwahren, möchte ich jetzt gleich die vorläufige Erklärung geben, daß ich mich nur in den Grenzen der Beobachtung und der kritisch beglaubigten, historischen Ueberlieferung bewege; und von diesem Standpunkte aus wissen wir von keinem höheren, dem Menschen überlegenen Wesen, welches ihm qualitativ ähnlich wäre und sich von ihm nur quantitativ, nur graduell unterschiede.

Dafür aber kennen wir viele Arten und Gattungen von lebenden thierischen Wesen, welche in mehr denn einer Hinsicht bloß als eine frühere Stufe der im Menschen zur vollen Entfaltung gelangten Entwickelung betrachtet werden können.

Zu den hier in Betracht kommenden Punkten gehört auch namentlich alles das, was mit dem ſprachlichen Leben und Weſen im Zuſammenhange ſteht. Wir können auch bei einigen höher organiſirten Thieren Anfänge der Sprache bemerken, wenigſtens Laute, die für dieſe Thiere einen gewiſſen Sinn haben, d. h. von ihnen zum Zwecke gegenſeitiger Verſtändigung hervorgebracht werden.

Das iſt eine durch eine unanfechtbare Beobachtung gewonnene Thatſache.

Es frägt ſich aber: Kann man denn nicht zwiſchen der wirklich menſchlichen Sprache und zwiſchen dem, was als die der Sprache korreſpondirende Funktion der Thiere betrachtet werden darf, einen weſentlichen Unterſchied konſtatiren? Dieſe Frage muß bejahend beantwortet werden.

Abgeſehen ſchon von dem großen Reichthum der zur menſchlichen Sprache gehörenden Elemente und von der geringen Anzahl der thieriſchen bedeutſamen Laute, beſtehen ja zwiſchen beiden Arten der lautlichen Verſtändigung erhebliche Unterſchiede, und zwar ebenſo von der rein äußerlichen Seite, von der Seite der dabei betheiligten Sprechorgane, wie auch von der inneren Seite, von der Seite der Aſſociation lautlicher Gebilde mit den ihnen entſprechenden Bedeutungen.

Wenden wir uns zuerſt zu der ſogenannten äußeren Seite der Sprache, zum Lautiren, zum Ausſprechen.

Um die in dieſem Gebiete vorkommenden hiſtoriſchen Veränderungen richtig begreifen zu können, müſſen wir uns vor allem eine klare Vorſtellung darüber machen, wie wir äußerlich ſprechen, d. h. wie wir ausſprechen.

Es ſind keine beſonderen anatomiſch-phyſiologiſchen Kenntniſſe nöthig, um ſich von der Art und Weiſe unſeres äußeren Sprechens, unſerer Ausſprache eine annähernd richtige Vorſtellung zu bilden.

An der Hervorbringung bedeutsamer Laute des Menschen, wie auch des Thieres, betheiligen sich folgende Organe unseres Körpers:

1. der Brustkasten, welcher die zur Schallerzeugung nöthige Luft aus den Lungen anspreßt,

2. der Kehlkopf, in welchem sich die für die Bildung musikalischer Klänge der Sprache so wichtigen Stimmbänder befinden,

3. die Nasenhöhle oder genauer die Nasenhöhlen, zu denen der Zugang vom Schlund aus mit Hülfe des Gaumensegels entweder abgeschlossen oder wieder geöffnet werden kann,

4. die Mundhöhle mit allen ihren beweglichen Organen und unbeweglichen Stellen oder Flächen.

Man kann also die ganze zur Schallerzeugung während des Sprechens dienende Werkstätte in zwei Hauptgebiete theilen: in das vertikal, von unten nach oben verlaufende untere Gebiet, von der unteren Grenze des Brustkastens bis an die Zungenwurzel und den hinteren Eingang in die Nasenhöhlen, und dann in das horizontal, von hinten nach vorn verlaufende obere, welches seinerseits in zwei übereinander liegende Unterabtheilungen zerfällt, in die von der Zungenwurzel bis an die Lippen sich erstreckende untere, d. h. die Mundhöhle, und in die obere Unterabtheilung, die Nasenhöhlen.

Das für das menschliche Sprechen bei weitem wichtigste Gebiet der lautlichen Sprachbildung ist die Mundhöhle, und zwar wegen ihrer Ausrüstung mit den zur Differenzirung der Laute so geeigneten beweglichen, elastischen Organen.

Unter diesen elastischen, beweglichen Organen ist das Gaumensegel oder der weiche Gaumen samt seinem Zäpfchen (uvula) das am weitesten zurückliegende. An der entgegengesetzten Grenze der Mundhöhle finden wir die Lippen als ihr vorderstes bewegliches Organ.

In der Mitte der Mundhöhle ſehen wir das biegſamſte und das wichtigſte von allen beweglichen Sprechorganen, die Zunge, welche ebenſo mit ihren Rändern, wie auch mit ihrem Rücken wirken kann, an welchem letzteren man drei Hauptgebiete unterſcheidet: die vordere, die mittlere und die hintere Zunge.

Als die zur Schallerzeugung dienenden unbeweglichen Stellen der Mundhöhle ſind zu nennen: der in weitere Unterabtheilungen ſich theilende harte Gaumen mit ſeinen Ausläufern, dem oberen Kiefer und den oberen Zähnen, dann die Unterzähne und ſchließlich gewiſſermaßen die obere Lippe.

Wie ſchon erwähnt, ſind die Lippen das am meiſten nach vorn vorgeſchobene Artikulationsorgan der Mundhöhle; ihnen folgt die Vorderzunge, dann die Mittelzunge, die Hinterzunge und ſchließlich das am weiteſten nach hinten liegende Gaumenſegel ſamt ſeinem Zäpfchen. Wenn man wieder die ganze Mundhöhle nebſt den Naſenhöhlen dem Kehlkopfe gegenüberſtellt, ſo liegt dieſer letztere unten und hinten, die zwei anderen Hohlräume aber oben und vorn. — Auf dieſe Unterſchiede und Gegenſätze der oberen und unteren Lage einerſeits und der vorderen und hinteren Lage andererſeits bitte ich beſonders zu achten, da ſie für die Frage von der Vermenſchlichung der Sprache von hervorragendſter Wichtigkeit ſind.

Auch bei den höher organiſirten Thieren, insbeſondere bei den Vögeln und Säugethieren, kommt das ihnen eigenthümliche bedeutungsvolle Lautiren in ähnlicher Weiſe wie das menſchliche Sprechen zu ſtande. Auch die Thiere ſetzen gewöhnlich bei Hervorbringung ihrer Laute ihren Bruſtkaſten in Bewegung, indem ſie zu dieſem Zwecke ausathmen oder exſpiriren, reſpektive — in viel ſelteneren Fällen — einathmen oder inſpiriren. Auch die Thiere bilden irgendwo auf dem Wege durch ihren Kehlkopf und ihre Mundhöhle irgend ein Hemmniß

für die aus den Lungen gepreßte Luft. Auch bei den Thieren wirken die Mundhöhle und die Naſenhöhlen ſamt dem Schlunde als ſchallmodificirendes Anſatzrohr.

Beſteht denn aber nicht zwiſchen der menſchlichen und der thieriſchen Lautbildung ein weſentlicher Unterſchied? Dieſe Frage müſſen wir bejahend beantworten, indem wir auf die zwei folgenden unterſcheidenden Merkmale unſere Aufmerſamkeit richten.

Erſtens ſind die Hauptſtätten des thieriſchen Lautirens in den unteren und hinteren Organen zu ſuchen, alſo vorwiegend im Kehlkopfe, bei nur ſchwacher Betheiligung der Mundhöhle. Dann betheiligt ſich an Schallerzeugung in der Regel nur die ganze Mundhöhle des Thieres als ſchallmodificirendes, reſonanzbildendes Anſatzrohr. Falls aber irgend ein bewegliches Organ der Mundhöhle auch bei den Thieren ſchallerzeugend wirkt, ſo iſt doch an eine Mannigfaltigkeit, an eine Unterſcheidung vieler ſolcher ſchallerzeugender Arbeiten bei keinem Thiere zu denken. Höchſtens ein paar unbedeutende Nuancen, die im Vergleich mit der großen Fülle der in der menſchlichen Mundhöhle entſtehenden Lautelemente verſchwindend klein erſcheinen. Im menſchlichen Sprechen finden wir eine große Mannigfaltigkeit der Formen und Stellungen, welche die Mundhöhle, als Hauptſtätte des Sprechens, annehmen kann und wirklich annimmt, wie auch eine, wohl noch größere, Mannigfaltigkeit der Arbeitsarten, welche von den einzelnen beweglichen Organen der Mundhöhle, wie von dem Gaumenſegel, von den Lippen und vor allem von der Zunge, dieſem Hauptorgan des Sprechens, ausgeübt werden. Die Lokaliſation der Sprecharbeit in den einzelnen Organen und an den einzelnen Stellen der Mundhöhle iſt das Hauptcharakteriſtikum des menſchlichen Sprechens.

Das ist eins.

Dann zeichnen sich die menschlichen Laute vor allem durch die sogenannte Artikulation aus, welche, — wenn sie überhaupt einen Sinn haben und nicht als ein überflüssiges Schmuckwort gebraucht werden soll, — einerseits in der Aufeinanderfolge verschiedenartigster Uebergänge aus einer Lage der Sprechorgane in die andere, andererseits aber in der Proportionalität, in einem bestimmten gegenseitigen Verhältniß der einzelnen Arbeiten des menschlichen Sprechorgans besteht. Das Wesen der sogenannten artikulirten Laute des menschlichen Sprechens läßt sich am besten durch einen Vergleich mit den sogenannten nichtartikulirten, ebenso von Thieren, wie auch vom Menschen selbst hervorgebrachten Lauten klarlegen. Diese letzteren, die sogen. „unartikulirten Laute", mögen sie thierische Laute sein, wie das Brüllen, Bellen, Heulen, Wiehern, Blöken, Winseln, Miauen, Gackern, Krähen, Grunzen ꝛc. ꝛc., oder selbst auch dem Menschen eigene, meistens auf dem Wege von Reflexbewegungen infolge gewisser Gefühle und Stimmungen zu stande kommende, wie das Stöhnen, Gähnen, Lachen, Kichern, Angstschrei, Schnaufen, Zischen, Schmatzen u. s. w., alle diese und andere derartige „unartikulirte Laute" bestehen in einer fortwährenden periodischen Wiederholung der gleichen Geräusche ohne jeglichen Uebergang zu anderen Lautelementen. Sie erscheinen immer, so zu sagen, als ein beliebiger Abschnitt einer sich ins Unendliche ziehenden Linie, sie sind also ungeformt, sie sind reine, von der menschlichen Einmischung freie Naturprodukte Die wirklichen Sprachlaute aber sind abgerundete, geformte, in ein gewisses gegenseitiges Verhältniß zu einander gesetzte, nur einer bestimmten Dauer fähige Lautelemente. Es sind, so zu sagen, unbewußt geschaffene Kunstwerke der menschlichen Sprechthätigkeit.

Die Entstehung streng bestimmter, nacheinander folgender Sprachlaute und der dem Sprechen überhaupt eigenen Artikulation war ein gewaltiger Schritt, welcher das die Vorstufe zum jetzigen Menschen bildende Lebewesen, vom sprachlichen Standpunkte aus, zum wirklichen Menschen stempelte und es der übrigen Thierwelt gegenüberstellte. Das war die ursprüngliche Vermenschlichung der Sprache, welche später, in der uns zugänglichen Geschichte des Menschengeschlechtes keine wesentliche Veränderung erlitt. Der volle Mensch als solcher mußte von Anfang an artikuliren, ungefähr so, wie er jetzt artikulirt. Von dieser Seite also ist der Proceß der Vermenschlichung mit dem ursprünglichen Menschwerden abgeschlossen.

Dieses Menschwerden aber liegt außer den Grenzen der Beobachtung und der historischen Ueberlieferung und ist nur wissenschaftlichen Hypothesen zugänglich. Da ich aber am Anfange meines Vortrages sagte, ich wollte mich streng an die Beobachtung und an die historische Ueberlieferung halten, so würde ich, falls ich mich nur mit dem Hinweis auf das vermuthete, hypothetische Menschwerden begnügen sollte, mich mit mir selbst in Widerspruch stellen.

Betreten wir daher das Feld der in den historisch beglaubigten Sprachperioden wahrzunehmenden Weiterentwickelung desselben Processes, den ich dort „Vermenschlichung der Sprache" nannte, und der sich auch hier cum grano salis als „Vermenschlichung der Sprache" auffassen läßt.

Worin aber kann dieselbe bestehen? Die Artikulationsfähigkeit im allgemeinen, als solche, zeigt, wie gesagt, keine wesentlichen Veränderungen. Sie ist einmal da und bleibt als eine beständige Eigenthümlichkeit des sprechenden Menschen. Die Veränderungen also, welche als eine historische Ver-

menſchlichung der Sprache betrachtet werden können, müſſen wir wo anders ſuchen.

Wir haben geſehen, daß die Arbeit bei thieriſcher Lautbewegung ſich in den unteren und rückwärts liegenden Gebieten der Sprechorgane koncentrirt. Beim Menſchen aber arbeiten vorwiegend die oberen und vorderen Theile des Sprechapparats. Wenn es uns alſo gelingt, auch in der hiſtoriſchen, d. h. uns aus der Ueberlieferung bekannten Zeit eine Abnahme der Arbeit in unteren und hinteren Gebieten, uud dementſprechend eine Zunahme der Thätigkeit in den oberen und vorderen Gebieten, alſo eine immer größere Entfernung von dem thieriſchen Zuſtande, nachzuweiſen, dann werden wir berechtigt ſein zu ſagen:

Das menſchliche Geſchlecht begnügte ſich nicht mit jenem erſten, oben vorausgeſetzten, urſprünglichen Schritt, ſondern es zeigt auch einen nie aufhörendeu Fortſchritt in der allmählichen, ſtufenweiſen Vermenſchlichung der äußeren, lautlichen Seite der Sprache.

Kann man nun in den hiſtoriſchen Veränderungen der lautlichen Seite der Sprache eine allmähliche Verſchiebung der Artikulationsarbeiten aus den unteren und hinteren in die oberen und vorderen Gebiete der Lautbildung erkennen?

Im hinteren, vertikalen Gebiete der Sprechwerkſtatt iſt die tiefſte, die unterſte Thätigkeit diejenige des Bruſtkaſtens. Verändert ſich nun dieſe in der Sprachgeſchichte? Nimmt ſie vielleicht ab, und zwar zu Gunſten irgend einer in oberen und vorderen Gebieten ſich vollziehenden Arbeit? Sie verändert ſich, das iſt wahr, aber nicht in dem von uns hier gemeinten Sinne. Sie iſt verſchieden, verſchiedenartig vertheilt und modulirt nicht nur bei verſchiedenen Individuen, ſondern auch bei verſchiedenen Völkern und in verſchiedenen Epochen des Sprachlebens;

aber von deren ſtufenweiſen und konſequent fortſchreitenden Abnahme zu Gunſten irgend einer anderen Thätigkeit kann keine Rede ſein. Sie iſt für jedes lautliche Sprechen unentbehrlich und kann durch keine andere Thätigkeit erſetzt werden. Sie muß alſo in der Sprachgeſchichte gewiſſermaßen als eine konſtante Größe betrachtet werden. Die variablen ſind wo anders zu ſuchen.

Ebenſo müſſen im oberen und vorderen, im horizontalen Hauptgebiete des menſchlichen Sprechens die Naſenhöhlen aus unſerer Betrachtung ausgeſchloſſen werden. Es gehörte zwar urſprünglich die Benutzung der Möglichkeit, die Naſe zu öffnen oder zu ſchließen, auch zu ſprachlichen Zwecken, d. h. zur Ausbildung naſaler und nichtnaſaler Sprachlaute, — es gehörte zwar dieſe urſprüngliche Benutzung zum primitiven, grundlegenden Akte der Vermenſchlichung der Sprache, aber in ſpäteren Stadien der Sprachentwickelung gehören die mit der paſſiven Betheiligung der Naſenhöhlen verbundenen Veränderungen anderswohin und können von dem uns hier beſchäftigenden Standpunkte aus nicht in Betracht kommen.

Es bleiben uns alſo nur zweierlei Gegenſätze, welche für unſere Frage von Wichtigkeit ſein können:

Erſtens der Gegenſatz zwiſchen dem Kehlkopf und der Mundhöhle im allgemeinen, und dann

die Gegenſätze, welche wir in der Mundhöhle ſelbſt zwiſchen ihren vorderen und hinteren Organen und Theilen bemerken.

Zunächſt müſſen wir einem Einwand begegnen. Wir operiren bekanntlich auch mit der Ausſprache längſt vergangener Zeiten wie mit bekannten Größen. Da erhebt ſich leicht der Zweifel, woher wiſſen wir, wie es in dieſen alten Zeiten ausgeſprochen wurde. Hierauf müſſen wir antworten,

daß man eine für unſere Zwecke ausreichende Vorſtellung von der Ausſprache in früheren Zeiten an der Hand des Schriftthums und der ſich auf das Verhältniß der Schrift zur Sprache beziehenden Ueberlieferung gewinnt, wobei auch die Vergleichung verwandter Sprachen untereinander uns ſehr gute Dienſte leiſtet.

Nachdem wir ſo dieſes Bedenken gehoben haben, fangen wir nun mit dem Gegenſatze der Thätigkeit des Kehlkopfs und der Mundhöhle an, und da müſſen wir denn ſagen, daß ſich überall die Abnahme jener zu Gunſten dieſer mit Entſchiedenheit beobachten läßt, ſei es nun bloßer Schwund der Kehlkopfthätigkeit, ſei es wieder eine Vertretung früherer Kehlkopfarbeit durch ſolche der Mundhöhle.

Eine allgemeine in dieſen Bereich gehörende Thatſache iſt das gänzliche oder theilweiſe Aufgeben der urſprünglichen Aſpiraten in allen indogermaniſchen oder arioeuropäiſchen Sprachen. Der Unterſchied der Aſpiration und Nichtaſpiration hängt bekanntlich von einer Verſchiedenartigkeit in der Thätigkeit des Kehlkopfes ab: Die Aſpiraten, ph, th, kh, bh, dh, gh ...., werden mit einem im Kehlkopfe entſtehenden Hauch, in der Art von h, zuſammen ausgeſprochen, die unaſpirirten Konſonanten aber, p, t, k, b, d, g ...., ohne einen ſolchen. Nun ſehen wir, daß die alten arioeuropäiſchen Aſpiraten bei allen ſpäteren Arioeuropäern oder Indogermanen eine bedeutende Einſchränkung erfahren.

Entweder iſt die alte Aſpiration ſpurlos verſchwunden, ſo daß die früheren aſpirirten Konſonanten mit den ihnen ſonſt verwandten nicht aſpirirten zuſammenfielen. Das iſt in folgenden Sprachfamilien der arioeuropäiſchen Sprachenwelt der Fall: im Slaviſchen, im Baltiſchen, d. h. im Litauiſchen und Lettiſchen, im Keltiſchen und im Iraniſchen.

In anderen Sprachfamilien des arioeuropäiſchen Stammes

wird zwar der alte Unterſchied der betreffenden Konſonanten in ſeinem vollen Umfange bewahrt, ſeine unterſcheidenden Merkmale aber aus dem Kehlkopfe in die Mundhöhle verlegt. Zu dieſer Gruppe gehören z. B. alle die uns geſchichtlich überlieferten, wie auch alle jetzt exiſtirenden Repräſentanten der germaniſchen Sprachenfamilie. So werden zwar noch jetzt die anlautenden Konſonanten ſolcher Wörter, wie einerſeits „Zahn", „ziehe", „zwei", „zehn", entſprechend den lateiniſchen dens, duco, duo, decem, andererſeits „thun", „Thür", verwandt mit lateiniſchen facio, fores, unterſchieden, ihr unterſcheidendes Hauptmerkmal aber iſt nicht mehr in dem Gegenſatze der Aſpiration und Nichtaſpiration, d. h. nicht in der verſchiedenartigen Arbeit des Kehlkopfs, ſondern in derjenigen der Mundhöhle zu ſuchen.

Das Altgriechiſche beſaß noch die Aſpiraten im Unterſchiede von den Nichtaſpiraten, im Neugriechiſchen aber iſt an die Stelle der durch den Kehlkopf zu bewerkſtelligenden Unterſcheidung zwiſchen der Aſpirirung und Nichtaſpirirung die in der Mundhöhle zur Geltung gelangende Unterſcheidung zwiſchen einem Verſchluſſe und einer Reibungsſpalte getreten. So z. B. ſprachen die alten Griechen theós (θεός, „Gott"), thūmós (θῡμός, „Gemüth"), neben táuros (ταῦρος, „Stier"), téknon (τέκνον, „Kind"), aus, wogegen die Neugriechen *th*eós, *th*imós (der Anlaut wie engliſches th) und doch távros, téknon, mit demſelben Anlaute wie die Altgriechen, ausſprechen.

Ueberall alſo ſehen wir im Bereiche der Unterſcheidung zwiſchen der Aſpiration und Nichtaſpiration eine allmähliche Schwächung der Kehlkopfthätigkeit zu Gunſten der Thätigkeit einzelner Sprechorgane in der Mundhöhle, und dementſprechend auch die Schwächung des auf die

Kehlkopfthätigkeit gerichteten centralſprachlichen Unterſcheidungsvermögens.

Zu derſelben Kategorie der Schwächung der Kehlkopfthätigkeit gehört die den jetzigen mitteldeutſchen Mundarten (z. B. dem Sächſiſchen) eigene Beſeitigung des Unterſchiedes zwiſchen den tonloſen p, t, k und den tönenden b, d, g, — welcher Unterſchied ja durch die verſchiedene Thätigkeit der Stimmbänder des Kehlkopfs erreicht wird, — und die Erſetzung desſelben durch den Unterſchied von ſtarken und ſchwachen, von fortes und lenes, von „harten" p, t, k und „weichen" b, d, g; und dieſe Unterſcheidung von Stärke oder „Härte" und Schwäche oder „Weichheit" beruht ja nur auf einer ſtärkeren oder energiſcheren und einer ſchwächeren oder ſchlafferen Artikulation an denſelben Stellen und mit denſelben Organen der Mundhöhle.

Ich könnte Beiſpiele der in dieſer Richtung vollzogenen oder ſich vollziehenden lautlichen Veränderungen bedeutend vermehren, möchte aber Ihre mir wohlwollend geſchenkte Aufmerkſamkeit nicht mißbrauchen.

Nachdem wir die hiſtoriſche Verſchiebung innerhalb der beiden Hauptgebiete der Sprechwerkſtatt in ganz kurzen Zügen kennen gelernt haben, wollen wir die Mundhöhle ſelbſt von der uns hier intereſſirenden Seite unterſuchen.

Hier führt uns eine genaue Betrachtung der hiſtoriſchen Thatſachen zu einem ähnlichen Ergebniß, wie bei der Erforſchung des Verhältniſſes des Kehlkopfs und der Mundhöhle im allgemeinen. Nur geht hier, in der Mundhöhle, die hiſtoriſche Bewegung bei den lautlichen Veränderungen ausſchließlich von hinten nach vorn, während wir dort eine komplicirtere Richtung, von unten und hinten nach oben und vorn wahrgenommen haben.

Wenn die auf die paläontologiſchen Entdeckungen geſtützten Schlüſſe richtig ſind, beſaß der vorgeſchichtliche Höhlenmenſch keinen Kinnvorſprung, d. h. kein „mentales Tuberkel" (tuberculum mentale), und im Zuſammenhange damit befand ſich ſeine spina mentalis interior ſoweit nach hinten zurück, daß die an dieſelben angehefteten, die Bewegungen der Zunge, vor allem aber der vorderen Zunge regulirenden Muskeln, in erſter Reihe der musculus genioglossus, verhältnißmäßig kurz und unentwickelt waren; infolge deſſen vermochte bei dieſem vorgeſchichtlichen Höhlenmenſchen ſeine vordere Zunge ſelbſt ſich nur mangelhaft zu bewegen.* Unter ſolchen Umſtänden konnte damals von einer ſtarken Betheiligung der Vorderzunge beim Lautiren keine Rede ſein.

Damit ſtimmt auch die Beobachtung überein, daß je mehr wir in der Sprachengeſchichte zurück hineindringen, deſto häufiger und energiſcher finden wir die Thätigkeit der hinteren Organe und Organtheile der Mundhöhle, vorzugsweiſe der Hinterzunge, während man ſpäter umgekehrt eine immer ſtärkere Zunahme der Arbeit der Vorderzunge bemerkt.

Man kann eine Maſſe lautgeſchichtlicher Thatſachen anführen, welche ſich unter den Begriff einer Verſchiebung von hinten

---

* Cf. E.-T. Hamy, Précis de paléontologie humaine. Paris 1870, S. 233, 347, 352, 368. — Gabriel de Mortillet, Le préhistorique, antiquité de l'homme. Paris 1883 (Bibliothèque des sciences contemporaines), S. 249 ff., 345. — Paul Topinard, L'anthropologie. Avec préface du professeur Paul Broca. 2e édition. Paris 1877 (Bibliothèque des sciences contemporaines), S. 58, 99, 159. — Außerdem macht mich mein verehrter Kollege, Prof. Dr. A. Rauber, noch auf Renards Variations ethniques du maxillaire inférieur. Thèse de Paris 1880, als ein für dieſe Frage ſehr wichtiges Werk, aufmerkſam; ich konnte es aber bis jetzt noch nicht benutzen. (Mai 1892.)

nach vorn in der Mundhöhle ſelbſt ſtellen laſſen. Ich will mich aber nur auf die dahin gehörenden Veränderungen einiger Konſonantenreihen beſchränken.

Dieſe von mir gemeinten Veränderungen ſind zweierlei Art: entweder geſchahen ſie infolge der den ſich verändernden Konſonanten innewohnenden Natur allein, d. h. ſpontan, wie man ſagt, oder aber es wurde dazu der urſprüngliche Impuls durch den Einfluß benachbarter Laute gegeben.

Was nun die erſte Art betrifft, ſo iſt z. B. in vier weſtlichen Hauptfamilien des arioeuropäiſchen oder indogermaniſchen Sprachſtammes, d. h. in der griechiſchen, in der italiſchen oder romaniſchen, in der keltiſchen und in der germaniſchen Familie, eine Reihe hinterlingualer, d. h. mit der Hinterzunge ausgeſprochener, Konſonanten, k_2 (q), g_2 ...., labialiſirt, mit anderen Worten, von der Hinterzunge zu den Lippen verſchoben worden. Wo alſo früher k, g ausgeſprochen wurde, da ſpricht man ſpäter in den etymologiſch entſprechenden Wortſtellen p, b aus, oder wenigſtens ku, gu, als Uebergang von k, g zu p, b.

In den übrigen Familien desſelben arioeuropäiſchen oder indogermaniſchen Sprachſtammes aber, und zwar in allen aſiatiſchen, d. h. in der indiſchen, in der iraniſchen oder perſiſchen und in der armeniſchen Familie, wie auch in den öſtlichen Familien desſelben Stammes in Europa, im Slaviſchen, im Baltiſchen oder Litu-Lettiſchen und ſchließlich im Albaneſiſchen, hat ſich wieder mit der anderen Reihe hinterlingualer Konſonanten, k_1 ($\widehat{k}$), g_1 ($\widehat{g}$) ...., ein anderer Vorgang vollzogen, nämlich eine Verſchiebung ihrer Mundartikulation von der Hinterzunge zur Vorderzunge. So ſlaviſche s, z z. B. in slovo (Wort), slu^{s}ati (hören), sto (hundert), deseti (zehn) . . ., znati (kennen), zrno (Korn) . . ., zima (Winter), vezą (fahre) . . . aus den älteren k, g, gh; vergl.

z. B. lateiniſche cluo, centum, decem, gnosco, granum, hiems, veho, griechiſche *κλέος, ἑκατόν, δέκα, γνώσκω, χειμών.*

Etwas ähnliches hat auch in einigen romaniſchen Sprachen, unter anderem im Franzöſiſchen, ſtattgefunden, wo man dem Laute s in ſolchen Wörtern, wie chien, chambre, chaux, chaud, chose, an ſtelle von k der früheren canis, camera, calx, calidus, causa begegnet.

Jedenfalls gehören die Romanen ſamt den Griechen, Kelten und Germanen zu den vorwiegend labialiſirenden Völkern, während die Slaven, die Litauer mit Letten, die Albaneſen, die Armenier, die Iranier und ſchließlich die Inder eine Gruppe von Völkern bilden, bei welcher die Zungenſpitze und die Vorderzunge überhaupt vornehmlich bevorzugt wurde. Beides aber, ebenſo die Bevorzugung der Lippen, wie auch diejenige der Vorderzunge, geſchah hier auf Koſten der Thätigkeit der Hinterzunge.

Eine andere hierher gehörige allgemeine Thatſache, auf welche ich hinweiſen möchte, ſind die Wandlungen der hinterlingualen Konſonanten k, g u. ſ. w. in č, ž oder c, dz od. ähnl. infolge der ſogenannten Palataliſation oder „Erweichung“ (Mouillirung) durch den Einfluß benachbarter Vokale e, i u. ſ. w., d. h. die Thatſache, daß man in gewiſſen Perioden des Lebens verſchiedener, ſelbſt miteinander durchaus nicht verwandter, Sprachen für die zu erwartenden Kombinationen ke, ki, ge, gi .... den Kombinationen če, či ...., že, ži ...., oder ce, ci ..., dze, dzi ... oder anderen ähnlichen begegnet. Zur Illuſtration dieſes Satzes genügt es, auf folgendes hinzuweiſen: auf die ſlaviſchen Veränderungen, z. B. auf točiti (laufen laſſen, wälzen), tečenije (Lauf, Strom), množiti (mehren) neben tok- (Strom, Lauf), teką (fließe, laufe), mnogo (viel), auf die lettiſchen ci (zi), dsi aus den früheren ki, gi, auf die italieniſchen ce, ci, ge, gi, franzöſiſchen ce, ci, ge, gi.

anſtatt der früheren, vulgärlateiniſchen ke, ki, ge, gi (z. B. italieniſche cenere, cielo, città ..., genere, ginnasio..., franzöſiſche cendre, ciel, cité . . ., genre, gymnase..., entſprechend den lateiniſchen cinis, coelum, civitas . . ., genus, gymnasium . . .), auf die engliſchen church, child, den deutſchen „Kirche", „Kind" entſprechend, u. ſ. w. u. ſ. w. Hierher gehört auch die von Deutſchen eingeführte und in ganz Oſteuropa übliche Ausſprache des Lateiniſchen: „Zizero", „zezini", „kazit" anſtatt der altlateiniſchen Kikero (Cicero), kekini (cecini), fakit (facit).

Wie ſollen wir aber alle dieſe Verſchiebungen von dem durch unſer Thema vorgezeichneten Standpunkte aus betrachten? Zur Ausſprache von k, g gehört die Arbeit der Hinterzunge, zur Ausſprache von č, ž, š, c, dz, s aber diejenige der Vorderzunge. Es iſt alſo die Vertretung der erſten Reihe, k, g, durch die zweite, č, ž, c, dz u. ä., eine Art von Verſchiebung der Sprecharbeiten von der Hinterzunge in das Gebiet der Vorderzunge.

So haben uns die oben erwähnten, meiſtentheils der Lautgeſchichte der arioeuropäiſchen oder indogermaniſchen Sprachen entnommenen Thatſachen gezeigt, daß in dem hiſtoriſchen Leben dieſer Sprachen der unaufhaltſame Drang waltet, die Sprecharbeit von unten und hinten möglichſt nach oben und vorn allmählich zu verlegen. Ich bin überzeugt, daß man durch die Erforſchung der Geſchichte anderer Sprachſtämme zu demſelben Schluſſe gelangen würde. Vorübergehend möchte ich nur erwähnen, daß man auch in den ſemitiſchen Sprachen einen allmählichen Schwund und eine allmähliche Schwächung von „Gutturalen" konſtatirt, wobei man unter dem unbeſtimmten Namen der „Gutturalen" alle die Laute zuſammenfaßt, welche durch

eine Thätigkeit entweder des Kehlkopfs oder der Hinterzunge ſamt dem Gaumenſegel hervorgebracht werden.

In dieſer Ueberführung der Sprechthätigkeit aus den tiefen und verſteckten Regionen in die mehr zu Tage liegenden oberen und vorderen Gebiete, in dieſem „Excelsior!“, welches, wie ein über das Leben der Sprache verhängter Spruch, die ganze geſchichtliche Entwickelung ihrer lautlichen Seite beſtimmt, ſehe ich eben eine Offenbarung ihrer allmählichen, unaufhörlich fortſchreitenden, ſtufenweiſen Vermenſchlichung.

Dieſes Emporſteigen des Sprechens aus den Tiefen der Sprechwerkſtatt auf ihre Oberfläche, dem Geſichte näher, harmoniſirt vollkommen mit der Körperlage des zweifüßigen, eine erhabene Stellung bewahrenden und kühn mit ſeinem Geſichte auf die umgebende Welt herabblickenden Weſens.

Schon hier aber handelt es ſich nicht nur um eine ausſchließlich auf die äußeren Organe beſchränkte Bewegung. Oben (S. 14) habe ich den Ausdruck „centralſprachliches Unterſcheidungsvermögen“ gebraucht.* Und ich mußte es auch thun; denn, wenngleich die Sprache in den äußeren, peripheren Sprechorganen zum Vorſchein kommt, ſo kann ſie doch wirklich exiſtiren, ein dauerndes, ununterbrochenes Leben führen nur im Sprachcentrum, nur im Cerebrationsorgan, möge es als Gehirn oder als eine von demſelben unabhängige Seele gefaßt werden. Die hörbaren Laute und die dabei ſich vollziehenden Arbeiten der Sprechorgane haben nur eine vorübergehende, verſchallende, verſchwindende Exiſtenz; ein wahres, wirklich ſprachliches Leben iſt nur den Erinnerungs-

* Anſtatt deſſen könnte man auch, und zwar noch genauer, ſagen: „das auf die Arbeit der Sprechorgane gerichtete Unterſcheidungsvermögen.“

bildern, ist nur den Vorstellungen dieser Laute und Arbeiten eigen. In allen Theilen und Theilchen der Sprache, mögen sie noch so ihre physische Beschaffenheit uns zeigen, pulsirt doch und kann pulsiren nur rein psychisches Leben.

Aber es giebt in der Sprache auch solche Seiten, für welche wir kein äußeres Zeichen besitzen, und welche sich weder in Lauten, noch in Arbeiten der Sprechorgane kundgeben. Das ist das große Reich der Bedeutungen, welche den Worten anhaften, d. h. sich mit den Vorstellungen von Lauten und Artikulationen associiren.

Wie steht es nun in Betreff unserer Frage mit dieser inneren, mit dieser innersten Seite der Sprache? Können wir auch hier nicht auf etwas hinweisen, was sich als allmähliche Vermenschlichung auffassen ließe?

Die Kürze der mir beschiedenen Zeit erlaubt mir nicht, mich eingehend und ausführlich mit dieser Frage zu beschäftigen. Ich will nur einiges erwähnen.

Die von den Thieren hervorgebrachten eigenartigen Laute, wie auch die interjektionsartigen Laute des Menschen, haben immer eine Bedeutung, sie bedeuten etwas. So gebraucht z. B. die Katze, wenn sie sich als Mutter mit ihren Kindern unterhält, wenigstens zehn verschiedene Laute, von denen jeder eine besondere Bedeutung hat: Aufforderung, Ermunterung, Drohung, Weisung, Liebkosung, Lockruf ꝛc. Es sind in neuester Zeit Beobachtungen an Affen angestellt worden, wobei es sich zeigte, daß diese dem Menschen nächststehenden und daher „Anthropoiden", d. h. „Menschenähnlichen", genannten Säugethiere sich zur gegenseitigen Verständigung gewisser Laute bedienen, die je nach den Gattungen dieser Thiere verschieden sind und durch diese ihre Verschiedenheit an die Verschiedenheit menschlicher Idiome erinnern.

Jedenfalls aber iſt es ſicher, daß dieſe thieriſchen Lautäußerungen einen ihnen allen gemeinſamen Zug beſitzen: Sie ſind durch die Natur des betreffenden thieriſchen Organismus ſelbſt dazu beſtimmt, eben das auszudrücken, was ſie wirklich ausdrücken. Sie müſſen gerade dasjenige Gefühl, gerade diejenige Vorſtellung wachrufen, welche ſie thatſächlich wachrufen, und zwar auf dem Wege eines unmittelbaren ſinnlichen Eindrucks. Und damit endet ihre Aufgabe.

Unterdeſſen zeichnen ſich alle einer wirklich menſchlichen Sprache angehörenden Worte durch die Fähigkeit aus, immer neue Bedeutungen anzunehmen, wobei ihre Geneſis, die Quelle ihrer Bedeutung gewöhnlich vollkommen vergeſſen wird. Sie ſprechen von ſich ſelbſt weder zum Gefühl, noch zum Vorſtellungsvermögen; ſie bedeuten etwas nur deswegen, weil ſie ſich mit einer gewiſſen Reihe von Bedeutungen aſſociirt haben. Der Charakter einer Nothwendigkeit iſt ihnen vollkommen fremd. Sie verdanken ihre jezeitige Anwendung nur einer Verkettung von Zufälligkeiten. Warum z. B. der Kopf deutſch „Kopf“ oder „Haupt“, ruſſiſch „golova“, eſtniſch „pää“, lateiniſch „caput“, franzöſiſch „tête“ heißt, iſt nur durch Zufall bedingt worden.

So ſind die bei weitem meiſten Wörter der menſchlichen Sprache nur zufällig entſtandene Symbole, die unter anderen Umſtänden ſich ganz anders hätten geſtalten können, in voller Unabhängigkeit von den durch ſie hervorgerufenen ſinnlichen Eindrücken.

Und es iſt eben dieſe Zufälligkeit das Charakteriſtiſche der Sprache. Selbſtverſtändlich rede ich hier von keiner abſoluten Zufälligkeit, — denn eine ſolche anzunehmen verbietet uns die die Grundlage jedes wiſſenſchaflichen Denkens bildende Ueberzeugung von der Nothwendigkeit in der Verkettung

von Urſachen und Wirkungen, — nein, ich rede von keiner abſoluten Zufälligkeit, ſondern von einer Zufälligkeit in den Grenzen der ſich auf die gegebene Frage beziehenden Begriffe.

Kurzum, es tragen bei den Thieren die Bedeutungen der Lautäußerungen in ihrer Beziehung zu eben dieſen letzteren immer den Charakter der Nothwendigkeit, Unmittelbarkeit und verhältnißmäßigen Unveränderlichkeit an ſich, — alles das Merkmale, welche der Natur menſchlicher Rede ſchnurſtracks widerſprechen.

Da dieſe Lautäußerungen der Thiere, wie auch die ihnen analogen in der menſchlichen Sprache (wie die Interjektionen), immer eine beſtimmte Vorſtellung oder ein beſtimmtes Gefühl wachrufen, ſo ſind ſie immer an eine beſtimmte Konkretheit gebunden. Sie ſind, im Grunde genommen, ſolange ſie eben Lautgebärden bleiben, keiner Abſtraktion fähig.

Die Worte der menſchlichen Sprache dagegen ſind keineswegs bloß Zeichen gewiſſer konkreter Erſcheinungen, ſondern ſtellen vielmehr Abſtraktionen dar, denen in der Außenwelt direkt nichts unmittelbar ſinnfälliges entſpricht; infolgedeſſen eignen ſie ſich immer mehr einerſeits zu von der Sinnlichkeit unabhängigem Denken und Nachdenken, anderſeits wieder zum vergeiſtigten poetiſchen Schaffen. Wenn man auch hie und da einen Rückſchritt, d. h. eine Rückkehr von Abſtraktion zur Konkretheit, wahrnehmen kann, ſo iſt doch das Reſultat dieſer Oscillation im ganzen großen ein allmählicher Fortſchritt zu immer größerer Vergeiſtigung der Sprache.

Und ſo ſehen wir, daß, während die Ausſprache, das äußere Sprechen immer mehr nach außen hervortritt, das innere Sprechen, das ſprachliche Denken immer mehr in die Tiefen der menſchlichen Seele hinabſteigt, immer abſtrakter wird.

Dieſes Auseinandergehen, dieſe immer größere Entfernung zwiſchen den Extremen des äußeren und inneren Sprechens findet eine Parallele in anderen Seiten der Entwickelung des Menſchen. Je mehr ſich der Menſch in ſeinem Denken vertieft, je feiner, je vollkommener ſein Denkapparat wird, deſto ausdrucksvoller, deſto individueller pflegen auch ceteris paribus ſeine Geſichtszüge zu werden. Und das hoch ausgebildete wiſſenſchaftliche Denken wird dem Menſchen zum Mittel zu einer immer umfaſſenderen und gewaltigeren Beherrſchung der Natur.

Dieſe immer weiter greifende, immer allſeitigere Beherrſchung der Natur, dieſe Utiliſirung der Außenwelt, dieſe Beſeitigung räumlicher und zeitlicher Schranken, im Zuſammenhange mit der kulturellen Entwickelung der Menſchheit, reflektirt ſich auch auf dem ſprachlichen Boden. Ich brauche nur die vor ſo vielen Jahrtauſenden erfundene Schrift, und dann die neueſten Erfindungen, wie Telegraph, Telephon ꝛc., zu nennen.

Es bliebe noch übrig, den Proceß der Vermenſchlichung der Sprache auch in dem Sprachbau, in der morphologiſchen Seite der Sprache nachzuweiſen, welche ja das ausſchließlich Sprachliche, das Sprachliche im ſtrengſten Sinne des Wortes ausmacht.

Der Sprachbau, die Sprachform, die, ſo zu ſagen, morphologiſche Artikulation, beſtehend in Theilung des Satzes in Worte, der Worte aber in bedeutſame Theile, iſt den Thieren, iſt den thieriſchen untheilbaren Gebärden vollkommen fremd.

Die Aufprägung der echt ſprachlichen Form auf den Stoff der früher ungeformten Gebärden war ein gewaltiger Schritt zur Vermenſchlichung der Sprache.

Ob aber dieſe Vermenſchlichung auch ſpäter weiter fortſchreitet, analog dem, was wir bei der Entwickelung der lautlichen und der rein pſychiſchen Seite der Sprache geſehen haben, kann ich nicht ſagen. Es laſſen ſich wohl in den die morphologiſche Seite der Sprache betreffenden Veränderungen hiſtoriſche Oscillationen bemerken. Um aber dabei eine fortdauernde Bewegung in einer beſtimmten Richtung konſtatiren zu können, dazu beſitze ich nicht Material genug, und muß auf die Formulirung eines ſich darauf beziehenden allgemeinen Satzes vorderhand verzichten.

Alle die ſprachlichen Veränderungen, die man als allmähliche, ſtufenweiſe Vermenſchlichung der Sprache bezeichnen kann, geſchehen nicht programmmäßig, nicht als Wirkungen des Strebens nach einem von vornherein geſteckten Ziele, ſondern als nothwendige Folgen des den ſprechenden Geſchöpfen innewohnenden Strebens nach Erleichterung in allen drei Richtungen, in welche ſich der Proceß des Sprechens zerlegen läßt: in der centrifugalen Richtung der Phonation (dieſen und die folgenden termini werde ich ſogleich erklären), in der centripetalen Richtung der Audition und im ſprachlichen Centrum, in der Cerebration. Die erſtere, die Phonation, beſteht in dem Ausſprechen, dem Hörenlaſſen der Worte, die zweite, die Audition, iſt das Hören und das Aufnehmen des Geſprochenen, die dritte aber, und zwar für das Fortbeſtehen der Sprache die bei weitem wichtigſte, die Cerebration, iſt das Merken alles deſſen, was ſich auf die Sprache bezieht, iſt das Aufbewahren und die Bearbeitung aller ſprachlichen Vorſtellungen in der ſprachlichen Schatzkammer der Seele iſt das ſprachliche Denken.

Nach allen dieſen Richtungen hin wird das Unklare, das Unbeſtimmte, das Unnütze nach und nach

beſeitigt, nach und nach abgeſchafft. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, iſt die Verſchiebung des äußeren Sprechens von unten und hinten nach oben und vorn eine große Erleichterung. Vorn und oben kann man beim Sprechen mit geringerer Anſtrengung, dafür aber mit größerer Präciſion und Beſtimmtheit arbeiten, als in den unteren und rückwärts liegenden Gebieten. Dementſprechend wird das auf die oberen und vorderen Gebiete gerichtete centralſprachliche Unterſcheidungsvermögen viel weniger angeſtrengt, als da, wo es mit den unteren und hinteren Regionen zu thun hat.

Aber, trotz allem Streben des Menſchen nach der Beſeitigung des Unnützen und Ueberflüſſigen wimmelt die Sprache, ebenſo wie die ganze organiſche Welt, von überlebenden, nicht mehr funktionirenden, nicht mehr ſinnvollen Gebilden.

Damit ſind wir ans Ende unſerer Betrachtung gelangt, und es bleibt mir nichts mehr übrig, als Sie, hochverehrte Anweſende, um Nachſicht zu bitten, wenn es mir nicht gelungen ſein ſollte, es Ihnen nach allen Seiten genügend klar zu machen, daß es erlaubt iſt, einige in der Geſchichte der Sprache und der Sprachen ſich unaufhörlich kundgebenden Strömungen unter dem allgemeinen Geſichtspunkte einer fortdauernden, allmählichen Vermenſchlichung der Sprache zuſammenzufaſſen.

Nachwort.

Nachträglich möchte ich hinzufügen, daß ich den Gedanken von der Verſchiebung der Sprechthätigkeit in der Richtung zu der Zungenſpitze und zu den Lippen ſchon nach der Abfaſſung und endgiltigen Redaktion meines Vortrags auch bei Dr. Fr M. Claudius in ſeinem Aufſatze „Das Leben der Sprache. (abgedruckt aus den Schriften der Geſellſchaft zur Beförderung

der gesamten Naturwissenschaften zu Marburg. Band IX. Marburg 1867) ausgesprochen gefunden habe. Er sagt ja nämlich:

„Wir finden nun in den indogermanischen Sprachen durchaus eine Vereinfachung der Lautbildung. So war früher die Aspiration in diesen Sprachen eine häufig vorkommende Zuthat zu gewissen Lauten; jetzt ist dieselbe nur selten und in den am weitesten vorgeschrittenen Sprachen, im Englischen und Französischen, kommt sie fast gar nicht mehr vor. Es macht sich überhaupt die Tendenz geltend, die Sprachlaute nicht im Hintergrunde des Mundes zu bilden, sondern vorn in demselben mit der Zungenspitze oder den Lippen. Auf diese Weise wird eine geringere Masse bewegt und es werden deshalb weniger Kräfte verwandt. Wenn weniger kultivirte Sprachen Kehl- und Gutturallaute im Ueberfluß zeigen, so haben ausgebildetere solche nicht mehr. Es kommt noch ein anderes Moment hinzu. Je mehr die Laute mit den Lippen gebildet sind, um so schärfer können sie ausgesprochen werden, und zugleich kommt die Umgegend des Mundes in Bewegung und das Gesicht wird auf diese Weise lebendig. So sehen wir Bewohner größerer Städte aus höheren Ständen eleganter und markirter sprechen, als die niedere Bevölkerung, zumal an Küsten, wo sehr wenig auf das Aeußere gegeben wird. Zugleich ist das Gesicht von gebildeten Leuten beim Reden belebter als von weniger gebildeten, so ist eine Verschiedenheit der Sprachen in dieser Beziehung bemerkbar. Die französische z. B., die in dieser Hinsicht am weitesten vorgeschritten ist, lautirt viel bestimmter als die englische oder die plattdeutsche, und man sieht beim Sprechen den Mund des eleganten Franzosen mehr in Bewegung als bei englischen, holländischen oder deutschen Fischern" (pg. 15).

„Es ist ein Vorrücken von den hinteren Mundtheilen nach

vorne gegen die Lippen und die Spitze der Zunge an den Sprachen bemerkbar" (pg. 18).

Mit dieser im ganzen richtigen und objektiven Auffassung der Sprachgeschichte seitens des Dr. Claudius stehen im Widerspruch und berühren uns sonderbar seine sonstigen Aeußerungen, die er meistentheils von anderen Gelehrten entlehnt hatte. So lesen wir bei ihm z. B.:

„Wie bei allen Organismen unterscheiden wir im Leben einer Sprache drei Perioden, die des Wachsthums, die der Blüthe und eine dritte des Verfalls (!!) derselben" (pg. 13).

„Der Verfall (!) trat allmählich ein, als das Wissen, die Gedanken, einen gewissen Umfang erreicht hatten" (pg. 15).

Dorpat, im Mai 1892.

Der
Antheil der Plaſtik
an der
Entſtehung der griechiſchen Götterwelt
und die Athene des Phidias.

Von

Wallhorn,
Rektor a. D. in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Zu allen Zeiten haben die griechiſchen Göttergeſtalten, wie ſie aus den Händen der größten Künſtler dieſes Volkes hervorgegangen ſind, einen mächtigen Eindruck auf jeden Beſchauer hervorgebracht. So wenig uns davon auch erhalten iſt, auch dies Wenige genügt, uns in eine höhere Welt zu verſetzen, ſobald wir auch nur in eine kleine Verſammlung dieſer hehren Geſtalten eintreten. Zu ſchildern, was wir dann Alle empfinden, dazu genügt es, an zwei bekannte Worte zu erinnern. So ſchreibt Jean Paul nach dem erſten Beſuch im Dresdener Muſeum: „Der Dresdener Abgußſaal hat ſich wie eine neue Welt in mich gedrängt und die alte halb erdrückt. Du trittſt in einen langen, lichten, hohen, gewölbten Saal; zwiſchen den Säulen ruhen die alten Götter, die ihre Grabeserde oder ihre Himmelswolken abgeworfen haben, und die uns eine heilige, ſelige, ſtille Welt in ihrer Geſtalt und in unſerer Bruſt aufdecken. Du findeſt da den Unterſchied zwiſchen der Schönheit eines Menſchen und der eines Gottes; jene bewegt, obwohl ſanft, noch der Wunſch und die Scheu; aber dieſe ruht feſt und einfach, wie der blaue Aether vor der Welt und der Zeit, und die Ruhe der Vollendung, nicht der Ermüdung blickt im Auge und öffnet die Lippen. So oft ich künftig über große, ſchöne Gegenſtände ſchreibe, werden dieſe Götter vor mich treten und mir die Geſetze der Schönheit geben.“

Ebenſo wurden für Carſtens, als er die Küſerſchürze abgelegt und nach Kopenhagen kam, die Abgüſſe der ſchönſten Antiken zu einer Offenbarung. „Alles, was ich bisher von Kunſt geſehen hatte," erzählt er, „war mir nur als Menſchenwerk erſchienen; aber dieſe Geſtalten erſchienen mir als höhere Weſen, von einer übermenſchlichen Kunſt gebildet, und es fiel mir nicht ein, zu glauben, daß ich oder ein anderer Menſch je dergleichen hervorzubringen vermöchte. Ein heiliges Gefühl der Anbetung, das mich faſt zu Thränen rührte, durchdrang mich, es war mir, als ob das höchſte Weſen, zu dem ich als Knabe im Dom zu Schleswig oft ſo innig gebetet hatte, mir hier wirklich erſchienen."

Die Quelle nun, aus der die griechiſche Götterwelt dieſe ihre Hoheit, ihre unverlierbare Macht auf das Menſchenherz geſchöpft hat, iſt ſelbſtverſtändlich die Religion. Die alte wahre, ideale Kunſt iſt eine Tochter der Religion. Der indiſche Felſentempel ſo gut, wie der egyptiſche Tempel-Koloß iſt undenkbar ohne den tiefen religiöſen Sinn dieſer Völker. Aber auch dieſe großartigſten, dieſe koloſſalſten Werke, welche das religiöſe Bedürfniß den Völkern abgezwungen hat, können nicht entfernt mit dem Eindruck wetteifern, welchen die griechiſchen Göttergeſtalten hervorbringen. Und dies nur darum, weil die griechiſche Plaſtik in einer ganz anderen Beziehung zur Religion der Griechen ſteht, als dies ſonſt zwiſchen Kunſt und Religion der Fall iſt. Die Kunſt aller andern Völker ſteht der Religion nur empfangend gegenüber; das religiöſe Gefühl, der religiöſe Gedanke iſt es, der ſo, wie er in der Volksreligion ſeinen Ausdruck gefunden hat, ſich in der Künſtlerſeele verkörpert, der den Künſtler bei ſeinen Schöpfungen begeiſtert. Die griechiſche Plaſtik ſteht aber der Religion der Griechen nicht nur empfangend, ſondern auch gebend gegenüber. Wie nun aber nur dann der Menſchengeiſt zu ſeinen höchſten Aeußerungen und Leiſtungen ſich aufſchwingt,

wenn er nicht nur das Empfangene künſtleriſch verarbeitet, ſondern wenn er zu dem Empfangenen ſelbſtſchöpferiſch neues hinzuthut, ſo erklärt ſich daraus auch die ſo einzig daſtehende Höhe, zu der die griechiſche Plaſtik ſich erhoben. Unſere Aufgabe aber iſt es, an einem einzelnen Beiſpiele gerade dieſe Stellung der griechiſchen Plaſtik bei der Entſtehung der griechiſchen Götterwelt darzulegen, die Vertiefung und Befruchtung, die die mythendichtende, jene Götter bildende Volksſeele durch den Künſtler erhalten hat, an einer der Göttergeſtalten zu zeigen. Dazu aber iſt es nöthig, zuerſt einen Blick auf den religiöſen Entwickelungsgang des griechiſchen Volkes zu werfen.

Wenn irgendwo der Charakter eines Volkes von der Natur des von ihm bewohnten Landes beſtimmt und beeinflußt wurde, ſo gilt dies vom griechiſchen Volke. So eigenthümlich, von allen andern Völkern des Alterthums abweichend ſich Leben und Sitten dieſes Volkes geſtalteten, ſo eigenthümlich iſt auch das Land, in dem es zum Volke heranwuchs. Hier iſt nicht eine übermäßige, wuchernde, berauſchende Fülle und Fruchtbarkeit, wie in Indien, nicht eine einzelne, in alles eingreifende Naturerſcheinung, wie in Egypten; die Elemente haben überhaupt nicht die tropiſche Gewalt, welche den Menſchen unterjocht, ſondern ſie üben nur eine milde, freundliche Anregung. Das Klima iſt ſüdlich, aber nicht bis zur erſchlaffenden Hitze, das Land im ganzen nicht unfruchtbar, aber doch von ziemlich ſchroffen Gebirgen durchſchnitten und daher theilweiſe rauh und nur zur Jagd, theilweiſe nur für den Oelbaum und Weinſtock, nicht für den Anbau nahrhafter Früchte geeignet. Daher war es um ſo wichtiger, daß Griechenland überall vom Meere begrenzt und durchſchnitten iſt, und damit der Anreiz zu mannigfaltiger Thätigkeit, zu Schiffahrt, zum Handel, zur Eroberung und Koloniſation gegeben war. Bedeutſam war daneben die gebirgige Natur des Landes, welche in kleinen Grenzen die Ausbildung einzelner Völkerſtämme

in ihren feineren Eigenthümlichkeiten begünſtigte, dieſe nicht, wie bei der Verbreitung großer Nationen auf offener Ebene, in eine allgemeine Form verſchmolz. Lage und Beſchaffenheit des Landes bedingten daher ſchon, daß menſchliche Freiheit und Thätigkeit ein größeres Feld fanden, als bei anderen Nationen, und die Natur ſelbſt brachte es mit ſich, daß ihr freundlicher Einfluß neben der vorherrſchenden Selbſtthätigkeit des Volkes weniger hervortrat. Sie entließ gleichſam den Menſchen aus der Vormundſchaft, in welcher ſie ihn bisher gehalten hatte.

Dieſen Charakterzug der Freiheit finden wir denn auch in allen Inſtitutionen Griechenlands von Anfang an erkennbar. Beſonders deutlich tritt er uns aber bei der Entſtehung der griechiſchen Götterwelt entgegen. Bei allen andern Völkern des Alterthums gab es eine geſchloſſene Prieſterſchaft als ausſchließliche Diener des Gottes, Ausleger ſeiner Orakel und daher Lehrer des Volkes. Bei ihnen allen war folglich auch die Religion nicht freie Verehrung, ſondern eine feſte Satzung, an genaue Beobachtung äußerlicher Verhaltungsregeln gebunden, für deren Befolgung die Prieſter die natürlichen Wächter waren. Ueberall ſtanden ſie zum Volke in dem Verhältniſſe der Herren und Lehrer. Auch die Griechen nun hatten gewiſſe allgemein anerkannte religiöſe Gebräuche, aber die Prieſter bildeten doch keinen geſchloſſenen Stand, ſie wurden meiſtens durch jährliche Wahl beſtimmt, und wenn auch in einzelnen Fällen gewiſſe Geſchlechter zur Prieſterſchaft eines beſtimmten Gottes ausſchließlich berufen waren, ſo gab dies nur den Ehrenvorzug der Opfer, höchſtens einen vorübergehenden Einfluß durch die Deutung der Orakel, niemals Gelegenheit zur bleibenden Leitung des Volkes.

Die mythologiſchen Ueberlieferungen waren daher auch nicht Prieſterlehren, ſondern Volksſagen. Freilich hatte ja auch bei andern Völkern die Phantaſie bei der Entſtehung der Götter-

mythen dichterisch mitgewirkt; die Anschauungen von mächtigen, wohlthätigen oder feindlichen Naturmächten hatten sich ihnen zu Sagen von der Abstammung und den Thaten der Götter gestaltet. Allein immer waren die Priester dann Diejenigen gewesen, deren Autorität diese Sagen prüfte und sie nach ihren didaktischen und hierarchischen Zwecken modelte. Bei den Griechen waltete die Dichtung frei; ohne andere Weihe als die der Begeisterung belehrten die Sänger das Volk auch über das Wesen der Gottheit und die Pflichten der Menschen. Ohne Scheu und mit vollster Wahrheit konnte daher der fromme Grieche Herodot das Wort aussprechen: „Homer und Hesiod haben den Hellenen ihre Götter gemacht." Sicher war der Sinn auch des altgriechischen Volkes ein höchst religiöser, aber diese Religiosität hatte etwas eigenthümlich Freies und Unbestimmtes; der Gedanke der Ausschließlichkeit blieb völlig entfernt davon. Jedem, der Glaubwürdiges von den höheren Mächten berichtete, hörten sie mit ehrfurchtvollem, kindlichem Gemüthe zu; keinem Gotte, von dem sie Kunde erlangten, verweigerten sie göttliche Ehre. Es war, als suche man nur Gelegenheit, die natürliche Frömmigkeit noch einmal zu üben. Auf dem Marktplatz von Athen fand der Apostel Paulus einen Altar mit der Aufschrift: „Dem unbekannten Gotte." „Wie du auch heißen mögest," ruft der Chor in einem Gebet bei Sophokles, „ich flehe zu dir und zu deiner Hülfe." Bei dieser Leichtigkeit der Fortpflanzung religiöser Tradition konnte es denn an Abweichungen derselben nicht fehlen, wodurch aber die Gemüther keineswegs beunruhigt wurden. Vielmehr fiel es Niemandem ein, dem Dichter zu wehren, der die überlieferten Mythen nach eigener Eingebung veränderte und umbildete. So überwiegend war in dieser Religiosität das Moment subjektiver, persönlicher Frömmigkeit, so unbekümmert war das fromme Bewußtsein über das Objektive der Gottheit.

Ebenso frei und ungebunden war aber auch die Beziehung

der Götter auf das Moraliſche. Im allgemeinen galten ſie zwar als die Beſchützer des Rechts und Rächer des Unrechts, aber worin beides beſtand, das war durch keine feſte Lehre urſprünglich feſtgeſtellt. Gerade dadurch aber blieb das eigene ſittliche Gefühl ungehemmt und entwickelte ſich freier und ſchöner, als bei irgend einem andern Volke. Keine dogmatiſche Lehre ſtellte feſt, was Recht und Unrecht, Gut und Böſe ſei; das eigene Gefühl des Volkes ſchuf und entwickelte die Sittlichkeit. Das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Hohen und Göttlichen, die tiefe Scheu vor dem Unheiligen und Unreinen, Achtung vor der Sitte und dem ſelbſtgegebenen Geſetze vertrat bei den Hellenen die Stelle jener äußerlichen Zucht und Bevormundung durch Hierarchie und Staatspolizei. In ſolcher Freiheit entfaltete ſich der Geiſt des griechiſchen Volkes zu einer Blüthe der Anmuth und Schönheit, welche weder vorher noch nachher ein anderes Volk erreicht hat.

Bei dieſer Unabhängigkeit des Moraliſchen von der Religion mußte ja nun auch die Kunſt eine ganz eigenthümliche Stellung erhalten. Denn da es kein allgemein feſtſtehendes Sittengeſetz gab, wie es ſonſt aus der Religion hervorwächſt, ſo beruhte Lob und Tadel nur auf dem eigenen, lebendigen Gefühl des Beſſeren, welches ſich dadurch gewöhnte, das Gute und Anſtändige, wie das Unwürdige ſchon in ſeiner äußeren Geſtalt zu ſuchen und zu erkennen, jenes mit Wohlgefallen anzublicken, von dieſem ſich mißbilligend abzuwenden. Sie betrachteten daher das Gute wie das Schöne; ihre Sittenlehre wurde eine Schönheitslehre. So mußte das Kunſtwerk als Beiſpiel des Schönen auch moraliſch veredelnd oder verſchlechternd auf das Gemüth wirken; ein unſchönes Werk konnte ein Attentat auf die öffentliche Sittlichkeit werden, nicht etwa wie bei uns durch ſeinen Inhalt, ſondern durch die Form. Und nicht bloß das Häßliche, ſondern auch das Alltägliche und Gemeine, das Zufällige und Unbedeutende,

wenn es durch die künſtleriſche Behandlung eine gewiſſe Weihe erhielt, war dem griechiſchen Gefühl verhaßt, da es dem Streben ein niedriges Ziel geſetzt hätte. Daher jenes tebaniſche Geſetz, welches Malern und Bildhauern bei Strafe gebot, die Menſchen nur ins Schöne nachzuahmen. Daher die für uns auffallende Erſcheinung, daß nicht bloß die Philoſophen ſorgfältige Vorſchriften darüber gaben, welche Bilder und welche muſikaliſchen Weiſen der Jugend zu empfehlen ſeien, ſondern daß an manchen Orten ſogar der Staat eine Aufſicht über die Muſik führte. Das ganze griechiſche Leben wird zu einem Streben nach Schönheit, nach einer Wohlordnung des Staats wie nach eiguer Schönheit des Körpers und der Seele; die Kunſt hilft dazu als die reinere, ſtrengere Auffaſſung dieſes Lebens.

Doch nicht nur für die Veredlung der öffentlichen Sitte, für die Vertiefung des Begriffs des Guten ſorgte die Kunſt, viel größer mußte ja ihre Hülfe ſein bei Ausgeſtaltung der griechiſchen Göttergeſtalten. Waren nämlich die Götter zu den Griechen auf dem Wege hiſtoriſcher Tradition gekommen, ſo hatte ſich die ſittliche Vorſtellung, wie wir geſehen, aus ihrer eigenen Bruſt entwickelt. Beide alſo, Religion und Sittlichkeit, hatten verſchiedene Quellen. So war es gekommen, daß manche Sagen, welche urſprünglich nur das Walten und die Macht der Naturkräfte in myſtiſcher Einkleidung darſtellten, ſpäter, ſobald die Götter wie menſchliche Weſen angeſehen wurden, von Handlungen der Götter erzählten, welche auch nach griechiſchen Begriffen entſchieden unſittlich waren. Allein lange nahm der griechiſche Sinn, wenigſtens der der großen Menge, daran keinen Anſtoß; mit der größten Unbefangenheit erzählte man dieſe Thaten nach wie vor, ohne ſie einer moraliſchen Kritik zu unterwerfen oder davon Anwendung auf die Menſchen zu machen. Dieſe Unbefangenheit, die dem chriſtlichen Sinn, der ſich die Gottheit als den Urquell aller ſittlichen Vollkommenheit denkt, ſo ſchwer

begreiflich ist, findet sich in Homers Dichtungen noch in vollstem Maße. Seine Götter sind zwar an äußerer Größe überirdisch, in ihren Schwächen und Leidenschaften aber um nichts besser, als die sterblichen Menschen. Haß und Rachsucht sind bei ihnen ohne Maß, sie weinen, wenn ihr Zorn nicht Befriedigung erlangt. Schmeicheleien und Verführungen finden bei ihnen Eingang, selbst Vater Zeus wird getäuscht, wenn Hera sich ihm mit dem Gürtel der Aphrodite naht. Aphrodite ist weichlich und feige, Ares grausam, Hera unerbittlich stolz. Die Menschen haben Mitleid, selbst die Rosse des Achilles weinen über Patroklos Tod; die Götter sind ohne Erbarmen. Die Menschen zeigen sich im ganzen edel; die Ilias und Odyssee sind reich an Beispielen der zartesten Freundschaft, der reinsten ehelichen Liebe, der Großmuth, der Gastlichkeit. Nur die Götter scheinen das Vorrecht rücksichtloser Laune und Willkür zu haben. Die Götter Homers, sie können für die Moral keine Richtschnur abgeben.

Doch als dann auch bei der größeren Menge die sittlichen Anforderungen immer stärker wurden, als Dichter und Philosophen jene homerischen Erzählungen oft in härtester Weise angriffen, da regte sich überall das Gefühl, daß den Göttern die Eigenschaft der Heiligkeit zukommen müsse. Man nahm die überlieferten Sagen mit der Ehrfurcht auf, die ihr Alterthum verdiente, suchte aber die unmoralischen Elemente auszuscheiden und die Götter zu ethisch reineren und strengeren Charakteren zu bilden. Am schönsten und mit begeisterter Frömmigkeit spricht sich dies Bestreben bei Pindar aus, der es nur geziemend findet, „Rühmliches von den Göttern zu verkünden, selbst gegen der Vorzeit Bericht".

Gerade jetzt hatte nun aber auch die Plastik, was das technische Können anlangt, zur höchsten Blüthe sich emporgearbeitet, und bei der regen Bauthätigkeit der Zeit trat an sie die Anforderung heran, nun auch für die neuen Tempel neue

Götterbilder zu ſchaffen. So mußte denn auch die Plaſtik an der Ausgeſtaltung dieſer reineren und ſtrengeren Götter-Charaktere ſich betheiligen. Auch die Bildhauer durften dieſe Götter nur in dem edleren Sinne auffaſſen, wie Pindar, Aeſchylos und Sophokles. Selbſtverſtändlich haben ſie dabei nur die menſchenartig gedachten Götter, wie ſie in der homeriſchen Dichtung erſcheinen, vor Augen; der Gedanke an ihre urſprüngliche, phyſikaliſche Bedeutung liegt ihnen fern. Dafür aber betonen ſie die edleren, ethiſchen Motive, ſoweit die Mythe ſolche bietet, und bilden dieſe nicht ſelten in reinerer Weiſe aus, als es bei den Dichtern geſchah. So entſtanden durch ſie in ihren Göttern eine Reihe von Idealgeſtalten, von Vorbildern göttlich-menſchlicher Hoheit, von vollendeten Erſcheinungen menſchlich-göttlicher Charaktertypen.

Das vollendetſte und reinſte Ideal unter dieſen menſchlich-göttlichen Charaktertypen bietet nun ſicher die jungfräuliche Tochter des Zeus Kronios, Pallas Athene; und dies um ſo mehr, da gerade der Meiſter, der es zu allen Zeiten am beſten verſtanden hat, aus der menſchlichen Geſtalt das Weſen der Gottheit hervorleuchten zu laſſen, nämlich Phidias, nicht nur den Vater der Götter und Menſchen, den Zeus, ſondern auch ſeine ihm geiſtig ſo nahe ſtehende Tochter Pallas Athene geſchaffen hat. In eine höhere Entwicklung hat dasſelbe daher nachmals kaum eintreten können, nur einer Entfaltung in die Breite iſt es theilhaftig geworden, welche endlos genannt werden darf und ſich am ſchicklichſten der bunten Mannigfaltigkeit gewiſſer Edelpflanzen vergleichen läßt, die wie die Palmen in ewig verjüngter Geſtalt ſich wiederholen, aber trotz der geſtaltenreichſten Umbildung der Grundformen den nämlichen Charakter bewahren. Von keiner andern Gottheit beſitzen wir eine ſolche faſt unabſehbare Menge von vielfach wechſelnden Kunſtdarſtellungen, und doch iſt keine ſo leicht und ſicher erkennbar, wie die hehre Tochter

des Zeus, die ſich uns allezeit nicht bloß durch eine ſtändige Symbolik, ſondern auch durch einen feſt ausgeprägten Typus, der ſcharfe Unterſcheidungszeichen darbietet, auf den erſten Blick ankündigt; ein Beweis nicht nur dafür, daß der Schöpfer dieſer Idealgeſtalt das Höchſte geleiſtet, ſo daß jede Weiterbildung und Verbeſſerung ausgeſchloſſen war, ſondern auch dafür, daß ſchon in der Mythe, aus welcher dieſe Geſtalt hervorwuchs, Momente gegeben ſein mußten, welche ſie von allen anderen Gottheiten ſcharf ſonderten. Um daher die Idealgeſtalt, wie Phidias ſie vollendet, ganz zu verſtehen, müſſen wir nun auch die Mythen kennen lernen, aus denen Charakter und Weſen dieſer Gottheit hervorgewachſen.

Wie Zeus und Hera iſt auch Pallas Athene ganz eine Gottheit des Himmels und zwar in merkwürdiger Weite und Tiefe der Anſchauung, nur daß als tieferer Grund des Bildes immer die Anbetung des reinen, klaren Himmels, des Aethers, als der höchſten Naturmacht durchblickt; und da nun dieſer ſich nicht ſchöner als in dem Charakter der Jungfräulichkeit ausdrücken läßt, ſo mußte ſchon dadurch dieſe Gottheit zur jungfräulichen Göttin werden. Ueberall nun iſt ja in Griechenland der Himmel von bewunderungswürdiger Schönheit und Klarheit, nirgends jedoch in ſolchem Grade als in Attika; daher Athene in dieſem Lande am meiſten verehrt wurde und mit allen Segnungen und Erinnerungen der Stadt, der Landſchaft, des Staates ſo verwachſen iſt, daß die Göttin nicht ohne ihre Lieblingsſtadt gedacht werden kann und dieſe nicht ohne jene.

Was nun den Urſprnng der Göttin betrifft, ſo verrathen die darauf bezüglichen Mythen ein hohes Alterthum und ſind daher reich an eigenthümlichen kosmogoniſchen Ideen, welche ſich am nächſten an die Vorſtellungen anſchließen, welche die Welt aus dem Okeanos und aus Nacht und Dunkelheit entſpringen laſſen. Athene erſcheint in ihnen von Anfang an deutlich als

eine Macht, welche ſowohl über Blitz und Wolken, als über Sonne und Mond gebietet, welche in ſchrecklicher Majeſtät einherfährt, aber auch wieder lieblich und milde glänzt und ſegnet, Aecker befruchtend, menſchliche Geſchlechter erzeugend und erziehend, alles ohne ihre ätheriſche Reinheit und Klarheit aufzugeben. Auch ein alter Beiname, Tritogeneia (Il. 4, 515; 8, 39; 22, 183), deutet noch ohne Zweifel auf dieſen Urſprung aus dem Waſſer, d. h. aus dem Okeanos, aus welchem ja nach Homer alle Dinge und alle Götter entſprungen ſind.

Weit verbreiteter aber war die Dichtung von der Geburt der Athene aus dem Haupt des Zeus, welche indeſſen mit jener anderen, ihrer Geburt aus dem Feuchten, eng zuſammenhängt. Schon die Ilias kennt Athene als die Lieblingstochter des Zeus, welche er ſelbſt geboren habe. (Il. 4, 515; 5, 875, 880.) Deshalb redet Zeus zu ihr wie zu ſeinem eigenen Gemüth und ertheilt ihr die ſchwierigſten Aufträge; Athene und Zeus werden ſogar gelegentlich für die höchſte und mächtigſte Gottheit ſchlechthin erklärt, eine Vorſtellung, welche die Dichter in vielen Wendungen zu wiederholen pflegen. (Il. 8, 5—40. Od. 16, 260.) Die vollſtändige Sage aber von Athenes Geburt aus dem Haupt des Zeus iſt erſt bei Heſiod (Th. 886 ff.) und bei Pindar (Ol. 7, 34—38) zu finden und auf vielen attiſchen Vaſengemälden abgebiltet; denn auch in Athen war dieſer Urſprung der allgemeine Glaube, und die Mythe mag hier wohl beſonders ausgebildet ſein.

Nach ihr nun vermählt ſich Zeus mit der Metis, der Göttin der vorherſehenden Klugheit, welche ihm im Kampfe mit ſeinem Vater Kronos Beiſtand geleiſtet, und welche als Tochter des Okeanos die Gabe der Verwandlung beſitzt. Doch da ihm Gaea geweisſagt, daß er aus dieſer Ehe einen Sohn erhalten wird, welcher mächtiger als er ſelbſt werden wird, verſchlingt er ſie, ſo daß Metis mit der Tochter, die ſie ſchon von ihm

empfangen, in Zeus ſelbſt verſetzt wird. So wird Athene aus dem Haupt des Zeus geboren, nachdem ihm Hephäſtos, Prometheus oder Hermes mit einem Beile das Haupt geſpalten hat. Dabei iſt die ganze Natur in furchtbarem Aufruhr, beſonders deutet die weitere Beſchreibung des Wunders der Geburt auf Gewölk, welches, vom Himmel emporgehoben, deſſen Bauch füllt und unter Stürmen und Blitzen die jungfräuliche Göttin des lichten Himmels aus ſich hervorbringt, die Göttin des ſtrahlenden Aethers und ſeiner leuchtenden und blitzenden Allgewalt. Denn Athene ſpringt gleich in voller Rüſtung aus dem Haupt des Zeus hervor, mit ſtrahlenden Waffen und mit der gezückten Lanze, weil der Blitz, wie er aus der dunklen Wetterwolke hervorzuckt, die erſte Epiphanie des Lichtes und des Aethers und das von der Natur ſelbſt an die Hand gegebene Bild von der Geburt des Lichtes iſt.

Athene iſt deshalb die Göttin des Kriegsſturmes, des unaufhaltſamen Andranges, wie alle ältere epiſche Dichtung immer vorzugsweiſe dieſe Seite an ihr hervorhebt. Doch iſt ſie nicht bloß dies, ſondern ihr höheres Weſen iſt die tiefe, unergründliche Klarheit und Reinheit des lichten Himmels, der über Wolken und Wetter gebietet, aber ſelbſt dadurch nicht afficirt wird. Der gewaltige Aufruhr in der ganzen Natur dauert nur ſo lange, bis Athene ihre Waffen ablegt, worauf Zeus ſich der Tochter erfreut d. h. der Himmel ſich wieder aufklärt. So tritt ſie in ſcharfen Gegenſatz zu Ares, der als eigentlicher Kriegsgott des wildtobenden Kampfes ſich freut und darin aufgeht; ſie ſtellt dagegen die ſiegreiche Thatkraft dar, den Kampf, der zum Siege und von dieſem zum Frieden führt, wie ja aller Friede erſt die Frucht eines vorhergehenden Kampfes iſt, ſo im Völkerleben, wie auch bei jedem einzelnen Menſchen in ſeinem Gefühls- und Gemüthsleben. Ihrem innerſten Weſen nach iſt ſie ſomit, wie ja auch ſchon als Tochter der Metis,

die Göttin des beſonnenen Nachdenkens, in ſich ruhender Klarheit, alſo die Göttin der Weisheit und aller milden Künſte des Friedens.

Durch die Vereinigung dieſer Gegenſätze, kriegeriſcher Thatkraft und ſinnender, grübelnder Weisheit, zu einem Götterweſen erhält ja nun Pallas Athene in der Reihe der Idealgeſtalten, welche die Plaſtik der Griechen aus ihren Göttern geſchaffen, eine ganz eigenthümliche Stelle. Ueberblicken wir nämlich das Pantheon dieſer griechiſchen Göttergeſtalten, ſo ſondern ſie ſich auf den erſten Blick in zwei leicht zu überſehende Gruppen, in die männlichen und weiblichen Charaktere. Denn jene unendliche Reihe von Abſtufungen der Charaktere, welche bei uns durch die Anregung und Begünſtigung der perſönlichen Gefühle entſteht, war der griechiſchen Welt noch fremd, für ſie kam es nur auf die regelmäßigen und natürlichen Gegenſätze an. Das höchſte Vorbild reifer männlicher Würde iſt natürlich Zeus, der Herrſcher, mit der Ruhe und Milde, welche Macht und Weisheit verleihen. Seine Brüder, die Herrſcher der unteren Reiche, ſchließen ſich an ihn an und gleichen ihm daher in ihrer Körperbildung, ohne doch ſeine Schönheit zu erreichen. Asklepios und Hephäſtos bezeichnen eine tiefere Stufe mehr ſinnlich praktiſcher Wirkſamkeit, ohne doch den göttlichen Charakter der Zeusähnlichkeit ganz verloren zu haben. Den Uebergang zu den jüngeren Geſtalten macht Herakles, der kräftige Dulder mit breitem Nacken und durch Arbeit geſtählten Muskeln. Aehnlich, aber weniger derb, mit dem Ausdruck göttlicher Geburt iſt der kampfluſtige Ares. An ihn ſchließt Hermes ſich an, der geflügelte Bote des Zeus, in leichter, jugendlicher Form. Oft nähert er ſich ſchon dem Apoll, in welchem das Edelſte und Geiſtigſte jugendlich männlicher Schönheit gedacht iſt. Jugendlich ebenſo, aber nicht mit dieſem kühnen, geiſtigen Fluge, ſondern ruhig, genießend, mit

einem leiſen Zuge von Sehnſucht, ins Weichliche oder ins Weibliche übergehend, beſchließt Bacchos den Kreis männlicher Göttergeſtalten, während im Eros auch die Züge des ſchlanken, zum Jüngling heranwachſenden Knaben oder des heiteren Kindes ihr göttliches Vorbild haben.

Dieſer reich ausgeſtatteten Reihe männlicher Charaktere ſteht nun auf der weiblichen Seite eine weit weniger entwickelte Geſtaltenreihe gegenüber. Im ſchärfſten Gegenſatz zu dem durch und durch männlichen, energiſchen Zeus ſteht Aphrodite, die holde Erſcheinung jungfräulichen Liebreizes, bald mehr lockend, bald ſtrenger aufgefaßt, aber immer völlig weiblich. Hera zeigt die königliche Würde der Herrſcherin, in reinem Selbſtgefühl, mütterlich, aber in ſtrengerem Ernſte; — während Demeter weniger erhaben, irdiſcher, aber auch mehr bewegt von der ſchönen Schwäche der Mutterliebe erſcheint. Heſtia endlich, die Schutzgöttin der Familie und der häuslichen Eintracht, hatte bei dem weniger ausgebildeten Familienſinn der Griechen geringere Bedeutung. In jedem Hauſe war der Herd ihr Heiligthum, ſelten wurden ihr daher beſondere Tempel gebaut; auch wenige Abbildungen haben ſich von ihr erhalten; dieſe aber zeigen ſie als weiſe, würdevolle Matrone ohne beſonders hervortretende Charaktereigenſchaften.

Gerade nun unſerm modernen Gefühl kann dieſe weibliche Seite des olympiſchen Kreiſes nur unvollſtändig erſcheinen, da in ihm Geſtalten fehlen, welche die liebenswürdigſten und eigenthümlichſten Züge des weiblichen Charakters zum Ausdruck bringen. Denn wenn auch in Aphrodite der Liebreiz jugendlicher Anmuth, in der Hera und Heſtia das Selbſtbewußtſein hoher, weiblicher Würde, in Demeter endlich ſogar ein unverkennbarer Zug mütterlicher Liebe, wiewohl nicht mit aller Wärme dieſes Gefühls, ausgedrückt iſt, ſo fehlt uns doch immer die Geſtalt der eigenthümlich weiblichen Zartheit und Demuth. Aber

dieſen Mangel werden wir ſofort verſtehen und erklärlich finden, wenn wir uns bei einiger Ueberlegung ſagen müſſen, daß dieſer Zug ſich mit den Begriffen göttlicher Hoheit und Selbſtgenügſamkeit nicht vertrug, und daß überhaupt in der griechiſchen Sinnesweiſe dem männlichen Element eine vorherrſchende Stellung eingeräumt war.

Für dieſen Mangel bieten nun aber ein paar Geſtalten einigen Erſatz, in welchen uns Züge entgegentreten, welche ſelten mit dem weiblichen Charakter verbunden vorkommen, ja ſchwer damit vereinbar erſcheinen, und welche doch unter den Händen der griechiſchen Plaſtiker zur Erfindung und Ausgeſtaltung der ſchönſten Geſtalten auf dieſer weiblichen Seite geführt haben. Durch dieſe Verbindung aber bilden Artemis und Pallas Athene, die hier nur gemeint ſein können, zugleich ebenſo den Uebergang von der weiblichen Seite zur männlichen, wie Bacchos und Eros von der männlichen Seite zur weiblichen hinüberzeigen. Und gerade in dieſen vier Uebergangsgeſtalten zeigt ſich die Weiſe, wie die griechiſche Phantaſie in ihrer unbewußten Körperdichtung verfuhr, von ihrer glänzendſten Seite.

Die leichteſte Aufgabe bot hier dieſer geſtaltenbildenden Phantaſie noch der jugenliche Eros dar; denn jeder wohlgebildete Knabe zeigt gerade kurz vor der Entwickelung zur vollen Männlichkeit Reize, wie ſie vorher und nachher ſich nicht finden. Hier alſo bietet die Natur dem Künſtler ſchon das Höchſte dar; er darf ihr nur folgen und nachſchaffen, was ſie ſeinem Künſtlerauge zeigt. Schwieriger iſt die Aufgabe bei den andern drei Geſtalten und darum ihr Gelingen um ſo anerkennenswerther. Denn weiche, trunkene Sinnlichkeit iſt eines rein männlich gehaltenen Charakters eben ſo ſehr als einer weiblichen Göttergeſtalt unwürdig. Wenn nun aber der plaſtiſche Künſtler jene Trunkenheit als die Begeiſterung eines Jünglings, jene Weichheit als einen Zug weiblicher Empfäng-

lichkeit auffaßt, ſo wird unſer Gefühl nicht mehr verletzt; und beides, in der Geſtalt des Bacchos verbunden, wird ein göttliches Vorbild für die Poeſie des Genuſſes. Ebenſo würde die müßig ſinnende Weisheit oder der erfinderiſch arbeitſame Fleiß in männlicher Geſtalt ein trocknes Bild bürgerlicher Ehrbarkeit geben. Auch die Waidluſt hat nicht den edlen Ernſt des Krieges, ein Gott der Jagd würde roh und wild erſcheinen. Denken wir uns aber die eine und die andere Eigenſchaft an einer jungfräulichen Geſtalt, ſo entſteht ein neues lebensvolles Gebilde von eigenthümlichem Reize. Und ebenſo wichtig iſt eine ſolche Verbindung für den Charakter einer ſtolzen Jungfräulichkeit, wie ihn Pallas Athene und Artemis tragen. Des Weibes Beſtimmung iſt, Gattin und Mutter zu ſein; eine beharrlich abweiſende Jungfräulichkeit würde daher etwas ſeltſam Herbes und zwecklos Eitles haben. Allein verbunden mit jenen männlichen Eigenſchaften, erzeugten ſich daraus die herrlichſten Geſtalten, in denen ſich weibliche Reinheit mit heroiſcher Größe in ſolcher Verklärung paart, daß wir ſelbſt in dem Gebiete der Weiblichkeit, wenn ſie auch ſonſt bei den Griechen mehr zurücktritt, ihnen einen eigenthümlichen Vorzug zugeſtehen müſſen.

Durch dieſe im Verhältniß zu der natürlichen Scheidung der Geſchlechter unnatürlichen oder übernatürlichen Weſen wird ja nun auch der Kreis der olympiſchen Götter völlig in ſich gerundet; es wird verhindert, daß männliche und weibliche Charaktere in ſchroffem Gegenſatze einander gegenüberſtehen, und es zeigt ſich das Bild der gemeinſamen geiſtigen Natur des Menſchen deutlicher und unmittelbarer. Ohne den Vorzug des Naturgemäßen und Einfachen aufzugeben, gewinnen wir Erſcheinungen, in welchen die mannigfaltigſten Charaktere ihre Vorbilder und Schutzgottheiten finden. Das eben iſt das Schöne dieſer griechiſchen Götterdichtung, daß die ganze menſchliche

Natur darin entwickelt iſt, daß ſelbſt die Seiten, die eine ſtrengere Anſicht nur als Schwächen tadelnd wahrnimmt, darin in Formen und Verbindungen vorkommen, welche ihre wirkſame Bedeutung ins Licht ſetzen. Nur das völlig Verneinende, das Böſe im eigentlichen Sinne des Worts blieb von dem heiteren Olymp ausgeſchloſſen. —

Wenn nun ſo Pallas Athene in dem Pantheon der griechiſchen Götterwelt eine ſo eigenthümliche Stelle zwiſchen der männlichen und weiblichen Göttergruppe einnimmt, ſo mußte dies auch in ihrer plaſtiſchen Ausgeſtaltung zur ſichtbaren Erſcheinung kommen. Und daß dies durchaus der Fall iſt, darüber werden wir keinen Augenblick in Zweifel ſein, ſobald wir daran denken, daß Phidias es iſt, welcher auch das Athene-Ideal verkörpert hat. Denn nach allem, was wir von Phidias wiſſen, bezeichnen ſeine Werke gerade dadurch die Höhe alles plaſtiſchen Kunſtſchaffens, daß es ihm in ſeinen Götterbildern gelingt, den ganzen, vollen Begriff des Gottes, den er gerade bildet, in ſeinem allgemeinen, abſtrakten Grundweſen und zwar in abſtrakter Ruhe gefaßt klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen.

Doch als Phidias an ſein Werk ging, fand er ſchon ein Bild der Landesgöttin vor, welches in hoher Verehrung beim Volk ſtand; den Grund aber für dieſe Verehrung gab nicht die Schönheit, ſondern nur das hohe Alter des Bildes. Phidias ſodann ſchuf das Bild der Göttin für Athen zweimal. So kam es, daß drei Bilder der Pallas Athene in Athen nacheinander vor allen andern Götterbildern verehrt wurden; und dieſe drei Götterbilder entſprechen auch drei Zeitabſchnitten in der Entwickelungs-Geſchichte des atheniſchen Volkes. Schon in der Urzeit hat Pallas Athene, die Spenderin des nährenden Oelbaums, die Fülle lieblicher Segnungen ausgegoſſen über die Wiege des Athener-Volkes. Dieſe Pallas Athene, die Geberin

der erſten Güter, die Begründerin und Förderin der Wohlfahrt des attiſchen Landes, verehrte man in jenem alten, aber noch formloſen Holzbilde des Erechtheus, dem alljährlich bei den Panathenäen der neue Peplos geweiht wurde. Dann aber kam die Zeit, in der Athen ſich mit dem Schwert umgürtete, an der Spitze von Hellas die Barbaren bekämpfte und, in Siegen gekräftigt, zur Blüthe ſeiner Macht ſich emporſchwang. Als Wahrzeichen dieſer Zeit ſchuf Phidias auf der Burg das erſte ſeiner beiden Athene-Bilder, das über Land und Meer hin ſichtbare Rieſenbild der Vorkämpferin im Streit, die Athene Promachos. Es war ein Koloß, über 50 Fuß hoch, welcher den Beweis lieferte, daß auch im Erzguß die attiſche Schule von keiner anderen überboten wurde. Sie ſtand unter freiem Himmel als kriegeriſche Göttin mit Lanze und vorgeſtrecktem Schilde; die goldene Lanzenſpitze und der wehende Helmbuſch waren die erſten Wahrzeichen, an denen die Athener, wenn ſie von weiter Meerfahrt zurückkehrten, ſchon an der ſüdöſtlichen Spitze von Attica, am Vorgebirge Sunion, die heimiſche Burg erkannten. Unerſchütterliche Würde und ſtolzer Muth waren nach dem Zeugniß der Alten in dem Bilde der Göttin ausgeprägt; ſie war das Ideal, welchem das Geſchlecht der Marathon-Kämpfer nacheiferte; aus der marathoniſchen Beute war auch das Standbild geweiht worden um die Zeit, da Ariſtides ſtarb und Perikles anfing, Geltung zu erlangen.

Nachdem aber Phidias durch die Athene Promachos ſeinen Ruhm für alle Zeit begründet und ſich zum anerkannt erſten Meiſter emporgeſchwungen hatte, rief ihn eine noch ehrenvollere Aufgabe von Athen weg in den Peleponnes. Hier hatte in den Jahren 472—469 der Architekt Libon in der Ebene von Olympia den Zeustempel begonnen und nach etwa 15 Jahren vollendet, denn ſchon 457 ließen die Lakedämonier nach der Schlacht von Tanagra einen goldenen Schild als Weihgeſchenk in dem

vollendeten Tempel aufhängen. In dieſer Zeit entſtand alſo auch unter den kunſtreichen Händen des Phidias das berühmteſte von allen griechiſchen Götterbildern, der Zeus von Olympia, welcher, obgleich er mit ſeiner Goldelfenbeinpracht in hohem Grade den Raubſinn herausforderte, dennoch alle Stürme, welche über Griechenland hereinbrachen, überdauerte und jahrhundertelang, bis zur Zerſtörung des Tempels ſelbſt den höchſten Schmuck ſeiner Cella bildete.

Im Jahre 447 oder 446 wurde ſodann auf der Akropolis von Athen der neue Tempel der Athene, der Parthenon, begonnen und im Jahre 435 oder 434 vollendet. Von dieſer Zeit ab muß alſo auch Phidias wieder in ſeiner Vaterſtadt geweſen ſein, um hier die Parthenonſkulpturen, vor allem aber das Bild der Göttin zu ſchaffen, welche die Cella des Tempels zieren ſollte.

War die Athene Promachos noch die Göttin des älteren Athens unter der Leitung des Themiſtokles und Kimon, ſo hatte ſich jetzt in der perikleiſchen Zeit nicht nur die Staatsidee erweitert und vertieft, ſondern auch die Vorſtellung von der Schutzgöttin des Staates. Der Göttin innerſtes und tiefſtes Weſen und mit ihm der ſchönſte Theil ihrer Segnungen für das attiſche Land und Volk hatte ſich entfaltet. Geoffenbart hatte ſie ſich nun völlig als die Göttin des lichtſpendenden Aethers, in deſſen Glanze die Nacht zerrinnt, als die Nachdenkliche Sinnige, um deren Stirn der freie Gedanke in ſchöner Klarheit ſchwebt; als die Förderin aller ſchönen Fertigkeiten und Künſte und jedes aus dem Geiſte ſtammenden Segens. Mit dem Beſchluß, dieſer neuen Schutzgöttin an Stelle der von den Perſern zerſtörten Heiligthümer einen neuen Tempel zu bauen, entſtand daher auch der Plan, im Innern desſelben ein neues Bild der Athene aufzuſtellen, das nun auch dieſer neuen vertieften Vorſtellung von der Göttin entſprach. Ein koloſſales Prachtwerk

durfte es daher nur ſein, welches im ſtande war, Staunen und Bewunderung zu erwecken und von dem Reichthum der großen Handelsſtadt, von der Blüthe der Künſte und dem religiös-politiſchen Leben, das in den Bürgern wohnte, ein volles Zeugniß zu geben. Darum verſchmähte man auch hier nach dem Vorgange in Olympia die einfachen Stoffe und wählte die glänzendſte aller Gattungen plaſtiſcher Darſtellung, die Goldelfenbeinarbeit.

Werke dieſer Art gingen über den engeren Bereich der Plaſtik weit hinaus. Denn wenn auch dem Bildhauer die Hauptaufgabe blieb, indem er die Idee des Ganzen faßte und in körperlichen Formen zu geſtalten hatte, ſo war doch auch der Architekt dabei erforderlich, der das feſte Gerüſt herſtellte, das den Holzkern des Koloſſes bildete, der die vielerlei und vielartigen Theile desſelben zweckmäßig und dauerhaft verband und das Ganze ſo aufſtellte, daß die umgebenden Räume dazu dienen mußten, die rieſigen Verhältniſſe des Götterbildes recht zur Anſchauung zu bringen, ohne daß ein Mißverhältniß fühlbar wurde. Endlich beruht der Geſamteindruck des Kunſtwerkes ja auch weſentlich auf der Pracht und Harmonie der Farben.

Der milde Glanz der Elfenbeinplatten, welche die nackten Theile der Oberfläche bildeten, wurde durch den Schimmer des Goldes gehoben; die Wahl der bunten Edelſteine für die Augen, die Färbung der Wangen und Haare, die Vertheilung von Licht und Schatten in der Anordnung des Gewandes, dies und anderes verlangte alſo auch den Kunſtverſtand eines Malers.

Doch ein Phidias verſtand es, auch ſolchen Anforderungen zu genügen, und nicht nur ein plaſtiſches, ſondern auch ein tektoniſches und maleriſches Kunſtwerk war es, das aus ſeinen Händen hervorging. Die koloſſale, 26 Ellen hohe Statue war aus Gold und Elfenbein ſo gearbeitet, daß im weſentlichen die

nackten Körpertheile aus Elfenbein, Gewand und Waffen aus Gold waren; die Augen beſtanden aus eingeſetzten farbigen Steinen. Die Göttin ſtand aufrecht da, im langen, bis auf die Füße reichenden Gewande, über der Bruſt die Aegis mit dem Meduſenhaupt. Den Kopf bedeckte der goldenſchimmernde Helm; mit der Linken hielt ſie die lange Lanze; die Hand war geſenkt, denn ihre Finger berührten den Rand des Schildes, der zur Linken neben ihren Füßen ſtand, und in deren Hut eine große Schlange ſich emporringelte. Auf der ausgeſtreckten Rechten aber trug ſie die geflügelte Siegesgöttin in ſechs Fuß hoher Geſtalt, die dem Nahenden einen hocherhobenen Siegeskranz entgegenhielt.

Reich wie der Stoff, aus dem das ganze Götterbild aufgebaut war, erſcheint auch die Fülle des lieblichen Schmuckes, mit welchem einzelne Theile der Bekleidung und die Waffen geſchmückt waren. Schon der Helm hatte unter der Wölbung ſeines hochragenden Zierraths eine Sphinx, zu beiden Seiten Greife zur Verzierung. Ebenſo ſchmückte die äußere Fläche des Schildes ein Kampf mit den wilden Amazonen, und dieſe Gelegenheit hatte der Künſtler benutzt, um ſein eigenes und des Perikles Porträt anzubringen; auf der Innenſeite aber kämpften die Götter mit den trotzigen Giganten. Selbſt den Saum der Sandalen endlich umzog ein Relief, welches Kentaurenkämpfe darſtellte.

Auch die nächſte Umgebung des Götterbildes war ſeiner würdig; denn hoch und weit öffnete ſich um die glanzvolle Erſcheinung der Göttin ihr prächtiges Haus. In doppelter Reihe liefen die ſchimmernden Säulen, mit Blumenkränzen feſtlich umwunden, durch die Tempelhalle, in drei Schiffe ſie theilend. In weitem Viereck durchbrochen war die Mitte der flachen Bedachung, ſo daß das Licht in den ſonſt fenſterloſen Tempelraum und auf das Götterbild von oben herabfiel. Wunderſam an-

gemeſſen war dieſe von oben herabfallende Helle des Aethers der Würde und göttlich durchſchauerten Stille des Tempels: entlaſtet ward durch den Aufblick zu dieſer lichtumſtrömten Oeffnung und dem blauen Himmel darüber das Gemüth von dem überwältigenden Eindruck des glanz- und machtvollen Bildwerkes. Der Sonnenball des Helios und die Wetterwolken des Zeus zogen darüber hin; und in wechſelndem Spiel der Lichter und Schatten, bald im goldig-warmen Glanze, bald vom weißen, kühlen Silberlicht umfloſſen, bald in Dämmerung getaucht, ſchien das Antlitz der Göttin wie mit veränderten Zügen, wie mit wechſelnden Mienen ernſter oder milder herabzublicken von ſeiner Höhe. In der edlen Herrlichkeit des Tempelraumes war nichts, was das Auge von der Göttin abgelenkt hätte; alles leitete zu ihr hin, ſelbſt die Reihe der ſchöngeformten Weihgeſchenke zwiſchen den Säulen. Nichts war vorhanden von jener zerſtreuten und zerſtreuenden Pracht, mit welcher andere Zeiten und andere Völker die Häuſer ihrer Götter zu ſchmücken trachteten. Einſam ſtand in der glanzumfloſſenen geheimnißvoll-ſtillen Marmorhalle das rieſig erhabene Götterbild.

Und jahrhundertelang blieb ſo die Göttin in der Cella ihres Tempels, ein Stolz und Hort auch des immer mehr entartenden Athens, bis es, wie ſo viele andere Werke der Kunſt, wohl den Raubſinn der Barbaren, den es durch das rothe Gold des Gewandes, die leuchtenden Edelſteine der Augen erweckte, zum Opfer fiel. Die letzte Nachricht über ſeine Exiſtenz ſtammt aus dem Jahre 375 n. Chr. Seitdem verliert ſich jede Spur ſeines Vorhandenſeins; das Meiſterwerk des Phidias iſt für immer zu Grunde gegangen; auch in den ſpäteren Jahrhunderten iſt davon nichts wieder zum Vorſchein gekommen.

Freilich hat ja nun Phidias die Pallas Athene noch öfter gebildet, ſiebenmal, rechnen die Alten, von denen neben der Athene Promachos und Parthenos, beſonders die Lemniſche

Minerva, welche von den Lemniern auf die Akropolis geweiht wurde, noch berühmt war, weil sie vom Künstler zarter gehalten war. Doch auch von diesen andern Statuen ist nichts mehr vorhanden; keine von allen ist auf uns gekommen. So sind wir also, wollen wir uns ein Bild von dem Werke des Phidias entwerfen, allein auf die verhältnißmäßig genauen Beschreibungen, sowie lehrreichen Andeutungen über einzelnes angewiesen, aus denen wir ja nun auch das, was mit Sicherheit zu gewinnen ist, schon oben zusammengestellt haben.

Doch wie wenig diese Angaben ausreichen, eine der künstlerischen Auffassung des Originals entsprechende Vorstellung zu gewinnen, das lehren am besten alle früheren Herstellungsversuche. Man ließ sich dabei meist durch den überall freigebig vertheilten Schmuck verleiten, bei späteren reich ausgestatteten Athenebildern die wesentlichen Züge zu suchen, welche zu einer zierlichen und prächtigen Schönheit leiteten. Daß diese Grundanschauung von dem Kunstcharakter des Phidias falsch sei, machten die Skulpturen des Parthenon deutlich. Sie zeigten, daß wir uns die vollendete Kunst bei der reinsten Schönheit, der hinreißendsten Wahrheit nicht einfach, nicht hoch, nicht groß genug vorstellen können. Dieser gereinigten Auffassung kam die durch Kunstwerke vermittelte Anschauung auch im einzelnen zu Hülfe. Zu zwei Münzen mit dem Athene-Bilde fanden sich als besonders authentische Dokumente athenische Reliefs mit derselben Göttergestalt, bei denen es gar nicht zweifelhaft ist, daß sie das Hauptbild der Athene wiedergeben sollen. Dadurch war nun von der festen ruhigen Haltung der Göttin, die nur durch das gebogene Knie etwas Bewegung bekommt, von der einfachen, großartigen Gewandung, von den Motiven der Rechten mit der Siegesgöttin, der Linken mit Schild und Lanze im allgemeinen eine bestimmte Anschauung gegeben. Schwierigkeiten aber machte noch die Schlange; mitunter fehlte sie ganz, in einem der Reliefs

jedoch ringelt ſie ſich unter der rechten Hand in die Höhe, als ſollte ſie dieſer zur Stütze dienen. Wohl hat nun dieſe Vorſtellung zuerſt etwas Gewinnendes; aber ſie widerſpricht doch der ganz deutlichen Angabe des Pauſanias, der die Schlange an die linke Seite ſetzt. Man wird alſo annehmen müſſen, daß es bei der Nachbildung im kleinen darauf abgeſehen war, die charakteriſtiſchen Attribute der Göttin deutlicher zu zeigen, weshalb man der Schlange dieſen hervorſtechenden Platz anwies. Aber auch hierüber ſollte die Aufklärung nicht ausbleiben.

Im Jahre 1859 wurde aus den Antiken des Theſeums in Athen eine kleine Marmorſtatuette der Athene hervorgezogen, welche unvollendet geblieben iſt, aber die Motive der Parthenos des Phidias ſo beſtimmt wiedergiebt, daß ſie als Nachbildung derſelben nicht zu bezweifeln iſt. Zwar fehlen die Lanze und die Siegesgöttin, offenbar weil beide ſelbſtändig hinzugefügt werden ſollten; aber die Schlange iſt da, zur Linken neben der Stelle, wo die Lanze aufgeſetzt ſein mußte. In der Höhlung des Schildes ringelt ſie ſich in die Höhe, von dieſem bedeckt, ſo daß das mächtige Thier, furchtbar von Anblick, doch untergeordnet wie im Dienſte der Göttin erſcheint. Mit dem genialen Blick des wahren Künſtlers hat Phidias eine natürliche Eigenſchaft der Schlangen, die ſolche Schlupfwinkel ſuchen, zu einem künſtleriſchen Motiv gemacht, wodurch eine unſchöne Lücke wohlgefällig für das Auge ausgefüllt und ein bedeutſames Attribut, ohne es vorzudrängen, augenfällig gemacht wird. So klein und unfertig die Statuette auch iſt, ſo gewährt ſie doch eine viel wirkſamere Anſchauung als Reliefs und Münzen. Die kräftigen, vollen, breiten Formen des Körpers, neben denen das feine, edle Profil des Geſichts merkwürdig abſticht, die gradlinigen, großen Faltenmaſſen, die ruhige, durch die gerade Haltung des Kopfes, die faſt parallele Bewegung der Arme noch befeſtigte Stellung machen einen gleichſam architektoniſch wirkenden Eindruck, der

nachdrücklich auf den Charakter des Tempelbildes hinweiſt, das ja immer als Krönung der Tempelhalle gedacht war, in welcher es ſeinen Platz einnahm.

Doch ſo ſehr viel iſt nun mit dieſen Funden ja auch nicht gewonnen; vor allen Dingen läßt ſich Kopf, Geſicht und geiſtiger Ausdruck der Göttin aus dieſen immerhin doch nur ſchwachen Ueberreſten nicht wieder herſtellen. Aber auch dies, wie es Phidias geſchaffen, iſt nicht ganz für uns verloren gegangen, denn mit dieſen ſeinen Athene-Bildern hatte Phidias ein für allemal den Typus der Göttin feſtgeſtellt. Der höchſte Ausdruck für das Weſen desſelben war gefunden. Die ſpäteren griechiſchen Plaſtiker konnten dieſen Typus wohl variiren, mußten ſich aber in der Hauptſache auf Wiederholung desſelben beſchränken. Galten doch für den griechiſchen Künſtler in Bezug auf die Nachbildung vorhandener Kunſtſchöpfungen ganz andere Geſetze, als für den modernen, der vor allem nach Originalität ſtrebt und nicht bloß Nachbildner ſein will.

Denn für den Griechen war die Kunſt Lebensbedürfniß. Die Griechen allein haben von den Göttern das Schöne zum Guten erfleht; ſo wenig konnten ſie beides ſich getrennt denken. Die Schönheit war ihnen der vollkommen entſprechende Ausdruck des Guten. Darum dachten ſie ſich auch ihre Götter in tadelloſer Menſchengeſtalt; und noch Ariſtoteles ſagt: „Wenn wir einem Menſchen begegneten von ſolcher Schönheit, wie unſre Künſtler den Apoll darſtellen, wir würden ihm wie einem Gott huldigen.“

Dieſe Schönheit war aber nicht etwas aus der Phantaſie Geborenes, kein willkürlich hingeſtelltes Ideal, ſondern aus der ſchärfſten Naturbeobachtung hervorgegangen. Der Hermes des Praxiteles macht nur deshalb noch heut den Eindruck der beglückenden Befriedigung, weil wir hier eine Jünglingsgeſtalt ſehen, wie ſie in Wahrheit iſt, aber bei der Unvollkommenheit

alles Menſchlichen nirgends unverkümmert erſcheint. Die Griechen haben das wahre Sein im Sichtbaren erkannt und es, von allen zufälligen Mängeln befreit, dargeſtellt. Daher haben ſie eine für alle Zeit gültige Vollkommenheit erreicht, die wir mit dem Ausdruck des Klaſſiſchen bezeichnen. Ihnen ging die geiſtige Hoheit und Würde vollkommen in der Geſtalt auf, darum ſuchten ſie dieſe auch ganz und voll zu geben; daher das Vorwiegen der bildenden Kunſt vor Zeichnung und Malerei. Die chriſtliche Kunſt dagegen hat bei allem Ringen nach Vollkommenheit immer das Gefühl, daß ihr eigentliches Ziel unerreichbar ſei, ein transſcendentales; und es geht durch ihre Werke ein leiſer Zug des Verzagens, wie er in dem Antlitz einer Mutter Gottes uns ſo innig zum Herzen ſpricht. Sehen wir dagegen den Kopf einer Juno Ludoviſi! Da iſt kein Schatten, der die Klarheit trübt, da iſt das volle Ebenmaß, die volle Harmonie des Geiſtigen und Körperlichen. Was man wollte, iſt erreicht; und die ſiegreiche Gewißheit des Künſtlers theilt ſich dem Beſchauer mit.

Daher dieſer Eindruck einer vollen Befriedigung und Beruhigung, wenn man vor antiken Götterbildern ſteht. Weil die verklärte Menſchengeſtalt für die vollentſprechende Form des Göttlichen galt, war ihre Darſtellung ein Gottesdienſt und beſtimmt, im Sichtbaren das Unſichtbare und Ueberweltliche zu offenbaren. Daher der heilige Ernſt, mit dem in guter Zeit die Kunſt betrieben wurde; daher vor allen Dingen, was für uns hier die Hauptſache iſt, das Feſthalten an der Ueberlieferung, die ſtufenweiſe fortſchreitende Vervollkommnung der Götterideale, welche jedes Haſchen nach Originalität zurückdrängte.

Um ſo mehr aber mußte der griechiſche Götterbildner auf ſolche Originalität verzichten, da er ja bei ſeinem Schaffen für das ganze Volk arbeitete, ſofern er alſo dabei an die Vorſtellungen des Volkes gebunden war. War es nun einem Künſtler

gelungen, dieſe Vorſtellungen des Volkes ſo zu verkörpern, daß ſeinem religiöſem Bedürfniß dadurch volles Genüge gethan war, ſo durfte ein ſpäterer Künſtler dieſe Form nie mehr unberückſichtigt laſſen, wenn er dem Volke nicht geradezu unverſtändlich werden wollte. Nur in Nebendingen, in Gebärde, Haltung und Gewandung etwa hatte er Freiheit; jedes Umgeſtalten aber von Grund aus war ausgeſchloſſen. Nachdem alſo Phidias das Athene-Ideal einmal ſichtbar hingeſtellt und damit den Beſten ſeines Volkes genug gethan hatte, blieben alle ſpäteren Athene-Geſtalten, ſo viele ihrer auch geſchaffen wurden, mehr oder minder von dem von Phidias Geſchaffenen abhängig; ja gerade diejenigen von dieſen ſpäteren galten den Alten und gelten noch uns als die vorzüglichſten, von denen geglaubt wurde und noch wird, daß ſie am meiſten von der Schöpfung des Phidias bewahrt haben.

Dies gilt denn zuerſt von der ſchönen Büſte dieſer Göttin, welche vormals der ſtolzeſte Schmuck der Villa Albani war, gegenwärtig aber unter den unvergleichlichen Kunſtwerken der Münchener Glyptothek aufbewahrt wird. Der hohe Viſirhelm ruht, einem Kopfſchmuck gleich, nur loſe auf dem gewellten Haar des nach vorn geſenkten Kopfes; loſe nur liegt auch die ſchmale Aegis, deren Ränder wild ſich ringelnde Schlangenleiber umſäumen, auf dem faltenreichen Obergewande.

Dazu geſellt ſich die trefflich erhaltene Pallasherme aus Herkulanum, welche gegenwärtig im Muſeum in Neapel aufbewahrt wird. Auch ſie hat den Kopf ein wenig nach vorn geſenkt; welliges Haar ringelt ſich bis in die Stirn aus dem Helm hervor, deſſen vorderer Rand in die Höhe geſtülpt und vorn mit einem Meduſenkopf beſetzt iſt. Im Nacken ringeln ſich die Haarlocken aus demſelben hervor bis auf das leichte Untergewand, das hier auch der Aegis entbehrt.

Dieſe beiden Büſten werden aber erſt wahrhaft verſtändlich,

wenn wir ſie mit der zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei Velletri entdeckten Koloſſalſtatue der Pallas, jetzt im Louvre zu Paris, in Verbindung ſetzen. In ihr kehren die Züge der Albaniſchen Büſte faſt identiſch wieder; wäre nun die Ausführung dieſes wunderbar glücklich erhaltenen Denkmals ſo breit und geiſtvoll, wie die jenes herrlichen Kopfes, ſo würden wir von der Geſamtwirkung der Pallasſtatuen des Phidias einen noch weit klareren und reicheren Begriff erhalten. Leider aber gehört dieſe Arbeit einer Zeit an, in welcher der Sinn für die großartige Einfachheit und den kräftigen Vortrag des Originals bereits abhanden gekommen war, ſo daß wir deſſen erhabene Grundzüge unter einer Maſſe verwirrender Einzelheiten, die noch dazu mit einer gewiſſen Trockenheit und Anmaßung hervorgehoben ſind, mühſam aufſuchen müſſen.

Beſſer und wohl die ſchönſte von allen auf uns gekommenen Pallasſtatuen iſt dann endlich jenes in ſeinen Haupttheilen auch trefflich erhaltene Standbild, welches vormals eine hohe Zierde der Giuſtinianiſchen Sammlung war und jetzt unter den Koſtbarkeiten des vatikaniſchen Braccio Nuovo in Rom eine hervorragende Stelle einnimmt. Sie ſteht in erhabener Ruhe vor uns, mit der Linken nachläſſig und ſorglos in die Falten des Mantels greifend, welcher über die linke Schulter gezogen iſt und den größeren Theil des Körpers in breite Faltenpartien einhüllt. Unter den Knien kommt der feingefaltete Aermelchiton zum Vorſchein, der über der Bruſt durch Umſchlagen verdoppelt iſt. Der ſchlangenumſäumte Schuppenharniſch, auf welchem die Gorgonenmaske aufgeſetzt iſt, bildet einen wahrhaften Schmuck. Die Rechte hält den Speer ſcepterartig gefaßt, uud auf dem Haupte ruht, einem leicht aufgedrückten Kranze gleich, der Helm, deſſen Wangendecken Widderköpfe und deſſen Scheitelwölbung eine Sphinx ſchmückt.

Dieſe vier Nachbildungen werden wir ſicher ohne Scheu

benutzen dürfen, um an ihnen die Bedeutung des Werkes des Phidias näher zu prüfen und um endlich die doppelte Frage zu beantworten: zuerst, welches Ideal schwebt Phidias beim Schaffen seines Götterbildes vor? und sodann: wie kommt dies Ideal in dem Bildwerk zum Ausdruck?

Wir haben oben gesehen, daß die Dichter, besonders Homer und Hesiod, den Hellenen ihre Götter gemacht; dazu fanden wir, daß den Griechen der Gedanke der Ausschließlichkeit völlig fern blieb: keinem Gott, von dem sie auch nur oberflächliche Kunde erlangten, verweigerten sie göttliche Ehre. So kam es, daß die einzelnen von den Griechen verehrten Götter in ihrem Wesen und Wirken durchaus nicht scharf umrissene Gestalten sind, sondern etwas eigenthümlich Freies und Unbestimmtes bekamen, wie wir ähnliches in keiner anderen Religion sonst finden. Während z. B. die Heiligen der katholischen Kirche ihr meist eng begrenztes Wirkungsfeld haben, so daß bei Wassersgefahr die Hülfe des einen, bei Feuersgefahr die des anderen angerufen wird, erwartet und erfleht der Grieche meist von jedem seiner Götter Hülfe in jeglicher Noth. Nicht der Wirkungskreis, nicht das dem Gotte aufgetragene Amt trennt die einzelnen Götter voneinander, sondern meist nur das räumliche Gebiet, in dem sie besonders verehrt werden. Jede Landschaft, jede Stadt hatte ihren Lokal-Gott, den sie vor allen andern verehrt, dem sie dann aber auch die Sorge für alle Noth überträgt, zu dem sich die ganze Stadt und jeder Einzelne in jeder leiblichen und geistigen Noth hülfeflehend wendet.

In Athen war es nun Pallas Athene, welche von Alters her als höchste Schutzgöttin des attischen Landes verehrt wurde, von der daher auch die verschiedenartigsten Gaben und Wohlthaten erwartet und erfleht wurden. Ueberwogen dabei in älterer Zeit die physikalischen Beziehungen auf Ackerbau und Baumzucht, so wurden in der späteren mehr die ethischen d. h.

die Eigenſchaften des kriegeriſchen Muthes und der künſtleriſchen Erfindung an der Göttin hervorgehoben.

So iſt ſie denn zuerſt die Göttin des Krieges. Nie verläßt ſie der Muth, aber auch nicht die Beſonnenheit, ſelbſt in der äußerſten Gefahr iſt ſie hülfreich, und iſt ein Augenblick der Ruhe eingetreten, dann erquickt ſie ihre Helden mit milden Gaben und herrlichem Lohn. Sie iſt die perſonificirte Tapferkeit, aber nicht die ſinnlos ſtürmende, ſondern die immer beſonnene, die ſich höherer Zwecke bewußt iſt; daher die Sage ſie gern mit der Aphrodite, der weiblichen und ganz weibiſchen Gottheit, aber auch mit Ares, dem berſerkerartig wüthenden kontraſtirte. Deshalb iſt ſie denn auch die perſonificirte Siegesgöttin, die ohne Sieg und Preis gar nicht zu denken iſt. Auch in ritterlichen Uebungen iſt ſie wohlerfahren; verſchiedene Helden rühmten ſich, die Zucht und Bändigung der Roſſe unmittelbar von Athene gelernt zu haben.

Nicht weniger anbetungswürdig aber war Athene wegen vieler und großer Werke des Friedens, womit ſie ihr Land beglückte. Zunächſt läßt ſie ſich ſchon die leibliche Pflege ihrer Landesbewohner angelegen ſein. Ein Beſuch auf der Akropolis galt für eine Förderung der Ehe; den neugeborenen Kindern wurden aus Gold getriebene Schlangen angelegt und ihren Wiegen die Geſtalt von Schlangen gegeben; beides in Erinnerung an den Pflegling der Athene, den ſchlangenfüßigen Erechthonios, wie die Göttin auch auf mehreren ſchönen Vaſengemälden den kleinen Erechthonios von der Gäa mit mütterlicher Sorgfalt zur Pflege entgegennimmt. Als Göttin des reinen Himmels und der geſunden Luft iſt ſie aber auch eine Göttin der Geſundheit, welche böſe Krankheiten abwehrt und für den Zuwachs der Familien und Geſchlechter ſorgt. Und wie alles Staatsleben der Griechen von der Familie ausgeht, ſo wird aus der Göttin des Hausſegens auch die Schutzgöttin der

Stadt und des Staates, welche, wie Aeſchylos ſagt, als guter Geiſt und mit eindringlicher Beredſamkeit auch in der Volksverſammlung waltet. Ja auch zur Stifterin des Areopags wird ſie, durch deſſen Stiftung ſie nach der attiſchen Landesſage den unverſöhnlichen Streit rächender Dämonen und ſchützender Gottheiten zum ewigen Segen ihrer Lieblingsſtadt ſchlichtete.

Doch auch auf das Einzelne erſtreckt ſich ihre Sorge. Ihr liegt die Pflege des Oelbaumes ob, den Attika ſich vor allen Ländern von ihr empfangen zu haben rühmt. Mehr noch ſteht ſie mit aller Kunſtübung in Beziehung, ſo mit der weiblichen Kunſtarbeit des Spinnens und Webens; Niemand durfte mit ihr in der Kunſt des bilderreichen Gewebes wetteifern. Aber auch ſonſt wurde alle künſtliche Schmuckarbeit von ihr abgeleitet, ſo die Kunſtarbeit des Zimmermanns, des Goldarbeiters, des Schmiedes und Wagners, des Töpfers und des Schiffszimmermanns; überall iſt es hier Athene, die dem arbeitenden Menſchen als Erfinderin helfend zur Seite ſteht. Andere ihrer Erfindungen ſind muſikaliſcher und orcheſtiſcher Art. So erfand ſie nicht nur die Flöte und zwar darauf gebracht durch das Wehklagen der Gorgonen, als Perſeus deren Schweſter, die Meduſa, enthauptete, ſondern auch die kriegeriſche Trompete; ja auch als Erfinderin der Pyrrhiche galt ſie, des kriegeriſchen Waffentanzes, den ſie ſelbſt zur Feier des Sieges über die Giganten zuerſt getanzt hatte, und der deshalb ihr zu Ehren an den Panathenäen mit bedeutender mimiſch-orcheſtiſcher Ausſtattung aufgeführt wurde.

Endlich iſt Athene als Göttin der himmliſchen Klarheit und als jungfräulich reines Weſen zugleich die Macht der geiſtigen Klarheit und Beſonnenheit, die ſich in gleichgearteten Menſchen nnd Erfindungen offenbart. Deshalb iſt ſie in der Odyſſee die Schutzgöttin des ihr geiſtig verwandten, weil ſtets beſonnenen und erfinderiſchen Odyſſeus, während ſie in der

Ilias beim Streit des Achill und Agamemnon dem Erſteren wie die perſonificirte Beſonnenheit erſcheint. Daß nun gerade in Athen dieſe Seite der Göttin vorzüglich hervorgehoben wurde, iſt um ſo begreiflicher, weil gerade die reine attiſche Luft, wie Euripides beſonders dies gern rühmt, auch der Nahrung und Pflege des Geiſtes mehr als irgendwo zuträglich war. Und wo hätte ſich eine Gottheit als das innerſte Weſen, als die Seele eines Landes großartiger bewährt, erhebender von ſich gezeugt, als in dieſer unvergleichlichen Stadt, wo der Reiſende noch jetzt den Spuren der alten Schutzgöttin auf der durch ſie für ewig geweihten Burg mit tiefergriffenem Gemüthe nachgeht! —

Dies alſo war die reiche und vielſeitige Thätigkeit der Athene für ihre Stadt. Wie ſollte nun Phidias von dieſer Göttin, die mit ihrem Wirken und Schaffen in ſo viele Lebensgebiete eingriff, ein Bild ſchaffen, das allen dieſen Beziehungen und all' dieſer Thätigkeit gerecht wurde! Ein Künſtler unſerer Zeit würde ſich da freilich bemühen, wenigſtens ſo viel wie möglich von dieſen Beziehungen an ſeinem Götterbild zur Darſtellung zu bringen. Doch ein Künſtler der antiken Zeit brauchte dies nicht, ja er durfte es nicht einmal. Die antike Welt verlangt von einem Kunſtwerk vor allen Dingen Klarheit und Einfachheit; beſonders der Kunſt des Phidias kommt es ja nur darauf an, das innerſte Grundweſen des Gottes zum plaſtiſchen Ausdruck zu bringen. So mußte er ſich im Gegentheil zuerſt von allen Einzelheiten frei machen und ſich einen Punkt ſuchen, von dem aus ſich für ihn das Bild der Göttin aufbaute. Dieſer Punkt nun war wohl nur zu finden in der Sage von der Entſtehung der Göttin und zwar der Sage, wie ſie in Athen von Allen geglaubt wurde. Denn gerade das, was in der Athene-Mythe ſo einzig daſteht, iſt ja die Geburt der Göttin aus dem Haupt des Zeus. Hierdurch gewinnt ſie in dem ganzen Götterkreiſe ſchon von vornherein eine ganz eigen-

thümliche Stellung; in ihr Leben wird dadurch etwas hineingebracht, was ſie nicht nur von den anderen Göttern abſondert und ſie vereinzelt, mehr noch wird ſie dadurch den Menſchen fern gerückt; ſie ſteht für den Menſchen in einer höheren Daſeinsſphäre als alle anderen Götter.

Denn jedes Menſchenleben zerfällt in die Zeit der Knoſpe, die Kindheit, die Zeit der Blüthe, die Jugend, die Zeit der Frucht, das gereifte Alter; und jeder dieſer Lebensabſchnitte bringt eine eigene Gefühls- und Daſeinsweiſe mit ſich. Das Kind ſehnt ſich hinaus aus der Enge ſeiner Verhältniſſe, es träumt ſich hinein in die Zeit des Jünglings, der Jungfrau; kommt dann dieſe Zeit, ſo öffnet der Menſch, wie die Blume ihren Blätterkelch dem Sonnenlicht entgegenöffnet, ſeinen Geiſt der Welt. Die Sinne, erwacht aus ihrem traumhaften Zuſtande und geleitet von entſchiedenem Willen und klarem Bewußtſein, führen jetzt dem empfänglichen Innern ſelbſtthätig und ſuchend die Eindrücke der äußeren Welt zu. Es wird hell im Geiſte des Menſchen; er überblickt nicht bloß die Bedeutung ſeines gegenwärtigen Zuſtandes, ſondern bildet ſich auch, unwillkürlich an dieſen ſeine Gedanken anreihend, eine Welt der Zukunft, die freilich mit der wirklichen in vielen Stücken nicht harmonirt, eben eine Welt der Ideale. Dieſer Welt der Ideale ſtellt ſich dann aber im reiferen Alter die Welt des praktiſchen Lebens entgegen; und je kühner jene aufgebaut war, um ſo leichter und um ſo erſchütternder iſt jetzt ihr Sturz unter dem unerbittlichen Andrängen dieſer. Nur treue Pflichterfüllung macht das Leben jetzt noch lebenswerth; nur williges Verzichtleiſten auf alle Ueberſchwenglichkeiten der Jugend erſpart dem Menſchen den Schmerz fortgeſetzter Täuſchung. So giebt es auf keiner Stufe des Menſchenlebens volle, reine Befriedigung; entweder läßt die Sehnſucht das Menſchenherz unruhig ſchlagen, oder die Reſignation hemmt den freudigen Pulsſchlag des Lebens.

Deshalb iſt es ja auch ein ſinniger Zug der bibliſchen Sage, daß Adam und Eva ſogleich fertig aus der Schöpferhand Gottes hervorgingen. Mit der Seligkeit des Paradieſes verträgt ſich die Entwickelung des Menſchen vom Kinde zum Jüngling und Mann, zur Jungfrau und Mutter nicht. Erſt nach der Vertreibung aus dem Paradieſe konnte daher auch das „mit Schmerzen Geborenwerden" anfangen.

Ganz ebenſo verhält es ſich ja nun auch mit Pallas Athene. Fertig geht ſie aus dem Haupt des Zeus hervor. Mutterlos, ohne je mütterlicher Sorge zu bedürfen und mütterliche Liebe zu genießen, ſteht ſie vom erſten Augenblicke ihres Daſeins feſt auf den eigenen Füßen. So gewinnt ſie von vornherein eine Selbſtändigkeit, wie ſie ſonſt dem Weibe nicht eigen iſt. Weibliche Schwäche, das Bedürfniß, ſich anzulehnen an einen ſtärkeren Halt, hat ſie nie gekannt; ihr ganzes Weſen und Auftreten iſt das eines feſt auf ſich vertrauenden Mannes.

Dies kommt ja nun auch nach den oben gegebenen Nachrichten über die Athene Parthenos in der plaſtiſchen Darſtellung der Göttin durch Phidias zum deutlichen Ausdruck. Schon beim erſten Blick mußte dem Beſchauer dieſe Selbſtändigkeit in der ganzen Haltung und in dem Aufbau der Geſtalt entgegentreten. In erhabener Ruhe ſteht auch die Minerva Giuſtiniani vor uns, mit der Linken nachläſſig und ſorglos in die Falten des Mantels greifend, während die Rechte den Speer ſcepterartig gefaßt hat. In breiten Maſſen legt ſich das Gewand um die hochaufgerichtete Geſtalt und giebt ihr eine imponirende Fülle; geradlinig verlaufen auch die parallelen Falten nach unten; jede haſtige Bewegung, jede Unruhe iſt an dieſer Geſtalt undenkbar. Dieſelbe Selbſtändigkeit blickt uns ebenſo aus der ein wenig bewegteren Geſtalt der Minerva Velletri entgegen: die Göttin erhält durch die hohen, kothurnähnlichen Sandalen, auf denen ſie einherſchreitet, und den ſpitz

emporgethürmten Helm ein wahrhaft rieſenmäßiges Ausſehen. Dieſes wird noch dadurch gehoben, daß die ganze Körperlänge trotz der doppelt aufgelegten Gewandmaſſen ein ſehr ſchmales Verhältniß darbietet. Einer hochaufragenden Säule gleich ſteigt die aufrechtſtehende Geſtalt mit feſt eingehaltenen Parallelen der Hauptumriſſe bis zu den Schultern empor, und da der linke Oberarm ebenfalls innerhalb der Grenzen dieſer Linien verbleibt, ja, ſo zu ſagen in dieſelben hineingedrängt erſcheint, ſo gewinnt dadurch die ganze Erſcheinung einen noch geſchloſſeneren Charakter. Um ſo impoſanter iſt die Wirkung des bedeutſamen Geſtus, zu welchem die Rechte emporgehoben iſt. Durch dieſe mimiſche Bewegung bekommt das großartige Götterbild einen gewaltigen, tiefergreifenden Ausdruck. Wir erwarten, ihre gebietende Stimme zu vernehmen, die uns auffordert, wie ſie ſelbſt feſt und ſicher in dem Wirrniß des Menſchendaſeins unſeren Weg zu gehen. Nur durch ein leiſes Vorſchreiten des rechten Fußes wird die feierliche Ruhe, die über die hohe Geſtalt ausgegoſſen iſt, unterbrochen.

Gewiß alſo iſt dieſe Haltung auch der von Phidias geſchaffenen Athene ſchon eigen geweſen; erſt aus ſeiner Schöpfung iſt ſie in die ſpäteren Athene-Bilder übergegangen. Ja bei dem Original des Phidias mußte dieſe ſelbſtändige Haltung noch ganz bedeutend gehoben werden durch das goldene Gewand, das in reicher Fülle bis zu den Füßen herabfiel. Denn bei weitem mehr, als dies bei dem lichteinſaugenden und ausſtrahlenden Marmor der Fall iſt, mußten die gediegenen Maſſen des Metalls der Göttin den Ausdruck unverrückbaren Feſtſtehens und unerſchütterlicher Ruhe geben. Dazu bildete ſie außerdem den weithinſichtbaren Abſchluß der mit Blumenkränzen umwundenen mittleren Säulenreihe des Tempels, ſtehend auf hohem Poſtament unter dem durchbrochenen Tempeldach, ſo daß weite Lichtmaſſen auf ſie herabfloſſen, alſo hoch-

aufragend, imponirend, lichtumfloſſen ſtand ſie da, nur auf ſich ſelbſt geſtellt und in eigener Kraftfülle.

Mit dieſer erſten Eigenſchaft, die Phidias an ſeiner Göttin zur Darſtellung bringt, war ja nun auch ſofort eine zweite gegeben. Denn mit dieſer Selbſtändigkeit der Göttin, dieſem ihr innewohnenden Kraftgefühle ſteht es in engſter Verbindung, daß ſie ſich auch in ihrer Thätigkeit nicht genügen läßt an der gewöhnlichen Beſchäftigung des ſchwächeren Weibes; ihr mehr männlicher Sinn treibt ſie, theilzunehmen an der Lieblingsbeſchäftigung des Mannes, an Leibes- und Waffenübung; er ſtellt ſie vor allen andern Göttinnen in die Reihe der kämpfenden Götter, macht ſie zur Göttin des Krieges. So durften bei einer Darſtellung der Göttin auch Lanze, Helm und Schild nicht fehlen, dieſe kriegeriſchen Attribute, mit denen die Mythe ſie ſchon bei der Geburt aus dem Haupte des Zeus in die ſtaunende Götterverſammlung hineinſpringen läßt. Auch bei der Athene Parthenos ſchmückt den edlen Kopf daher ein goldener Helm, unter dem das volle Haar hervorquillt; die Bruſt iſt gepanzert mit der Aegis, aus deren Mitte das Meduſenhaupt hervortritt, Lanze und Schild lehnen an ihrer Linken, während die Rechte die Siegesgöttin dem Nahenden entgegenhält.

Doch iſt für Athene der Kampf niemals Selbſtzweck, wie wohl für Ares. Nicht an jedem Kampfe nimmt ſie theil. Auch unter den Menſchentöchtern auf Erden giebt es ja kriegeriſch Geſinnte, die im rechten Moment die Zaghaftigkeit des Weibes vergeſſen und kühner That fähig ſind. Mit ſicherem Takte läßt Goethe ſeine Dorothea aber nur da vor blutiger That nicht zurückſchrecken, wo es gilt, von den ihr anvertrauten Schützlingen rohe Gewalt abzuwenden; eine Jungfrau von Orleans und die Heldinnen der Freiheitskriege greifen nur zum Schwerte, weil das Vaterland von übermüthigen Feinden verwüſtet und geknechtet wird. So giebt es auch für

Athene nur einen Kampf. Sie, die Tochter des Zeus, des Gottes des lichten Sonnenhimmels, ſie, die nach der älteſten Naturmythe in dem ſtrahlenden Lichtglanz, der nach dem Gewitterſturm am wolkenreinen Himmel emporflammt, angeſchaut wurde, muß vor allem ihre Waffen gegen die dunklen, noch ungebändigten Naturgewalten kehren; wo aus den alten, von Zeus überwundenen Götterkreiſen, die Ordnung und Geſetz nicht kannten, ſich noch etwas in den neuen, von Zeus mit Gerechtigkeit und Weisheit verwalteten Himmel hineingerettet hat und mit noch ungebändigter Leidenſchaft die Ordnung zu ſtören droht, da tritt Athene ein, um Frevel und Uebermuth zu wehren, damit Recht und Geſetz zur Geltung komme.

Und für den Griechen hinreichend klar weiß Phidias auch dies an ſeiner Göttin zum Ausdruck zu bringen. Amazonen, Giganten und Kentauren ſind ja für den Griechen nichts als Symbole dieſer alten, noch ungebändigten Naturkräfte, die als Erdbeben, Gewitter oder Waſſerſturm noch oft in das Menſchenleben verheerend hineingreifen; deshalb alſo ſchmückt der Künſtler die Schildfläche und die Sandalenränder mit Kämpfen der Amazonen, Giganten und Kentauren. Auch das grauſige Meduſenhaupt auf der Aegis ſeiner Göttin kennt der zu ihr betende Grieche als Zeichen ihres Sieges über die dunklen, dämoniſchen Mächte, die Widerſacher menſchlichen Glücks und weiſer Lebensordnung; er weiß, wem es Schrecken bringen ſoll; er dagegen hat von ſeiner Göttin nur Gnade und Huld zu gewärtigen.

Aber nur für den ganz nahe an die Göttin Herantretenden konnte dieſer Zierrath der Maſſen ſichtbar werden; der entfernter Stehende konnte wohl nur das Meduſenhaupt erkennen; und konnte dies nun ausreichen, um dies ſo wichtige Moment in dem Charakterbilde der Athene zum Ausdruck zu bringen? Aber gerade dieſe Seite der Göttin war ja ſchon in ausführlichſter

Weiſe am Außenbau des Tempels dargeſtellt und zwar im weſtlichen Giebelfelde, wo der Kampf der Athene mit Poſeidon geſchildert war. Doch was hat dieſer Kampf mit der hier in Frage kommenden Eigenſchaft der Athene zu thun? Nun, in dieſem Kampfe wird Poſeidon beſiegt, er muß beſchämt und in hellem Zorn vom Kampfplatz weichen, weil ſeine Gabe für das Land weniger Werth hat, als die der Athene. Obgleich auch er einer der olympiſchen Götter, ja auch er durch ſeine Gabe ein Wohlthäter des Landes iſt, muß er es ſich gefallen laſſen, vor den von ihr Beſchenkten als der Beſiegte dargeſtellt zu werden. Entſpricht dies dem ſonſt ſo religiöſen Sinn des griechiſchen Volkes? Wie erklärt ſich dieſe für den Poſeidon ſo demüthigende Darſtellung? Doch nur aus der eigenthümlichen Rolle, welche Poſeidon gerade unter den olympiſchen Göttern für die Attiker ſpielt. Hatte Zeus nach dem Sturze der alten Willkürherrſchaft durch Kronos die neue Weltordnung, in der Gerechtigkeit und Weisheit regiert, aufgerichtet, ſo behielt allein Poſeidon unter allen Göttern in den Augen der Athener immer noch etwas von der alten Titanennatur; er blieb auch jetzt noch mehr oder minder ein Repräſentant der nach Willkür wirkenden Naturkräfte. Denn wenn auch der Reichthum Athens auf dem Meere beruhte, ſo lernten doch die Athener nicht nur die Tücken des Meeres nur zu oft kennen, ſondern auch das ganze Fruchtland der attiſchen Ebene mußte unter dem Schutze der Athene in fortwährendem Kampf dem Meere, alſo dem Poſeidon abgerungen werden; denn von der Phaleroniſchen Bucht aus verſuchte Poſeidons ungeſtümes Element immer wieder in das Land hineinzudringen, um zu verſchlammen und zu vernichten, was Menſchenfleiß bebaut hatte. Nicht durch ihre Gabe alſo wurde Athene die eigentliche Schutzgöttin des Landes, ſondern vielmehr dadurch, daß ſie Land und Volk gegen Poſeidon in ihren Schutz nimmt. Sie, die Ordnungs-

liebende und Maßhaltende, tritt dem Stürmenden und Ungebärdeten entgegen und bändigt ſeinen Ungeſtüm. Und zwar dies durch ihre Gabe, den Oelbaum, denn das Oel hat ja die Kraft, das erregte Meer zu beſänftigen, ſeine aufgeregten Wogen zur Ruhe zu bringen. Und die Natur ſelbſt hatte den Griechen dieſe Eigenſchaft des Oels gezeigt, denn an ſolchen Küſtenplätzen, wo ſich Erdölquellen ins Meer ergießen, bleibt die See auch bei heftigen Winden ruhig und die Brandung iſt eine dort unbekannte Erſcheinung. Ganz allgemein benutzten denn auch die Taucher dies Mittel, wenn ſie Perlenmuſcheln und Korallen ſuchten. Sie nahmen beim Hinabtauchen den Mund voll Olivenöl und ſpritzten es von ſich, um in der Tiefe Licht für ihre Nachforſchungen zu gewinnen; denn die Kräuſelung der Meeresoberfläche durch kleine Wellen hindert das Eindringen des Lichts in genügender Menge, und ſo hat die Ausſpritzung des Oels eine Aufhellung in der Tiefe zur Folge. In dem Mythus von dem Kampf der Athene mit Poſeidon iſt alſo wieder ein einfacher Vorgang der Natur zu einer lebensvollen Handlung umgeſchaffen.' Und bei dieſer Auffaſſung des Mythus ſteht ja Athene viel höher da. Sie wird nicht nur zur Erhalterin des attiſchen Landes, inſofern ſie es dem ungeſtümen Andrängen des Poſeidon immer wieder abringen hilft, ſondern zeigt auch hier wieder den Werth des Maßhaltens dem Ungeſtümen gegenüber, bringt ſomit Kultur und Sittlichkeit unter die Bewohner. Phidias freilich konnte nun den Mythus in dieſer Auffaſſung nicht darſtellen, denn wie ſollte die beruhigende Kraft des Oels auf das Meer plaſtiſch dargeſtellt werden? Ja auch ſchon der Wettſtreit durch die beſte Gabe der beiden Götter iſt wenig zur Darſtellung geeignet; gerade die Mitte des Giebelfeldes mit dem Salzquell und dem Oelbaum blieb eigentlich in der ſonſt ſo lebendigen Handlung ein todter Punkt. Auch dieſe Darſtellung ſchon war nur ein Nothbehelf, der an

den eigentlichen Kampf der Gottheiten nur erinnern konnte. — Wie aber die griechiſchen Dichter uns berichten, miſcht ſich Athene auch in die Reihen der kämpfenden Menſchen, doch nicht, um hier ſelbſt blutige Wunden auszutheilen, ſondern nur als gnadenreiche Beſchützerin des von ihr erwählten Helden. Und gerade hier nun zeigt ſie, daß ſie doch auch Weib iſt; gerade da, wo ſie ſich von Frauenart am weiteſten entfernt, zeigen ſich bei ihr eigenwillige Herzensregungen, wie ſie nur dem weiblichen Charakter eigen zu ſein pflegen. Hat ſie nämlich einmal einen Helden ihres Schutzes für würdig befunden, ſo tritt ſie nach echter Frauenart überall und in jedem Falle voll und ganz für ihn ein. Einem Achill zuliebe täuſcht ſie auch Hektor, der doch an mannhafter Tüchtigkeit und Heldenſinn dem Achill wahrlich nicht nachſteht; nur dadurch, daß ſie in der Geſtalt ſeines Bruders Deïfobos Hektor zu Hülfe eilt, bewegt ſie dieſen, vor dem götterentſproſſenen, ihm daher überlegenen Achill nicht weiter zu fliehen. In Hektor ſieht ſie nur „einen ſterbenden Mann, der beſtimmt längſt war dem Verhängniß“; für ihn kennt ſie kein Mitleid; die Sorge für den Ruhm ihres Lieblings Achill läßt ſie alles andere vergeſſen. Und dabei iſt Achill noch nicht der von der Göttin vor anderen am meiſten bevorzugte Held; näher ſteht ihr noch der erfindungsreiche und liſtengewandte Odyſſeus.

Doch ſolche und ähnliche Charakterzüge der Göttin finden wir ja nur bei Homer und in der älteren Dichtung. Gerade die hohe Aufgabe der griechiſchen Plaſtik war es nun aber, dieſen noch mehr oder minder unmoraliſchen Göttern gegenüber eine Reihe von Idealgeſtalten, von Vorbildern menſchlich-göttlicher Hoheit auszugeſtalten. So dürfen wir in den Athenebildern der Blüthezeit von ſolchen Zügen nichts mehr zu finden erwarten; am wenigſten bei Phidias, dem erſten Meiſter der ſtrengen Ideal-Plaſtik. Erſt die Meiſter einer ſpäteren Zeit

benutzten vielleicht ſolche Züge der alten Dichtung, um die mit dem Grundweſen der Athene nothwendig verbundene Herbigkeit etwas zu ſänftigen und zu mildern.

An die Stelle ernſter Erhabenheit bringen ſie daher Schönheit und liebliche Anmuth in die Züge der Göttin, ſo die überlebensgroße Büſte, welche aus dem Grabmal des Hadrian ſtammt und gegenwärtig in der Statuengalerie des vatikaniſchen Muſeums aufgeſtellt iſt, in der die Göttin mit faſt mädchenhaftem Ausdruck in die Ferne ſchaut und den Ausgang einer Begebenheit mit Spannung abzuwarten ſcheint. Anmuthsreicher noch iſt die Darſtellung der Pallas mit dem Gorgonenhelm auf dem Bruchſtück eines Hochreliefs, welches ſich im Beſitz von W. K. Hamilton in London befindet; der ſeitwärts geneigte Kopf der jungfräulichen Göttin zeigt hier eine faſt moderne Empfindſamkeit.

Doch die ſo eigenthümliche Art der Geburt der Athene, daß ſie gleich fertig aus dem Haupt des Zeus hervorgeht, bringt es nicht nur mit ſich, daß ſie vom erſten Augenblick ihres Daſeins an mit männlicher Selbſtändigkeit feſt auf ihren eigenen Füßen daſteht; weit wichtiger für die Charakterentwickelung der Göttin iſt es, daß ſie dadurch die reiche Welt der Gefühle nie an ſich kennen gelernt hat, die mit dem Kindheits- und Jugendleben immer verbunden ſind. Kindes-Sehnen, -Ahnen, -Wünſchen hat ſie nie an ſich erfahren; nie hat ſie ſich troſtbedürftig zu dem liebevollen Mutterherzen geflüchtet; nie hat ſie mit kindlichem Vertrauen zu dem ihre Kindheit beſchützenden Vater aufgeblickt; ja auch die ſanften Neigungen, welche Bruder und Schweſter von Jugend auf ſo eng verbinden, ſind ihr immer unbekannt und fremd geblieben. Wenn ſo aber Kindes- und Geſchwiſterliebe in Athene nie Raum gefunden haben, ſo konnte auch das Bedürfniß nach ehelicher Liebe in ihrem Herzen nie erwachen; ſie iſt ſo vollkommen ſich ſelbſt genug, daß der Eintritt neuer Elemente in ihre Daſeinsſphäre, deren inneres Gleichgewicht

dadurch nothwendig gestört werden mußte, durchaus nicht denkbar ist. Nur das stolze Bewußtsein ewiger, unantastbarer Jungfräulichkeit erfüllte sie ganz.

Zum ersten und einzigen Male in der ganzen griechischen Götterwelt begegnen wir in ihr demnach völliger Bedürfnißlosigkeit, welche sonst auch bei den Göttern nicht gefunden wird. Selbst von der Artemis, die sich ebenfalls ewiger Jungfräulichkeit rühmt, läßt sich diese Bedürfnißlosigkeit nicht mit gleichem Rechte behaupten. Ihr Schicksal ist zu eng mit dem ihres Zwillingsbruders Apollo verkettet; und obwohl beide Wesen einander darin begegnen, daß sie der Ehe abhold sind, so stellen sie doch die absolute Einheit des lieblich-geistigen Daseins jedes für sich noch nicht dar. Nur bei der Athene ist dies im vollsten Maße der Fall; sie bietet eine nur durch und durch jungfräuliche Erscheinung dar.

Dieses Fehlen aller Gefühlserregung, diese Bedürfnißlosigkeit und absolute Einheit des leiblich-geistigen Daseins hat ja nun aber für das ganze Seelenleben der Athene die höchste Bedeutung. Alles Gefühlsleben wird bei ihr ersetzt durch klares Denken und besonnenes Ueberlegen. Körperliches Empfinden muß bei ihr schweigen; der Körper steht nur im Dienste des Geistes. Ist sie doch auch aus dem Kopfe des Zeus hervorgegangen, nicht wie Eva aus der Rippenspalte des Mannes. Ist Eva, dem Sitz der Gefühle entstammend, daher auch nur zum Empfindungsleben geboren, so ist Athene nur da zum verstandesmäßigen Sinnen und Denken; nur die kühle Bewegung der Gedanken bestimmt ihr Thun und Handeln. In allen Lebenslagen kennt sie daher nur ruhiges Betrachten aller Lebensvorgänge; nie trübt Leidenschaft und innere Erregung ihren klaren Blick; nie entbehrt ihr Handeln des prüfenden Ueberlegens, des besonnenen Entschließens. Kurz, die personificirte Weisheit steht uns in der Göttin gegenüber.

Wie aber kommt dieſes innere Geiſtesleben in den von Phidias und ſeinen Nachbildnern geſchaffenen Statuen der Göttin zum Ausdruck? Nun, ſchon der ganze Aufbau der Geſtalt giebt uns ja nicht nur ein Bild der feſt auf ſich geſtellten männlichen Selbſtändigkeit, durch welche Athene zur Kriegsgöttin wird, ſondern ebenſo auch ein Bild innerſter Seelenruhe. Immer ſteht ſie gerade aufgerichtet da, ruhig umfließen ſie auf allen Seiten die Falten des Gewandes. Beide Hände, alſo das Beweglichſte am Körper, ſind immer in feſteſter Lage und Haltung. So alſo erhält der Beſchauer ſchon beim erſten flüchtigen Blick auf Haltung und Aufbau der Göttin den Eindruck innerſter, unerſchütterlicher Geiſtesruhe.

Doch weit deutlicher kommt dies Ueberwiegen des Geiſtes in der Athene durch die Bildung des Antlitzes zum Ausdruck und hier natürlich vor allem durch den ſprechendſten Theil desſelben, durch das Auge. Gerade dies iſt ja ohne Ausnahme bei allen Bildern der Göttin ganz eigen gebildet, eine Bildung, die ſicher auf die Schöpfung des Phidias zurückweiſt, welche kein ſpäterer Künſtler zu verändern wagte. Immer iſt nämlich der Blick des voll aufgeſchlagenen Auges unbeweglich auf einen Punkt gerichtet, an dem er feſt haftet; er fällt, ſo zu ſagen, ſenkrecht in den Gegenſtand der Erforſchung ein. Kein Eindruck der Außenwelt vermag ihn davon abzulenken; da iſt von keinem Hin- und Herwerfen der Gedanken die Rede; die Idee ſteht mit einem Male vor ihr, und die ſichtbare Welt bietet ihrem feſten, alles durchdringenden Blick ſo wenig Widerſtand dar, wie klares Kryſtallgefüge den Strahlen des Sonnenlichts.

Was echter, wahrer Tiefſinn iſt, lernt man vor dieſen Zügen begreifen. Ein Zuſtand des Verſunkenſeins in die Abgründe des reinen Gedankens ſpricht aus dieſen Augen; und dieſer Zuſtand bildet den entſchiedenſten Gegenſatz zur mythiſchen

Blindheit des Homer, die ja auch keine andere Bedeutung hat, als die des Aufgehens in einer höhern Welt, vor deren Anblick dieſes niedre Erdendaſein erbleicht und verſchwindet, wie verblaſſendes Sternenlicht vor dem von einem höheren Glanz getroffenen und dadurch geblendeten Auge. An großen Rednern beobachten wir ein ähnliches momentanes Abgezogenſein von der Wirklichkeit, auf die ſie gleichwohl gerade in demſelben Augenblicke mit der ganzen Kraft ihres Ueberredungsvermögens einzuwirken ſich bemühen. Es iſt, als ob ſie einen feſten Punkt außerhalb dieſer Welt der gemeinen Erſcheinung aufſuchen und von dieſem aus die Maſſen in Bewegung ſetzen wollten. Heitere Ruhe weilt dabei immer auf den Zügen der Göttin und ſpricht aus ihrem Auge; nirgends zeigt ſich eine Spur von einem Ringen mit dem Begriff; ſie verweilt ſtets in der Vollanſchauung der Idee und kennt keine Art von Anſtrengung, weil ſie nie mit der niederen Welt in irgend einen Konflikt geräth.

Kommt ſo im Auge das innerſte Geiſtesleben der Göttin zum Ausdruck, ſo ſind auch die übrigen Theile des Geſichts in Uebereinſtimmung damit gebildet und nur dazu da, die Sprache der Augen noch zu unterſtützen und zu verſtärken. Wenn auch das helleniſche Schönheitsgefühl eine hohe Stirn nicht geſtattet, am wenigſten an einem weiblichen Kopfe, ſo lagert ſich dieſe bei der Athene doch hoch gewölbt und in mächtiger Breite über den Augen hin, ja das in der Mitte geſcheitelte Haar, von dem zwei ſtarke Wellen nach beiden Schläfen ſich hinziehen, oder der hochaufragende Helm, der die Stirn zum Theil bedeckt, läßt ſie höher erſcheinen, als ſie iſt, und macht ſo dieſe Stirn, ohne das Schönheitsgefühl der Griechen zu verletzen, doch zum Sitz nur großer und tiefer Gedanken. Die feſteinſetzenden und kräftig hervortretenden Augenbraunbögen bilden eine ſanft geſchwungene, flach verlaufende Linie und laſſen die beträchtliche Ausdehnung der Stirn in die Breite noch deutlicher hervortreten.

Die Naſe ſodann bildet die Brücke zwiſchen dem Sitz der Intelligenz und der Außenwelt. Durch ſie tritt der Lebensodem jeden Augenblick in den menſchlichen Leib ein. An ihr nimmt man daher auch vorzugsweiſe die Steigerung der Lebensthätigkeit wahr, ſobald ſich der innere Sinn regt. Sie läßt nun auch in den Athene-Bildern die innere Feuergluth ahnen, welche alsbald die Augen blitzend funkeln und die Lippen gewaltig erbeben machen wird. Dieſe Lippen an ſich kündigen ſich durch ſchwellende Formenfülle als der Sitz zauberkräftigen Wortlauts an. Sie ſind feſt geſchloſſen und ſcheinen daher eher ein unverbrüchliches, heilige Stille gebietendes Schweigen zu veranſchaulichen, als jene dialektiſche Fertigkeit, mit der die Göttin gegen Die, welche dem Vernunftgebot ſich zu widerſetzen wagen, ihre Machtbefehle Blitzen gleich ſchleudert. Darin offenbart ſich gerade echte Künſtlerweisheit, daß ſie ſich der unmittelbaren Darſtellung vorwaltend geiſtiger Handlungen beſcheidet und ſich begnügt, ſie durch den ausdrucksvollen Gegenſatz, durch den ſie gleichſam hindurchgehen müſſen, anzudeuten.

Naſe, Mund und Kinn zuſammen endlich verlaufen in einer einzigen harmoniſchen Linie, deren zarte Gliederung die ſchönſten Verhältniſſe erzeugt. Zu beiden Seiten dieſer Linie flachen ſich die Wangen ſanft zu den Haarmaſſen des Hinterkopfes ab; auch nach unten läuft das Oval des Geſichts ſehr ſpitz aus, was den Charakter der Jungfräulichkeit zum erhöhten Ausdruck bringen hilft und die großartig aufgethürmten Maſſen des Vorderhauptes überwiegend hervortreten läßt.

So ſtellen Züge und Ausdruck des Geſichts die Göttin als perſonificirte Weisheit und Beſonnenheit dar, und dieſen friedlichen Charakter der Göttin läßt nun auch alles kriegeriſche Beiwerk, das ihre Geſtalt umhüllt, nur noch ſchärfer und glanzvoller hervortreten. Trotz des hochaufragenden Helmes, trotz des grauſenvollen Meduſenhaupts auf ihrer Aegis bleibt der

Ausdruck ihrer edlen Züge immer mild und lieblich, freilich aber verkündigt der feste, ernste Blick deutlich die Entschlossenheit, mit der sie Ruhe und Ordnung zu vertheidigen wissen würde, sollten diese kostbaren Güter des durch sie beschützten Staates von außen her gefährdet werden. Die Weisheit, die in der Göttin personificirt ist, offenbart sich eben vor allem durch diesen Waffenschmuck gerade als Staatsweisheit und veranschaulicht uns aufs Vollkommenste den hohen Begriff, welchen die Alten von dem höheren Daseinszustand hatten, dessen der Mensch durch die Verbindung mit einer wohlorganisirten Körperschaft, wie sie der Staatsverband darbietet, theilhaftig wird. Während Zeus im Olympos herrscht, ist auf Erden Pallas seine Vertreterin. Der Vater der Götter und Menschen bildet den Mittelpunkt des gesamten Völkerlebens, Pallas dagegen nimmt sich einzelner Staaten ebenso wie auserwählter Helden mit Vorliebe an und ist allen Denen hold und hülfreich, welche die Sitze oder Träger hellenischer Kultur sind, während alles Barbarische, Hochmüthige oder Rohe ihr ein Greuel ist. Ein Blick auf jedes dieser immer so ernst erhabenen und doch so anmuthsvollen Standbilder der Athene lehrt uns, welche Gesinnung und welche Gefühle ihr wohlgefällig sind. Gerade hierdurch wird Pallas Athene nicht nur unter allen griechischen Göttinnen diejenige, welche die höchste Stelle unter ihnen einnimmt, durch geistige Hoheit alle überragt; sie zeigt uns auch die höchste Aufgabe, welche das Weib auf Erden für alle Zeit hat: nämlich die, Bekämpferin alles Rohen und Unreinen zu sein. So stellt sie sich neben die höchste Ausgestaltung, welche das Weib in der griechischen Dichtung gefunden hat, neben eine Iphigenie und eine Antigone. Doch werden, wie es für die Göttin sich ziemt, die menschgeborenen Frauengestalten der Dichtung noch weit überragt von der Idealgestalt der Göttin, wie die Kunst des Phidias sie geschaffen.

Doch nicht nur in allgemeinen großen Zügen, wie ſie uns in dem ganzen Aufbau der Göttin und ihrer Geſichtsbildung entgegentreten, ſchildert uns Phidias Charakter und Geiſtesgehalt der Athene, ſondern er erzählt uns auch, in welcher Richtung ſich ihr Geiſt am liebſten bethätigt; und zwar müſſen ihm hierzu wieder die äußeren Ornamente dienen, mit denen er die Waffen ſeiner Athene Parthenos ſchmückt, und welche ſo angebracht ſind, daß ſie dem anbetenden Beſchauer ſofort ins Auge fallen. So hat er in der Mitte des hohen Helms nach den ſchriftlichen Zeugniſſen der Alten auf deſſen Wölbung eine Sphinx gelagert, während an den Wangendecken des Helms zwei Greife hervortreten; beides bedeutſame Symbole, denn die räthſelſinnende Sphinx bedeutet die Denkkraft, und die Greifen ſind Sinnbilder des Scharfſinns. Nur ein Thun alſo, bei dem tiefes Denken und weitblickender Scharfſinn ſich bethätigen können, befriedigt ſie; nur dazu iſt ſie da. Wo aber könnte ſie beides beſſer bethätigen, als in der Sorge für das Volk, das ſie ſich aus allen zu ihrem beſonderen Schützling erwählt hat. So wird ſie zur Göttin aller wohlthätigen Erfindungen; jedes kunſtreiche Schaffen findet in ihr eine Helferin und Förderin; mehr als Krieg ſind die ſegenſchaffenden Werke des Friedens ihre Lebensaufgabe.

Vor allem aber iſt es eine Arbeit des Friedens, die der Künſtler ſeiner Göttin zutheilt, die er durch ein beſonderes Attribut noch wirkungsvoll an ihr zum Ausdruck bringt, die fruchtſchaffende Thätigkeit des Ackerbaus nämlich, die Landeskultur. Denn daß das an ſich arme und unfruchtbare Land zum männernährenden geworden, iſt ja beſonders das Werk der Athene. Dazu hat ſie den ſegenſpendenden Oelbaum gepflanzt und durch ſeine Pflege zuerſt den Wohlſtand des Volkes begründet.

Das Attribut nun, das gerade dieſe Thätigkeit der Göttin

zur Darſtellung bringt, und das dem Beſchauer des Götterbildes an jeder Nachbildung des Werkes von Phidias zuerſt immer nur einen befremdenden Eindruck machen wird, iſt die Schlange, die ſich hinter dem Schilde der Göttin emporreckt. Ueberkommt uns doch beim Anblick jeder Schlange zuerſt ein Gefühl des Mißbehagens; finden wir ſie als Symbol verwendet, ſo denken wir wohl zuerſt an die Schlange des Paradieſes, wo der Satan gerade in ihre Geſtalt ſich kleidete, um die erſten Menſchen zu verführen. Doch dieſelbe Schlange wird ja auch auf chriſtlichen Grabmälern, wenn ſie, in ihren Schwanz beißend, zu einem Ringe ſich geſtaltet, zum Sinnbild der Unſterblichkeit; am Stabe des Asklepios endlich wird ſie ſogar zur Heilbringenden; ſpielt doch das Gift, das in ihr verkörpert iſt, unter den Heilmitteln die größte Rolle. Mit dieſem allen aber hat die Schlange der Athene nichts zu thun. Sie erinnert einfach an jene Schlange, welche auf der Akropolis in dem Tempel der ſtadtbeſchützenden Göttin als ein heiliger Hort gehalten und ſorgfältig gepflegt wurde. Denn dieſes Thier iſt im Süden der treueſte Hüter der Gärten und Weinberge, und wer es tödtet, ſetzt ſich noch heutzutage von ſeiten des Winzers Vorwürfen und Scheltworten aus, die ſo ernſt gemeint ſind, wie es diejenigen waren, welche die alten Aegypter einem Katzenmörder als Verwünſchungen nachſandten. In Attika waren nun die Oelwälder der Aufſicht dieſes das Ungeziefer tilgenden Gewürms, das beſonders auch den Mäuſen nachſtellte, anvertraut; und ſo wird es erklärlich, warum die Alten dieſe große, ungiftige und friedliebende Schlangenart zum Schutzgeiſt des Ortes, dem häufig vorkommenden Genius loci, erkoren haben. — Die Schlange am Schilde der Athene iſt alſo nur ein Sinnbild der erdgeborenen, götterbehüteten Urkraft des attiſchen Landes; Athene ſelbſt wird zur Göttin des Oelbaums, zur Göttin des Friedens, unter dem die Landeskultur nur ſegenſpendend gedeihen kann. —

So bringt Phidias an ſeinem Athene-Bilde eine reiche Fülle von Beziehungen, ja die ganze Geſchichte der Göttin zum ſichtbaren Ausdruck. Aus dem Gewitterſturm geboren, tritt ſie uns in ihrem glänzenden Waffenſchmuck zuerſt als Göttin des Krieges entgegen. Aber nicht mehr als Kämpfende erſcheint ſie, denn friedlich raſtet der Schild neben ihr, läſſig ruht auch die Lanze neben dem Schilde in ihrer Hand; wohl aber als Siegerin ſteht ſie vor uns, trägt ſie doch auf ihrer Rechten die geflügelte Siegesgöttin, welche den hocherhobenen Siegeskranz Dem entgegenhält, der im Geiſte der Athene gegen alles Rohe und Barbariſche in den Kampf geht. Sie ſelbſt aber kann fortan Beſonnenheit und Weisheit, die ſie in jedem Kampfe zur Siegerin gemacht haben, zu beſſerem Werke benutzen, nämlich dazu, als höchſte Wohlthäterin des von ihr erkorenen Volkes ſegenbringende Werke des Friedens zu pflegen, damit ihr Volk leiblich und geiſtig gedeihe, bis es unter allen Kulturvölkern der alten Welt die erſte Stelle einnehme. Und mit dem erhebenden Bewußtſein, die höchſte Kulturhöhe unter den Völkern erklommen zu haben und dies nur ſeiner großen Göttin zu verdanken, feierte denn auch das attiſche Volk in jedem Jahre ſein größtes Feſt, die Panathenäen. Auf der Höhe der Akropolis tönten dann die Lobgeſänge des ganzen Volkes empor zu ſeiner Göttin der Weisheit und Stärke, wie ſie aus der Hand ſeines kunſtreichen Meiſters Phidias hervorgegangen, zu ſeiner Athene Parthenos.

Wie weit iſt aber auch der Abſtand zwiſchen den älteſten Athene-Bildern und dieſem Werke des Phidias, welch' weiten Weg mußte die Kunſt zurücklegen von ihnen zu dieſem? Haben doch die älteſten Athene-Bilder, wie alle die alten Götterbilder, die ja gewöhnlich nur mehr oder minder reich verzierte, ausgeputzte und friſirte Holzpuppen waren, eigentlich gar keinen Inhalt. Sie ſagen dem Beſchauer nichts, bringen ihm nichts

entgegen; was er in ihnen ſieht, trägt er aus ſich in ſie hinein. Zu einem eigenen Leben kommen ſie erſt in den Reihendarſtellungen, in den Statuengruppen, wie ſolche in den Giebelfeldern der Tempel nöthig wurden, um die Thaten der Götter der feſtfeiernden Gemeinde vorzuführen. Aber auch ſie zeigen zuerſt nur ſehr ſchwaches Leben. So erinnert z. B. die Athene im Perſeus-Relief von Selinunt nur daran, daß Perſeus in ihrem Auftrag handelt. Schon bedeutungsvoller wird Athene im Giebelfelde des Tempels von Aegina. Hier zeigt ſie wohl, daß auch in der Leidenſchaft des Kampfes Maß zu halten iſt. Denn der Kampf hat ſein Ende, ſein Ziel erreicht mit dem Tode des Kämpfers. Eine Schändung auch des Leichnams geht über dies Ziel hinaus, iſt nur eine Maßloſigkeit, ein Akt der Roheit. Unter dem Schutze der Göttin wird daher der Leichnam ihres Schützlings Achilles den Troern entriſſen, damit er nach ruhmreichem Leben nun auch ein ehrenvolles Grab finde. Aber nur durch ihr bloßes Daſein kann Athene hier ſolche Gedanken erwecken; ihre ganze Haltung iſt noch ſteif und ohne alles Leben. Lebendiger wohl, aber auch noch nicht viel inhaltreicher muß ſodann die Athene im Weſtgiebel des Parthenos geweſen ſein, wo ſie im Streit mit Poſeidon dargeſtellt iſt. Hier floß nach der uns davon erhaltenen Zeichnung gewiß volles Leben durch die bewegte Geſtalt; alles Steife, alles Schattenhafte iſt verſchwunden. Aber nur eine Seite im Weſen der Göttin konnte hier zum Ausdruck kommen: in ſtolzer Siegesfreude wendet ſie ſich von dem im Zorn wegeilenden Poſeidon zu ihrem Geſpann und ihrem Gefolge.

Erſt in den Einzelerſcheinungen findet die Kunſt Gelegenheit, ihre Geſtalten mit höchſtem Inhalt zu erfüllen. Erſt die alleinſtehende Athene konnte die Trägerin für ein geſteigertes, in ſeinem Verlaufe tiefer erkanntes und eine freiere Durchbildung verlangendes Gemüthsleben werden, alſo eine Darſtellung, die

nun viel mehr zu ſagen weiß und wegen dieſer ſeeliſchen Vertiefung viel mehr Theilnahme erweckt, als früher das einzelne Glied der Reihenſchöpfung der Statuengruppe. Phidias aber iſt es, der in dieſer Entwickelung den letzten und höchſten Schritt thut; nur ihm gelingt es, dieſe Einzelgeſtalt mit dem denkbar höchſten Leben zu erfüllen, wie wir dies hier an ſeinem Athenebilde zu zeigen verſucht haben. Doch nicht nur darin liegt der Werth und die Bedeutung dieſer Schöpfung, daß es dem Künſtler gelungen iſt, ein ſo alles erſchöpfendes Bild der Göttin zu ſchaffen, ein Bild natürlich der Athene, wie ſie die Zeit des Perikles herausgebildet hatte, in der die auf das Naturleben bezügliche Bedeutung der Göttin hinter der ethiſch-politiſchen mehr und mehr zurückgetreten war, ſondern in dieſem Athenebilde iſt ja auch wieder die eigentlichſte und höchſte Aufgabe erreicht, welche die bildende Kunſt für alle Zeit hat: hier geht das Geiſtige vollkommen in der ſinnlichen Erſcheinung, die ſich rein an die Anſchauung wendet, auf. Deshalb ruht das Götterbild wie das antike Kunſtwerk überhaupt ſo befriedigt in ſich ſelbſt, weil geiſtiger Gehalt und Form ſich harmoniſch entſprechen. Voll und ganz gilt ſomit von der Athene Parthenos, was Welcker in ſeiner Götterlehre von der griechiſchen Mythologie überhaupt rühmt: hier iſt die urſprüngliche Anſchauung der Göttin gediegen und ſtilgerecht, kräftig und zart zugleich, plaſtiſch und klar ans Licht geſtellt; das Bild der Göttin ſteht da voll Geheimniß und in der Tiefe ſchlummernden Gefühls, dabei aber ebenſo verſtändlich und klar wie harmoniſch und bis zur vollkommenſten Schönheit durchgebildet. Nicht das Ergebniß müßigen Schaffens phantaſtiſcher Poeten iſt das Götterbild, ſondern das große Lebenswerk des ganzen, ſo reich begabten helleniſchen Volkes; es gehörte ja dazu, die treffenden Grundzüge des perſönlichen Göttercharakters durch den Wechſel der Zeiten hindurch feſtzu-

halten, ſie ſowohl nach der Seite der Menſchenwelt, als nach der der Natur hin ſtreng und ſtetig zu wahren, zugleich aber ſie zu immer lebensvollerem Ausdruck und feſterem Ineinandergreifen aller Züge auszubilden und mit ſprechenden Zügen zu bereichern. Es gehörte dazu ein ſtrenger Ernſt, der die Willkür tändelnder Phantaſie fernhält, und doch wieder eine eigenthümliche Anlage für Form, Schönheit und Grazie, die der Phantaſie als Helferin nicht entbehren konnte.

So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß die Athene Parthenos für immer ein geiſtiger Hort des griechiſchen Volkes blieb, daß der Glaube an die Göttin, die wunderbare Illuſion ihrer Realität noch jahrhundertelang aufrecht erhalten wurde. Erſt als die Tempel Griechenlands in chriſtliche Kirchen umgewandelt wurden, wich auch Pallas Athene im Herzen des Volkes der Geſtalt einer anderen hohen Jungfrau, der chriſtlichen Himmelskönigin Maria. Aber in der ganzen Geſchichte der Transformation antiker Kultusbegriffe und Heiligthümer in chriſtliche giebt es kein Beiſpiel einer ſo leichten und vollkommenen Vertauſchung als die der Pallas Athene mit der Jungfrau Maria. Wie Heiden in Arabien, Syrien und Meſopotamien dadurch bekehrt wurden, daß ſie in der Gottesgebärerin Maria die Göttermutter Cybele wieder zu erkennen glaubten, ſo brauchte das Volk der Athener nicht einmal den Namen ſeiner jungfräulichen Schutzgöttin aufzugeben; denn auch als chriſtliche Gottheit blieb ſie die jungfräuliche, die Parthenos.

Zur Geſchichte des engliſchen Bildungsweſens.

Von

Ludwig Fleiſchner,
in Wien.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1898.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Wie faſt alle Einrichtungen Englands, ſo iſt auch das Volksſchulweſen dieſes Landes etwas erſt allmählich Gewordenes, nicht eine Schöpfung aus einem Guſſe. Es iſt das Ergebniß verſchiedener, in den Tiefen des Volksbewußtſeins wurzelnder Kräfte, das Reſultat der Verſchmelzung mannigfacher, von anderen Ländern abweichender Syſteme.

Es hängt dieſer Umſtand theils mit den ariſtokratiſchen Anſchauungen der engliſchen Nation zuſammen, welche lange Zeit nur den höheren Ständen gebildet zu ſein geſtattete, theils iſt es eine Folge des hiſtoriſchen Ganges der engliſchen Reformation, die der Verbreitung von Volksbildung vielfach hindernd im Wege ſtand. Auch hat die engliſche Regierung von jeher eine eben ſolche Scheu empfunden, ſich in die Angelegenheiten der Bevölkerung zu mengen, als dieſe ſelbſt beſtrebt war, eine ſolche Einmengung zu verhindern. Denn der Staat iſt für den Engländer nur etwas zufällig Gewordenes; mit der Idee des lehrenden Staates aber konnte er ſich ſchon gar nicht befreunden.

Nur die Kirche übte ſeit früheſter Zeit einen bildenden Einfluß auf die Menge aus. Aber wenn ſie Schulen gründete, ſo war es ihr meiſt nur darum zu thun, Diener für ihre Zwecke heranzubilden. „L'église anglicaine s'était presque exclusivement

chargée de la direction de l'enseignement à tous les degrés. Les universités ne furent pendant longtemps que des séminaires ecclésiastiques.[1]"

Das gesamte Schulwesen Englands ging ursprünglich aus privaten Bestrebungen einzelner Männer hervor, denen sich bald religiöse Genossenschaften und Vereine anschlossen, um der Unwissenheit der großen Massen durch Errichtung von Schulen zu steuern. Solche Schulen waren bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts als Grammar-Schools bekannt, in denen sowohl elementarer als auch höherer Unterricht ertheilt wurde und die theils durch eine Royal charter, theils freiwillig von Privaten errichtet wurden. Obwohl Allen zugänglich, kamen die Vortheile dieser Schulen doch nur den Kindern des niederen Adels und den mittleren Ständen in den Landstädten zu gute. Als aber diese Bevölkerungsklassen beim Aufblühen der kommerziellen Centren vom Lande weg und in die Städte zogen, gerieth die Mehrzahl dieser Schulen in Verfall.[2]

Eben dieses Anwachsen der Bevölkerung in den Städten und das steigende Bedürfniß nach Unterrichtsanstalten ließ im März des Jahres 1698 die Society for Promoting Christian Knowledge entstehen, die ihre Wirksamkeit mit der Gründung von vier Schulen in London begann. Nach Verlauf von 20 Jahren besaß sie jedoch deren schon mehr als 1000, von denen sich etwa 120 in London, die anderen in den verschiedensten Theilen von England und Wales befanden. Der Besuch dieser Elementarschulen stand allen Kindern frei; überdies wurden in den meisten Fällen die Schüler auch mit Kleidung und vielfach auch mit Wohnung und Nahrung versehen. Die Bedürfnisse nach einem mehr gewerblichen und landwirthschaftlichen Unterrichte wurden mit denen nach der eigentlichen Erziehung durch Einführung eines Systemes in Einklang gebracht, dem zufolge nur während des halben Tages unterrichtet wurde, während

die andere Zeit zur Arbeit auf dem Felde, in Werkstätten u. s. w. benützt werden konnte. Den Anforderungen der Erwachsenen wurde durch Errichtung von Abendklassen Rechnung getragen.

Diese Schulen erfreuten sich noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts sorgsamer Pflege und Verehrung, ohne daß man jedoch an eine staatliche Organisation des Volksunterrichtes gedacht hätte. Gleichwohl waren schon damals Männer aufgestanden, welche dem Staate diese Pflicht zuschrieben und welche, wie Dr. Johnson, erklärten, daß Derjenige, welcher wissentlich die Unwissenheit anwachsen lasse, für alle Verbrechen, die aus der Unwissenheit entspringen, verantwortlich sei; er gleiche Demjenigen, der die Lichter auf einem Leuchtthurme verlösche: die Folgen eines Schiffbruches seien dann ihm zuzuschreiben.[3]

Allmählich ließ der Eifer, mit welchem man an die Gründung dieser Charity-Schools — so nannte man sie gewöhnlich — gegangen war, nach; die freiwilligen Spenden zur Erhaltung dieser Anstalten flossen nur spärlich ein, und so wäre, wenn man von den durch Robert Raikes, dem Herausgeber des Glouceſter Journal, begründeten Sonntagsschulen[4] absieht, das Unterrichtswesen seinem sicheren Verfalle entgegengegangen, wenn sich nicht zu Beginn des 19. Jahrhunderts zwei Männer gefunden hätten, denen es mit der Erziehung des Volkes Ernst war und denen es auch gelang, die wohlhabenden Kreise zu Opfern für dieselbe heranzuziehen.

Der eine dieser Männer war Joseph Lancaster. Er begann im Jahre 1798 seine segensreiche Thätigkeit damit, daß er im Alter von 20 Jahren im Hause seines Vaters, eines armen Invaliden, eine Anzahl von Kindern aus der Nachbarschaft um sich versammelte, um ihnen unentgeltlich einige Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen. Er that dies mit solchem Erfolge, daß sich bald Tausende von Kindern um ihn

ſcharten, ſo daß er ein eigenes Gebäude miethen mußte, um ſie alle unterzubringen. Die Mittel hierzu boten ihm angeſehene Männer — ſo namentlich der Herzog von Bedford —, die ihn mit Geld unterſtützten. Auch Lehrmittel, allerdings primitiver Natur, wurden angeſchafft; ſie beſtanden aus einigen Schiefertafeln und Vorlageblättern für die vorgeſchrittenen Schüler, während die anderen auf mit Sand beſtreuten Bänken mit ihren Fingern ſchreiben und rechnen mußten! Schon nach kurzer Zeit konnte Lancaſter infolge der großen Schülerzahl den Unterricht nicht mehr allein ertheilen; da es ihm aber an Geld zur Bezahlung anderer Hülfskräfte mangelte, ſo verfiel er auf ein anderes Mittel: er bildete die älteren und fähigeren ſeiner Schüler zu Monitoren heran, die ihn in ſeiner erziehlichen Arbeit unterſtützten. Nun konnte er auch Reiſen unternehmen, um auch außerhalb Londons ähnliche Schulen zu errichten, deren Leitung den Monitoren anvertraut ward.

Um Lancaſter in ſeiner Aufgabe zu unterſtützen, bildete ſich im Jahre 1808 ein Verein: The Royal Lancasterian Institution, der am 21. Mai 1814 ſeinen Namen in The British and Foreign School Society umänderte, unter welchem Titel er auch heute noch beſteht und der, wie alle anderen um dieſe Zeit gegründeten Geſellſchaften, auf einer allgemein chriſtlichen Grundlage mit Ausſchluß jedoch alles rein Konfeſſionellen beruht. Gründe der Eitelkeit mögen es geweſen ſein, die Lancaſter dahin führten, ſich mit ſeinen Freunden zu entzweien. Er verließ London und ging nach Amerika, wo er nach einem abenteuerlichen, an Entbehrungen reichen Leben im Jahre 1838 ſtarb; er wurde in den Straßen New-Yorks von einem Wagen überfahren.

Der Verein hatte indeſſen Lancaſters Werk in England fortgeführt; doch nicht ohne Schwierigkeit, denn kurze Zeit nach der Gründung der Lancasterian Institution, im Jahre 1811,

war ein anderer reicher und mächtiger Verein entſtanden, die National Society for promoting the education of the poor in the principles of the established Church throughout England and Wales, die 1818 auch Korporationsrechte erhielt. Ihr Begründer war Andrew Bell, der zweite Organiſator des engliſchen Volksſchulweſens.

Zur ſelben Zeit, als Lancaſter ſeine Lehrverſuche in London anſtellte, that Bell dasſelbe in Madras in einem Knaben-Aſyle. Auch er kam auf das Monitoren-Syſtem aus denſelben Gründen, aus denen Lancaſter auf dieſen Gedanken verfallen war; ja, Bells Schrift: Instruction for conducting schools through the Agency of the scholars themselves (London 1817) erſchien noch vor Lancaſters diesbezüglichen Veröffentlichungen, ſo daß eigentlich Bell als Begründer des Syſtems angeſehen werden muß, was Lancaſter übrigens ſtets bereitwillig erkannte.[5] In der Lehrmethode giebt es alſo zwiſchen den beiden Organiſatoren keinen beſonderen Unterſchied; deſto mehr aber wichen ſie bezüglich der religiöſen Unterweiſung voneinander ab. Während in den von Bell gegründeten Schulen der Katechismus und die Liturgie der anglikaniſchen Kirche gelehrt wurden, dieſe Anſtalten alſo auf ſtreng konfeſſioneller Grundlage ruhten und ſich daher auch der eifrigen Unterſtützung der Biſchöfe zu erfreuen hatten, war in den Schulen Lancaſters der Religionsunterricht auf die bloße Lektüre der Bibel beſchränkt, wobei jede konfeſſionelle Erklärung ſtreng vermieden werden mußte. So kam es auch, daß die Gönner dieſer Anſtalten ſich vornehmlich aus den Anhängern der freien Sekten, den Nicht-Konformiſten zuſammenſetzten. Die National Society war die mächtigere, einflußreichere. Da ihr größere Geldmittel zur Verfügung ſtanden, konnte ſie auch mehr Schulen errichten. Aber eigentlich ſtand bei ihr der Unterricht erſt in zweiter Linie; ſie war mehr ein Inſtrument für die Propaganda, wie denn überhaupt in England die

kirchlichen Gesellschaften weniger beflissen waren, dem Staate gut unterrichtete Bürger zuzuführen, als vielmehr Anhänger der verschiedensten Religionsgenossenschaften heranzubilden.[6] Die National Society hatte ihren Anhang vornehmlich auf dem flachen Lande, während in den großen Städten die Schulen Lancasters blühten, deren Unterricht von den Gegnern häufig genug angefeindet wurde.

Das in den Anstalten beider Vereine später eingeführte Schulgeld richtete sich nach den Vermögensverhältnissen der Einwohner jener Ortschaften, in denen Schulen ins Leben gerufen wurden.

Der Umfang des dargebotenen Wissens war allerdings nicht groß: Lesen, Schreiben und Rechnen bildete das Um und Auf des Lehrplanes. Doch besserten sich diese Zustände mit der Zeit, und insbesondere in den Schulen Lancaster'scher Richtung kam bald auch der Unterricht in Geographie und Geschichte hinzu.

Die Bemühungen der beiden Gesellschaften um Hebung der Volsbildung konnten vom Staate nicht lange unbemerkt bleiben. Er sah ein, daß das Bedürfniß nach Gründung von Schulen nicht nur vorhanden war, sondern auch lebhaft empfunden wurde. Zwar hatte die Regierung schon früher durch die Fabriksschutzgesetze auf Unterricht und Erziehung der ärmeren Klassen Einfluß zu nehmen gesucht; die ersten gesetzlichen Bestimmungen über Kinderarbeit in Fabriken stammen nämlich schon aus dem Beginne unseres Jahrhunderts. Im Jahre 1802 brachte Sir Robert Peel, der Vater des Premierministers, eine Bill durch, welche die Arbeitszeit der Lehrlinge in den Fabriken beschränkte; sie schrieb auch vor, daß die jungen Leute während der ersten vier Jahre der Lehrzeit an jedem Werktage während bestimmter Stunden, die innerhalb der bedungenen Arbeitszeit liegen sollen, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden müssen

und zwar von „einer tauglichen Perſon, die vom Lehrherrn zu bezahlen ſei, und in einem von der Fabrik getrennten Raume.“ [7] Aehnliche Beſtimmungen wurden auch noch in den Jahren 1819, 1833 und 1847 erlaſſen, die dann das ganze Syſtem der Factory-Acts zum Abſchluſſe brachten. [8]

Mit der Erlaſſung dieſer Schutzgeſetze beginnt in der That das erſte Eingreifen der engliſchen Regierung rückſichtlich der Schaffung geordneter Zuſtände auf dem Gebiete des Unterrichtsweſens; denn innerhalb des durch die Fabriksgeſetzgebung ausgefüllten Zeitraumes, in das Jahr 1816, fällt die erſte Einſetzung einer ſtaatlichen Kommiſſion mit Lord Brougham an der Spitze, um die Frage des Unterrichts der ärmeren Klaſſen eingehend zu prüfen. Allein die Berathungen dieſer Kommiſſion blieben erfolglos, wiewohl Lord Brougham öffentlich erklärt hatte, daß „die Erziehung des Volkes eine Angelegenheit ſei, an welcher der Staat ein vitales Intereſſe habe“.

Erſt im Jahre 1832 gelang es Lord Althorp, im Unterhauſe den Antrag durchzubringen, es mögen von Staatswegen 20000 Pfund Sterling zur Errichtung von Schulen votirt werden. Allerdings geſchah dies erſt nach harten Kämpfen, in denen insbeſondere die Kirche als heftigſte Gegnerin einer Staatsſchule auftrat; ſie nahm für ſich die Leitung des ganzen Volksſchulweſens in Anſpruch. [9] Die Vertheilung dieſer Subvention wurde der Verwaltung des Staatsſchatzes übertragen. Doch nach den Beſtimmungen des am 30. Auguſt 1833 angenommenen Finanzgeſetzes wurden bloß an bereits beſtehende Schulen und auch dann nur in dem Falle Subventionen gewährt, wenn entweder ein Bericht von der National Society oder von der British and Foreign School Society dem Verwalter des Staatsſchatzes die Gewähr gab, daß die Zuweiſung eines Betrages nöthig und daß gegründete Ausſicht vorhanden war, die betreffende Schule dauernd zu erhalten. Die Beiträge durften

auch dann zumeiſt nur zur Vergrößerung der Schulen verwendet werden.[10]

Im Jahre 1835 wurde vom Parlamente eine beſondere Summe von 10.000 Pfund Sterling zur Gründung von Lehrerbildungsanſtalten bewilligt, da ſich nachgerade die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit des Monitorenſyſtems Bahn gebrochen hatte. Das Bedürfniß nach entſprechend vorgebildeten Lehrern wurde immer größer, je mehr die Zahl der Schulen anwuchs. Allein es ſcheint, daß den Behörden bei der Erwägung, wie dieſe Summe am beſten zu verwerthen wäre, viele Schwierigkeiten bereitet wurden, denn noch drei Jahre ſpäter war die Summe unbenützt.[11]

Zwei weitere wichtige Schritte ſind aus dem Jahre 1839 zu verzeichnen. Es ſollte zunächſt die indes auf 30.000 Pfund Sterling jährlich angewachſene Staatsſubvention nun nicht länger mehr ausſchließlich zur Vergrößerung von Schulen, ſondern zur Förderung des Unterrichtsweſens und der Volksbildung im allgemeinen verwendet werden. Es wurde ferner mittelſt Kabinetsordre vom 10. April 1839 eine eigene Behörde eingeſetzt, The Comittee of the Privy Council on Education, kurz Education Department genannt, der „die Beaufſichtigung der Verwendung der vom Parlamente zu Schulzwecken votirten Summen“ oblag, da die Kontrolle über die Verwendung der Staatsgelder durch die Schulgeſellſchaften vieles zu wünſchen übrig gelaſſen hatte. Das Komitee beſtand aus dem Lord President of the Privy Council und vier Beiräthen, deren hervorragendſter der gelehrte James Philipp Kay, der nachmalige Sir J. K. Shuttleworth, war, ein Mann von umfaſſender Bildung, der insbeſondere auch das ausländiſche Schulweſen aus eigener Anſchauung kannte. Seiner Anſicht nach war das Dringendſte die Errichtung einer Anſtalt zur Heranbildung von Lehrkräften, und auf ſeinen Antrag wurde auch endlich die erwähnte Summe von 10.000 Pfund

Sterling unter die beiden großen Schulgesellschaften vertheilt, die übrigens schon seit einigen Jahren dreimonatliche Specialkurse zur Heranbildung von Lehrern nach den Methoden von Bell und Lancaster errichtet hatten. In diesen Kursen sind die Anfänge der heutigen Training-Colleges in England zu suchen.

Während nun so der Staat das Seine that, um die Schule nach und nach in seine Hände zu bekommen, waren auch Private und einzelne Korporationen nicht müßig, und zahlreiche pädagogische Gesellschaften, private und öffentliche Schulen entstanden allerorten.[12]

Allein schon der weitere Vorschlag der Erziehungsbehörde, eine staatliche Lehrerbildungsanstalt zu errichten, stieß auf den heftigsten Wiederstand der anglikanischen Kirche, die in einer solchen Schule eine große Gefahr hinsichtlich der konfessionellen Fragen erblickte.[13] Doch Kay war nicht der Mann, der sich leicht abschrecken ließ. Unterstützt von seinem Freunde Karleton Tufnell, gründete er in Battersea ein Training-College, das die Regierung zwei Jahre später (1842) subventionirte und das die National Society im darauf folgenden Jahre unter ihre Leitung nahm. Ungefähr um dieselbe Zeit vergrößerte die British and Foreign School Society die von Lancaster in Borough Road zu Schulzwecken benutzten Gebäude und machte sie zur Aufnahme von Lehramtszöglingen beiderlei Geschlechtes geeignet. Allein der entscheidende Schritt in der Frage der Lehrerbildung ist wohl erst aus dem Jahre 1846 zu verzeichnen. Die in diesem Jahre veröffentlichen Minutes of Council, d. i. Beschlüsse und Verordnungen der Erziehungsbehörde, enthielten nämlich schon staatlicherseits Vorschläge zur Heranbildung von Lehrpersonen. Insbesondere drei Maßnahmen waren ins Auge gefaßt: Ausstellung von Zeugnissen nach abgelegter Prüfung, Gewährung größerer Subventionen an die Lehrerbildungsanstalten und Einführung

des Pupil-Teacher-Syſtems, das aus dem früheren Monitorial-Syſtem hervorging.[14] Dieſe Verordnungen hatten Erfolg.

Schon im Jahre 1849 zählte man in England bereits 681 mit Zeugniſſen verſehene Lehrer und 3580 Pupil-Teachers; zwei Jahre ſpäter gab es 1100 geprüfte Lehrer, 6000 Schüler-Lehrer und 25 Leherbildungsanſtalten. Naturgemäß mußte auch die ſtaatliche Subvention immer größer werden; im Jahre 1859 war ſie bereits auf 800 000 Pfd. Sterl. angewachſen. Allerdings mußten die Schulen, die an der Staatsunterſtützung theilnehmen wollten, ſich der ſtaatlichen Inſpektion unterwerfen, die bereits ſeit dem Jahre 1839 eingeführt war. Vorher hatte man ſich bloß damit begnügt, von den Privatſchulen periodiſche Berichte abzuverlangen. Die Inanſpruchnahme des nunmehrigen ſtaatlichen Inſpektionsrechtes gab aber Veranlaſſung zu verſchiedenen Streitigkeiten, insbeſondere mit den Erhaltern der British and Foreign School Society, die durchaus keine Inſpektion dulden wollten. Auch zahlreiche Körperſchaften der Diſſenter, ſowie viele Gemeinden der Staatskirche wieſen aus dieſem Grunde jede Geldunterſtützung der Regierung zurück.[15]

Da erſchien im Jahre 1862 ein neues Geſetz, das man jedoch allerdings eher als einen Rückſchritt, denn als Fortſchritt bezeichnen kann. Es wurde namentlich von den Lehrern unwillig aufgenommen, weil es ihren Gehalt von der Anzahl der an einem beſtimmten Tage anweſenden Schüler und deren Leiſtungen abhängig machte; es führte das ſogenannte Payment by results ein, das aber wenige Jahre ſpäter beſſeren Beſtimmungen weichen mußte.[16]

Als Geburtsjahr des engliſchen Volksſchulweſens iſt das Jahr 1870 zu betrachten; mit der Annahme des von William Forſter ausgearbeiteten Geſetzes, das den obligatoriſchen und in einem gewiſſen Sinne auch weltlichen Unterricht feſtſetzte,

kann man erſt von einem eigentlichen Volksſchulweſen in England ſprechen.

Die wichtigſte Beſtimmung des neuen Geſetzes, des Elementary Education Act 1870, betraf die Errichtung der School-Boards; es ſollte nämlich auf die begründete Bitte der Ortsbehörde, oder in dem Falle, wenn genügende Vorſorge für die Bedürfniſſe einer Schule auf privatem Wege nicht getroffen werden konnte, in jedem Diſtrikt ein Amt ins Leben gerufen werden, das die Verpflichtung hatte, die für die Inſtandſetzung der Schule noch nöthigen Mittel auf dem Wege lokaler Steuerumlagen einzubringen. Das Geſetz enthält außerdem Beſtimmungen wegen des Religionsunterrichtes, der nicht konfeſſionell ſein darf und deſſen Beſuch in den öffentlichen Schulen, den Board Schools, auch nicht obligatoriſch iſt.[17]

Das neue Geſetz, das im Laufe der folgenden Jahre noch vielfach verbeſſert wurde, fand in den meiſten Kreiſen eine günſtige Aufnahme, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß manche der gewünſchten und erhofften Erfolge ausblieben. So hat namentlich die Kirche mit den von ihr erhaltenen Privatſchulen keine bedeutende Einbuße erlitten, denn noch immer ſind faſt zwei Drittel aller engliſchen Volksſchulen Voluntary Schools, d. h. private, von religiöſen Körperſchaften erhaltene Schulen, die bloß eine ſtaatliche Unterſtützung erhalten und in denen jener Religionsunterricht ertheilt wird, welcher der betreffenden, die Schule erhaltenden Religionsgenoſſenſchaft entſpricht.

Doch mit dem Geſetze von 1870 konnte die Schulgeſetzgebung nicht als abgeſchloſſen betrachtet werden. Das Geſetz ließ nämlich eine Anomalie beſtehen, indem es den obligatoriſchen Unterricht einführte, ohne zugleich deſſen Unentgeltlichkeit zu proklamiren. Erſt im Laufe der letzten Jahre iſt dieſe Frage in England lebhaft erörtert worden. Allein auf welchen Grundſätzen ſollten die Maßnahmen bezüglich eines unentgeltlichen

Volksunterrichtes fußen? Man ſchlug vor, bloß den Unterricht in den öffentlichen Board Schools unentgeltlich zu geſtalten; allein dies hätte die Schließung aller Voluntary Schools, als Anſtalten, an denen gezahlt werden mußte, zur Folge gehabt. Die Anhänger dieſer letzteren bekämpften daher eine ſolche Maßregel. Ein anderer Vorſchlag ging dahin, alle Schulen, öffentliche wie private, unentgeltlich zu geſtalten; doch dann hätte der Staat ſich ein gewiſſes Aufſichtsrecht über die Privatſchulen wahren müſſen, die auf dieſe Weiſe Board Schools geworden wären. Es iſt begreiflich, daß die konſervative Partei einem ſolchen Antrage ihre Zuſtimmung nicht ertheilen konnte, und zwar namentlich wegen der für den Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen erlaſſenen Beſtimmungen.[18]

Die Frage wurde erſt in jüngſter Zeit durch die von der Regierung vorgeſchlagene und nach manchen harten Kämpfen im Mai 1891 angenommene Free Education Bill gelöſt. Das neue Geſetz erhöht die bisherige ſtaatliche Subvention um je 10 Schilling für jeden Schüler. Dieſe Summe ſoll das Schulgeld in allen jenen Schulen erſetzen, in denen der Durchſchnittsbetrag desſelben am letzten Neujahrstag nicht ein höherer war. In allen öffentlichen Volksſchulen, in denen das Schulgeld im Jahre bisher weniger als 10 Schilling betrug, iſt der Unterricht daher ein völlig unentgeltlicher geworden; zwei Drittel aller Elementarſchulen haben jetzt einen freien, ein Drittel einen faſt freien Unterricht.

Es wird abzuwarten ſein — das neue Geſetz trat erſt mit dem Schuljahr 1890—91 in Kraft —, wie ſich die von den Kirchengemeinden erhaltenen Voluntary Schools neben der koſtenloſen Staatsſchule erhalten werden. Es werden aber auch die Reſultate abzuwarten ſein, welche die nunmehr auf beſſerer Grundlage aufgebaute engliſche Volksſchule erzielen wird.[19]

Indes jedoch, während die geſetzgebenden Körperſchaften ſich

mit Schulreformen befaßten, war eine andere mächtige Bewegung entſtanden, die, von vollſtändig privater Initiative ausgehend, nichts Geringeres bezweckte, als den mittleren und den arbeitenden Klaſſen Englands reichliche Gelegenheit zur Erweiterung der durch die Volksſchule nur mangelhaft erlangten Bildung zu geben. Drei Jahre nach der Annahme des Forſterſchen Schulgeſetzes, im Jahre 1873, begann dieſe großartige Bewegung, die ihresgleichen auf dem Kontinente nicht hat, und ſie hat bis zum heutigen Tage im Wechſel der Zeiten und politiſchen Strömungen eine wunderbare Lebenskraft, ſowie die Fähigkeit dargethan, ſich dieſen wechſelnden Verhältniſſen und lokalen Bedingungen ſtets anzupaſſen.

Wir ſprechen von der Bewegung zu Gunſten der Erweiterung der Univerſitätsbildung, die als University Extension Movement bekannt iſt und die nichts Geringeres als eine Annäherung zwiſchen den Univerſitäten und dem Volke anſtrebt.[20]

Der Urſprung der ganzen Bewegung war folgender: Schon im Jahre 1867 beſtanden in mehreren großen Städten Englands Frauenvereine — Women Colleges —, die den Zweck hatten, Vorträge, welche nur für Damen und in der Regel von Graduirten der Univerſität gehalten wurden, einzurichten. Dieſe am Nachmittag abgehaltenen Vorträge hatten einen ſolchen Erfolg, daß man den Vortragenden gewöhnlich bat, ſeinen Vortrag am Abend nochmals für Arbeiter und während des Tages beſchäftigte Perſonen zu wiederholen. Der Erfolg dieſer Abend-Veranſtaltungen nun übertraf alle Erwartungen; man konnte bald nicht genug Vortragende aufbringen, um allen Anſuchen ſeitens der verſchiedenen Korporationen zu genügen. Aber das Unternehmen hatte auch ſeine Mängel; da der Vortragende jeweilen in den betreffenden Ort nur einmal kam, ſo konnte ſich zwiſchen ihm und ſeinem Auditorium eigentlich kein rechtes Lehrverhältniß herausbilden. Da nahm ſich

ein Mann der Sache an, der mit edelſter Begeiſterung für das Wohl des Volkes auch reiches Wiſſen verband, das er in den Dienſt der guten Sache zu ſtellen beſchloß.

Profeſſor Stuart von der Univerſität in Cambridge, damals ein junger Lehrer dieſer Hochſchule, hielt ebenfalls in verſchiedenen Städten ſolche Vorträge ab. Er erkannte bald, daß insbeſondere drei Klaſſen der engliſchen Bevölkerung bislang von den Wohlthaten einer höheren Bildung ausgeſchloſſen waren: die Frauen und Unbeſchäftigten, ferner jene Perſonen, die tagsüber den Pflichten kaufmänniſchen und anderen berufsmäßigen Lebens nachkommen, und ſchließlich die Handwerker und Arbeiter. Die Univerſität ſollte nun zu Jenen kommen, die nicht zur Univerſität kommen konnten.

Nach mannigfachen Verſuchen und Experimenten, die Stuart anſtellte, gelang es ihm, der ganzen Bewegung gewiſſe Bahnen vorzuzeichnen, in denen ſie ſich auch heute noch bewegt. Er ſchlug vor: 1. Die Unterrichtskurſe — und ſolche waren es doch — ſollten ſich nicht über einen Vortrag, ſondern über eine ganze Serie von ſolchen erſtrecken, die alle denſelben Stoff behandeln. 2. Den Hörern ſoll ein gedruckter Leitfaden in die Hand gegeben werden, welcher gewiſſermaßen den Extrakt des Vortrages in klarer, präciſer Form, ſowie Winke, Anleitungen und Quellen enthält, aus denen man über die in Rede ſtehende Disciplin mehr erfahren könne. 3. Von den freiwillig ſich hierzu Meldenden ſollen allwöchentlich ſchriftliche Aufgaben über das während der Woche Gehörte angefertigt und dem Vortragenden zur Cenſurirung übergeben werden. 4. Die Vorträge ſelbſt ſollen eine Stunde dauern und den Gegenſtand, den ſie behandeln, nur allgemein berühren. In dem Lehrkurſe, der ſich unmittelbar an den Vortrag anſchließt, ſoll der Vortragende ausführlich jene Theile ſeines Themas behandeln, welche eine mehr allgemein verſtändliche Behandlung verlangen. 5. Am

Schluſſe des ganzen Lehrganges ſollen Prüfungen abgehalten und den Kandidaten, welche genügen, Zeugniſſe ausgeſtellt werden.

Mit dieſen ſeinen Vorſchlägen wandte ſich nun Profeſſor Stuart im Jahre 1871 an den Senat der University of Cambridge und bat denſelben, der ganzen Bewegung, die allmählich die weiteſten Schichten der Bevölkerung ergriffen hatte, einen officiellen Charakter zu geben, die bisher verſtreut angeſtellten Verſuche und Kurſe zu koncentriren. Die Univerſität ſollte jedem Verlangen, das an ſie behufs Entſendung eines ihrer Lehrer nach irgend einem Orte zur Abhaltung von Kurſen geſtellt würde, willfahren, falls dieſer Ort die von der Hochſchule geſtellten Bedingungen annahm.

Kaum waren dieſe an den Senat geleiteten Vorſchläge Mr. Stuarts bekannt geworden, als von allen Theilen Englands bei der Hochſchule zahlreiche Petitionen anlangten, welche die Anregungen des edlen Volksbildungsfreundes unterſtützten. Die Univerſität zögerte anfangs; ſie konnte ſich doch nicht ſo unerhört weit von ihren Traditionen entfernen; dann aber ſetzte ſie ein Komitee ein, das mit der Unterſuchung der Frage betraut wurde, auf welche Weiſe dem Verlangen der Bittſteller am beſten entſprochen werden könnte. Dieſes Komitee wurde für den Zeitraum von zwei Jahren ermächtigt, die Einführung von Vorleſungen und Kurſen in einer beſchränkten Anzahl volkreicher Centren zu verſuchen und zur Beurtheilung der Arbeiten Examinatoren zu beſtellen. Der Verſuch gelang. Das Komitee wurde in Permanenz erklärt und mit der Vollmacht ausgeſtattet, überall dort, wo das erforderliche Kapital garantirt werden konnte und wo ſich zu dieſem Zwecke Lokal-Komitees bildeten, eine Reihe von Vorträgen feſtzuſetzen und zu beaufſichtigen.

Mit der Einſetzung dieſes Komitees oder Syndikats beginnt die eigentliche Geſchichte der Univerſity Extenſions-Bewegung.

Eine Hauptfrage bildete die Beſchaffung des nöthigen Kapitals. Jedem Einſichtigen war es nämlich klar, daß dieſe Kurſe, die ſich über zwei bis drei Jahre erſtrecken konnten, von den Abgeſandten der Univerſität nicht unentgeltlich abgehalten werden würden. Die finanzielle Seite wird nun auf folgende Weiſe geregelt: Die Koſten eines zwölf Vorträge umfaſſenden Kurſes belaufen ſich auf etwa 60—70 Pfd. Sterling. Es bildet ſich nun in jedem Orte, der ſolche Vorträge zu haben wünſcht, ein Lokal-Komitee mit einem Garantiefond, welcher für dieſe Koſten aufzukommen hat. Man ſchreitet dann zum Verkauf der Eintrittsbillete, und falls der Erlös derſelben die Koſten des Cyklus nicht deckt, muß das Lokal-Komitee das Deficit decken. Der finanzielle Erfolg hängt alſo zumeiſt von der Zahl der Hörer ab. Gewöhnlich kommt das Billet für einen Vortrag auf weniger als 1 Sh. zu ſtehen; doch werden in manchen Orten die Eintrittspreiſe auch bedeutend herabgeſetzt. Uebrigens wählt man häufig noch ein anderes Mittel, um die Koſten hereinzubringen: man verlangt eine höhere Bezahlung von Jenen, welche die am Nachmittage abgehaltenen Vorträge beſuchen — es ſind dies meiſt Damen und Angehörige der beſſeren Stände — und deckt mit dem ſo erlangten Ueberſchuß das Deficit, welches durch die niedrigere Eintrittsgebühr der Abendbeſucher verurſacht wird.

Im Herbſt 1873 begannen die Kurſe. Die drei Städte Nottingham, Derby und Leiceſter vereinigten ſich, um auf gemeinſame Koſten eine Serie von Lehrkurſen über drei Disciplinen: engliſche Litteratur, Phyſik und National-Oekonomie, zu organiſiren. Dieſe Kurſe wurden von drei Lehrern der Univerſität Cambridge abgehalten. Im Januar des nächſten Jahres folgte ein anderer Cyklus in der Grafſchaft York und in einigen Städten des Weſtens über engliſche Geſchichte und National-Oekonomie; bald folgten auch Liverpool, Sheffield, Leeds —

kurz, von allen Punkten des Landes trat man an die Universität um Ueberlassung einiger ihrer Lehrer heran.

Die „Studenten" strömten scharenweise zu. Bald zeigte sich, daß im Volke selbst, weitverbreitet und tiefgewurzelt, selbst dort, wo man es am wenigsten vermuthete, nicht nur lebhafter Sinn für den Werth höherer Bildung bestand, sondern auch ein ernstliches Streben, jede Gelegenheit, welche zu derselben den Zutritt ermöglicht, zu benutzen; daß ein ernstes Interesse an Litteratur, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften einen neuen Zug im Lebensbilde der mittleren und niederen Klassen ausmachen werden, daß in nicht zu ferner Zeit Hunderte und vielleicht Tausende der ärmsten und geringsten Bürger neben der Arbeit ihres Lebens eine ebenso systematische und gründliche Erziehung erhalten werden, wie ihre glücklicheren Landsleute an den Universitäten von Oxford und Cambridge und zwar aus den Händen derselben Lehrer wie diese.

Daß diese Voraussicht nicht getäuscht wurde, werden wir bei Besprechung der Resultate der Bewegung sehen.

Anfangs war die ganze Bewegung nur von Cambridge ausgegangen. Im Jahre 1877 trat auch Oxford auf den Plan, das nun mit der Schwesteranstalt zu rivalisiren begann. Keine geringe Schwierigkeit aber bot hier die finanzielle Frage. Wie sollte man in einem nur von Arbeitern bewohnten Distrikte die nöthige Summe aufbringen, um durch mehrere Jahre die Kosten einer aus zwölf Vorträgen bestehenden Serie zu decken? Oxford führte Serien von sechs Vorträgen ein. Man war sich zwar der Gefahr dieses Wagnisses bewußt, aber der Mißerfolg trat nicht ein, und das Unternehmen erwies sich auch in dieser Form lebensfähig und gedieh immer weiter.

Im Jahre 1877 trat ferner ein Komitee von Vertretern der Universitäten London, Oxford und Cambridge in London zusammen, um die Bewegung auch auf den Boden der Hauptstadt

zu verpflanzen. Da es aber bekanntlich eine „lehrende“ Universität in London nicht giebt, so war dies mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden.[21] Dessenungeachtet aber bildete sich in der Hauptstadt ein Verein: London Society for the Extension of University Teaching, der auch ein eigenes Journal[22] veröffentlicht; die anfangs bescheidenen Erfolge, welche die Metropole aufzuweisen hatte, wurden immer größer, und heute ist London bereits ein fruchtbarer Boden für diese Volksbildungsbestrebungen. Das Londoner Komitee hat sehr thätige Filial-Komitees in allen Vorstädten und von Arbeitern bewohnten Stadttheilen eingesetzt. Allerdings mußte es diesen Bevölkerungsschichten gewisse Konzessionen machen. Es führte nämlich im Jahre 1887 Serien von nur je drei Vorträgen ein, die es als „Volksthümliche Vorträge“ bezeichnete und die als eine Art Vorbereitungskurse für ausgedehntere Serien dienen sollten. Nunmehr ist unter den drei Hochschulen eine Theilung der Arbeit eingetreten: das Londoner Komitee beschränkt sich naturgemäß auf das ungeheuere Gebiet der Hauptstadt mit den anliegenden Ortschaften; Oxford und Cambridge theilen sich in die Provinzstädte.

Einige Daten mögen einen Begriff von der Popularität des Unternehmens geben.

Im Jahre 1873, als die Bewegung anfing, sandte Cambridge seine Missionäre nach zehn verschiedenen Orten, die zusammen 3200 Studenten aufwiesen; im Jahre 1889—90 gab es bereits 85 von Cambridge abhängige Centren mit 125 Unterrichtskursen und 11.595 Studenten, von denen 2385 allwöchentlich ihre Aufgaben ablieferten und von denen 1732 am Schlusse des Kurses Prüfungen ablegten. Für Oxford gelten folgende Daten: Im Jahre 1889—90 gab es 109 Centren mit 148 Kursen, 17.904 Studenten, von denen 927 nach abgelegtem Examen Certifikate erhielten. In London gab es im selben Jahre 130 Kurse, 12923 Studenten, 1972 abgegebene Arbeiten und 1350

erlangte Prüfungs-Certifikate. Wenn man noch die 1040 Studenten hinzurechnet, die sich an den von der Victoria-University in Manchester eingerichteten Kursen betheiligten, so ergiebt sich für die Saison 1889—90 die Summe von 42.312 Studenten.

Unter den Disciplinen, die gelehrt wurden, kann man zwei Gruppen unterscheiden: eine naturwissenschaftliche und eine historisch-juridische. Doch giebt sich rücksichtlich der Wahl der Vortragsthemen eine große Mannigfaltigkeit kund. In Sheffield wurde vor einem nur aus Arbeitern bestehenden Auditorium ein Kurs über das Zeitalter des Perikles gelesen, in Oldham vor einem 600 Personen umfassenden Auditorium, das sich zumeist aus Spinnern und Baumwollarbeitern rekrutirte, ein solcher über die Geschichte von Florenz und in New-Castle vor Arbeitern der Kohlenwerke einer über die griechische Tragödie. Andere Themen waren: Ueber die englischen Maler; die Geschichte des modernen Europa; Geschichte Irlands; Erblichkeit und Entwickelung; die französische Revolution u. a.

Der von jedem Vortragenden seinen Zuhörern eingehändigte Leitfaden enthält auf der ersten Seite folgenden Vermerk: „Am Schlusse jeder Stunde wird der Lehrer eine Besprechung abhalten, während welcher er einzelne Partien ausführlicher behandeln wird. Er wird sich freuen, wenn bei dieser Gelegenheit die Schüler an ihn Fragen über schwierige Punkte seines Vortrages richten werden. Da das Anhören der Extension-Vorträge den Hörern auch die Wahl ihrer Lektüre erleichtern soll, so werden die Studenten gebeten, den Lecturer auch in dieser Richtung um seinen Rath anzugehen. Man giebt sich der Erwartung hin, daß die Studenten während der Dauer des ganzen Kursus anwesend sein und allwöchentlich schriftliche Aufgaben abliefern werden. Zum Schluß-Examen werden nur Jene zugelassen, die mindestens zwei Drittel der Vorträge angehört und eine

entsprechende Anzahl von wöchentlichen Aufgaben abgeliefert haben.“ [23]

Unter den Vortragenden kann man zwei Gruppen unterscheiden. Die Einen sind Männer von begründetem Ruf, hervorragende Professoren, die glänzende stabile Stellungen einnehmen könnten, die aber dieses interessante, abwechselungsreiche Wanderleben im Dienste der Volksbildung vorziehen. Die Anderen sind ganz junge Leute, die eben ihr Examen abgelegt haben und die sich bloß, um Lehrgeschick zu erwerben, oder auch aus reiner Hingebung diesen Beruf erwählt haben.

Die Thätigkeit eines solchen Lehrers ist eine sehr anstrengende; er spricht gewöhnlich an fünf Abenden und an drei bis vier Nachmittagen in der Woche. Jeder Kurs erfordert eine entsprechende Vorbereitung und außerdem hat er auch die schriftlichen Arbeiten zu korrigiren. Das geht so durch zwölf Wochen während des Winters und durch zwölf Wochen während des Frühlings. Außerdem sind auch noch die langen Reisen, die ein solcher Missionär oft zu machen hat, zu berücksichtigen.[24]

Im Jahre 1890 führte die Universität Cambridge eine Neuerung ein. Um der ganzen Bewegung ein officielles Gepräge zu geben, beschloß sie, jenen Centren, die einen zusammenhängenden systematischen Lehrkurs über naturwissenschaftliche und litterarhistorische Disciplinen, der sich über einen Zeitraum von vier Jahren erstreckt, einführen, das Recht zu ertheilen, sich als Tochterschule der Universität — Affiliated School — bezeichnen zu dürfen. Den Absolventen dieser Kurse aber wurden, falls sie am Schlusse ihr Examen ablegten, noch besondere Begünstigungen zu theil: sie wurden zur Universität selbst zugelassen und konnten sogar gewisse akademische Grade erlangen, wenn sie zwei Jahre an der Universität verblieben, statt drei Jahre, wie die anderen Hörer. Der Werth dieser Begünstigung liegt allerdings auf moralischer Seite; denn es werden wohl wenige der Extension-Studenten

ihren Beruf verlaſſen — obzwar dies auch vorgekommen iſt —, um zwei Jahre das koſtſpielige Studentenleben in Oxford oder Cambridge mitzumachen; aber da dieſe Entſcheidung von der altehrwürdigen, an ihren Traditionen ſo ſtarr hängenden University of Cambridge erfloſſen iſt, ſo hatte man darin eine vollwichtige Anerkennung der Beſtrebungen des Extenſion-Movement ſeitens der älteſten Hochſchule des Landes zu erblicken, die ſo von ihrem hohen Piedeſtal zum Volke ſelbſt herabſtieg. Die Univerſitäts-Carrière war nun Jedermann erſchloſſen.

Auch Oxford blieb mit Neu-Einrichtungen hinter der Schweſteranſtalt nicht zurück. Es veranſtaltete Sommer-Kurſe, die in Oxford ſelbſt abgehalten wurden.

Seit drei Jahren vereinigt nämlich Oxfordalljährlich während der Sommerferien etwa 1000 Extenſion-Studenten in ſeinen Mauern. Landwirthe, Lehrer, Handwerker, Bergarbeiter kommen auf zwei Wochen in die Stadt, um in den geheiligten Hallen der Colleges andächtig den Vorträgen der Lehrer zu lauſchen. Man hält für ſie Kurſe über allgemein wichtige Fragen ab, zeigt ihnen die Schätze, Sammlungen und die Bibliothek der Schule. Hoch befriedigt von dem Geſchauten und Erlebten, kehren die Wackeren heim. Viele von ihnen ſind einfache Arbeiter, die ihre Werkſtatt verließen, um mit Hülfe eines erlangten Stipendiums die Reiſe und die Koſten des Aufenthaltes in der Univerſitätsſtadt zu decken.[25] Auch Cambridge lädt alljährlich Extenſion-Studenten zu Gaſte; nicht ſo viele wie Oxford, ſondern nur wenig Auserleſene, die im Lehrkurſe das Schlußexamen abgelegt und ſich durch beſonderen Fleiß hervorgethan haben. Man läßt ſie in den Laboratorien arbeiten, ſich in die Bücherſchätze der Bibliotheken vergraben, die während der Sommerferien nur für dieſe Beſucher offen ſind.[26]

Das wären im allgemeinen die Grundzüge der Organiſation der Extenſionbewegung. Sehen wir nun zu, wie dieſelbe

funktionirt. Um dies darzulegen, sei zunächst ein Arbeiterdistrikt gewählt, und zwar als besonders bezeichnend jener von Northumberland mit seinen großartigen Kohlenwerken.

Der Beginn der Bewegung daselbst geht auf das Jahr 1879 zurück. Im Herbste dieses Jahres wurden in vier Orten dieses Distriktes Kurse über Nationalökonomie organisirt. Ein gemischtes Auditorium, in dessen Mitte man auch Arbeiter aus den Kohlenwerken sah, fand sich ein. Am Schlusse der Kurse wurde ein Examen abgehalten. In einem Orte errang den ersten Preis und besten Erfolg ein einfacher Kohlenarbeiter, den zweiten die Tochter eines reichen Industriellen, eines Kohlenwerkbesitzers und Parlamentsmitgliedes. Alsbald veranstalteten die Bergarbeiter mit ihrem „Laureatus" an der Spitze feierliche Umzüge im ganzen Kohlendistrikte, um die Genossen zur Aufbringung von Mitteln behufs Abhaltung neuer Kurse zu veranlassen. Meetings wurden abgehalten, ein Komitee wurde gebildet. Schon im folgenden Frühjahre hatten wieder fünf Orte des Distriktes ihre Kurse, die von mehr als 1300 Kohlenarbeitern besucht wurden. Eine Karte für den zwölf Vorträge umfassenden Kursus kostete 1 Shilling. Was zu den Kosten noch fehlte, wurde von den Bergwerksbesitzern selbst, von den Gewerkvereinen und von Privaten beigesteuert. Die so wirksame Bewegung dauerte nun Jahre hindurch, bis 1887 der große Ausstand ausbrach. Die Gegenstände, über die sich die Kurse in der letzten Zeit erstreckten, waren: Nationalökonomie, englische Geschichte, Geologie, Chemie, Physiologie, physikalische Geographie und englische Litteratur. Die Resultate waren überraschende.

Der Ernst und Eifer, den diese Arbeiter an den Tag legten, war in der That bewunderungswürdig. Glaubwürdige Zeugen erzählen wahre Wunderdinge über die präcise, klare Ausdrucksweise, die sich diese Leute angewöhnt haben, sowie über die erstaunliche Fülle von Gelehrsamkeit. Ein Beispiel für viele:

Ein Lehrer trat nach beendetem Vortrage mitten unter die Gruppe der Arbeiter. Man sprach von der Geschichte der induktiven Wissenschaften von Whewell. „Ah! das ist ein Buch," sagte einer der Arbeiter, „das ich schon lange zu besitzen wünsche. Stuart Mill greift die Hypothesen des Autors theilweise an; allein, soweit ich es beurtheilen kann, hat Mill Unrecht." Einer der Vortragenden erzählt,[27] daß an manchen Orten sich ein Auditorium von über 800 Personen einfinde, durchwegs aus Arbeitern bestehend. Allwöchentlich werden ihm 40—50 Aufgaben abgegeben; die Orthographie derselben, fügt er hinzu, ist zwar nicht ganz korrekt, aber die Aufsätze sind voll neuer Gedanken und Gesichtspunkte.

Als ein anderes Beispiel wird ferner ein Ort angeführt, der nicht durchwegs eine Arbeiterbevölkerung enthält: die Stadt Buckingham mit etwa 4000 Einwohnern. Im Jahre 1888 wurde bei einer Versammlung der Debating Society der Gedanke angeregt, in der Stadt ein Extension-Centrum zu organisiren. Die Idee fand wenig Anklang; man sagte, daß die Stadt zu klein sei. Ein Jahr später tauchte die Idee wieder auf. Eine große Versammlung wurde in das Rathhaus einberufen; es bildete sich ein Komitee mit dem Bürgermeister an der Spitze, Aufrufe wurden erlassen, und schon im folgenden Jahre konnte man sich an Oxford um einen Lehrer wenden, der sechs Vorträge über ein historisches Thema abhielt. Jeder Vortrag kam auf 6 Pfund Sterling zu stehen; man mußte demnach für die ganze Serie 36 Pfund Sterling garantiren. Mehrere Einwohner der Stadt verpflichteten sich, das Deficit zu decken, falls ein solches sich ergeben würde. Es wurden nun die Billete für die Vorträge in Verkauf gebracht, und zwar zum Preise von 5 Shilling für alle sechs Abende. Großmüthige Personen kauften mehrere solcher Billete, die sie an Interessirte zu billigeren Preisen abgaben.

An manchen Orten ging die Begeiſterung ſogar ſo weit, daß man permanente Inſtitutionen ſchaffen wollte in der Form von höheren Unterrichtsanſtalten. In der That iſt dies an einzelnen Orten auch geſchehen, ſo z. B. in Nottingham, Sheffield und Newcaſtle, wo die Lokalkomitees ſolche Anſtalten ins Leben riefen.[28]

Die ganze Bewegung hat namentlich in Arbeiterkreiſen einen Enthuſiasmus erweckt, der wohl ſeinesgleichen ſuchen muß. In mehr als einem Bezirke haben die Trade-Unions, die Gewerkvereine und alle Arbeitervereine an Subſkriptionen theilgenommen, um die für Organiſation eines oder mehrerer Kurſe nöthigen Fonds zu ſtande zu bringen.[29] In einzelnen Fällen hat ſich das Gefühl der Solidarität unter den Arbeitern in wahrhaft rührender Weiſe gezeigt. Die einzelnen „Studenten" helfen ſich gegenſeitig aus; ſie ſetzen ſich nach harter Tagesarbeit zuſammen, um ſich gemeinſam für das Examen vorzubereiten. Zu dieſem Zwecke haben ſich in einigen Orten wirkliche „Studenten-Vereine" gebildet, deren Mitglieder allwöchentlich zu gegenſeitiger Unterrichtsertheilung ſich verſammeln; es giebt ſogar ganze Dörfer, in denen die lernbegierige Bevölkerung, zu arm, um den für Abhaltung eines Kurſes nöthigen Betrag zuſammen zu bringen, ſich zuſammenthut, um in gemeinſamer Weiſe ſich über die in dem benachbarten Centrum abgehaltenen Kurſe zu informiren und zu belehren. Auch hier genüge ein Beiſpiel für viele.

Der kleine Ort Backworth iſt ein Kohlendorf. Vierzig Kohlenarbeiter gehen zuſammen und wählen unter ſich einen Führer. Sie verſammeln ſich anfangs in einer Taverne, in einem Saale, in dem man plaudert, Billard ſpielt und Zeitungen lieſt. Trotz des beſten Willens können ſie hier ihren Vorſatz nicht ausführen. Einige Zeit ſpäter nehmen ſie ihre Pläne wieder auf, nachdem ſie einen ruhigen Saal gemiethet haben.

Sie leſen ſich zunächſt ihre über die verſchiedenſten Themen angefertigten Aufſätze vor; dann beſchließen ſie, irgend ein Thema gründlich zu ſtudiren. Sie wählen hierzu die Geodäſie und ſchreiben an Profeſſor Stuart, er möge ihnen einen Lehrplan und einige Autoren über dieſen Gegenſtand angeben. Sobald ſie die Bücher haben, leſen ſie dieſelben, machen Aufnahmen auf dem Terrain, arbeiten zu Hauſe und bringen dann in die Wochenverſammlung die Reſultate ihrer Studien mit. Nach ſechsmonatlicher Arbeit bitten ſie Mr. Stuart, er möge ſie prüfen; dies geſchieht, und die Erfolge ſind ſehr befriedigend.

Einige Zeit ſpäter hält ein Abgeſandter der Univerſität Cambridge in dem benachbarten Newcaſtle Vorträge über die antike Komödie ab. Der Studenten-Verein von Backworth beginnt den Leitfaden des Vortragenden, den er in 25 Exemplaren an den Vorſtand geſandt hat, emſig zu ſtudiren. Aber ſo eifrig ſie auch bei der Arbeit ſind, ſo macht ihnen doch das Studium manche Schwierigkeiten. Sie merken, daß ſie hierfür keine genügende Vorbildung haben, aber doch geben ſieben unter ihnen an Mr. Moulton, den Abgeſandten von Cambridge, Arbeiten am Ende der Saiſon ab. Im folgenden Jahre begiebt ſich Mr. Moulton, der in einem nahen Orte über engliſche Litteratur geleſen hatte, nach Backworth und hält dort vor dem Verein einige Vorträge ab. Angeregt hierdurch, behandeln nun die Mitglieder ganz ſelbſtändig das Thema: „Shakeſpeare als dramatiſcher Dichter.“ In ihren Wochenverſammlungen leſen ſie die Stücke des Dichters.

Nach einigen Monaten warf man ſich auf die Naturwiſſenſchaften. Man ſtudirte Botanik und lieh ſich von einem benachbarten reicheren Vereine Mikroſkope, ſowie Lehrbücher und Behelfe aller Art aus. Im folgenden Jahre hielt ein Lehrer von Cambridge in einem benachbarten Orte einen Lehrkurs über Chemie ab; auch davon wollte man Nutzen ziehen.

Zwei Bergleute opferten ſich zu dieſem Zwecke. An jedem Vortragsabende gingen ſie nach beendeter Tagesarbeit etwa acht km weit in die benachbarte Stadt, um daſelbſt den Vorträgen anzuwohnen; in der Nacht kamen ſie wieder nach Hauſe zurück. Am nächſten Abend wiederholten ſie zu Hauſe vor den verſammelten Kameraden ſo gut es ging und an der Hand des vom Lecturer vertheilten Leitfadens den ganzen Vortrag. So kamen auch die Bergarbeiter von Backworth in den Beſitz von Kenntniſſen, die den Bewohnern der benachbarten Stadt zugedacht waren, und zwar ſo gut, daß ſie am Schluſſe der Kurſe den Vortragenden baten, ſie zu prüfen. Er that dies und erklärte in ſeinem Berichte, daß ſie ſeinen Anforderungen ſo gut entſprochen hätten, wie die Hörer der Univerſität ſelbſt.

Im Jahre 1883 hatte das Wirken des Extenſion-Komitee in Northumberland eine ſchwere Kriſe durchzumachen. Die Summen, welche die lernbegierigen Bergarbeiter von ihrem Lohne weggeben konnten, genügten nicht mehr, um die Koſten der Vorträge zu decken. Sie mußten andere Hülfsquellen aufſuchen. Sie wandten ſich an ihre Trade-Unions und baten dieſe, einen Theil ihrer Fonds zur Subventionirung der Unterrichtskurſe zu verwenden. Als ſich die Trade-Unions dieſem Anſinnen als einem ſtatutenwidrigen widerſetzten, verlangten die Mitglieder des Extenſions-Komitee eine Statutenänderung. Zu dieſem Behufe wurde von den Arbeiter-Studenten an ihre Kameraden ein Appell gerichtet, der in folgenden Schlußſätzen ausklang: „Wollt ihr uns helfen, den Abgrund auszufüllen, der zwiſchen den einzelnen Geſellſchaftsklaſſen gähnt? Wollt ihr uns helfen, von uns die Anklage der Unwiſſenheit abzuwälzen, die man ſo oft gegen die arbeitende Klaſſe erhebt? ... Soll das Studium der Werke unſerer großen Dichter, Maler und Bildhauer bloß das Monopol Jener bleiben, die reich genug ſind, ſich eine beſſere Erziehung zu bezahlen? Wir haben eine

große Schlacht zu ſchlagen: die gegen die dunklen Mächte der Unwiſſenheit!" Eine ſolche freimüthige Sprache bedarf wohl keines Kommentars.

Das ſind Beweiſe deſſen, was die Geſamtheit vermag. Aber auch Beiſpiele davon, was Einzelne leiſteten, ließen ſich in großer Zahl anführen. So ſagte ein Tiſchler in einer Verſammlung: „Vor ſechs Jahren wohnte ich zum erſtenmal in dieſem Saale den Extenſion-Vorträgen bei, und ſeither habe ich bei keinem derſelben gefehlt. Ich kann es gar nicht ausdrücken, was ich denſelben verdanke. Sie haben eine förmliche Umwälzung in meinem Innern bewirkt; ſie haben meinen Horizont erweitert und meine Urtheilskraft geſchärft." Neben dieſen öffentlich vorgebrachten Zeugniſſen aber giebt es eine Unzahl ſolcher, die einen mehr privaten Charakter haben und die in Form von Briefen von den dankbaren Hörern direkt an den Vortragenden gerichtet ſind.

Einer dieſer Briefe, den ein junger Arbeiter in einer Baumwollſpinnerei in Oldham an den Sekretär des Extenſion-Komitee zu Oxford ſchrieb, lautet: „Ich beehre mich, Ihnen mitzutheilen, daß ich den Preis, den Sie mir zugeſprochen haben, richtig empfangen habe. Ich hatte ſchon lange gewünſcht, dieſes Buch zu beſitzen. Ich kann Ihnen meine Dankbarkeit gar nicht ausdrücken. Vielleicht wird es Sie intereſſiren zu erfahren, daß ich, wenn ich vor Jahresfriſt an das Studium der Geſchichte Irlands gedacht hätte, bei dieſem verwunderlichen Gedanken wahrſcheinlich zu lachen begonnen hätte, wie einer, der eine thörichte Idee gefaßt hat. Denn ich geſtehe es offen: ich hatte eine grenzenloſe Abneigung gegen alles, was Studium heißt, und nur ein glücklicher Zufall, meine Anweſenheit bei einem Extenſion-Vortrage, hat mich von derſelben geheilt. Nun laſſe ich keinen der Vorträge aus. Von Anfang an bis dieſe Woche habe ich faſt täglich auch die Freibibliothek von Oldham

beſucht. Dem Studium daſelbſt weihte ich meine freien Samſtag-Nachmittage und jeden Abend von 8—½10 Uhr. Dreimal ging ich zu Fuß nach Mancheſter, um in der dortigen Bibliothek verſchiedene Bücher nachzuſuchen, die man in Oldham nicht hatte. Ich bedaure dieſen Weg nicht, obgleich ich nach harter Tagesarbeit in der Fabrik müde und abgeſpannt war. Ich hätte niemals früher gedacht, daß ich das Wiſſen ſo lieb gewinnen könnte; aber: labor omnia vincit! Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie ich das Buch ſchätze, das Sie mir geſandt haben!“ ... Und überall im Lande dieſelbe Begeiſterung, im Süden wie im Norden, und dieſelbe Erkenntlichkeit und Dankbarkeit Jener, die an den Vorträgen theilnahmen, trotz der phyſiſchen Schwierigkeiten, die ſich ihrem Fleiße und Willenseifer entgegenſtellten; plaidirte doch im Jahre 1881 ein Arbeiter dafür, daß ein längerer Zeitraum zur Ausarbeitung der Prüfungsarbeiten gewährt werden möge, da ſeine Finger nach einer geraumen Zeit des Schreibens ſo kramphaft würden, daß er ſie kaum mehr bewegen könne.

Ein Arbeiter aus Hampſhire ſchrieb bei Ueberſendung ſeiner Wochen-Kompoſition an den Lecturer von Cambridge, der einen Kurs über Aſtronomie abgehalten hatte, folgendes: „Ich weiß wohl, daß meine Arbeit ſchlecht iſt und daß ich Ihnen deshalb eine Aufklärung ſchulde. Ich bin ein einfacher Arbeiter. Erſt im Alter von 30 Jahren habe ich leſen gelernt, und ich ſehe recht gut ein, daß ich einen großen Fehler begangen habe, indem ich verſuchte, mich ſelbſt zu unterrichten, ohne je die Elemente eines Unterrichts genoſſen zu haben, denn eines der erſten Bücher, das ich las, war ein Werk von Sir John Herſchel. Sie werden es ohne Zweifel abſurd finden, daß ein Mann, der wie ich niemals die Elemente dieſer Wiſſenſchaft gelernt hat, ſich an das Studium der Aſtronomie wagt. Ich gebe es zu, aber ich hoffe, daß Sie mir deshalb nicht weniger Ihre

Sympathie zuwenden. Verzeihen Sie also die Unvollkommenheit meiner Arbeit“. . .

Im Frühjahr 1891 befand sich in Oxford ein junger Handwerker, der bei einem Tischler beschäftigt war. Durch einen Vortragenden, den er in einem Provinzstädtchen gehört hatte, war er zum Studium angeregt worden. Er wollte nun um jeden Preis Griechisch lernen und ließ keine freie Stunde vorübergehen, ohne sich diesem seinem Lieblings-Studium zu widmen. Um dies besser thun zu können, kam er aus seiner Heimath nach Oxford, an die Quelle des Wissens. Während des Tages ging er seinem Berufe in seiner Werkstätte nach; am Morgen stand er zeitig auf, um zu studiren. Ein junger Lehrer aus einem der Colleges unterwies ihn; sein Ehrgeiz ging dahin, Geistlicher zu werden.

Noch eine ergreifende Episode sei aus der überreichen Zahl solcher wahrhaft rührender Fälle hervorgehoben. Woche für Woche sah man die erste Bank eines Saales in einer Stadt bei den Vorträgen von einigen blinden Knaben, Insassen des dortigen Blindeninstituts, besetzt. Einer von ihnen war bei dem ersten Vortrage anwesend gewesen; er hatte seinen Kameraden zu Hause dann eine so glänzende Schilderung von dem Gehörten entworfen, daß sie alle anwesend zu sein wünschten. Aber sie besaßen nicht das nöthige Geld, um Eintrittsbillete zu kaufen. Nur widerstrebend mußten sie ihren Plan aufgeben. Das kam durch Zufall dem Vorstande eines Arbeitervereines zu Ohren. Er veranstaltete unter seinen Genossen eine Sammlung, deren Ertrag den armen Blinden den Besuch der Vorträge ermöglichte.

Die arbeitenden Klassen sind es nicht allein, die aus den Extension-Vorträgen Nutzen ziehen. Groß ist auch die Zahl der Orte, wo die Söhne der Gentlemen und die Töchter aus den Bürgerkreisen auf denselben Bänken mit Lehrlingen, Handwerkern und Ladenbesitzern sitzen und mit ihnen um die Palme des

Fleißes ringen. An vielen Orten wohnen auch Lehrer der Volksschulen den Extenſion-Vorträgen bei, um ihr Wiſſen aufzufriſchen und zu vervollkommnen. Darin liegt wohl ein großer Vortheil für die Schulkinder ſelbſt, auf die indirekt durch Vermittlung der Lehrer die Vorträge wohlthätig einwirken.

Die Univerſitäten haben aber andererſeits durch die Förderung der Bewegung ſich ſelbſt einen großen Dienſt erwieſen. Die Pflegeſtätten der univerſellen Bildung waren nahe daran, im Formelweſen und Dilettantismus zu erſchlaffen. Da zog wie ein erfriſchender Morgenhauch die Extenſion-Bewegung ins Land; ſie verſchaffte den Hochburgen des Wiſſens, die vorher nur für wenig Auserwählte beſtimmt waren, den innigen Kontakt mit dem Volke, den man bereits ganz verloren hatte. Die Gefahr lag nahe, daß die Univerſitäten verflachen und ſchließlich gar nur ein Scheinleben führen würden; da begann das Extenſion-Movement, und wohl nicht mit Unrecht konnte einer der Förderer des Unternehmens nach zehnjährigem Bemühen ſagen: „Die Extenſion-Bewegung hat die Univerſitäten gerettet!“ Es wurde in der That eine gewiſſe Wechſelbeziehung zwiſchen Volk und Univerſität durch die ganze Bewegung geſchaffen. Dadurch iſt auch die Apathie und die mitunter ſogar feindſelige Stimmung der breiten Maſſen des Volkes den Univerſitäten gegenüber geſchwunden.

Und die Univerſitäten ſelbſt kehrten zu ihrer wahren, eigentlichen Aufgabe zurück. Man hatte anfangs aus den Programmen der Extenſion-Kurſe das Studium der klaſſiſchen Sprachen und Litteratur ſtreichen müſſen, weil man Niemanden fand, der dieſe Materie dem Volke mundgerecht, anziehend und verſtändlich vermittelt hätte, denn die Univerſitäten betrieben dieſes Studium nur mehr vom Standpunkte der Philologie; die Fackel der Begeiſterung war erloſchen. Aber das Volk zündete ſie wieder an; es verlangte Kurſe über die klaſſiſche Litteratur, und da man dieſe in verſtändlicher Weiſe geben mußte, ſo wurde auch die

Methode in Oxford und Cambridge entsprechend geändert: statt der Discussion grammatischer Subtilitäten drang man in den Geist der Sprachen ein. Ebenso ging es mit der National-Litteratur; es wurden Volksausgaben der englischen Klassiker veranstaltet, und überall hin sandte man Lehrer, um sie zu erklären und zu erläutern.

Das wäre nun in großen Umrissen das Bild jener Bewegung, wie sie sich jenseits des Kanals, aus kleinen Anfängen emporstrebend, im Laufe der letzten zwanzig Jahre entwickelt hat. Und dabei darf Eins nicht übersehen werden. Der Staat trägt zu dieser Bewegung gar nichts bei.[30] Das überrascht wohl nicht in England, dem klassischen Lande der Selbsthülfe, wo ja auch auf dem Gebiete der Schule, wie wir dies erörtert haben, noch bis vor wenigen Jahren der Grundsatz galt, daß der Staat sich in die Angelegenheit der Erziehung des Volkes nicht zu mengen habe. Aus vollständig privater Initiative bilden sich die Lokal-Komitees, die sich mit den Universitäten ins Einvernehmen setzen, welche ihrerseits dann ihre Lehrer gegen entsprechende Honorirung aussenden, um ein Werk des Friedens und der Versöhnung zwischen den einzelnen Ständen und Gesellschaftsklassen anzubahnen, das in der Geschichte aller Zeiten und Völker einzig dasteht, um das Gefühl der Solidarität unter dem sieghaften Banner der Wissenschaft und Lehre zwischen allen Jenen wachzurufen, die sich um dieses Banner scharen.

Die ganze Bewegung ist der Ausdruck unseres demokratischen Zeitalters, dessen Wünschen und Bedürfnissen sie entgegenkommt und in dessen Diensten sie steht. Sie hat vorläufig erst in England, Schottland und der amerikanischen Union Verbreitung gefunden. In Irland ist sie erst im Entstehen begriffen; dort hat sich erst vor drei Jahren eine Gesellschaft zur Förderung der Bestrebungen des Extension-Movement gebildet, die jedoch rüstig an der Arbeit ist.[31] Aber wenn nicht alle Anzeichen

trügen, ſo bereitet ſich dermalen auch in Frankreich eine Bewegung vor, die der Einführung des Extenſion-Syſtems das Wort redet.[32] Dasſelbe ſcheint auch in Belgien der Fall zu ſein, aus welchem Lande diesbezügliche Nachrichten aus allerjüngſter Zeit vorliegen.[33] In Oeſterreich ſtehen wir noch im Anfangsſtadium der Entwickelung aller auf Volksbildung abzielenden Beſtrebungen, zumal unſeren Bemühungen nicht jene Faktoren unterſtützend zur Seite ſtehen, die der Sache der Volksbildung in England zum Siege verholfen haben;[34] aber hoffen wir, daß mit der Zeit die Opferwilligkeit unſerer Bevölkerung jene Ausdehnung und erſprießliche Wirkſamkeit unſerer Unterrichtskurſe möglich machen wird, wie dies jenſeits des Kanals der Fall iſt, wo man verſucht, die Wucht des ſocialen Kampfes durch die Erweiterung der Volksbildung zu mildern, wo eine ideale Gemeinſchaft herrſcht, die alle Kreiſe der Geſellſchaft in gleicher Weiſe umſchließt, wenn es gilt, ein edles, gemeinnütziges Werk zu vollbringen.[35]

Anmerkungen.*

[1] E. Hippeau: L'instruction publique en Angleterre, Paris 1872, S. 23.

[2] Die älteſte, auch jetzt noch hervorragende Grammar-School ſtammt

* Mit den Vorarbeiten zu einer „Geſchichte des engliſchen Volksſchulweſens im 19. Jahrhundert" beſchäftigt, die auf den vorhandenen engliſchen Quellenſchriften fußend, vornehmlich das Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche berückſichtigen ſoll, habe ich mit einer vorläufigen kurzen Darlegung des gegenwärtigen Standes der engliſchen Bildungsbeſtrebungen einem deutſchen Leſerkreiſe um ſo eher entgegen zu kommen geglaubt, als es an diesbezüglichen Werken in deutſcher Sprache aus neuerer Zeit, faſt gänzlich mangelt; dieſer Mangel macht ſich bei den Wechſelbeziehungen, die auf ſocialem und indellektuellem Gebiete zwiſchen beiden Ländern herrſchen, oft unangenehm fühlbar. Daß in vorliegender Schrift der Univerſitäts-Ausdehnungs-Bewegung ganz beſonders gedacht wird, hat in der Originalität und den in der That ſtaunenswerthen Erfolgen dieſes Unternehmens ſeinen Grund.

aus jener Zeit; es ist die von Carlisle. Die gegenwärtige Stiftung rührt von William Rufus aus dem Ende des 11. Jahrh. her. Vgl. Francis Adams: History of the Elementary School contest in England, London 1882. S. 7.

[3] Ein anderer Mann mit solchen Gesinnungen war der Archidiakon Paley, der ebenfalls für einen allgemeinen Unterricht eintrat. Er sagte: To send an uneducated child into the world, is injurious to the rest of mankind; it is little better than to turn out a mad dog or a wild beast into the streets. Vgl. H. Schaible: The State and the Education, London 1884. S. 52 ff.

[4] Raikes sammelte anfangs in seiner Vaterstadt die jungen Leute an Sonntagen in der Kirche um sich, wo sie von Lehrern unterrichtet wurden. Bald nachher wurde die Society for the Support and Encouragement of Sunday Schools gegründet, und überall im Lande wurden eigene Schulen errichtet. Sie bilden auch heute noch „die breite Grundlage des Volksunterrichts"; durch sie wurde auf die verwahrlosten Volksklassen zum ersten Male ein religiös-sittlicher Einfluß ausgeübt. Vgl. E. Wagner: Das Volksschulwesen in England. Stuttgart, 1864, S. 3 ff.

[5] Andrew Bell war der Sohn eines Haarkräuslers in St. Andrews. Er ging als Lehrer der Physik nach Madras, wo er die Stelle eines Vorstehers in einem Waisenhause bekam. Hier kam er auf den Gedanken, das Monitorensystem einzuführen. Dann kehrte er nach England zurück und gründete daselbst eine Schule nach seinem System. Vgl. A. Voigt: Mittheilungen über englische Schulen. Berlin 1852, S. 26 ff.

[6] Als Lancaster den Vorschlag machte, durch freiwillige Beiträge Schulen zu gründen, in denen der religiöse Unterricht sich nur auf die Lektüre beschränken sollte, wurde er als „godless" verdammt. Vgl. Hippeau a. a. O. S. 86.

[7] Durch die Factory and Workshop Acts wurde eigentlich zum ersten Male eine Art Schulzwang in England eingeführt. Die Tendenz des Gesetzes ging dahin, daß kein Kind vor einem bestimmten Alter zu einer Fabriks- oder Bergwerksarbeit zugelassen werden durfte. Vgl. Schaible, a. a. O. S. 53.

[8] Näheres über die ganze Fabriks-Gesetzgebung u. a. bei Adams, a. a. O. S. 3 ff. und Alfred: History of the Factory Movement. London 1857.

[9] Im Jahre 1803 wollte man sich durch eine Enquête überzeugen, inwieweit der Klerus seiner Aufgabe, die Jugend zu unterrichten, nachgekommen war. Man fand, daß von 2200000 schulpflichtigen Kindern nur 900000 die Schule besuchten. Und doch konnten nicht gleich bedeutende Reformen eintreten, weil solche eben der Klerus unmöglich machte.

[10] Als Zweck der Subventionen bezeichnete das Gesetz, den Schulunterricht derjenigen Kinder zu fördern, deren Eltern sich durch Handarbeit kümmerlich ernähren. Vgl. Wagner, a. a. O. S. 53.

[11] Die Zustände in England um 1833 vergleicht Hippeau sehr richtig mit jenen, welche um dieselbe Zeit auch in Frankreich herrschten. Napoleon I. gründete eine Universität, aber er überließ die Sorge für die Volkserziehung den Eltern. Im Jahre 1833 wurde über Guizots Antrag eine Enquête einberufen, welche traurige Resultate zu Tage förderte. Von dieser Zeit an datiren auch in Frankreich die Versuche nach einer Reform des Volksschulwesens. Vgl. V. Lorain: Tableau de l'instruction primaire en France, Paris 1875, und Hippeau a. a. O.

[12] Unter den Gesellschaften sind hervorzuheben: Central Society of Education (gegr. 1837); Home and Colonial Infant School Society (gegr. 1836); London Diocesan Board of Education (gegr. 1839); Church of England Sunday School Institute (gegr. 1843) mit ungefähr 500 Schulen u. a. m. Vgl. Schaible, a. a. O. S. 43 ff.

[13] Wie sollte der Religionsunterricht in einer solchen Anstalt eingerichtet sein? fragte man sich, als man von dem Vorhaben der Behörden Kenntniß erlangte. Es sollte zwischen einem allgemeinen und besonderen Religionsunterrichte unterschieden werden. Allein im Parlamente wurden diese Bestimmungen heftig angegiffen, und schließlich mußte am 3. Juli 1839 der ganze Plan der Errichtung eines staatlichen Seminars zurückgezogen werden. Vgl. Wagner, a. a. O. S. 87.

[14] Bevor nämlich der junge Mann in das Training-College kommt, muß er durchschnittlich 4 Jahre an einer Volksschule als pupil-teacher, als Schüler-Lehrer, wirken; er steht hier unter Aufsicht des Oberlehrers, der ihm auch außer der Schulzeit mindestens 5 Stunden wöchentlich Unterricht ertheilen muß.

[15] Wie es in einem Briefe vom 24. April 1856 an den Herausgeber der Times heißt, wurde die Subvention seitens der Dissenter zurückgewiesen „because it is one of their religious doctrines, that it is wrong to receive either Government money or Government control in religious teaching." Vgl. Voigt, a. a. O. S. 389 ff.

[16] Für jeden Schüler, der während des ganzen Schuljahres, d. h. während mindestens 400 Stunden dem Unterricht angewohnt hatte, wurden 4 Sh. jährlich als staatliche Subvention bewilligt. Der Schulinspektor hatte demnach in jeder Schule nur die betreffenden Daten zu sammeln, und der Lehrer mußte trachten, dem Inspektor bei seinem Besuche eine möglichst große Zahl anwesender Schüler vorzuführen.

[17] Die von William Forster dem Unterhause am 17. Februar 1870 vorgelegte und im April desselben Jahres zum Gesetze erhobene Bill sollte

beide Parteien befriedigen: jene, welche eine möglichſt große Zahl von Schulen, ſowie jene, welche die religiöſe Grundlage aller Erziehung nicht verrückt zu ſehen wünſchte. Den School-Boards ſteht es auch zu, zu beſtimmen, welcher Art der fakultative Religionsunterricht in den ihnen unterſtehenden Schulen ſein ſoll. Es iſt bezeichnend, die Stellung der einzelnen kirchlichen Parteien zu dieſem Geſetze kennen zu lernen. Als Wortführer der Katholiken kann der Kardinal Manning angeſehen werden. In einer Reihe von Aufſätzen hat der Kirchenfürſt ſeine Anſichten in dieſer Frage niedergelegt. Vgl. Henry Edward, Cardinal Archbishop of Westminster: National Education. London. 1889. S. 15 ff.

[18] Dieſe Beſtimmungen ſind folgende: Der Religionsunterricht darf nur zu Beginn oder zum Schluſſe der Unterrichtszeit ertheilt werden, ſo daß ein ununterbrochener Zeitraum von mindeſtens zwei Stunden für die Unterweiſung in weltlichen Disciplinen frei bleibt. Den Eltern ſteht es frei, ihre Kinder an dem nicht obligatoriſchen Religionsunterrichte theilnehmen zu laſſen oder nicht, falls ſie denſelben mit ihrer Anſchauung nicht vereinbar finden; im übrigen aber darf in den Board Schools kein konfeſſioneller Katechismus-Unterricht ertheilt werden. Es wird vielmehr dem Ermeſſen der einzelnen Schulämter anheimgeſtellt, in ihren Schulen einen den Bekennern jedes Glaubens angepaßten interkonfeſſionellen religiöſen Unterricht ertheilen zu laſſen, oder aber dieſe Disciplin aus dem Lehrplan ganz zu eliminiren.

[19] Das Committee of the Privy Council on Education veröffentlicht alljährlich in ſeinen Minutes and Reports of the Committee of the Council on Education für Parlament und Publikum Rechenſchaftsberichte, aus denen der Stand des Schulweſens im ganzen Lande erſehen werden kann.

[20] Eine ſolche Annäherung lag ſchon im Plane der Stifter der alten Univerſitäten. Schon im Jahre 1341 hatte der Gründer eines der Colleges in Cambridge in der Stiftungsurkunde verfügt, daß die dort zu Tage geförderte Wiſſenſchaft Gemeingut Aller werden ſollte ..... ut pretiosa scientiae margarita ab eis studio et doctrina in dicta universitate inventa et etiam acquisita non sub modio lateat sed ulterius divulgetur lucemque praebeat divulgata iis qui ambulant in semitis ignorantiae tenebrosis. Vgl. R. D. Roberts, Eighteen Years of University Extension. Cambridge 1892, S. 10 ff.

[21] Die beſtehende Körperſchaft, welche den Namen The University of London führt, beſchäftigt ſich nur damit, die Prüfungen ſolcher Kandidaten abzuhalten, die irgend einen akademiſchen Grad erlangen wollen. Dabei geht ſie in der liberalſten Weiſe vor. Seit kurzem aber ſind Berathungen im Zuge, die eine Reorganiſation der Londoner Hochſchule nach dem Muſter der Univerſitäten von Oxford und Cambridge bezwecken.

[22] Die Zeitung führt den Titel: The University Extension Journal; sie erscheint monatlich einmal bei A. P. Watt, 2, Paternoster Square, London, und enthält nebst allen officiellen Bekanntmachungen des Vereines Aufsätze aus dem Gebiete der Volkserziehung, Ankündigungen neuer Bücher u. s. w. Der Preis einer hübsch ausgestatteten Nummer beträgt 2 d.

[23] Vor uns liegt ein „Syllabus of a Course of Lectures on Political Economy" betiteltes Büchlein, welches in gedrängter Uebersicht in musterhafter Weise den ganzen Stoff zusammenfaßt, der für zwölf Vorträge berechnet ist. Am Schlusse des Syllabus finden sich die wöchentlichen Fragen, die nach den Vorträgen an die Zuhörer zur häuslichen Bearbeitung gestellt werden. Für jede in den Kreis der Extension-Vorträge gezogene Disciplin giebt es solche handliche Büchlein.

[24] Es muß bemerkt werden, daß die Eisenbahn-Verwaltungen den Missionären der Volksbildung auf ihren Reisen bedeutende Preisermäßigungen gewähren; ebenso jenen Personen, die sich nach irgend einem Vortrags-Centrum begeben und sich entsprechend ausweisen können.

[25] Im Vorjahre betheiligte sich auch Miß Gladstone, die Tochter des Premier, an diesem Werke, indem sie namens ihres Vaters ein Stipendium von 20 Pfund Sterling für einen Kohlenarbeiter stiftete.

[26] Die Idee, die diesen Ferienkursen zu Grunde liegt, besteht darin, den Hörern Gelegenheit zu bieten, das im Winter theoretisch Erlernte im Sommer auch praktisch zu üben. Vgl. Max Leclere, Le rôle social des Universités, Paris 1892. S. 23 ff.

[27] Roberts führt in seinem lesenswerthen Buche eine Reihe von ähnlichen Beispielen an. Vgl. auch H. J. Mackinder und Michael E. Sadler: University Extension: has it a future? London und Oxford, 1890.

[28] In Nottingham geschah dies infolge der großmüthigen Schenkung eines Privatmannes, der durch eine Spende von 10.000 Pfund Sterling die Gründung eines University-College ermöglichte. Für Sheffield wurden für denselben Zweck 20.000 Pfund Sterling gespendet.

[29] Roberts erzählt, daß in Sheffield die Scherenschleifergenossenschaft den Beschluß faßte, Billete für die Vorträge aus der National-Oekonomie für alle ihrer Zunft angehörigen jungen Leute zwischen 18 bis 20 Jahren anzukaufen.

[30] Erst in jüngster Zeit wurde der Staat um seine Unterstützung angegangen. Man machte nämlich den Vorschlag, eine Summe von 5 bis 7 Sh. für jeden Schüler zu bewilligen, der einen vollständigen Vortrags-Cyklus anhört und sich am Schlusse einem Examen unterzieht. Allein der Vorschlag wurde nicht angenommen. Als aber im Jahre 1890 der Local Taxation Act durchging, demzufolge den Grafschaftsräthen der Ueberschuß

aus dem Ertrage der Branntwein- und Spiritussteuer zur Verwendung behufs Unterstützung des fachlichen und gewerblichen Unterrichtes zugewiesen wurde, ergab sich eine günstige Gelegenheit zur Förderung der Extension-Bewegung, innerhalb deren Rahmen doch so viele Kurse fachlichen Charakter fallen. Einige Grafschaftsräthe haben nun in der That einzelne dieser Kurse bereits subventionirt. Vgl. Roberts, a. a. O. S. 117 ff.

[31] Wie nöthig für Irland eine solche Bewegung wäre, wie sehr daselbst die Volksbildung im Argen liegt, zeigen einzelne statistische Mittheilungen über die letzten Wahlen. Unter den Wählern, die in North Meath ihre Stimme abgaben, befanden sich 1127 Personen, die weder lesen noch schreiben konnten; und dabei betrug die Gesamtzahl der Wähler nur 4695. In South Meath waren von 4341 Wählern 1023 des Lesens und Schreibens unkundig.

[32] An der Spitze dieser Bewegung stehen Namen von gutem Klang: der gelehrte Liard, der Historiker der französischen Hochschulen, Lavisse, Jules Ferry u. A. versuchen eine Annäherung zu stande zu bringen „entre le monde du savoir et le monde du travail manuel", wie dies erst jüngst ein Redner bezeichnend ausdrückte. Schon liegen auch die Anfänge vor: in Lyon, Montpellier und Lille haben sich Studentenvereine zu dem Zwecke gebildet, um in den Orten der Umgebung vor einem aus Arbeitern bestehenden Auditorium Abend-Vorträge zu halten; sie werden in diesen Bestrebungen von den Professoren der Hochschulen unterstützt, die sich ebenfalls an diesen Vorträgen betheiligen. Vgl. M. Leclerc, a. a. O. S. 64 ff.

[33] In Belgien wurden solche Unterrichtskurse in gelehrten Fächern für das Volk ebenfalls ins Leben gerufen. In Jolimont, wo die Darlegung des Programms mit großem Beifall aufgenommen wurde, haben die Kurse erst jüngst begonnen. Später soll das Land in drei Bezirke getheilt werden: von der Genter Universität aus sollen die flandrischen Provinzen und Antwerpen, von der Brüsseler die Provinz Brabant und der Hennegau, von der Lütticher die übrigen Landestheile mit Lehrern versorgt werden. Im Wintersemester können die Vorlesungen allenthalben eingerichtet sein; sie sollen vollständig nach dem Programm der Universitäten stattfinden. Damit die Hörer sich regelmäßig einfinden, sollen sie eine mäßige Abgabe entrichten, für deren Betrag ihnen am Ende des Semesters Bücher und Abhandlungen überreicht werden. Vgl. Beilage z. Allgem. Zeitung vom 25. Februar 1893.

[34] Unter den Vereinen, welche sich in dieser Hinsicht besondere Verdienste erworben haben, ist an erster Stelle der „Allgemeine Niederösterreichische Volksbildungs-Verein, Zweig Wien und Umgebung" zu nennen. Dank den Bestrebungen dieses Vereins, der nach seinem letzten Jahresbericht 2366 Mitglieder zählt, 8 Bibliotheken und 5 Freilesehallen erhält,

und der im Winter 1892—93 in 15 Wiener Bezirken 251 Vorträge veranstaltete, die von mehr als 60.000 Personen besucht waren, werden nunmehr seit 3 Jahren in Wien Unterrichtskurse veranstaltet, die in einem gewissen Sinne mit denen des Extension Movement verglichen werden können. Sie erstrecken sich ebenfalls über litterar-historische, naturwissenschaftliche und juridisch-politische Themen und werden zumeist von Docenten der Wiener Universität gegen entsprechende Entlohnung seitens des Vereins abgehalten. In Bezug auf die Vortragenden ist also ein gewisser Zusammenhang mit der Universität vorhanden, wenn dies auch nicht, wie in England, officiell sich dokumentirt; allerdings darf hierbei der einschneidende Unterschied zwischen der Organisation unserer und der englischen Hochschulen nicht außer Acht gelassen werden. Die den verschiedensten Berufsklassen angehörenden Hörer der Vorträge, die am Abend stattfinden, haben keine Eintrittsgebühr zu entrichten, wiewohl auch diese Frage im Schoße des Vereins schon ventilirt wurde. Wie aus den uns vorliegenden Berichten zu ersehen ist, zeigt sich auch hier dieselbe Begeisterung bei den Zuhörern wie in England; auch auf österreichischem Boden kann man dieselbe Lernbegierde, denselben Eifer wahrnehmen, den diese „Märtyrer der Bildung", wie der Bericht sie zutreffend nennt, an den Tag legen; auch hier werden den Vortragenden Ovationen aller Art dargebracht, was sicherlich auf ein dankerfülltes Gemüth schließen läßt. Möchte doch die oft bewährte Großmuth unserer Bevölkerung recht bald eine weitere Ausgestaltung dieser Unterrichtskurse möglich machen! Des Dankes der bildungsbedürftigen Enterbten des Glückes kann sie versichert sein.

[35] Ueber die englische Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung vgl. auch Gerhart von Schulze-Gävernitz: Zum socialen Frieden. (Leipzig. 1890) Bd. I. S. 457 ff. Der Autor, dessen gehaltvolles, treffliches Werk u. a. auch einen instruktiven Abschnitt über die Fabriksgesetzgebung enthält, bringt die ganze Bewegung in Zusammenhang mit den englischen Arbeiterverhältnissen überhaupt, sowie mit anderen Wohlfahrts-Einrichtungen des Landes. Ueber englische Volksbibliotheken vgl. Ed. Reyer: Entwicklung und Organisation der Volksbibliothen. Leipzig, 1893, ein Buch, das beherzigenswerthe Worte und Rathschläge auf dem Gebiete der Freibibliotheken enthält.

Die
Passionsmusiken von Sebastian Bach
und
Heinrich Schütz.

Vortrag,
gehalten im Kasino zu Elberfeld; für den Druck erweitert.

Von

Prof. Philipp Spitta,
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

I.

Es wird bekannt sein, welches Schicksal Bachs Vokalmusik nach seinem 1750 erfolgten Tode erfuhr. Man vergaß sie. Außer in Leipzig, wo er gewirkt hatte, und einigen kleineren Städten Sachsens wissen wir nicht, daß etwas von ihr im 18. Jahrhundert wieder aufgeführt sei. Und auch an jenen Orten geschah es nur selten, mehr aus Pietät als aus wirklichem Wohlgefallen an der Sache. Eine entschiedene Wendung ist erst mit dem Jahre 1829 eingetreten, da Mendelssohn in Berlin die Matthäuspassion zum erstenmale wieder zur Aufführung brachte. Jetzt wuchs die Theilnahme schnell. Man blieb nicht bei der Matthäuspassion stehen, man suchte auch andere größere und kleinere Vokalwerke Bachs wieder hervor, druckte sie und führte sie auf.

Was die Passionsmusiken betrifft, so hatte freilich mittlerweile die Zeit an ihnen ihr Vernichtungswerk geübt. Ein Theil derselben war verloren gegangen, es scheint leider für immer.

Fünf Paſſionen hatte Bach geſchrieben. Von ihnen beſitzen wir ſicher und vollſtändig nur noch zwei, nach Matthäus vom Jahre 1729, nach Johannes aus den Jahren 1723 und 24. Die Echtheit einer dritten Paſſion, nach Lukas, wird zwar mehrſeitig angezweifelt, jedoch zeugt vieles für dieſelbe. Immerhin aber kann ſie nur ein Werk aus Bachs früheſter Jugend ſein, das mit den beiden anderen Paſſionen an Werth nicht zu vergleichen iſt. Eine vierte, die Markus-Paſſion, iſt nur in der Form einer Trauerode auf den Tod der Kurfürſtin von Sachſen erhalten. Von der fünften Paſſion iſt gar nichts geblieben; wir können über ihre Entſtehungszeit und Beſchaffenheit nur Vermuthungen aufſtellen. Um uns ein Urtheil darüber zu bilden, wie Bach dieſe Kunſtform auffaßte und behandelte, bleiben wir immer auf die Johannes- und Matthäus-Paſſion faſt allein angewieſen.

Als 1829 die Matthäus-Paſſion gleichſam neu entdeckt wurde, ſtanden die deutſchen Chorvereine in der erſten friſchen Blüthe. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts gab es dieſelben nicht. Sollten außergewöhnliche öffentliche Chorauffführungen ſtattfinden, ſo wurde eine Sängerſchar eigens zu dieſem Zwecke zuſammengebracht, in welcher die Soprane und Alte von Knabenſtimmen geſungen zu werden pflegten. Privatmuſikgeſellſchaften gab es wohl; allein dieſe mieden die Oeffentlichkeit, und ihr Muſiciren trug einen durchaus häuslichen Charakter. Die Geſchichte der Chorvereine darf man mit der Gründung der Berliner Singakademie (1792) beginnen laſſen. In den nächſten Jahrzehnten folgten viele andere Städte mit ähnlichen Einrichtungen nach, Barmen ſchon 1806. Die mit 1810 in Thüringen, 1818 am Rhein beginnenden Muſikfeſte gaben dem muſikaliſchen Vereinsleben höheren Schwung. Was dieſe Vereine pflegten, war vor allem das Oratorium, und zwar beſonders das Oratorium Händels und Haydns. Der Genius

Händels, deſſen Oratorien in Deutſchland lange unbekannt geblieben waren, da ſie in und für England und in engliſcher Sprache komponirt waren, hielt in dieſer Zeit ſeinen triumphirenden Einzug ins Vaterland. Zu der Liebe und Bewunderung für ſeine Muſik, der großen Popularität, welche dieſelbe genießt, iſt in den erſten dreißig Jahren unſeres Jahrhunderts der Grund gelegt worden.

Nun tauchte die Matthäus-Paſſion aus der Vergeſſenheit empor. An oratorienartige Kompoſitionen gewöhnt, ſahen Ausführende und Hörende in ihr nichts anderes, als eben auch ein Oratorium. Hieraus erklärt ſich die merkwürdige, man darf ſagen: ſchiefe Haltung, welche wir den Bachſchen Paſſionsmuſiken gegenüber bis in die heutige Zeit hinein eingenommen haben. Dieſe klar zu machen und zugleich den eigenthümlichen Stil zu beſchreiben, welchen die Paſſionsmuſiken Bachs als vollendetſte Vertreter einer ganz beſonderen Kunſtgattung aufweiſen, ſoll zunächſt meine Aufgabe ſein.

Händel und Bach, zwei gleichaltrige, gleich gewaltige Söhne Deutſchlands, ſind ihrem Weſen nach ſo grundverſchieden, daß die Gebiete, auf denen jeder von ihnen ſeine Schöpferkraft bethätigte, ſich faſt auszuſchließen ſcheinen. Händel war groß in der Oper und dem Oratorium. Bach hat nie eine wirkliche Oper geſchrieben und, etwa mit einer einzigen unbedeutenden Ausnahme, auch kein Oratorium. Weltliche Inſtrumentalmuſik haben Beide geſchaffen, aber Händel mehr nur gelegentlich, Bach allezeit mit tiefſter innerſter Hingabe. Sein Größtes gab Bach in der Kirchenmuſik, der vokalen ſowohl als der für Orgel beſtimmten inſtrumentalen. Händel hat, von Jugendverſuchen abgeſehen, niemals irgend welche Kirchenmuſik geſchrieben. Seine Pſalmen und geiſtlichen Hymnen können mit dieſem Namen nicht belegt werden.

Noch viel weniger ſeine Oratorien. Das Oratorium,

gegen 1600 in Italien entstanden, ist niemals kirchlichen Charakters gewesen. Es war stets nur erbaulichen oder auch moralisch-betrachtenden Inhalts. In dieser Eigenschaft konnte es dem kirchlichen Gottesdienst allenfalls äußerlich angehängt, auch wohl zur Erhöhung der erbaulichen Wirkung in der Mitte durch eine Predigt unterbrochen werden. Einen wesentlichen Theil der Liturgie aber hat es nie und nirgends gebildet. Es war natürlich, daß die Komponisten die Stoffe der Oratorien mit Vorliebe aus der biblischen Geschichte holten. Häufig aber entnahmen sie dieselben auch dem Legendenschatz der christlichen Kirche. So wenig herrschte hier irgend ein Zwang, daß Händel einige seiner schönsten Oratorien auf Stoffe der Profangeschichte und der antiken Mythologie komponiren konnte. Jede Begebenheit, welche das Gefühl mächtig und vielseitig zu erregen im stande ist, kann den Gegenstand eines Oratoriums abgeben. Durch die Ausbildung, welche ihr Händel angedeihen ließ, ist diese Kunstform eine völlig freie geworden. Sie ist weder geistlich noch weltlich, insofern diese Bezeichnungen gewisse, außerhalb des Kunstwerks liegende Zwecke andeuten. Sie ruht allein in sich und auf lediglich künstlerischen Gesetzen; sie bildet somit den würdigsten Mittelpunkt eines großen öffentlichen Konzertwesens.

Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit der Kirchenmusik. Sie ist kein frei und selbständig dastehendes Kunsterzeugniß, sondern ein organischer Theil der kirchlichen Liturgie. Diese selbst soll ein Kunstwerk im höchsten Sinne des Wortes sein, die Musik in ihr nur ein Element dieses Kunstwerks, das Bedeutung und Werth erst durch seinen Zusammenhang mit dem Ganzen erhält und durch die besondere Stellung, welche ihm im Ganzen angewiesen ist. Wenn man nun bei Bachs Matthäus-Passion, einem grundkirchlichen Kunstwerke, diesen Umstand mehr oder weniger übersah, so begreift sich leicht, daß sie nicht

voll verſtändlich werden konnte. Große Meiſterwerke, wie dieſes, bieten freilich ſo unzählige und verſchiedenartige Anläſſe zur Bewunderung, daß der Hörer immer noch eine reiche und echte Freude empfinden konnte, auch wenn er die Paſſion wie ein Oratorium auf ſich wirken ließ. Aber in den Kern des Werkes kann man ſo nicht eindringen, und will man es durch großen Aufwand äußerer Mittel gleichſam erzwingen, ſo verſchließt es ſich nur um ſo feſter, der Muſchel gleich, welche die Perle in ſich hütet. Man hat Verſuche gemacht, Bachſche Kompoſitionen neben Händelſchen Oratorien auf Muſikfeſten zur Aufführung zu bringen. Einzelne Stücke, z. B. gewiſſe Chorſätze der H-moll-Meſſe, vertragen allenfalls eine ſolche Darſtellung. Im allgemeinen aber haben die Verſuche zu einem günſtigen Ergebniß nicht geführt. Während Händels Oratorien und Pſalmen für die gewaltigen Mittel eines Muſikfeſtes, für eine mehrtauſendköpfige Zuhörermenge, für volksmäßigen Feſtglanz und Feſtjubel wie gemacht erſcheinen, wirkt Bach mehr nur fremdartig und abwehrend. Er befindet ſich dort nicht an ſeinem Platze, er gehört eben in die Kirche.

Wir würden uns des größten Undanks gegen unſere Väter ſchuldig machen, die nach langer Zeit zuerſt wieder ſich für Bach begeiſterten und ſeine Größe tief und wahr in ſich empfanden, wollten wir es ihnen zum Vorwurf anrechnen, daß ſie in der Freude, in Händel und Bach zwei gleich große Männer zu beſitzen, die Eigenthümlichkeit des einen von der des anderen anfänglich nicht ſcharf zu ſondern verſtanden. Zu ihrer Rechtfertigung könnte ſogar angeführt werden, daß dieſes auch im vorigen Jahrhundert nicht geſchehen iſt (was die Paſſionsmuſiken anlangt), ja, daß ſelbſt zu Bachs Lebzeiten wohl die Wenigſten eine klare Erkenntniß von dem Grundunterſchiede hatten, der zwiſchen ſeinen Paſſionen und denen ſeiner begabteſten Zeitgenoſſen beſtand. In katholiſchen Ländern, in Italien zumal,

bot natürlich die Leidensgeſchichte auch einen ſehr willkommenen Oratorienſtoff dar. Wie die Oper, ſo kam auch das Oratorium der Italiener zu uns, und etwa von 1700 an ſchrieben auch deutſche Komponiſten Paſſionsoratorien über deutſche Texte. Sie nahmen ein Element in dieſelben auf, das den eigentlichen Oratorien fremd war, der proteſtantiſchen Paſſion dagegen eigenthümlich angehörte: den Choral. Sie bildeten ſo eine Muſikform, in welcher alle Hauptſachen ausländiſch und unkirchlich waren und der Choral nur eine ſehr verlegene Rolle ſpielte. Bach verfuhr umgekehrt: ſeine Paſſionen ſind deutſch-proteſtantiſch mit Beimiſchung einiger im italieniſchen Oratorium üblichen Formen. Eine gewiſſe äußerliche Gemeinſamkeit zwiſchen ihm und ſeinen Zeitgenoſſen war alſo vorhanden und dieſe genügte für die Meiſten, Bachs Paſſionen, ſoweit man überhaupt von ihnen Notiz nahm, den Oratorien zuzuzählen. Der merkwürdige Gegenſatz zwiſchen Händel und Bach tritt auch hier wieder hervor. Händel hat zwei ſolcher deutſcher Paſſionsoratorien geſchrieben, das ſpätere derſelben ſogar zum Theil über dieſelbe Dichtung, welche Bach in der Johannes-Paſſion komponirte. Dennoch ſind ſie von dieſer nicht nur nach der Individualität des Komponiſten, ſondern auch nach der Gattung verſchieden. Händels beide Werke ſind und bleiben eben Oratorien mit einem unorganiſchen kirchlichen Beiſatz. Er hat das Bedenkliche dieſer Miſchung ſicherlich ſpäter ſelbſt empfunden; in Deutſchland blieb nichtsdeſtoweniger dieſe Zwittergattung das ganze 18. Jahrhundert hindurch üblich. Grauns bekannter „Tod Jeſu“ gehört in dieſelbe, und auch andere namhafte Komponiſten hielten ſich für ſie nicht zu gut. So ſtark war die Zeitſtrömung, daß Bachs Meiſterwerke ganz wirkungslos dagegen blieben. Als nun gar ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts Händels engliſche Oratorien das Leben der deutſchen Chorvereine zu beherrſchen anfingen, wer dürfte ſich wundern, daß ſich auch

Bachs Paſſionen den durch jene geweckten Anſprüchen fügen mußten, und man erſt in neueſter Zeit angefangen hat, ihre berechtigte Sonderexiſtenz anzuerkennen?

Die Paſſionsgeſchichte im Gottesdienſt der ſtillen Woche ſingend zu verleſen, war vorreformatoriſcher Brauch, den die lutheriſche Kirche beibehalten hatte, nur daß ſie ſich der deutſchen Sprache bediente. Der Geſang beſtand in jener altkirchlichen recitirenden Weiſe, von welcher einige ſpärliche Reſte ſich auch heute noch in der proteſtantiſchen Liturgie erhalten. Er bewegte ſich nur in wenigen Tönen. Um einer zu einförmigen Wirkung vorzubeugen, auch um der Ausdauer des Singorgans nicht zu viel zuzumuthen, mußten mehre Sänger ſich abwechſelnd am Vortrage betheiligen. Dies geſchah gleichſam nach Rollen. Ein Sänger übernahm den erzählenden Evangeliſten, ein zweiter trat da ein, wo Chriſtus ſpricht, dem dritten fielen alle anderen redend eingeführten Perſonen zu. Dann ging man in der dramatiſchen Verlebendigung weiter, ließ mehr als drei Sänger abwechſeln, und Maſſenäußerungen durch einen mehrſtimmigen Chor vortragen. Weiter hängte man der Geſchichte einen gewiſſen Dankſagungsgeſang an, dem entſprechend dann auch der Eingang durch eine einfache mehrſtimmige Betrachtung gebildet wurde. An größeren Haupteinſchnitten der Erzählung wurde innegehalten, um die Gemeinde in einem paſſenden Kirchenliede ihrer Andacht und Theilnahme Ausdruck geben zu laſſen.

Es lag aber allzunahe, daß ſich dieſes Gegenſtandes auch die Kunſtmuſik bemächtigte, wenn dieſelbe ſich am Gottesdienſte überhaupt betheiligen durfte. Das war nun ſchon im 16. Jahrhundert durchaus der Fall. Die Stärke dieſer Zeit ruht im mehrſtimmigen unbegleiteten Geſange, den ſie zu einer ſpäter nie wieder erreichten Höhe entwickelt hat. In der That kommen denn auch Fälle vor, wo die ganze Paſſionsgeſchichte mehrſtimmig, nach Art einer rieſigen Motette, komponirt worden iſt,

oder ſolche, in denen der Komponiſt den eintönig recitirenden Geſang auf ein kleines Maß verkürzt hat. Aber dieſe Art nahm niemals ſo überhand, daß ſie die altehrwürdige recitirte Paſſion in ihrer Verbreitung eingeſchränkt hätte.

Im 17. Jahrhundert kam eine neue Art der Muſikübung auf. Es entwickelte ſich der mehrſtimmige und Sologeſang mit ſelbſtändiger Inſtrumentalbegleitung, ſowie die freie Inſtrumentalmuſik. Unter Sologeſang verſtehe ich hier hauptſächlich jenen deklamatoriſchen Geſang, durch welchen man in den älteſten Opern die Vortragsart der griechiſchen Tragödien nachbilden wollte und aus welchem ſich bis zum Ende des 17. Jahrhunderts das Recitativ herausbildete. Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts verdrängte dieſes moderne Recitativ die altkirchliche Recitation faſt gänzlich. Auch die mehrſtimmig geſungenen Partien der Paſſionen konnten ſich, da ſie nun durch Inſtrumente unterſtützt wurden, freier und lebendiger entfalten. Für die Betrachtungen am Anfang und Schluß, gelegentlich auch im Verlaufe der Handlung ſchien die gleichfalls neue Form der geiſtlichen Arie beſonders geeignet; es iſt dies ein mehr- oder einſtimmiges Strophenlied mit Inſtrumentalbegleitung, das nicht ſowohl einen kirchlichen, als einen ſubjektiv religiöſen Charakter hat. Dieſe geiſtliche Arie beeinträchtigte mit der Zeit den Choralgeſang der Gemeinde, welcher an gewiſſen Ruhepunkten der Handlung einzutreten pflegte. Da die Sangesluſt der Gemeinden im 17. Jahrhundert immer mehr abnahm, ſo hatten ſie bald nichts dagegen einzuwenden, wenn an ihrer Statt ein Chor von kunſtgeübten Sängern eine Arie hören ließ. Auch die im 17. Jahrhundert neu erfundenen Choralmelodien nähern ſich zum Theil dem empfindſamen Weſen dieſer Arien und laſſen die alte Kraft und Gemeinverſtändlichkeit vermiſſen. An geeignet erſcheinenden Stellen wurden freie Inſtrumentalſätze eingelegt. Mit dem vollkommen ausgebildeten Recitativ

trat um 1700 endlich auch die mittlerweile in Italien entstandene dreitheilige Arie ein, welche nur dem Sologesange diente und den der Passion eingeflochtenen religiösen Betrachtungen den persönlichsten Ausdruck verlieh.

Der Grundstock des zu singenden Textes war bisher unverändert geblieben: es war eben der Passions-Bericht eines der Evangelisten in Luthers Uebersetzung. Auch in der Auswahl der Choräle herrschten feste Bräuche. Besonders verbreitet scheint die Sitte gewesen zu sein, daß die Gemeinde dem Verlauf der Handlung mit den einzelnen Strophen des Liedes: „Jesu Leiden, Pein und Tod" folgte, eines Liedes, in welchem die ganze Passionsgeschichte in Strophen und Reime gebracht ist. Die Worte der Schlußbetrachtung pflegten zu sein: „Dank sei unserm Herrn Jesu Christo, der uns erlöset hat durch sein Leiden von der Hölle." Zur Eingangsbetrachtung benutzte man die einfache Ankündigung „Das Leiden unsers Herrn Jesu Christi, wie uns das beschreibet der heilige Evangelist"; Aufgabe der Musik war es, diesen nüchternen Worten den Gehalt einer andächtigen Empfindung zu geben. Der Text der eingelegten, meist mehrstimmigen Arien knüpfte an einzelne bedeutsame Momente der Leidensgeschichte an und gab ihnen eine Anwendung auf das Leben des Christen.

Aber mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts erfuhren die Texte der Passionsmusiken erhebliche Veränderungen. Noch blieb zwar das Bibelwort bestehen. Auch die Choräle mochte man nicht ganz entfernen, obschon sie längst nicht mehr von der Gemeinde, sondern vom Sängerchor gesungen wurden, dem sich nur hier und da die Gemeinde anzuschließen pflegte. Aber die frei hinzugedichteten Betrachtungen fingen an, einen sehr viel größeren Raum einzunehmen und den biblischen Kern zu überwuchern. Man dichtete sie in einer von den Italienern erlernten Form, welche besonders zur Komposition für Solo-

geſang, ſei es Recitativ oder Arie, geeignet war. Recitative und große Arien, wie ſie ſich mittlerweile in der italieniſchen Oper entwickelt hatten, hielten nun ihren Einzug in die Kirchenmuſik, und manch frommes Gemüth klagte über die Entweihung der heiligen Stätte durch leichtfertige Weiſen und die immer mehr zunehmende Verweltlichung und Verkünſtelung der Kirchenmuſik. Endlich warf man auch den Bibeltext über Bord und ſetzte an ſeine Stelle eine freie Umdichtung der bibliſchen Erzählung. Da trat Bach auf.

Was er als Paſſionsmuſik vorfand, war ein Chaos, ein Haufen disparater, unorganiſcher Elemente, eine in Trümmer gegangene, altehrwürdige Kunſtform, welcher durch moderne Tünche der Schein des Lebens angetäuſcht werden ſollte. Es iſt Bachs unvergängliches Verdienſt, dieſe Kunſtform auf ihrer urſprünglichen Grundlage neu errichtet zu haben. Aber indem er es that, hat er zugleich all den modernen Elementen, welche ſich zerſetzend eingedrängt hatten, gebührende Rechnung getragen. Von den neueren Kunſtformen fehlt in ſeinen Paſſionsmuſiken nicht eine einzige, die reicheren muſikaliſchen Mittel ſeiner Zeit finden an ihrer Stelle Verwendung. Aber ſie haben ſich alle dem kirchlichen Ideale unterordnen müſſen. Bach iſt ſo der Reformator und Vollender der proteſtantiſchen Kirchenmuſik geworden, wie Paleſtrina 200 Jahre früher der der katholiſchen.

Es iſt häufig geſagt worden, und man kann es noch heute hören, daß das Weſen der Kirchenmuſik objektiv nicht zu beſtimmen ſei. Man könne auf die verſchiedenſte Weiſe andächtige Empfindungen ausdrücken, und darauf allein komme es an. Aber dies iſt doch nicht der Fall, und eine ſolche Anſicht konnte ſich auch wohl nur in einer Zeitperiode einwurzeln, da zuerſt unter der Herrſchaft des Rationalismus jedes Gefühl für eine angemeſſen geſtaltete Liturgie verloren ging, hernach ein religiöſer Empfindungsüberſchwang an einer feſten liturgiſchen Form ſich

nicht genügen laſſen mochte. Die kirchliche Empfindung iſt immer auch religiös, aber die religiöſe keineswegs immer kirchlich. Von ihr mag es gelten, daß ſie an keinen beſtimmten künſtleriſchen Stil gebunden ſei. Eine Kirchenkompoſition aber muß nicht nur eine enge Beziehung haben zu dem gottesdienſtlichen Akte, welchem ſie dienen ſoll, und infolge davon ihre beſondere Form und Inhalt gewinnen, ſondern ſie muß im allgemeinen auch das Weſen und unterſcheidende Merkmal ihrer Religion aus ſich zurückſpiegeln. Dies alles geſchieht denn auch bei Bach im vollſten Maße.

Kunſtgattungen und Kunſtformen entwickeln ſich mit einer Art von Naturnothwendigkeit. Wir ſagen, dieſer oder jener große Künſtler hat eine Form in unerwarteter Weiſe umgeſtaltet; dahinter verbirgt ſich wohl die Meinung, der Künſtler habe auch anders verfahren können, wenn er nur gewollt hätte, und demnach erſcheint die Richtung, welche er der Kunſt gegeben hat, als ein Akt ſeiner Willkür. Aber wenn man in der Lage iſt, große Entwickelungsperioden zu überblicken, ſieht man, daß kommen mußte, was gekommen iſt, und daß das Gekommene gut und zweckmäßig war. So braucht man auch nur unbefangenen Auges die Kunſt des 17. Jahrhunderts zu betrachten, um zu wiſſen, worin allein der wahre Stil deutſch-proteſtantiſcher Kirchenmuſik beſtehen konnte. Die Kunſt, welche ſich in dieſer Zeit ausſchließlich im Dienſte der Kirche entwickelte, ſich ihren Bedürfniſſen und Forderungen anpaßte und unterordnete, und welche ſchon durch das Material, in dem ſie ſich darſtellte, Weſen und Grundſtimmung der proteſtantiſchen Kirche zur Erſcheinung brachte — dieſe Kunſt iſt die Orgelmuſik. Die Welt weiß es, daß Sebaſtian Bach der größte Orgelmeiſter geweſen iſt, der je gelebt hat. Weniger bekannt iſt bis jetzt, daß er als ſolcher nur vollendete, was im 17. Jahrhundert eine Reihe herrlicher deutſcher Talente begonnen und gefördert

hatte. Noch weniger allgemein iſt bis jetzt die Anſchauung geworden, daß auch Bachs Vokalkompoſitionen: ſeine Kirchenkantaten, ſelbſt ſeine Paſſionen nur gleichſam Fortſetzungen ſeiner Orgelmuſik ſind. Dies tritt nicht allein darin hervor, daß bei ihnen allen die Orgel mitzuwirken hat. Die Kompoſitionsweiſe, welche aus dem Weſen der Orgel entnommen und ihr ganz eigenthümlich iſt, Bach hat ſie auch auf die Singſtimmen und die übrigen begleitenden Inſtrumente übertragen. Er hat gleichſam die Orgel über ſich ſelbſt hinausgeſteigert, indem er ihr Menſchenſtimmen, Violinen, Oboen und andere Inſtrumente als neue Regiſter hinzufügte. Dieſen Weg, auf welchem es ihm möglich wurde, den ganzen Formen- und Mittelreichthum der modernen Muſik für ſich zu verwenden und doch immer in den Grenzen des kirchlichen Stiles ſich zu halten, hat ſein Genius ihn finden laſſen. Kein Anderer außer ihm hat ihn betreten. Das aber, was er auf dieſem Wege erreichte, bildet den erſten Grundunterſchied zwiſchen ſeinen Werken und den Oratorien Händels.

Ein zweites Hauptmerkmal des proteſtantiſch-kirchlichen Stiles iſt der kirchliche Volksgeſang, das, was man ſchlechthin den proteſtantiſchen Choral nennt. Die katholiſche Kirche kennt, wenigſtens in dem Hauptſtücke ihrer Liturgie: in der Meſſe, die Betheiligung des Volkes nicht. Ich ſagte, daß in alten Zeiten die Paſſions-Recitation durch Choräle der wirklichen Gemeinde unterbrochen worden wäre. Später trat an die Stelle der Gemeinde ein beſonderer Sängerchor, welcher die Gemeinde ſymboliſch darſtellte. Im Anfang des 18. Jahrhunderts waren die Choräle zu der Bedeutung von ſchönen Volksliedern herabgeſunken. Es machte einen guten Effekt, wenn nach einem rauſchenden Chor oder einer beweglichen, affektvollen Arie ein ganz einfaches, ruhiges Lied eintrat; deshalb behielt man die Choräle auch hier noch bei. Bach ſetzte ſie in

ihre alte Bedeutung wieder ein. In ſeinen Paſſionen ſymboliſiren ſie wieder die chriſtliche Gemeinde, welche der Paſſionshandlung mit Andacht folgt, die einzelnen Momente derſelben ſich tief einprägt und von Chriſti Leben, Thun und Leiden die Anwendung auf ſich ſelber macht. Dies iſt ein Zweites, wodurch ſich die Paſſion vom Oratorium gründlich unterſcheidet. Man bedenke, daß die Choralmelodien nicht von Bach ſelber komponirt, ſondern aus dem Schatz der kirchlichen Volksgeſänge ausgewählt ſind. Von einem Oratorienkomponiſten, der einen wichtigen Theil ſeiner Geſangsſtücke anderswoher entlehnte, würden wir ſagen, er ſchmücke ſich mit fremden Federn. Für die Kunſtform der Paſſion iſt die Einfügung der Choräle eine berechtigte Forderung; die Individualität des Komponiſten zeigt ſich nur darin, wie er die Choräle vertheilt und mit welchem Tonſatze er ſie ausſtattet. Weil es aber die Gemeinde iſt, welche hier in ihrer volksmäßigen Schlichtheit und Einfalt zu Worte kommen ſoll, verlangen dieſe Choräle auch einen ganz einfachen Vortrag. Es war wiederum ein aus unrichtiger Auffaſſung der Paſſion hervorgegangenes Verfahren, daß man ſeit 1829 die Choräle mit reichſchattirtem Ausdruck, bald ohne alle Begleitung, bald mit einer ſolchen vortrug. Man gerieth hiermit in denſelben Fehler, welchen ſich Bachs Vorgänger und Zeitgenoſſen zu Schulden kommen ließen. Das Verfahren widerſpricht auch Bachs ausdrücklichen Vorſchriften. Immer ſollen beim Choral mit den Singſtimmen ſich alle Inſtrumente vereinigen, namentlich auch die Orgel, durch deren Mitgehen dann alle feinen Schattirungen ſchon unmöglich, oder doch unwirkſam werden. Wie ein voller, ſtrömender Gemeindegeſang ſollen die Choräle hinziehen. Ein empfindungs- und verſtändnißvoller Vortrag iſt mit dieſer Forderung trotzdem vereinbar.

Der Oratorienkomponiſt tritt ſeinem Gegenſtande unmittelbar gegenüber. Wie die Erlebniſſe des Volkes Iſrael, die

Thaten der bibliſchen Helden ihn bewegen, mit welchen Empfindungen er das Siegesfeſt Alexanders in Perſepolis, die Schickſale des Herakles, das Märtyrerthum der Theodora begleitet, die Theilnahme endlich, mit welcher er als Chriſt dem Leben, Leiden und Triumphiren des Gottesſohnes folgt — alles das drückt er frei und unmittelbar aus. Nicht ſo der Kirchenkomponiſt, und hier berühren wir eine dritte Grundverſchiedenheit zwiſchen Beiden. Eine Paſſion iſt von Anfang bis Ende zunächſt erfüllt von der Empfindung der Andacht, der unbedingten Hingabe an das Göttliche. Dieſes iſt ihr Grundton, auf welchen ſich alles übrige bezieht, der Hintergrund, von dem alles ſich abzuheben hat. Andächtiger Empfindung voll kann der Komponiſt auch Worte in Muſik ſetzen, die an ſich betrachtet keinerlei Empfindung zu erregen vermögen. Jener Text zum Eingangschor in den alten Paſſionen: „Das Leiden unſers Herrn Jeſu Chriſti, wie uns das beſchreibet der heilige Evangeliſt“ — was iſt es weiter, als eine Kapitelüberſchrift, eine trockene Ankündigung? Aber die Vorſtellung, daß hiermit ein Akt beginnt, welcher im geordneten Gottesdienſt ein weſentliches Glied bildet, genügt dem Tonſetzer, um ſeine Phantaſie zu dem ſchönſten Tonſtücke zu begeiſtern. Die rollengleiche Vertheilung des bibliſchen Textes, von dem der Evangeliſt den erzählenden Theil vorträgt, während für die redend eingeführten Perſonen beſondere Stimmen eintreten, ſcheint dramatiſch zu ſein. Aber es iſt keine wirkliche Dramatik, wie ſie in der Oper waltet, nicht einmal eine unbehinderte Charakteriſtik, wie ſie dem Oratorium eigen iſt. Alle Aeußerungen der einzelnen Perſonen und der Maſſen, welche die Handlung bewegter erſcheinen laſſen, ſind zwar von großer Belebtheit und dem Ganzen ſo eingeordnet, daß ſie durch den Kontraſt ſcharf hervortreten. Aber weder die Jünger, noch die Juden, weder Jeſus, noch Pilatus drücken ihre Empfindungen unmittelbar aus. Sie

thun es immer nur durch das Medium der alles beherrſchenden kirchlichen Empfindung. Handelte es ſich um wirklich dramatiſche Muſik, ſo müßte der Evangeliſt überall in jenem ruhigen Tone recitiren, welcher für den Erzähler der geeignete iſt. Aber dies geſchieht nicht. Auch die ganze Rede des Evangeliſten iſt von tiefer Empfindung geſättigt, von der Empfindung des Chriſten nämlich, welcher ſich den Verlauf der Leidensgeſchichte vergegenwärtigt und ſich bei jedem Satze bewußt iſt, was ſie ihm bedeutet. Ich darf an die Stelle erinnern, wo von Petrus erzählt wird: er ging hinaus und weinte bitterlich. Bach hat ſich natürlich nicht, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, an einer modernen Umdichtung der bibliſchen Erzählung genügen laſſen; er hat Luthers unverfälſchtes Bibelwort wieder in ſein Recht eingeſetzt. Das Bibelwort an ſich ſchon hatte ihm kirchliche Bedeutung. Man kann dies deutlich ſehen an der muſikaliſchen Behandlung, durch welche er es in der Matthäus-Paſſion vor der nichtbibliſchen Dichtung auszeichnet. Namentlich im mehrſtimmigen Geſange. In ſeinen Kantaten wendet Bach auch beim Sologeſange das Recitativ niemals an, wenn es gilt, Bibelworte zu recitiren, ſondern immer das getragene Arioſo. Dies ging nun freilich in den Paſſionen nicht an, wo eine ſo große Menge bibliſchen Textes zu bewältigen war und außerdem noch zahlreiche Choräle, Chöre und Arien mit Recitativen angebracht werden ſollten. War er einmal entſchloſſen, die einfache altkirchliche Recitation aufzugeben, ſo konnte er an ihre Stelle nur das moderne Recitativ ſetzen. Er hat es genügend umgebildet, um es zweckentſprechend zu machen. Bachs Recitativ iſt kein bloßes Deklamiren in beſtimmten, meßbaren Tönen, es iſt ein empfindungsreiches, melodieähnliches Auf- und Niederwallen, ein muſikaliſches Phantaſiren gleichſam ohne feſtes Taktmaß. Aber im mehrſtimmigen Geſange über Bibelwort merkt man die Auszeichnung, mit welcher er es behandelt, ſofort an der

Anwendung der ſtrengen, fugenartigen Formen, Formen, welche nicht nur für die edelſten galten, ſondern auch ſeit langem für die wahrhaft kirchlichen. Dieſer ſein Grundſatz beſtimmte am Beginn des zweiten Theiles der Matthäuspaſſion den Stil des mit dem Altſolo abwechſelnden Chors „Wo iſt denn dein Freund hingegangen, o die Schönſte unter den Weibern". Und auch in der evangeliſchen Erzählung hält Bach — mit einer wohlbedachten Ausnahme — ſtreng an ihm feſt. Für die wilden Ausdrücke des Haſſes, der Wuth und des Hohnes erſcheint auf den erſten Anblick dieſe Setzart nicht geeignet, deren Charakter vor allem erhabene Ruhe und Ordnung iſt. Aber eben dieſes Moment wollte Bach betonen: was auch der Inhalt des Erzählten ſein mag, immer wird es in gleichſam geweihtem Gefäß dargeboten, in dem heiligen Wort der Bibel. Daß er trotz dieſer Selbſtbeſchränkung den verſchiedenen Chorſätzen immer noch Charakteriſtiſches genug zu geben wußte: die fanatiſche Leidenſchaft der Juden, demüthige Hingabe der Jünger, feierliche Ueberzeugtheit Derer, die unter dem Kreuze ſtanden, als Chriſtus ſtarb — das verdankt er der Uebergewalt ſeines Genies. Die einzige angedeutete Ausnahme iſt der kurze, gellende Schrei, mit dem die Juden den Namen „Barrabam" herausſtoßen, als ihnen Pilatus anheim gegeben hat, zwiſchen dieſem und Chriſtus zu wählen. Nirgends läßt ſich handgreiflicher zeigen, daß der Paſſionsſtil ein Stil für ſich, und von der Oper wie von dem Oratorium gleich weit entfernt iſt. Weder in dieſem noch in jener ließe ſich der Vorgang ſo darſtellen. Was Bach hier zeichnet, iſt nicht nur die Mordgier der Feinde Chriſti, es iſt auch, und dieſes zunächſt, der jähe Schrecken, der ob ſolch einer Wahl das Herz der chriſtlichen Gemeinde durchzuckt.

Aehnlich wie das Bibelwort behandelt Bach auch den Choral wie etwas heiliges. Er iſt ihm das Symbol der

Gemeinde und mit Rückſicht auf ſeinen poetiſchen Inhalt auch das Symbol gewiſſer für die Kirche bedeutſamer Ereigniſſe und Ueberzeugungen. So verdichtet ſich für ihn in Liedern, wie „O Menſch, bewein dein Sünde groß“ und „O Lamm Gottes unſchuldig“ die Paſſions-Empfindung der proteſtantiſchen Chriſten zu einem knappen Geſamtausdruck, mit welchem er nun als Künſtler operirt. Ich denke, indem ich dieſes ſage, nicht ſowohl an die zahlreichen einfach geſetzten Choräle, welche der Handlung eingeſtreut ſind. Ueber ſie habe ich zuvor ſchon geſprochen. Ich meine vielmehr ſolche Sätze, in welchen eine Choralmelodie kunſtvoll verarbeitet wird. Die beſondere Art der Verarbeitung zeigt es klar, daß Bach in dieſen Fällen etwas anderes beabſichtigte, als nur um eine ſchöne Melodie ein koſtbar gewebtes Gewand zu werfen. Die Melodie iſt nicht nur etwas, ſondern ſie bedeutet auch etwas, und zwar in tieferem Sinne, als man dies von jeder Kunſterſcheinung ſagen kann, in jenem Sinne nämlich, nach welchem auch alles Kirchliche nur ein Symbol iſt. Kein gewaltigeres Beiſpiel kann hier angeführt werden, als der Eingangschor der Matthäuspaſſion. Den Kern dieſes Chors bildet der einſtimmig geſungene Choral „O Lamm Gottes unſchuldig“, in welchem alle Paſſions-Vorſtellungen und -Empfindungen der geſamten proteſtantiſchen Chriſtenheit ſich koncentrirt verkörpern, und der mit ſeinem Lichte das ganze ihn umwogende Tonmeer durchdringt und verklärt. Man kann auch nirgends deutlicher als hier den engen Zuſammenhang der Geſangskompoſition Bachs mit der Orgelmuſik erkennen. Es war eine der wichtigſten Kunſtformen der Orgelmeiſter des 17. und 18. Jahrhunderts, eine Choralmelodie in irgend einer Stimme ganz einfach, aber genügend hervortretend, erklingen zu laſſen, mit den anderen Stimmen aber einen Tonſatz auszuführen, der die Empfindungen ausdeuten ſollte, welche bei der Verſenkung in die poetiſche nnd kirchliche Bedeutung der geſpielten

Melodie im Innern des Komponiſten aufblühten. Um ihr beherrſchendes Hervortreten auch äußerlich zu verdeutlichen, ſpielte man wohl die Melodie allein auf einem beſonders regiſtrirten Manuale und übertrug die begleitenden Stimmen der anderen Hand und dem Pedal. Der Eingangschor der Matthäuspaſſion iſt ſolch eine Choralkompoſition. Der den Choral vortragende Knabenchor vertritt die mit hervorſtechenden Manual-Regiſtern geſpielte Melodie. Was aber die linke Hand und die Füße zu thun hätten, iſt hier zwei Singchören, zwei Orcheſtern und zwei Orgeln übertragen. Zu ſolch ungeheuren Verhältniſſen hatte Bach die einfache Form der Orgelmuſik erweitert.

Wenn Kirchenmuſik undenkbar iſt ohne Gottesdienſt, deſſen Wirkungen ſie unterſtützt, ſo muß demnach Bach auch ſeine Paſſionen für den Gottesdienſt geſchrieben haben. Dies iſt denn wirklich der Fall geweſen. In Leipzig hatten ſich viele alterthümliche Kultusgebräuche erhalten, welche anderswo abgekommen waren oder abkamen. Hierzu gehörte auch die in altkirchlicher Recitation erfolgende einfache Abſingung der Paſſionsgeſchichte in der Charwoche, und zwar der nach Matthäus am Palmſonntag, der nach Johannes am Charfreitag; die beiden übrigen Evangeliſten blieben unberückſichtigt. Dieſer kirchliche Gebrauch war alſo der dortigen Gemeinde ein von altersher vertrauter, er hat ſich in Leipzig bis zum Jahre 1766 erhalten, und bis 1721 gab es in den dortigen Hauptkirchen keine andere Paſſionsmuſiken als dieſe. Dann wurde zum erſten Male eine Paſſion in der reicheren, kunſtmäßigeren Form aufgeführt, welche ſich im Laufe der Zeiten herausgebildet hatte. Drei Jahre ſpäter folgte Bach mit der erſten Aufführung der Johannes-Paſſion, nach weiteren fünf Jahren mit der Matthäus-Paſſion. Es beſtanden nun längere Zeit hindurch zwei Arten von Paſſionsmuſiken nebeneinander in Leipzig. Die altkirchliche Recitation

fand Palmſonntag und Charfreitag-Vormittag im Hauptgottesdienſte ſtatt, die Paſſionsmuſik neueren Stils ſtets nur Charfreitag-Nachmittag im Veſpergottesdienſte, der um 1¼ Uhr begann und gewöhnlich anderthalb Stunden dauerte. Durch ein Werk, wie Bachs Matthäuspaſſion bereichert, dehnte er ſich auf wenigſtens vier Stunden aus. Man ſieht leicht, daß die übrigen gottesdienſtlichen Akte gewiſſermaßen nur den Rahmen bilden konnten und der eigentliche Kern des Gottesdienſtes in der Muſikaufführung ſelbſt gelegen war.

Das deutſche Volk hat ſich ſeit mehr als fünfzig Jahren die Kirchenmuſik Bachs zurückgewonnen, und wenn auch nur erſt zum Theil, wenn auch die Hauptmaſſe ſeiner herrlichen Kirchenkantaten ihm noch fremd geblieben iſt — feſt ſteht doch, daß nunmehr Bach nie wieder vergeſſen werden kann. Des innerſten Weſens ſeiner Kunſt ſich immer mehr bewußt zu werden, wird eine Hauptaufgabe für uns und für die nachfolgenden Geſchlechter ſein. Hierher gehört auch die Auffaſſung der Paſſionsmuſiken als einer beſonderen, vom Oratorium weſentlich verſchiedenen Kunſtgattung. Was ich über dieſelbe geſagt habe, hat Niemanden tadeln ſollen, der noch an der früheren Auffaſſung feſthält. Ich habe nur andeuten wollen, welches nach meiner beſcheidenen Meinung der Weg iſt, auf dem wir bis in den Kern dieſer geheimnißvoll großen Kunſtwerke vordringen können. Die Bachſche Paſſionsmuſik einem wirklichen Gottesdienſte wieder einzuverleiben, wird einſtweilen an den meiſten Orten eine Unmöglichkeit ſein; würde doch ſelbſt der Verſuch, ſeine viel kürzeren, etwa zwanzig Minuten dauernden Kirchenkantaten in die Liturgie einzufügen, große Schwierigkeiten zu überwinden haben. Aber man könnte Mittel finden, ſie dem Charfreitags-Gottesdienſte anzuhängen. Und ſollte auch dieſes vor der Hand nicht angehen, ſo wäre wenigſtens überall zu erſtreben, daß man den Kirchenraum als Ort der Aufführung

wählte. Wohl weiß ich, daß dieſes vielerwärts unmöglich iſt: nicht häufig ſind die Kirchen mit hinreichend geräumigen Orgelchören verſehen, auch die Stimmung der Orgeln bereitet zuweilen Hinderniſſe. Aber die Ehrfurcht vor dem Gotteshauſe, welche auch der unkirchlich geſinnte nicht leicht verliert, bringt ſchon ein bedeutendes Theil der Stimmung zuwege, welche zur richtigen Würdigung Bachſcher Muſik die Vorbedingung iſt. Voll veranlagt für eine ſolche iſt freilich nur Der, welcher mit der Kirche in lebendigerem Zuſammenhange ſteht, mit der Bedeutung ihrer Liturgie, mit der Bibel, mit den Choral-Melodien und -Texten vertraut iſt.

Wer keine von all dieſen Eigenſchaften beſitzt, wem auch die Paſſionen Bachs nicht im Kirchenraume entgegentönen, ſondern im Konzertſaal — wir haben gewiß deren ſchöne und würdige —, dem dürfte es das Verſtändniß der Bachſchen Wunderwerke erleichtern, wenn er ſich dasjenige im Geiſte ergänzen könnte, was fehlt und was eigentlich da ſein müßte. Seine Phantaſie mag einen unſichtbaren Tempel um ihn her erbauen und ihn ſelbſt hineinverſetzen in die Mitte einer Gemeinde, die ſich zu Gott zu erheben ſucht, indem ſie das Leiden ihres Erlöſers andachtsvoll ſich vergegenwärtigt.

II.

Unter Bachs Schülern und zeitlichen Nachfolgern hat ſich Niemand gefunden, der den Stil ſeiner Paſſionen, Meſſen, Kantaten fortſetzte. Es iſt nach ſeinem Tode, als habe es dieſen Stil nie gegeben. Wenn auch nach Erreichung einer höchſten Höhe ein raſches Abſinken zur Tiefe nicht ſelten in der Geſchichte beobachtet wird, ſo giebt es doch kaum ein zweites Beiſpiel für einen ſo jähen Abſturz. Dieſer iſt aber nur in derjenigen Muſik Bachs zu bemerken, die im engeren Sinne die

kirchliche heißen muß, in ſeiner Geſangsmuſik alſo. Mit der Orgelkunſt geht es zwar auch bergab, aber doch allmählich, noch durch mehr als zwei Generationen wirkt hier ſein Geiſt nach. Und blickt man ins 17. Jahrhundert zurück auf Bachs Vorfahren in der Kunſt, ſo iſt es dieſelbe Erſcheinung. Mit der vor ihm in geiſtlicher Geſangsmuſik herrſchenden muſikaliſchen Ausdrucksweiſe hat die ſeinige kaum etwas gemein, wogegen ſeine Orgelmuſik mit der des 17. Jahrhunderts innigſt zuſammenhängt und klärlichſt ſich aus ihr entwickelt.

Bach iſt nicht nur der mächtigſte Ausdruck evangeliſchen Geiſtes in der Kunſt, er iſt auch der ſchärfſte Abdruck der Beſonderheiten desſelben. Nach allen Seiten hin kann ich dieſen Gedanken jetzt nicht verfolgen; aber eines ſei hervorgehoben. Bezeichnend für die Entwickelung der evangeliſchen Kirchenmuſik iſt, ſo lange es eine ſolche überhaupt gegeben hat, immer der Mangel an Kontinuität geweſen. Wie Bach aus den Wellen der inſtrumentalen Fluth auftaucht und wieder in ſie verſinkt, ähnlich iſt es auch mit anderen großen Meiſtern geſchehen: mächtig hebt ſich ihr Lebenswerk vor uns empor, aber wenn ſie dahin ſind, laſſen ſie ſcheinbar kein Erbe zurück, und die Nachlebenden müſſen wieder von vorn anfangen. Offenbar hängt dieſe Erſcheinung eng zuſammen mit dem Weſen der evangeliſchen Konfeſſion ſelbſt: iſt es doch das Recht der Perſönlichkeit, was durch Luther auch dem göttlichen Weſen gegenüber geltend gemacht werden ſollte. In der katholiſchen Kirche ſchiebt ſich ein feſtſtehender liturgiſcher Apparat zwiſchen Gott und Menſch; durch ihn müſſen ſeine Andachtsäußerungen hindurchgehen, dadurch erhalten ſie etwas typiſches, und ein traditioneller Kunſtſtil ſtellt ſich leichter feſt; es erſcheint ſelbſtverſtändlich, daß der Nachfolger vom Vorgänger lernt. Bei den Evangeliſchen könnte dies in ſeiner Art auch wohl der Fall ſein, ohne daß das Grundprinzip ihrer Konfeſſion verleugnet würde. Aber

bisher hat man wenig davon gespürt. Ich schicke diese Bemerkungen voraus, weil sie dazu beitragen können, das Schaffen eines Mannes wie Heinrich Schütz zu erklären. Von dessen Passionen und ihrem Gegensatz zu den Bachschen soll nun die Rede sein.

Mit Heinrich Schütz fängt erst die neueste Zeit an, sich wieder eifriger zu beschäftigen. In seinem Jahrhundert galt er unter den Deutschen als der größte. Er ist hundert Jahre älter als Bach; aber dieser Umstand war es nicht, der ihn dem Interesse der Gegenwart fernhielt, fing man doch an, mit viel älteren Meistern sich wieder vertraut zu machen. Weil das Jahrhundert des großen Krieges für die deutsche Kultur in allen anderen Zweigen eine Zeit kläglichster Gesunkenheit war, meinte man lange, daß von der Musik dasselbe gelte. Dies ist aber nicht der Fall, und daß wir das allmählich einsehen lernen, wird uns für das Verständniß unserer Geschichte sehr nützlich sein. In vielen Dingen eine Zeit der Verheißung, war jenes Jahrhundert doch in manchen schon eine Zeit der Erfüllung. Schütz selbst kann unter gewissen Gesichtspunkten als ein Vorgänger Bachs und Händels bezeichnet werden. Aber ebenso wichtig ist er durch das, was er absolut bedeutet.

Nur einer der beiden neuen Richtungen des 17. Jahrhunderts sehen wir Schütz folgen. Er erscheint vor uns ausschließlich als Gesangskomponist, und der Sologesang, sei es einer oder mehrer Stimmen, mit instrumentaler Begleitung wird von ihm bevorzugt. Doch weiß er nach venetianischem Muster auch mit den Massen umzugehen, durch farbige Abwechselung zwischen Massen- und Einzelgesang ein größeres Tonstück mannigfaltig zu gliedern. Opern oder opernartige Werke hat er verschiedene geschrieben, und wenn uns diese gleich verloren gegangen sind, so können wir doch aus anderen seiner Kompositionen ersehen, daß er ein großer musikalischer Dramatiker

war. Er hätte dieſes nicht ſein können, wäre er nicht zugleich ein ſicher und fein empfindender Dichtergeiſt geweſen. Der geiſtlichen Muſik anfänglich nicht überwiegend ergeben, vielmehr auch in den verſchiedenſten Formen weltlicher Tonkunſt ſein Genügen ſuchend, mußte er doch ſchon um des poetiſchen Noth-ſtandes willen, der in Deutſchland herrſchte, ſich mehr und mehr auf ein Gebiet zurückziehen, wo ihm Luthers Bibel und kräftige Kirchenlieder eine gediegenere Unterlage für ſeine Muſik gewährten, als deutſche Operndichtungen, Madrigale und Villanellen. Die Kraft und Tiefe, die innige Religioſität ſeines Geiſtes zogen ihn ohnehin auf das geiſtliche Gebiet.

Als ich mir vorhin erlaubte, den Entwickelungsgang der Paſſionsmuſiken bis zu Bachs Auftreten kurz anzudeuten, habe ich Schütz unerwähnt gelaſſen. In der That hat er hier als Vorgänger Bachs faſt gar keine Bedeutung, und wenn wir in Bach den Vollender der Paſſion als Kunſtgattung verehren, ſo entfällt von dem Verdienſt, dieſes hiſtoriſch ermöglicht zu haben, auf Schütz ein verſchwindend kleiner Theil. Dennoch iſt unbeſtreitbar, daß ſeine Paſſionen nächſt den Bachſchen die größten Kunſtwerke dieſer Art ſind, die die deutſche Tonkunſt beſitzt. Zwei geniale Komponiſten widmen nacheinander ihre Kraft derſelben Kunſtform, aber in ſo gründlich verſchiedener Weiſe, daß der jüngere außer jedem Zuſammenhang mit dem älteren verbleibt. Das iſt die individualiſtiſche Art evangeliſcher Kirchenmuſiker!

Es iſt beſſer, wenn man bei Schütz nicht nur von den Paſſionen, ſondern allgemeiner von ſeinen evangeliſchen „Hiſtorien" ſpricht. Neben den Werken, welche die Leidensgeſchichte ganz oder theilweiſe abhandeln, ſtehen ſolche, die ſich mit der Oſter- und Weihnachtsgeſchichte befaſſen. Hier liegt derſelbe kirchliche Gebrauch zu Grunde wie dort. Aber die Kunſtwerke, welche ſich aus ihm entwickeln, ſind nicht gleichen Weſens, und eine

Vergleichung derſelben unter ſich erleichtert es, in die Tiefe ihrer Beſonderheiten einzudringen. Als Achtunddreißigjähriger ließ Schütz 1623 eine Auferſtehungs-„Hiſtorie" in Druck ausgehen, 1664 erſchien von ihm eine Weihnachts-„Hiſtorie"; von einem Ausſchnitt der Paſſionsgeſchichte, den „Sieben Worten Chriſti am Kreuz", kennen wir die Entſtehungszeit nicht. Erſt im hohen Alter wandte er ſich der Kompoſition vollſtändiger Paſſionen zu. Sicher überliefert ſind uns ſeine Paſſionen nach Matthäus, Lukas und Johannes, deren erſte er 1666 geſchrieben hat, deren letzte ſchon in einer Handſchrift von 1665 vorliegt. Eine Markus-Paſſion halte ich für unecht; ſie ſcheint von einem Komponiſten aus dem Ende des 17. Jahrhunderts herzurühren. Auch wird uns ausdrücklich und glaubwürdig überliefert, daß Schütz nur drei, nicht vier Paſſionen in Muſik geſetzt habe, und nur der Vortrag der Leidensgeſchichte nach Matthäus, Lukas und Johannes war am kurſächſiſchen Hofe zu Dresden, wo Schütz als Kapellmeiſter wirkte, üblich.

Die geiſtliche Geſangsmuſik des 17. Jahrhunderts erſcheint in zwei Hauptgattungen. Man kann ſie die motettenhafte und die konzertmäßige nennen. Jene iſt konſervativer, dieſe fortſchrittlicher Art, jene ſteht dem Kirchlichen, dieſe dem Weltlichen näher. Der mehrſtimmige unbegleitete Geſang, welchen wir in der Motette finden, war im 16. Jahrhundert kein Monopol der Kirche; er war, wenn er auch in der Kirche ſeine weiteſte Ausbildung erfuhr und an eine beſondere Art kirchlicher Melodik mehr oder weniger gebunden war, doch der allgemeine Muſikſtil der ganzen Zeit. Jenen beſonderen Duft, der ausſchließlich kirchliche Ideenaſſociationen weckte, fing er erſt dann auszuſtrömen an, als ſich ihm im dramatiſchen Sologeſang eine neue Kraft entgegenſetzte, die ganz und gar auf weltlichem Boden fußte. Der Sologeſang fand ſeinen Wirkungskreis außer in der Oper und dem Oratorium eben in dem, was man damals geiſtliches

Konzert zu nennen pflegte: der Name bedeutete noch nicht, wie heute, eine Inſtrumental-Kompoſition, ſondern ein Stück, das durch leidenſchaftlicheres Gegeneinanderwirken verſchiedener muſikaliſcher Organe, allerdings unter ſelbſtändiger Theilnahme inſtrumentaler Mächte, charakteriſirt wurde.

Der unabläſſige Widerſtreit zwiſchen Alt und Neu iſt es, was der Muſik des 17. Jahrhunderts jenen romantiſchen Charakter aufdrückt, der ſie ſo anziehend, aber auch oft ſo ſchwer verſtändlich macht. Ein Gebiet, um das der ernſteſte Kampf entbrennt, iſt das der Tonalität. Von den Zeiten des Mittelalters her hatte die Kirche ihre eigenen Tonarten beſeſſen und in ihnen das wirkſamſte Mittel, einen beſonderen kirchlichen Muſikſtil auszubilden. Dieſe Tonarten ſtimmen weder mit unſerem Dur noch unſerem Moll überein, was auch für den Laien leicht verſtändlich wird, wenn er ſich vorſtellt, daß Dur und Moll ihren Charakter durch die Zuſammenklänge oder Harmonien oder Accorde erhalten, als deren Elemente die einzelnen Töne der Tonleiter empfunden werden, während die alte Zeit die Melodien ohne dieſe Nebenbeziehungen bildete und rein an ſich betrachtete. Was in dieſem Falle das Unterſcheidende ihres Weſens ausmacht, beruht auf den Beziehungen, in die die Töne der Melodien zu einem Haupt- oder Grundton und gewiſſen Nebentönen geſetzt werden; indem die Gänge zu dieſen Tönen häufig und mit Bedeutſamkeit zurückkehren, entſtehen Gebilde beſonderen und höchſt ausdrucksfähigen Charakters. Streng genommen, könnten alle ſieben Töne der Oktave Grundtöne ſolcher Tonarten werden; gut geeignet ſind dazu aber nur ſechs. Unter ihnen ſind wieder zwei, deren Tonarten die genannte harmoniſche Auffaſſung am ungezwungenſten zulaſſen. Aus ihnen, die von jeher den Kirchentonarten im engeren Sinne nicht zugehört haben, gehen die modernen beiden Tonarten hervor. Die anderen vier haben ſich zwar der Mehrſtimmigkeit ebenfalls anbequemen

müſſen. Aber ein innerer Widerſpruch zwiſchen dieſer und dem weltlichen Weſen der vier Tonarten wird niemals ganz überwunden.

Als Bach lebte und wirkte, war der Streit zwiſchen den beiden Mächten ſchon entſchieden: die zwei hatten es über die vier davongetragen. Fortan diente, was die letzteren eigenthümliches beſaßen, wohl noch als frei verwendbares Schmuck- und Charakteriſirungsmittel, als lebendig fortwirkende, ſelbſtändige Weſen beſtanden ſie nicht mehr. Damit waren die Grundpfeiler einer vielhundertjährigen kirchlichen Tonkunſt zertrümmert. Sollte eine ſolche wieder erſtehen, ſo mußte es auf anderer Baſis geſchehen. Hier hat es ſich denn gezeigt, wieviel ſchaffenskräftiger die proteſtantiſche Kirche war als die katholiſche. Bach fand eine ſolche neue Baſis, die Katholiken nicht. Sie zeigen zwar vom 17. Jahrhundert an auch einen neuen Stil, aber er iſt vom außerkirchlichen nicht weſentlich und nur in äußerlicheren Dingen verſchieden. Dagegen muß wieder eingeräumt werden, daß bei den Katholiken auch in dieſer Lage die Tradition hülfreich eintrat und, ſoweit es überhaupt möglich war, die im Weſen der Sache liegenden Mängel ausglich.

Schütz dagegen ſteht noch inmitten des Kampfes. Der Riß, welcher damals die Muſikwelt zerklüftete, geht auch durch ſeine eigene künſtleriſche Perſönlichkeit. Grade daß dies der Fall war, und daß er dabei doch die Kraft bewies, einen originellen, mächtigen Ideengehalt in Formen auszuprägen, die ſich vollſtändig mit ihm decken, macht ſeine unvergängliche Größe aus. Auch durch ſeine „Hiſtorien" zieht ſich der Riß; ein Theil derſelben betont das Alte, der andere das Neue ſtärker, oder, um eine zuvor gemachte Unterſcheidung auf ſie anzuwenden: die einen haben mehr konzertirenden, die anderen mehr Motetten-Stil. Konzertirend ſind die Weihnachts- und Oſter-Hiſtorie und die „Sieben Worte". Der alte Brauch, den evangeliſchen Text

in Rollen zu vertheilen und ſo abſingen zu laſſen, iſt zwar nicht aufgegeben, aber dem Geſange iſt eine nicht nur materiell verſtärkende, ſondern ſelbſtändig mitwirkende Inſtrumentalbegleitung unter- und umgelegt. Die Aeußerungen der redend eingeführten Perſonen ſind von leidenſchaftlicher Lebendigkeit, reich mit jenen ſcharfen Accenten, kühnen Tonſchritten und verwegenen Harmonienfolgen ausgeſtattet, in denen ſich der gleichſam neu entdeckte dramatiſche Sologeſang gefiel. Um die muſikaliſchen Gegenſätze zu heben und dadurch das Gefühl ſtärker zu erregen, werden in der Auferſtehungs-Hiſtorie oft die Reden einzelner Perſonen mehrſtimmig geſetzt. Der recitirende Geſang des Erzählers will zwar den Zuſammenhang mit dem einfachen kirchlichen Lektionsgeſange nicht ganz aufgeben, entfernt ſich aber unaufhörlich von demſelben und ſchildert in maleriſchen Gängen Bewegungsvorſtellungen, die der Text erregt. Noch beſchränken ſich dieſe konzertirenden Hiſtorien auf den bibliſchen Bericht, den ſie höchſtens durch Gebet oder fromme Betrachtungen umrahmen. Arienartige Geſänge, die aus den Thatſachen die lyriſchen Nutzanwendungen ziehen, ſind erſt eine Errungenſchaft des ausgehenden Jahrhunderts. Aber wir treten doch mit ihnen auf den Weg, der endlich zu jenem Gemenge unverbundener Elemente führte, das Bach von neuem in den Schmelztiegel nehmen mußte, um etwas einheitliches zu ſchaffen. In Italien, von wo die ganze Bewegung ausging, bildete ſich als Hauptform des konzertirenden Stils allmählich das Oratorium heraus.

Sehen wir dagegen nun Schützens Paſſionen an, ſo finden wir weder mitwirkende Inſtrumente, noch leidenſchaftlichen, kunſtvoll geführten Sologeſang der redenden Perſonen, noch die maleriſche Buntheit des Erzählers. Mehrſtimmige Sätze treten nur da ein, wo die Beſchaffenheit des bibliſchen Berichtes ſie fordert. Außerdem ſteht je ein kurzer ankündigender Chorſatz an der

Spitze, ein betender oder betrachtender in etwas reicherer Ausführung am Schluß. Es ſcheint, als befänden wir uns ganz auf dem Boden der alten ſimpeln Paſſionsmuſiken, in denen das Hauptgewicht auf einer weithin verſtändlichen Verkündigung der bibliſchen Erzählung gelegen war, die eben darum geſungen und nicht geſprochen wurde, weil der Ton weiter trägt als der Sprechlaut, und der von mehrſtimmiger Muſik grade nur ſoviel beigemiſcht wurde, um den liturgiſchen Akt nicht gänzlich ohne einen gewiſſen Kunſtreiz zu laſſen. In Wahrheit aber verhält es ſich ganz anders. Es giebt zwei Prüfſteine höchſter Künſtlermeiſterſchaft. Der eine iſt: mit geringen Mitteln großes bewirken. Der andere: alle Zufälligkeiten, die einer Kunſtform infolge ihrer Entſtehung aus praktiſchen Bedürfniſſen anhaften, dergeſtalt in künſtleriſchem Sinne ausnutzen, daß ſie nun nicht mehr als Zufälligkeiten erſcheinen, ſondern als zum Kunſtganzen nothwendig gehörige Beſtandtheile. Nach beiden Richtungen hin beſtehen Schützens Matthäus-, Lukas- und Johannes-Paſſion die Probe aufs glänzendſte. Da er ſie am Ende ſeines langen Lebens ſchrieb, ſo hat man gemeint, er ſei auf ſeine alten Tage von den Neuerungen und vermeintlichen Ausſchreitungen des konzertirenden Stils zurückgekommen, habe ihn — wenigſtens ſolchen Aufgaben gegenüber — als eine Verirrung erkannt. Die Unrichtigkeit dieſer Annahme geht ſchon daraus hervor, daß er unmittelbar vor der Johannes- und Matthäus-Paſſion (1665 und 1666) die konzertirende Weihnachts-Hiſtorie erſcheinen ließ (1664). Aber er hatte erkannt, daß einerſeits die alte Form elaſtiſch genug war, um die Ausdrucksmittel einer neuen Kunſt in ſich aufzunehmen, ohne durch ſie geſprengt zu werden, daß aber andererſeits auch eine ſtärkere Betonung gewiſſer ſchon im Schwinden begriffener Eigenſchaften derſelben erfordert werde, um ein harmoniſches Gleichgewicht zu erzielen.

Nicht einen zagen Rückſchritt, ſondern einen beſonnenen und bewußten Fortſchritt bedeuten ſeine Paſſionen, einen ſolchen allerdings, der nur der höchſten künſtleriſchen Reife gelingen konnte, der aber nun dahin geführt hat, daß wir in dieſen Paſſionen abſchließende, erſchöpfende Kunſtwerke beſitzen, die dem Wandel der Zeit nicht unterworfen ſind.

Der einſtimmige, taktlos recitirende Geſang, welcher den weitaus größten Theil der Paſſionen ausmacht, iſt nicht der altkirchliche Lektionston, aber auch nicht das dramatiſche Recitativ jener Zeit. Er iſt ein aus der Verbindung beider hervorgegangenes Neues; ſowohl an jenen wie an dieſes wird man ſtets erinnert, aber ſo, wie Züge der Kinder die Erinnerung an die Eltern wecken. Die Neigung zu plaſtiſchem Tonausdrucke, die in den konzertirenden Hiſtorien ſich gütlich that, iſt in die gebührenden Schranken gewieſen. Die Reden der handelnden Perſonen heben ſich nicht durch taktmäßig komponirte, in ſich abgeſchloſſene Tonſätze gegen die Recitation des Erzählers ab. Es bleibt dieſelbe Grundweiſe des Geſanges beſtehen; dennoch hat der Komponiſt Mittel gefunden, uns die verſchiedenen Charaktere mit dramatiſcher Energie vorzuführen — vielleicht die bewunderungswürdigſte Seite dieſer Werke. Alle Empfindungen, die zum Ausdruck kommen, ſind nicht Mitempfindungen der theilnehmenden Chriſtenheit, ſondern ſtrömen aus dem Innern der Menſchen, welche die Ereigniſſe erleben. Der Geſang entbehrt jeder inſtrumentalen Begleitung, aber manchmal iſt es, als hörte man ſie gleichſam mit innerem Ohr: er trägt ſie in ſich, wo es nothwendig iſt, und ſchreitet an andern Stellen wieder ſo, daß man an keinerlei Begleitung denken kann. Die mehrſtimmigen Sätze, welche Aeußerungen handelnder Perſonen darſtellen, ſind in Uebereinſtimmung mit dem Einzelgeſang durchaus dramatiſch empfunden. Demgemäß ſind ſie kurz, gedrängt, energiſch, mit frappanten Einzelzügen ausgeſtattet, kunſtvoll geſetzt, aber doch, wenn

man ſie mit ſelbſtändigen Motetten des Meiſters vergleicht, bemerklich einfacher im Stil, um nicht zu ſtark aus den einſtimmigen Partien herauszutreten.

Schützens dramatiſche Auffaſſung der Paſſionshandlung könnte Bedenken erregen; kirchliche Muſik darf nicht dramatiſch ſein. Der dramatiſche Komponiſt läßt mit gleicher Theilnahme ſein Auge ruhen auf Gerechten und Ungerechten, ihm muß der Verräther Judas gleich nahe ſtehen, wie der unſchuldig leidende Heiland. Der Kirche aber iſt die Paſſionsgeſchichte nur wichtig durch das, was ſie für die Chriſtenheit bedeutet; als Drama mag ſie auch den Heiden, Juden und Mohammedaner ergreifen, der Kirche gehört ſie in einem beſonderen Sinne. Aber Schütz hat dies auch nicht verkennen wollen; ſind doch die Einleitungs- und Schlußchöre da. Unter dem Klange jener öffnen ſich gleichſam die Kirchenpforten, die Stimmung des geheiligten Raumes bemächtigt ſich unſer und dient den Eindrücken als Untergrund, die wir von der lebhaft vorgeführten Handlung empfangen. Und wenn gleichſam der Vorhang gefallen iſt, dann faſſen Chöre voll tiefſter innigſter Bewegung und hohen Ernſtes den gehabten Eindruck zuſammen und ziehen die Summe des Erlebten in ſeiner Anwendung auf die chriſtliche Gemeinſchaft. Dem Motettenſtile, der ſich in dieſen Chören aufs Schönſte entfaltet, haftet auch ſchon an ſich eine ſtarke kirchliche Stimmung an in dieſer Zeit. Freilich würde dieſes für den Zweck nicht genügen. Schütz hat auch die Motette mit modernen Elementen ſtark verſetzt, manchmal ſo ſtark, daß dadurch ihre im 16. Jahrhundert gewonnene klaſſiſche Geſtalt in Zerfall zu gerathen droht. Wenn er ſpäter mit ſeinem Geſchmack die richtige Mitte zwiſchen Altem und Neuem zu finden wußte und ſo die Gattung der Motette in alter Würde zu neuer Schönheit erſtehen ließ, ſo konnte ihm doch nicht verborgen bleiben, daß dieſes Mittel allein nicht Wirkung genug thue, um die berechtigten Anſprüche

an kirchlichen Kunſtſtil zu befriedigen. Dieſer iſt denn auch hauptſächlich in etwas ganz anderm gelegen.

Daß der Einzelgeſang in den Paſſionen eine Miſchung ſei aus altkirchlich liturgiſcher Art und modernem Recitativ, hatte ich ausgeſprochen. Eins aber iſt ihm zu eigen gegeben, was auf Schritt und Tritt den kirchlichen Grundcharakter betont: die Begleitungsloſigkeit. Einſtimmiger deklamatoriſcher Geſang, der ganz und gar nur aus ſich allein verſtändlich iſt, war ſeit Jahrhunderten eine ausſchließlich der Kirche zugehörige Kunſtform und dadurch mit ihrem Weſen feſt zuſammengewachſen. Grade im 17. Jahrhundert mußte dieſer begleitungsloſe Geſang ſeinen kirchlichen Charakter um ſo ſchärfer hervorkehren, als eine Haupteigenſchaft des damals neu erfundenen weltlichen Recitationsgeſanges eben eine beſondere Art inſtrumentaler Begleitung war. Dasjenige, was man Generalbaß nennt, iſt gleichzeitig mit dieſer neuen Erfindung aufgekommen: ein mit Grundtönen unter dem Geſange hergehender Klavier-, Orgel- oder Lautenbaß, zu dem Accorde angeſchlagen wurden, welche dem Geſange Halt und Richtung gaben und kühnere Bewegung ermöglichten. An dem Generalbaſſe hatte die muſikaliſche Welt in Italien wie in Deutſchland ſolches Gefallen gefunden, daß man ſchon gar keine Muſik mehr ohne einen ſolchen hören wollte; ſelbſt bei Werken, deren innerem Weſen der Generalbaß widerſtrebte, wie eben bei Motetten, war Schütz gezwungen geweſen, dem Verlangen des Publikums ſoweit nachzugeben, daß er ihn wenigſtens zur beliebigen Benutzung beifügte. Man ſtelle ſich vor, von welch' eindringer Wirkung grade jetzt ein Geſang ſein mußte, der ohne Grundbaß einherſchritt, einen ſolchen auch nirgends vermiſſen ließ und der — was die Hauptſache iſt — nicht aus kirchlich überlieferten und bekannten Tonreihen beſtand, ſondern eine neue Kompoſition, die That eines frei ſchaffenden Künſtlers war.

Dieſer Geſang nun und überhaupt die geſamte Muſik

eines jeden der drei Schützſchen Werke iſt zudem auf das ſorgfältigſte in je einer beſtimmten Kirchentonart abgefaßt. Die Matthäus-Paſſion ſteht in der erſten, der ſogenannten doriſchen, die Lukas-Paſſion in der dritten, lydiſchen, die Johannes-Paſſion in der zweiten, der phrygiſchen, Tonart. Dies geſchah zu einer Zeit, da die Kirchentonarten zwar in altüberlieferten Melodien noch fortbeſtanden, aber aus der Praxis zu verſchwinden anfingen und das Gefühl für ihre Reinheit ſchon verwirrt war. Die Wirkung mußte wiederum eine ſchlagende ſein. Schütz nutzte den Umſtand, daß er inmitten zweier ſtreitenden Bewegungen lebte und ſchuf, erfinderiſch zu ſeinem Vortheil aus. Es wäre ihm dies unmöglich geweſen, hätte er nur in den Bewegungen geſtanden und nicht zugleich auch über ihnen. Er war ein Herrſcher in ſeinem Reich; die geſchichtlichen Mächte hatten nicht völlige Gewalt über ihn, ſie waren ihm auch dienſtbar. Ihm war die Zeit der Kirchentonarten noch nicht ſo fern getreten, daß er ſich ihr Weſen nicht hätte innerlichſt aneignen können, andererſeits befand er ſich doch ſchon ſo weit außerhalb ihres Bereichs, daß ſie nicht volle Macht mehr über ſein muſikaliſches Empfinden beſaßen. Durch dieſes eigenthümliche Verhältniß wurde ihm ein Werk ermöglicht, wie ſeine mehrſtimmigen Tonſätze zu den Pſalmübertragungen Cornelius Beckers, in welchen ſich Kompoſitionen ausgeprägteſter Kirchentonalität neben ſolchen finden, in denen ſie mehr nur anklingt, und ſolchen, die ganz modernen Charakter haben, und die doch alle von derſelben Natürlichkeit und inneren Wahrheit ſind. Dieſem Verhältniß verdankt er auch die Fähigkeit, ſeinen Paſſionen, ſo voll ſie ſind von modern dramatiſchem Leben, doch von Grund aus eine kirchliche Farbe zu geben. Wie überlegen er mit den Kirchentonarten als reinen Kunſtmitteln ſchaltet, wie abſichtlich bewußt er ſie gebraucht, zeigt ſich am deutlichſten in der Lukas-Paſſion. Die lydiſche Tonart iſt

ſchwierig zu behandeln wegen ihrer vierten Stufe, die ein unharmoniſches Intervall zum Grundton bildet. Seit langem beſtand daher für die Komponiſten das Gewohnheitsrecht, die vierte Stufe nach Gefallen zu erniedrigen, wodurch dann zwar eine reine Quarte erzielt, die Tonart aber auch zu einem gewöhnlich Dur wurde. Unter dieſen Umſtänden hätte Schütz neben der doriſchen und phrygiſchen gerade die lydiſche Tonart ſicherlich nicht gewählt, wenn er ſie nicht für eine ganz beſondere Kunſtwirkung hätte ausnutzen wollen. Dies iſt denn in der That geſchehen, weniger in den Partien des recitirenden Einzelgeſangs, die ſich mit unharmoniſcher vierter Stufe auf lange Strecken hin fließend und ungezwungen wohl nicht geſtalten ließen, als in den Chören. In ihnen wird mit größter Meiſterſchaft, aber auch unverkennbarer Gefliſſentlichkeit die Erniedrigung der vierten Stufe umgangen und dadurch ein muſikaliſcher Ausdruck von unvergleichlicher Eigenart erreicht.

Dagegen mag es auffallen, daß er zum Zweck der Stiliſirung ſeiner Paſſionen den Gemeindechoral faſt gar nicht verwendet. Dem Brauch, an gewiſſen Hauptabſchnitten den Vortrag der Hiſtorie zu unterbrechen und die Gemeinde mit einem paſſenden Liede betrachtend eintreten zu laſſen, mag auch Schütz ſich gefügt haben, obgleich keinerlei äußere Anzeichen darauf hindeuten. Aber das wäre für unſere Frage von keinem Belang, die ſich auf die organiſche Geſtaltung eines einheitlichen Kunſtwerks richtet; eine ſolche wird nicht durch Einſchaltungen gefördert, welche aus Erfindungen fremder Komponiſten beſtehen; will der Künſtler ſolche verwenden, ſo muß er ſie ſelbſtändig verarbeiten und in den eigenen Stil einſchmelzen. Ein einziges Mal, am Schluſſe der Johannes-Paſſion, hat Schütz die Melodie eines Paſſionsliedes nach älterer Weiſe motettenartig behandelt. Daß er dieſem Verfahren keine grundſätzliche Bedeutung beilegte, geht daraus hervor, daß er zu den Schlußgeſängen der anderen

Paſſionen wohl die Texte von Kirchenliedern benutzte, aber ihre Melodien unberückſichtigt ließ.

Indeſſen darf nicht überſehen werden, daß die Bedeutung, welche der evangeliſche Choral für das kirchliche Empfinden hatte, zu verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene war. Als Schütz wirkte, befanden ſich die Evangeliſchen zwar ſchon im Beſitze eines beträchtlichen Schatzes kirchlicher Volksgeſänge, er wurde aber noch fortwährend gemehrt durch Neuerfindungen ſowohl als durch Herübernahme aus dem weltlichen Volkslied, wie denn andererſeits auch viele Choräle auftauchten, die gar nicht dazu kamen, wirkliche Volksgeſänge zu werden, ſondern nach kurzer Zeit wieder aus dem Gebrauche verſchwanden. Das ganze Choralweſen befand ſich damals noch im Fließen und Werden, während es doch erſt dann, wenn es zu einer feſten Erſcheinung geronnen war, jene typiſche Bedeutung annehmen konnte, die der recitirende liturgiſche Geſang, der ſogenannte gregorianiſche Choral, ſeit langem beſaß. Hundert Jahre ſpäter hatte ſich dies Verhältniß geändert. Der Quell des Volksliedes war mehr und mehr verſiegt; was man in der Kirche ſang, daran war man nicht mehr betheiligt mit der Empfindung des gleichſam Mitſchaffenden, es erſchien mehr als eine von der Kirche fertig dargebotene Ausdrucksform. In dieſer Lage der Dinge konnten die evangeliſchen Choräle zu kirchlichen Symbolen werden und als ſolche den Kern einer kunſtvoll ausgeführten Kirchenmuſik bilden. Schütz aber hatte dieſes Mittel noch nicht zur Verfügung.

Kaum möchte es je ſonſt vorgekommen ſein, daß im Verlaufe einer verhältnißmäßig kurzen Zeit von zwei Komponiſten gleichen Volksſtammes Werke derſelben Gattung zu demſelben Zwecke geſchaffen wurden, welche in allen und jeden Beziehungen ſo diametrale Gegenſätze bilden, wie die Bachſchen und Schützſchen Paſſionen. Bach enthält ſich jeder Benutzung gregorianiſchen

Geſanges, jeder, auch der leiſeſten Anlehnung an ihn, ſtellt dagegen das evangeliſche Volkslied als mächtigen Pfeiler in die Mitte, um den ſich ſein ganzes Kunſtwerk aufrankt. Schütz thut in beiden Punkten das Gegentheil. Bach zieht das geſamte Inſtrumentalweſen ſeiner Zeit zur Mitwirkung herbei; er geht hierin weiter als irgend ein anderer Komponiſt: kaum giebt es irgend ein, wenn auch noch ſo ſeltenes und apartes Inſtrument, dem er nicht einmal in ſeiner Kirchenmuſik irgend eine wichtige Rolle übertragen hätte. Mehr als das noch: er nimmt den Stil und die Formen der Muſik der Orgel geradezu zur Grundlage ſeines Schaffens. Schütz ſchließt jedes Inſtrument aus und geht in der Hervorkehrung des reinen Geſangſtils ſo weit, daß er eine Art der einſtimmigen Melodik herrſchen läßt, deren innerſtem Weſen auch die beſcheidenſte Betheiligung eines inſtrumentalen Grundbaſſes zuwiderläuft. Bach bringt alle in dem geſamten Bereich der geiſtlichen und weltlichen Tonkunſt beſtehenden Kunſtformen zur Verwendung, ein Makrokosmus ungeheuerſter Formenfülle thut ſich auf, auch die Dichtkunſt muß heran und alles beiſteuern, was ſie an Subſtraten für die Muſik beſitzt. Seine Paſſionen wachſen daher zu einem Umfange aus, der das Maß menſchlicher Aufnahmefähigkeit faſt überſchreitet. Schütz drängt die ſeinigen auf das knappſte Zeitmaß zuſammen, beſchränkt ſich ganz auf recitirenden Einzelgeſang nnd Motettenform und läßt bei letzterer überdies gefliſſentlich die größte Einfachheit walten. Bach ſteht zu ſeinem Gegenſtande als Lyriker; erſtes und letztes iſt ihm die kirchliche Andacht, die theilnehmende Mitempfindung der Chriſtenheit an den berichteten Ereigniſſen. Schütz läßt als Dramatiker Handlung und Handelnde zunächſt durch ſich ſelbſt wirken. Man kann es als ſymboliſch für den zwiſchen Schütz und Bach beſtehenden Gegenſatz bezeichnen, daß ſogar die Plätze, von denen aus ſie in der Kirche ihre Werke ertönen laſſen wollen, einander wie

Weſt und Oſt gegenüber liegen. Bach wirkt vom Chor der Orgel aus. Hier, gleichſam am Quell ſeiner Kunſt, ſtellt er ſeine Sänger und Inſtrumentiſten auf und läßt ihren vereinigten Schall, das ganze Haus erfüllend, über den Häuptern der verſammelten Gemeinde hinwogen. Auf dem Chor vor dem Altare dagegen hat man ſich die ſingenden Perſonen Schützens zu denken, um das Lektionspult herum im Halbkreis aufgeſtellt, etwas erhöht auf dem Pulte ſelbſt den Erzähler, zunächſt hinter ihm die dramatiſchen Perſonen, im zweiten Gliede den Chor in mäßiger Beſetzung, 12 bis 16 im ganzen etwa. Der Erzähler recitirt aus einem Buch, die anderen ſingen womöglich auswendig, um ſich dem Schein der Lebenswahrheit noch mehr anzunähern. Sie ſingen, wie ſie im Leben ſprechen würden, mit natürlicher Recitation, affektvoll, ein Jeder aus ſeinem Charakter heraus.

Wir wiſſen nicht, ob Schütz ſeine Paſſionen je gehört und ſo gehört hat, wie ich ihren Vortrag eben ausmale. Werden wir ſie hören? Wird es gelingen, ſie dem lebendigen Beſitze des deutſchen Volkes hinzuzufügen? Die günſtigen Erfahrungen, die unſer Jahrhundert an Bachs Werken gemacht hat, dürfen uns doch in Betreff Schützens nicht vertrauensſelig ſtimmen. Die Einfachheit ihrer äußerlichen Erſcheinung, die große Enthaltſamkeit, die der Komponiſt in der Anwendung der muſikaliſchen Mittel geübt hat, widerſprechen offenbar dem Zuge unſerer im materiellen Uebermaß ſchwelgenden Zeit. Jedoch ließe ſich denken, daß hier ein Rückſchlag einträte, der Schütz zu Gute käme. Unſere großen Oratorien-Chorvereine ſind gewiß nicht die geeigneten Organe für die Wiederbelebung der Schützſchen Paſſionen. Aber es iſt die Frage, ob ſie die herrſchende Stellung behaupten werden, die ſie bisher im muſikaliſchen Leben eingenommen haben. Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß dies nicht der Fall ſein dürfte, und daß im 20. Jahr-

hundert vielleicht jene alte Praxis wieder ſtärkere Gewalt gewinnt, nach welcher die Geſangschöre aus einer nur kleinen Anzahl von Zuſammenwirkenden gebildet werden, deren jeder aber künſtleriſch vorzüglich geſchult ſein muß. Damit wäre eine wichtige Vorbedingung gegeben; derartige Chöre würden ſich eine ſo eigenartige, gerade durch ihr fremdes Weſen lockende Aufgabe nicht entgehen laſſen, und ob man dann auch den letzten Schritt zu thun ſich getrieben fühlte, dieſe Paſſionen wieder der evangeliſchen Liturgie einzuverleiben, würde ſich ja finden.

Ein Anfang iſt ſchon gemacht. Am Rhein und in anderen Gegenden Weſtdeutſchlands iſt eine Bewegung für Schütz und namentlich deſſen Paſſionen entſtanden, welche mit den Beſtrebungen für muſikaliſche Bereicherung der evangeliſchen Liturgie im Zuſammenhang ſteht. Die ſchöne Begeiſterung der Führer hat ihre Wirkung nicht verfehlt; Schütz beginnt in gewiſſen Kreiſen ſchon eine etwas vertrautere Perſönlichkeit zu werden. Die Paſſionen in ihrer originalen Geſtalt aufzuführen, hat man bis jetzt nicht gewagt, ſondern ihnen eine inſtrumentale Begleitung hinzugefügt. Durch ſie wird zwar das Ganze abwechſelungsreicher und dem heutigen Geſchmacke etwas näher gebracht. Aber meine Ausführungen dürften auch gezeigt haben, daß auf dieſe Weiſe eine der bezeichnendſten und ſtiliſtiſch wichtigſten Eigenſchaften der Paſſionen getilgt wird. Ich weiß ſehr wohl: in vielen Lagen kommt es zunächſt darauf an, daß überhaupt etwas geſchieht. Iſt ein großer Künſtler ganz vergeſſen geweſen, ſo gilt es vor allem, wieder Intereſſe für ihn zu erwecken. Händels Oratorien glaubte man bearbeiten zu müſſen, ſchon als ſie kaum dreißig Jahre nach ſeinem Tode in Wien zur Aufführung kommen ſollten, da Händel doch gewiß noch nicht vergeſſen war. Bei der Wiederbelebung Bachs im Anfang unſeres Jahrhunderts hat man ſich in den Mitteln

vielfach vergriffen, ſeine Kompoſitionen einer von Händels Werken eingegebenen ſchiefen Beurtheilung unterzogen, auch mit Rückſicht auf die Empfindlichkeit der Hörer an ihnen geändert. Aber das Hauptziel, Begeiſterung für ſie zu wecken, wurde erreicht, und die Fehler, die gemacht worden waren, ließen ſich in der Folgezeit mehr und mehr verbeſſern. Immerhin möchte ich nicht ungeſagt ſein laſſen, daß für die Vorſtellung, welche man von einem Kunſtwerke gewinnt, der erſte Eindruck desſelben für lange Zeit entſcheidend zu ſein pflegt, daß ſomit auch das Unrichtige ſeiner Ausführung ſich tiefer feſtſetzt, wohl gar als Eigenthümlichkeit und Vorzug desſelben angeſehen wird. Wir haben in dieſer Beziehung Erfahrungen ſammeln können bei Bach und Händel, die man ſich bei Schütz zu Nutze machen ſollte. Eine Aufführung ſeiner Paſſionen im Sinne ihres Schöpfers ſteht alſo noch aus. Wir erhoffen ſie von Denen, die ſich des alten Meiſters bisher ſchon ſo erfolgreich angenommen haben. Es wäre eine That, die unſer Muſikleben vielleicht durch eine überraſchende künſtleriſche Offenbarung bereichern würde. Und welche Folgen ſie nach ſich ziehen könnte, wäre unberechenbar.

Das Weltbuch Sebastian Francks.

Die erste allgemeine Geographie in deutscher Sprache.

Von

J. Löwenberg
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm J. F. Richter) in Hamburg
Königliche Hofbuchdruckerei.

Columbus, Copernicus, Luther, die Erweiterer der Erde, des Himmels, des Gedankens, ſtanden als Zeitgenoſſen am Wendepunkt des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts. Was Wunder, daß alles Fühlen und Denken, daß alle wiſſenſchaftlichen Disciplinen in ſchöpferiſche Gährung geriethen.

Um hier nur von der Geographie zu reden, ſo ward der Glaube an die Unfehlbarkeit der klaſſiſchen Geographen der Griechen und Römer gründlich zerſtört. Mit der Entdeckung der „Neuen Welt" bekamen die Geographen neue Forſchungsobjekte, und die Nothwendigkeit einer neuen Erdkunde trat unabweisbar hervor.

Deutſchland hatte ſich zwar an den großen geographiſchen Entdeckungen des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts nicht betheiligt, aber Deutſche waren es, welche durch ihre Arbeiten in Werkſtatt und Studirſtube ihnen den weſentlichſten Vorſchub geleiſtet haben. Die kunſtreichen Werkſtätten Nürnbergs lieferten den iberiſchen Seefahrern die beſten nautiſchen Inſtrumente; Johannes Müller, genannt Regiomontan, der Heros der damaligen Mathematiker, hatte für die Jahre 1474 bis 1506 die vortrefflichſten aſtronomiſchen Ephemeriden berechnet (d. i. aſtronomiſche Jahrbücher, welche den Stand und den Lauf der Himmelskörper im voraus nachwieſen; nautiſche

Kursbücher in den Wasserwüsten des Oceans), welche die deutsche Astronomie mit der iberischen Nautik verbanden und auf den Entdeckungsreisen des Diaz, Columbus, Vespucci, Gama gebraucht wurden; Martin Behaim aus Nürnberg saß im Rathe der königlichen Entdeckungsjunta zu Lissabon und verfertigte schon im Jahre der Entdeckung Amerikas, 1492, in Nürnberg den ersten Erdglobus. Von den 21 Ausgaben des Ptolemäus, die überhaupt im sechszehnten Jahrhundert gedruckt wurden, waren in Deutschland allein nicht weniger als 16 erschienen.

In Deutschland war es, wo die ersten Briefe und Berichte von den großen Entdeckungen in verschiedenen deutschen Uebersetzungen, selbst ins Plattdeutsche,[1] die früheste und weiteste Verbreitung fanden. Ein deutscher Schulmann in Lothringen, Namens Waldseemüller, oder, wie er sich nach damaliger Gelehrtensitte gräcisirt nannte, Hylacomilus, war es, der die Berichte Vespuccis ins Deutsche übersetzte und im Jahre 1507 der neuen Welt den später vielbestrittenen Namen „Amerika" für alle Zeiten beigelegt hat. Ein deutscher Kartenzeichner war es, Peter Bienemann, der sich latinisirt Apianus nannte, der 1520 die erste Landkarte mit dem Namen Amerika herausgab, wie denn überhaupt deutsche Kartenzeichner die Meisterschaft in der bildlichen Darstellung der Erdoberfläche bis zu dem späteren Emporblühen der Kartographie in den Niederlanden ruhmvoll behaupteten.

Insbesondere rang sich in Deutschland seit Luther die deutsche Sprache zu immer größerer Geltung empor. Wie die heilige Schrift wurden auch die profanen Wissenschaften verdeutscht, und neben den aristokratischen Gelehrtensprachen des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen liefen die mannigfaltigsten Schriften in deutscher Volkssprache in alle Häuser und zu allen Leuten. So war denn auch die Schrift, welche das

geſamte geographiſche Wiſſen der damaligen Zeit zuerſt in ein einheitliches Ganzes zuſammenfaßte, in deutſcher Sprache für das Volk geſchrieben worden, es war das „Weltbuch" Sebaſtian Francks.[2]

Von Francks äußerem Leben iſt wenig bekannt. Gewiß iſt, daß er, ein geborener Donauwörther, in Nürnberg gelebt, hier mit den Gelehrten, namentlich den Häuptern der Reformation, in Verbindung geſtanden, mit der Patriciertochter Ottilie Behaim vermählt war und nach mannigfachen Schickſalen, nach wechſelndem Aufenthalt in Nürnberg, Straßburg, Ulm, Augsburg, Frankfurt, Baſel und a. O. als Flüchtling vor dem Anathem des proteſtantiſchen Kirchentages von Schmalkalden gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts verſchollen iſt.[3]

Franck war Theolog, Humaniſt, Socialiſt, Hiſtoriker, Geograph, Volksſchriftſteller im fruchtbarſten Sinne des Wortes. Er hatte alle Elemente der neueren Kulturphaſe in ſich aufgenommen und in reformatoriſcher Begeiſterung zu einem geiſtigen Ganzen verbunden. Zweiundzwanzig ihm zugeſchriebene Schriften — darunter die wichtigſten: „Chronica, Zeitbuch oder Geſchichtsbibel", „Paradoxa oder 280 Wunderreden aus der heiligen Schrift", „Germaniae Chronicon von des ganzen Deutſchlands Völkern, Herkommen" und „Deutſche Sprüchwörter und Klugreden", „Weltbuch, Spiegel und Bildniß des ganzen Erdbodens", waren alle in deutſcher Sprache geſchrieben. In allen zeichnet er ſich aus durch naturwüchſige Bildung, durch deutſchen Sinn, durch friſchen agitatoriſchen Muth in reformatoriſchem Geiſte, durch innere und äußere Unabhängigkeit.

Franck fand als Pfarrer in ſeiner Wirkſamkeit keine Befriedigung. Er hatte, nach Luthers Worten, „wol gefuelet, das zu leren die Warheit vnd Irrthum vnd Ketzerey widerzustehen, noch zu einigem Kirchendienst gantz vnd gar vntuchtig vnd kein nuetz sein kündt, darumb er sich auch

vmb Solches gar nichts hat angenommen". Er legte auch thatſächlich ſein geiſtliches Amt nieder, um als Volksſchriftſteller thätig zu ſein, wozu er allerdings Neigung und Beruf hatte. Jeder Zwang, jede Beſtimmtheit des Dogmas war ihm zuwider, vollends alle Ketzerrichterei.

Welche hohe Idee er von dem Beruf eines Schriftſtellers hatte, ſagen ſeine Worte an den Ulmer Magiſtrat (1533): „Was ich vom hern hab, dz wil ich schrifftlich dem volck Gottes mitzuteylen nit vergraben, disz will aber ein freyn man haben, der mit keinem ampt verstrickt sey, damit nit yemant acht, er habe disem oder jenem zu lieb geschrieben vnd desz lied gesungen desz prot er esse."

Anfangs ein ſtrammer Anhänger Luthers, trug ihn die tiefe Innerlichkeit ſeines Gemüthes und die eigenartige, alles auflöſende und zerſetzende Kritik ſeines ſcharfen Geiſtes bis zur Schwärmerei weit über dieſen hinaus. Die Wendungen und Wandlungen des Proteſtantismus erfüllten ihn aber mit Trübſal und Verbitterung und trieben ihn zum äußerſten Radikalismus, in dem die Ideen der neuen Philoſophie bereits keimten, ja einzelne ſogar ſchon mehr oder minder ausgebildet waren. So erklärt er ſich gegen das ſtarre Dogma von der angeborenen Sündhaftigkeit des Menſchen.

Gegen die Verächter der Natur ſagt er: „Die Natur iſt etwas Göttliches, nichts Anderes, als was Gott ſelbſt will und giebt." Daher ſeien wir unſerer Natur und unſerem Weſen nach nicht ſchlecht, ſondern göttlich, und daher ſollen wir der Natur folgen. „Die Alten, ſo der Natur haben gefolgt, ſind viel weiſer und gottgelehrter geweſen, als ſie Gott und die Natur in ſich haben hören predigen und empfunden, daß der Schatz aller Künſte in dem Acker des Herzens aller Menſchen vergraben liegt, daß Aller Gemüth mit Gottes Kunſt und Wort beſäet iſt, wer es nur ſuchte und aufgehen ließe."

Dieſes innerliche Wort iſt allein die rechte Bibel. Das äußerliche Wort, zuerſt im alten Teſtament, dann durch Chriſtus gegeben, hebt daher das Unendliche nicht auf, ja Chriſtus will gerade das innerliche Wort, den heiligen Geiſt. „Dieſer," ſpricht Chriſtus, „werde uns alle Dinge lehren, erinnern und erleuchten." Dieſe Anſicht führt er wiederholentlich aus. „Auch Plato, Seneca, Cicero und alle erleuchteten Heiden haben das Licht der Natur oder die Vernunft ein Siegel des Glaubens geheißen, was die Schrift und Theologie das Wort, Gottes Samen, Sinn und Sohn Gottes nennt. „Aber," ſo klagt er, „mit dem Lichte des Chriſtenthums haben wir das Licht der Vernunft verloren, welches die Heiden ſo ausgezeichnet hat. Wollte Gott, wir wären wieder fromme Heiden!" In leuchtendem Gegenſatz zu dem ungerechten Pfaffenwort, daß nur Chriſten fromm und ſittenrein ſein könnten, ſagt er einmal bei ſeiner Schilderung Aſiens von einem nackt einhergehendem Volke: „seind abgötterer, yedoch auffrichtig frumm leut, seer hassend die lugner."

Mit flammendem Eifer ſtreitet Franck gegen Luthers Buchſtaben-, Schrift- und äußeren Bibelglauben. „Die Schrift," ſagt er wiederholentlich, „iſt nur Schilf, Hülle, Latern, Monſtranz des göttlichen Worts, nicht das Wort ſelbſt, welches in der Bruſt des Menſchen begraben iſt. Der Buchſtabe tödtet, nur der Geiſt macht lebendig. Das eigentliche Wort Gottes iſt das innere, das Geſetz Gottes in unſerem Herzen, daher kann einer das lebendige Wort Gottes haben, auch wenn er die Schrift nicht hat; denn das wahre Wort Gottes iſt von Ewigkeit geweſen, ehe die Schrift war, und wird auch ſein, wenn die Schrift nimmer iſt." — „Item folgt nichts ungereumpteres und dummeres, ſo man die Schrift nach dem todten Buchſtaben verſteht. Die Händ abhawen, die Aeugen ausſtechen, Chriſti Fleiſch eſſen und ſein Blut trinken, wieder geboren werden,

qui credit non moritur, ſein Seel und Leben haſſen, — ei ſo müßten wir nackt und unverſchamt in der Stadt umlaufen, uit recht reden [d. h. man müßte verrückt ſein], man müßt aus Gott einen beweglichen, wandelbaren Menſch machen. Kurzumb, mit dem Buchſtaben haben die Phariſäer Chriſtum zu todt geſchlagen, weil er wider den Buchſtaben, aber nit wider den Sinn der Schrift lehrt und lebt, die heutigen machen es eben ſo."

Was Wunder, daß die Theologen ihn feſt in verdammendem Gedächtniß behalten haben.

Auch als Hiſtoriker iſt Franck dem tragiſchen Loſe nicht entgangen, dem geniale, bahnbrechende Geiſter gewöhnlich verfallen, die am Wendepunkte zweier Zeitalter den Lebenden ſich entfremden und von den Nachkommen verkannt und vergeſſen werden. Erſt in neueſter Zeit, in Hermann Biſchofs ſchöner Jugendarbeit, iſt die Eigenthümlichkeit und der Werth Francks als Hiſtoriker unparteiiſch erörtert und nachgewieſen worden, daß er nicht für einſeitige, theologiſche, ſondern vor allem für die geſellſchaftliche ſociale[4] Reform der Menſchen, namentlich des ihm am nächſten ſtehenden deutſchen Volkes, mit Geiſt, Herz und rückhaltloſer Hingebung geſchrieben und geſtritten. Endlich hat Latendorf in ſeiner „Sprüchwörterſammlung Seb. Francks" 1876 viel vortreffliches über ihn beigebracht. Franck wird nur dann richtig begriffen, wenn das, was er leiſtete, im Zuſammenhange mit den gebieteriſchen Anſprüchen der Zeit und als nothwendiges Glied der geſchichtlichen Entwickelung der Wiſſenſchaft aufgefaßt wird. Und in ſolcher Auffaſſung findet man bei ihm ſehr oft, wenn auch nicht Früchte, doch Keime des Beſſeren.

Noch weniger wie als Theolog und Hiſtoriker hat Franck als Geograph Würdigung oder auch nur Beachtung gefunden. Selbſt Ritter, Peſchel erwähnen ihn gar nicht in ihren vortrefflichen Werken zur Geſchichte der Geographie, auch nicht

einmal dem Namen nach. Gosche war vor etwa dreißig Jahren der Erste, der in einem kurzen warmherzigen Vortrage vor der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin für ihn als Geographen Interesse zu erwecken gesucht hat, gelegentlich wies auch Riehl in einem Vortrage über den Kosmographen Münster auf ihn, und nur Daniel hat ihn in seiner ausführlichen Geographie von Deutschland häufig in besten Ehren citirt.

Francks geographisches Werk, von dem hier die Rede sein soll, erschien schon 1534 und erlebte 4 deutsche Auflagen und 3 holländische Uebersetzungen. Der mäßige Foliant hat den Titel:

„Weltbuch, spiegel vnd bildtnuſs des gantzen Erdbodens ... auſs angenommen, glaubwürdigen, erfarnen Weltbeschreibern mueselig zuhauff getragen vnd auſs vilen weitleuffigen büchern in ein handtbuch eyngeleibt vnd verfaſſet, wie vormals dergleichen inn Teutsch nie auſsgangen.“

Die letzten Worte sind von litterar- und kulturgeschichtlicher Bedeutsamkeit. Denn in der That war eine so allgemeine Geographie wie dieses Weltbuch bisher noch von Keinem in deutscher Sprache versucht worden. Alle bisherigen geographischen Schriften von Vadian, Apian, Glareanus, Godofredus, Werner waren weder so umfassend, so allgemein, noch in deutscher Sprache geschrieben. Auch waren sie zum großen Theil nach dem Vorbilde des Ptolemäus meist mathematischen Charakters. — Auf der Rückseite des Titelblattes nennt Franck in ziemlich wirrer Folge 61 „Authores, so in diesem Werke citiret und angezogen aus alter und speterer Zeit.“ Auffällig ist's, daß Ptolemäus unter ihnen fehlt, obwohl er ihn oft genug anführt.

Die Geographie definirt er als „ein beschreibung der

velt, wie sie erfaren, gesehen, vnd yr gelegenheit erkannt wirt, vnd gleich ein abmalnng der fürnempsten ort, berg, wald, flüſs, wie es an einander stoſs vnd hang, mit jren grentzen vnd marcksteynen.“ Er unterſcheidet ausdrücklich Geographie von Choro- oder Topographie und Kosmographie. Letztere gebe „ein gantze volle eygentliche beschreibung der velt, vnd was mit des himmels vmbschweyff begriffen wirt, als die vier Element, stern, Sunn, Mon, der Planeten vnd Zirkel, darauſs die überhimmlisch Spher gemacht wird, . . . wie zu unseren zeytten Petrus Apianus, Laurentius, Frieſs, Sebastianus Munsterus, Pelicanus vnd andere in jhren büchern vnd Mappis gar artlich anzeygen“, und erklärt dann offen: „Inn vnserm Weltbuch, das kaum eyn Geographei würdig ist genannt zu werden, [ist dergleichen] nit zu suchen oder zu hoffen, weil wir dahin nit gesehen haben, auch über vnser vermögen vnd profeſs ist der welt eygentliche contrafactur für die Augen zu stellen.“ In der That war Aſtronomie nicht sein Profeß, wie er denn überhaupt kein mathematiſcher Kopf geweſen. So beginnt er die kurze Einleitung mit dem heutzutage mehr als ſchülerhaft klingenden Satze: „Bey allen Geographis ist diez einhelliglich beschloſsen vnd gewisz, dz der welt form vnd centrum rund ist, eben dasselbige halten sie auch von der erden, wie vom himmel.“ (p. 2.)

Die Erde iſt bei ihm noch der Mittelpunkt der Welt, war ja doch Copernicus' neue Weltanſchauung noch nicht bekannt. Den Umfang und Durchmeſſer der Erde giebt er (nach Regiomontan) ziemlich richtig an; auch iſt ihm die Eintheilung in 360 Grade und 5 Zonen bekannt, doch hegt er noch den Irrthum, daß „das mittel brennend theil von hitz wegen Leuthloſs, scheidet die völcker, ist gleich ein maur, das site hitz halben nicht mögen zusammenrheisen“, obwohl

doch bereits vor Jahrzehnten Afrika umſchifft und der Seeweg nach Oſtindien entdeckt war. Offenbar war er der Anſicht, man ſei damit noch nicht auf die ſüdliche Halbkugel gelangt. — Dann beſpricht er noch ziemlich kurz Winde und Zonen.

Dagegen iſt er ſchon beachtenswerther Ethnograph. Er bezeichnet es als ſeine Aufgabe in dem „Weltbuche“: Der welt und länder leben, wesen, glauben vnd regiment anzuzeygen, wie in mannigfaltige teil die wüst vnd finster welt zerteylet und zerrissen sei, vas schier sovil glauben vnd Gotſsdienst seind, wieviel völlker, länder, jha statt vnd Köpff. Diesen jammer zu beweynen, vnd der blinden thorichten welt jr blindes tappen, fälgreiffen vnd scharmützeln, ja jhrem narrenkolben umb den Kopff zu schlagen, hab ich diese arbeyt für handen genommen.“

Und ſeine Kolbenſchläge fallen hart und ſchwer. Franck iſt Kritiker aus Inſtinkt, aus angeborenem Naturtrieb und aus Liebe zur Wahrheit; höhere Eigenſchaften für die kritiſche Kunſt beſaß er nicht. Schon im Titel ſeines Weltbuches ſagt er, dasſelbe ſei „nit auſs Beroso, Joanne de Montevilla, S. Brandons histori vnd dergleichen Fabeln“, und nimmt ſchon dadurch für ſich ein. In der Vorrede heißt es: „vnd hat mir kein Buch je genug gethan, hab allweg etwa ein fäl gleich als durch ein nebel gesehen,“ — er glaubt „allenthalben grob zu spüren, daſs Menschenkinder ob den Historien sind gewesen,“ — daß man in vielen Dingen heilloſen Mönchen trauen müſſe, „denn es hat fast Niemand geschrieben, denn das müſsige Volk“ [der Pfaffen] „omnis homo mendax,“ er sei wie heilig er immer wöll,“ und ſo wagt er in überraſchender Kühnheit den Ausſpruch: „weil allen Menschen ein natürlicher Geist der blindheit aigen ist, vnd die Bücher doch nur von Menschen geschrieben wurden, darum auff

kein buch sich sicher zu verlassen ist, auch nit der heiligen Schrifft.“

Nach einer kurzen Würdigung der klassischen Geographie des Alterthums, der wunderſüchtigen Abenteurer und Missionsreisenden des Mittelalters fährt er fort: „Mär sucht man in Fabeln, die wahrheit aber in historien.“ Franck verwarf daher jene phantastisch fratzenhaften Weltwunder der mirabilia mundi, von Gänsen, die auf Bäumen wachsen (der vielgepriesene Zeitgenosse Sebastian Münster beschreibt noch solche „Baumgänse“ und giebt ein Abbild derselben), von Vögeln, die hebräische Psalmen, und Bestien, die lateinische Hymnen singen, mit denen die Missionsmönche die Länder ausgestattet hatten. Vollen Glauben schenkt er aber den Berichten der zeitgenössischen Entdecker, als denen, „so die Ding alle so sie schreiben selbst gesehen und erfahren haben“, „die ihr reyſs vnd hystorien gross mechtigen Königen vnd Keysern haben dediciert, da ja nit su vermutten ist, daz sy disen lugen haben zu geschriben, vnd mit eitteln erdichten worten hoffiert“. Wenn er indes dennoch manches Fabelhafte in dem Weltbuche erzählt, so ist das bei der Neuheit der Entdeckungen wohl zu entschuldigen. Gesteht er doch offen: „es ist mir viel Ding so schwer und finster und ohne etliche Vorgänger unmöglich gewesen, daß nicht fehl sein kann. Der Leser selbst mag das fein Beerlein aus dem Roßmist suchen“.

Von geistlichen und weltlichen Behörden oft gemaßregelt und verfolgt, ist Franck bitter und scharf in seinen Klagen über die Censur. „Gedenk ein jeder ds des lügens vnd hofierens vorhin genug ist, will man dise freiheyt den büchern nemmen, wider jemant zuschreiben, so werden die bücher voller lugen vnd affect, ja nicht, sunst im bapstumb ist man vil freyer gewesen. die laster auch der Fürsten vnd Herren zu straffen yetzt muſs es alles gehofiert sein, oder es ist

auffrursch, so zart ist die letzt welt worden. Gott erbarms!“

Doch giebt er die Versicherung: „Ich bezeug mit Gott, dz ich nicht aus hafs geschriben habe wider yemant, ich lieb zugleich alle menschen umb Gottes willen, wolte auch, ich möcht yn mit meinem leben helffen.“

Der etwas weitläufigen Vorrede folgt eine um so kürzere Einleitung, „Aufsteylung vnd entwerffung des gantzen erdtbodens, erstens, etwas in gemeyn“, darin ist von der Größe, Weite und „Dicke der Welt“, von Winden und Zonen und von der Uebersicht des Ganzen die Rede. Das Werk selbst zerfällt dann in vier Theile oder Bücher. Vor der Betrachtung dieser einzelnen Theile sei es gestattet, die Ansichten Francks über Bodenbildung und Flußkunde im allgemeinen zusammenzufassen, wie er sie an verschiedenen Stellen dargestellt hat. Franck zeigt schon hier das Bestreben, die vertikalen Erhebungen der Bodenbildung in ihrem Zusammenhange darzustellen. Noch war zu Francks Zeiten der sprachliche Unterschied zwischen Berg und Gebirge nicht gebräuchlich oder doch noch nicht gefestigt; Franck nennt ohne Unterschied den Libanon wie die Zionshöhe einen Berg; den Zusammenhang eines Gebirges faßte er in dem Bilde eines zweigenreichen Baumes oder zinkenreichen Zweiges auf. So sagt er vom hercyniſchen Waldgebirge: „es hat viel Hörner und Aest, welchen die Einwohner andere und andere Namen geben“ — wie Schwarzwald, Odenwald, Taunus, Westerwald, Böhmerwald. Die Alpen erwähnt er niemals, obwohl er den Rhein auf einem „mittagischen Bürg“ entspringen läßt und gelegentlich ein „Steirisch“, ein „wälsches Gestürz“ nennt. In phantastischer Anschauung verbindet er die Alpen Savoyens mit den Pyrenäen, von denen er sagt: „Diese Berg scheiden Hispaniam von Frankreich, Galliam Narbonensem und Lugdunensem, haben von Aufgang Teutschland, von Mittag Italiam, von Nieder-

gang Hispaniam, von Mitternacht Galliam“ — ein Beleg, daß mathematisch-astronomische Bestimmungen nicht sein „Profeß“ waren. Gleiche Verwirrungen und Widersprüche begegnen in seiner Flußkunde. Franck, der uns genau vom Vorkommen der Perlmuschel im Regenflüßchen, vom reizvollen Nebeneinander des reißenden, weißen Innwassers und der sanftfließenden grünen Donau erzählt, verwechselt den bei Passau einmündenden Fluß bald mit der Enns, bald mit der Isar.

Kommen wir nunmehr zu seiner Betrachtung der einzelnen Erdtheile. Das erste Buch behandelt Afrika, das zweite Europa, das dritte Asien, das vierte und letzte Amerika.

Die Beschreibung von Afrika ist nicht der gelungenste Theil, Franck beginnt mit Aethiopien, behandelt Gethulien, Libyen, Mauretanien, Numidien, Cyrene ziemlich kurz, um so ausführlicher aber Egypten, und überall ist ihm der Mensch der Hauptgegenstand, daran schließen sich dann die Inseln des Mittelmeeres, in deren alphabetischer Aufführung auch — — „Scandinavia, der Longobardorum Vatterland im mitternachtischen mör“ genannt wird, während die Inseln an der Westküste und die Entdeckungsreisen der Portugiesen erst bei Asien erwähnt sind, die indes hier in ihrer Gesamtheit erst später dargestellt werden.

Das zweite Buch, Europa, nimmt den größten Theil des Werkes ein, und darin ist wieder Deutschland am ausführlichsten behandelt. Es ist ihm das wichtigste Land des ganzen Erdtheils, und mit ihm beginnt er die Beschreibung desselben. Sein erstes Wort ist die bis auf die neueste Zeit oft gehörte Klage: „es rheime sich nicht wenigers, denn das die Teutschen die weitten welt beschreiben vnd durchreysen wöllen, vnd Germaniam yr eygen vatterland nit wissen.“ Dieser Klage will er abhelfen. Hierzu benutzt er die besten Materialien seiner Zeit. Mehr aber als eine Darstellung seines

Aufbaues, des rein geographiſchen Materials, intereſſiren ſeine eigenthümlichen Bemerkungen und Urtheile über Land und Leute, die noch heute manches Anziehende für uns haben.

Franck beſchränkt ſich nur auf die Hauptländer. „Daher haben wir vnder den gefundenen vnd bewiſsten ländern vnd Königreichen nit alle, sundern allein die hauptländer, die vil länder in sich schlieſsen, erzählt vnd angezeygt, jha auch die nit alle, sondern alleyn etwa mit eym Finger darauff zeygt, denn (fügt er in frommer Ehrfurcht und litterariſcher Beſcheidenheit hinzu) die welt, Gottes werck vnd geschöpff, wiewol endtlich, ist jedoch, tieffer, vollkommener vnd verborgener dann eynich feder erreychen, oder eyn zung aussprechen mag.“[5] Dagegen ſind ſeine Charakteriſtiken einzelner Länder und Völker, einzelner Stämme, Stände, Sekten, die er „nach weise der maler gleichsam mit ein kohlen gezeichnet vnd geboſsiret“, ſeine Schilderungen und Urtheile über politiſche, kirchliche, ſoziale Zuſtände draſtiſch und ſcharf geätzt.

Scharf und hart urtheilt er über ſein eigenes Volk. Er erkennt zwar die guten Seiten der Deutſchen an und ſagt, ſie ſeien „gegen freunden ein gastfrey, fröhlig, gutwillig, freundlich und zu allen Künsten, sachen, handtierungen so ein listig geschwind volk, das sie niemand nachgehn wollen, in den Kriegen gleich ein unüberwindlich und sieghafft volk, das allen Völkern ein schrecken ist“, — doch ungleich ſchärfer und härter urtheilt er über ihre ſchlechten Eigenſchaften. „Ein Volk“, ſagt er, „das nicht sihet, das es nit nachthun will, und wie ein Aff allerley Kleydung, sprach, essen, trägt, redt und isset“. „Weiter ist das Teutsch volck Germanie ein zeerlich ratlich volck, dz kostlich herrisch lebt, bauet vnd gekleydet wil seyn, ym feer vil darlegt, vnd allzeit mer verthun will dann es hat.

Deshalb es an gold vnd gelt gemeynklich nit ein habhafft stattlich volck ist wie die Walhen, Türken etc. Darzu saufft es unchristenlich wein, bier vnd was es hat, spilt, braſst vnd wann es hat so thut es, doch an einem ort mer dann an an dem andern; denn wie Germani mancherley prouintz in sich hat, also auch an mancherley volcks, sitten, breuch, glauben, Kleydung. Es heyſst aber Germani das dises volck an farb, gsatzen, glauben, gestalt u. s. w. gleichsame bruder sind, welche Germani genannt werden." — Kein Zweifel, daß es ihm hierbei ſchmerzlicher, ſittlicher Ernſt iſt. Denn, ſagt er an einer anderen Stelle, „wo die Teutschen jre eygen reichthumb wisten, vnd sich selbs verstunden, was sie in wappen führeten, sie würden keinem volcke weichen."

Die Charakteriſtik der Stände iſt von ſchneidiger Schärfe. Von der Geiſtlichkeit heißt es: „Es wer vil zu sagen von jren mer dann heidnischen priuilegien, wesen, leben, Rechten, religion, wie, und mit was gestalt, gwalt oder listen sy alle Welt vnder sich geworffen, sogar dz auch der Keyser jrem obern vn Gott, dem Babst, zu füss fallen, die küssen, von jm die Kron vn das Lehen des Kayserthumbs vnd Römischen Reichs empfahen müss". . . . . Er verweiſt zwar auf ſeine ausführliche Schilderung derſelben in der Geſchichtschronik, füllt aber doch noch drei volle Folioſeiten, in denen es unter anderm heißt: „Nun das Volk ist bisher ein lange zeit durch diese geystlichen geleyt und regiert worden mit eittel lugen vnd bundtnissen des Teuffels." — Draſtiſch weiſt er auf die Thorheit, die Verfolgungsſucht, den Blutdurſt der Sekten und kommt dann zu dem Schluß: „Nun aber der gemeyn mann in Germani ist fast allen, rechten vnd falschen, geystlichen feind, den rechten, das sy ein saltz vnd rut seind

des volcks, vnd nit auff yrem sack oder aus yrer pfeiff pfeiffen; den vermeinten geystlichen, ob sys wol eüsserlich benedeyen, vnd yr lied singen, seind sy doch innerlich darumb gramm, das sy teglich durchtriben böse schalkheit, geitz, bossheit, vn allerley verwegne böse finanz, laster, vntreüw, betrug vnd bubenstück by den treuwlosen mit yhrem schaden erfaren. Also das wie in allen landen die geystlichen übel von den andern hören, yn wenig getrauwet wirt, so gar das auch vil bosser sprichwörter darvon by dem gmeynen mann entstanden seind.“ Franck, der zwei Bände „deutsche Sprichwörter vnd Klugreden“ herausgegeben, führt hier mehrere an in Beziehung auf die Geistlichkeit, die für heutige Leser doch zu derb sein möchten, um hier mitgetheilt zu werden. Sein Eifer gipfelt in der Aeußerung: „Es thut kein gut wir schlagen dan die pfaffen alle zu todt; wer sein hauss will haben sauber, der hut sich vor pfaffen und tauben.“

Franck hatte schon ein festes Urtheil über die theologischen Zänkereien und Sekten seiner Zeit, deren eine jede ihre eigene Lehrer, Vorgeher und rechte Pfaffen hat, also das niemandt von der Teutschen glauben jetzt schreiben kann, und wol ein eigen volumen erheischt, ja nicht genug wer, alle ihre Sect und beyglauben anzuzeigen. Er verurtheilt ihre Unduldsamkeit, die gleich bereit sey, Andere für Ketzer zu achten, zu schelten, zu verfolgen, ja zu tödten, er selbst ist der Ansicht, „es gefall Gott alles wol, was man in guten eyfer und meynung thue oder lasse.“

Wie die Fürsten die Reformation für ihre weltliche Macht, für ihre Landeskirchen ausnützen, wie sie nach Heidenart dekretiren, „den Landgott anzubeten“, darüber klagt er: „Stirbt ein Fürst und kommt ein andrer Anrichter des Glaubens, bald ist dann diess Gotteswort. Novus rex, nova lex; cujus

regio, ejus religio. — Also fällt der gemeine Pöbel ohne allen Grund hin und her; und auch die, die ihre Vorgeher und Bischöffe etwa wollen sein. Wes Losung ist, des haben sie Münz.“ — „Man hebt gerade mit dergleichen unnützen Fragen zu schreiben und zu disputiren an, ob Christus jetzt leiblich allenthalben sei, wie, warum, was und wie lange er im Brod sei. Welches Affenspiel der Teuffel angerichtet hat und anrichtet, dass er uns die Kraft des Glaubens ablockt und mit unnützen Fragen aufhält.“ — „Gedenke nicht, dass allein das Alte Testament oder die Zeit Christi Scribas habe gehabt; es ist allzeit Schriftgelehrter und Gleissner die Welt voll; so hat auch das Neue Testament seine Scribas und Heuchler.“ — „Der Teufel, Gottes Affe, kann Alles nachthun, anmassen und sich überaus frömmlich stellen, allein lieben kann er nicht; hat man aber Liebe, so wohnt in uns Glaube und Gotteserkenntniss, Hoffnung und göttliche Gnade; denn in Summa, es hangt alles aneinander.“

An der Zukunft verzweifelnd, zürnt er: „Siehe der Teuffel hat den Pabst schon ausgenützt und gänzlich im Sinne, er wolle ein ander subtiler Pabstthum aufrichten und mit eitler Schrift geflickt. Die Welt will und muss einen Pabst haben, dem sie zu Dienst wohl alles glaub, und sollte sie ihn stehlen oder aus der Erde graben; und nehme man ihr alle Tage einen, sie suchte bald einen andern.“

Das ſcheinbar gute Verhältniß der Geiſtlichkeit zum Adel hält er für ein erheucheltes und durch Eigennutz erzwungenes, er ſagt: „Die Priester Teutscher nation vermögen sich nicht wol mit inen, jedoch damit sie zufrieden mit ihnen seyen, heucheln sie jenen redlich, und erzeigen in grosse Freundschaft. Sie achtens aber heymlich für ein rachgieriges,

hochtragens, stoltz, unreuiges Volck, das der Kirchen güter gefahr ist, auch die geistlichen oft anwendet, wünschen derhalben offt, das sie unter das Bürgerlich joch, wie in Schweitz, gezogen, damit ihr Tyranney gestürzt, und ihr gewalt gemindert würde.“

Vom adligen Stande ſagt er: „Die Edelleute, die aufs Gotts ordnung recht edel, das lst vätter des vatterlands, ein forcht vn rut der bösen, vnd ein schildbnrg, anffenthalt der frummen sein solten, witwen vnd weysen hand haben, die schinden vnd schaben sy selbs, vnd die die hund vor dem pferrich sein solten, seind vilmals selbs wölff, vnd wissen alles mit gewalt zu ihnen, was sy vermögen, und wer not, das man vor den hütern vnd wächtern hutet vnd wachet, deren Adel ganz und gar von seinem alten glantz is kummen, vnd yetzund allein mit stoltzheit, bracht, reichtumb, geburt, Tyranney ym Adel beweissen, vn wie sy yedermann förcht nnd hasset, also müssen sy auch förchten vnd von yedermann verhasset sein vnd nicht dann orenkrawer vnd heüchler für ware freünd, ja in der warheit so vil feind wie viel Knecht vnd vnderthonen haben. Nun zeyget zwar die nechst bëmische auffrur (der große Bauernkrieg) genugsam, was für lust vnnd freündschaft die vnderthonen zu yren herren haben, die also mit gewalt faren. Die alten Edlen wolten mit wolthat ynen die vnderthonen bewegen vnd willig machen, vnd difs war auch yr maur vnd seül, darhinter vñ darauf yr reich stund. Sy aber achteten sich auch reich, so sy reich vnd wolhabende vnderthonen hetten, die sy in allweg mit gutter ordnung, vorgehung vñ gesatzen fürderten, auff das sy immer ye meer zu geben hetten. Jetz wil man es alles mit gewalt ausszropffen, ja auff ein mal nemmen, vnd zu lieben, kriegen, vnd geben nöten; vnd in summa törlich unwillige kund zn jagen furen — so doch nie nicht in die lenge bestanden

ist, das forcht oder notzwang hat ausgedroschen vñd abgenöt. Die liebe will frey sein vnnd bede, der will vnd das hertz vngezwungen. In summa, es ist yederman eingepflantzt ein liebe der freyheit von dem freyen Gott, das wir lieber wöllen gefurt dann gezogen werden. Darauff haben vil vnedel vnd Edle wenig acht, sunder fordern heut diss, morgen das, mit was fug, da fragen sy nit umb. Sy treiben kein andere Handtierung, dan jagen, beyssen, sauffen, prassen, spilen, leben von rent, zinss vnd gülten im überfluss köstlich. Worumb sy es aber nemmen, vnd was sy dafür schuldig seind zu thun, gedenket kaum einer.“ — An einer anderen Stelle fragt er: „Was ist ein Adliger ohne Tugend? Ein eitler mann, ein Bischoff ohne Bibel. Was soll der Name? Sind doch viele Bauern, die Kayser heissen.“

Ungleich geneigter ist er dem Bürger und Bauernstande. „Der bürger gewerb,“ sagt er, „ist mancherley, künstlich, als jendert ein Volk auf erdtrich, wiewol vorzeiten Barbari vnd ein ungeschickts, kunstloses, wildes, ungezämptes, krieggirigs volck, jedoch jetzt ein subtil, weltweiss, künstreich volck, darzu zu allen händeln kühn, frewdig vnd geschickt.“ Tadelnd spricht er sich aus über den „in mechtigen Freystädten und Reichsstädten“ herrschenden Kastengeist der bürgerlichen Geschlechter.

Vom Bauernstande spricht er nur kurz: diss „müheselig volck der Bawren, Kübler, Hirten etc. ist der vierte stand, deren behausung, leben, kleidung, speiss, weiss etc. weyss man wol, ein sehr arbeitsam volck, das jedermanns fusshader ist, vnd mit fronen, scharwerkken, zinsen, gülten, stewren, zöllen, hart beschwert und überladen ist, doch nichts desto frömmer, auch nit wie etwan, ein einfeltig, sondern ein wild, hinderlistig ungezämpt volck, ihr handthierung,

sitten, Gottesdienst, bawen, ist jedermann bekannt, doch nicht allenthalben gleich, sondern wie an allen Orten: Ländlich, sittlich.“

Nach einem kurzen Auszuge aus Tacitus folgen die einzelnen Läuder: Böhmen, Oesterreich, darin Wien, die Hauptstadt mit 50000 Menschen, Mähren, Schlesien, Franken, Schwaben. Die Franken nennt er „ein hochtrabend volck, welches über andere nationen sich erhebt“, und bespricht dann sehr ausführlich ihre „seltzamen breuch und mancherley superstition“, die besonders bei der Feier ihrer hohen Feste geübt würden, damit „diſs, so von den auſslendern gesagt wirt, dester ee geglaubt werd, vnnd das wir nit vermenen die Juden, Türcken, Heyden etc. seien allein narren.“ So zeigt er, wie am Johannisabend die alten heiligen Feuer auf den Höhen des Frankenlands leuchten, das Fest der Sonnenwende zu feiern. Man nannte sie Sinnetfeuer. Dazu schmückte man sich mit Kränzen aus Beifuß und Eisenkraut und hielt einen Strauß von blauen Ritterspornblumen in der Hand; wer durch den Strauß ins Sinnetfeuer schaute, dem that das ganze Jahr „kein Auge weh“. Gings spät am Abend vom Johannisfeuer heim, so warf man seinen Ritterspora in die Gluth und sprach in die Flammen hinein: „Es geh hinweg und werd verbrennt mit diesem Kraut all mein Elend.“

Ueber dem Mainspiegel bei der Würzburger Brücke aber sah es an dem Abend aus, als flögen feurige Drachen hernieder. Da schleuderte das bischöfliche Hofgesinde von der Marienburg über dem linken Flußufer feurige Räder in den Strom. Die Bauernburschen schleppen zu Johanni hohe Tannenbäume aus dem Wald, pflanzen sie tief ein in den Boden vor der Liebsten Haus und hängen Kränze und Spiegel in den grünen Wipfel, daß die Erwählte den ganzen Sommer über ihre Freude daran habe. Die Mädchen hängen am Johannis-

abend ſeltſame Leuchten vor ihre Fenſter: irdene Löchertöpfe, die Löcher mit Roſenblättern verſchloſſen und ein Licht mitten darin wie in einer Laterne. An dieſem heiligen Feuer- und Lichterabend führte man die alterthümlichen Reigentänze auf. Ein Kranz, gewöhnlich von Nelken („Nägelie") ward aufgeſteckt; um dieſen tanzten die Mädchen den Ringtanz und ſangen „Meiſterlieder". Auch ſonſt war Reigentanz mit Geſang an freundlichen Sommerabenden eine Beluſtigung der Jugend; die Jungfrauen ſangen unter Mond- und Sternenglanz „im Kreis herum", dann traten die Burſchen „in Ring" und ſangen um den Nägleinkranz „reinnweis vor", und 'wer ſeine Sache am beſten machte, dem gehörte der Kranz.

Mit obligatem Schmaus feierte man den Martinsabend. Wer es nur irgend erſchwingen konnte, hatte da ſeinen Gänſebraten auf dem Tiſch und ſeinen Labetrunk friſch gezapften Weines. In Würzburg wie auch anderwärts herrſchte der ſchöne mildherzige Brauch, zu St. Martin auch den Armen ein Freudenmahl herzurichten. Sogar ein Thiergefecht war dem heiligen Martin zu Ehren noch Brauchs: zwei Wildeber ſchloß man in ein kreisrundes Gezäun und ließ ſie einander zerreißen; das Fleiſch theilte man dann unter das Volk aus, das Beſte erhielt die Obrigkeit. Arg wie einen Heidengötzen behandelte man St. Urban. Am Tage dieſes Heiligen des Weins, wann gerade die Reben duftig blühen, ſtellte man mit ſauberen Tüchern behangene wahre Altartiſche auf den Märkten oder anderen öffentlichen Plätzen auf, geſchmückt mit dem Bilde des Heiligen und mit wohlriechenden Kräutern. Schien nun die Sonne freundlich drein, ſo hielt man das für den Vorboten, daß St. Urban den Weinhäckern heuer gnädig ſein werde, ſetzte ſeinem Bildniß einen Kranz auf, opferte ihm förmlich Feſtſpeiſe, während ihm hingegen Schmähworte, ja zornmüthiges Herabſtoßen vom Weihealtar drohte, ſobald es einen Regen-

guß gab, was eine ſchlechte Weinernte im kommenden Herbſt vorbedeutete.

Zu Pfingſten umritt man die Felder und Weinberge, voran den Pfaffen mit dem Sakrament im Beutel am Halſe, Fürbitte thuend, daß Gott den Segen der Fluren vor allem Unwetter wolle behüten.

An einigen Orten ging noch ein alter Brauch zu Mittfaſten um, der gewiß im germaniſchen Heidenglauben wurzelte. Man flocht ein Wagenrad ganz aus Stroh, trug es auf einen hohen, ſteilen Berg und trieb dann dort oben, wenn der Wind auch noch ſo eiſig um die Ohren pfiff, allerlei Kurzweil mit Singen, Tanzen und Springen bis zur Veſperzeit; da zündete man das Rad an und ließ es zu Thale ſauſen, „daß gleich anzuſehen, als ob die Sunn von dem Himmel lief". Während der zwölf Nächte zwiſchen Weihnachten und dem Dreikönigstag duftete jedes Frankenhaus im Mainland von angezündetem Weihrauch „für alle Teufelsgeſpenſt und Zauberei". Man achtete genau darauf, wie jeder der zwölf Tage „wittere oder toſe", denn jeder derſelben war einem Monat „zugerechnet", das Wetter des erſten Tages kündete die Wetterſtimmung des Januar, das des zweiten die des Februar u. ſ. f.

Den Faſtnachts-Mummenſchanz deutet Franck ganz unverblümt als fortlebende Heidenſitte nach Art der römiſchen Luperkalien, nur verbrämt mit dem erkünſtelten, chriſtlich gefärbten Vorwand, „als ob ſie nimmer kein guten Mut oder Kurzweil werden haben, und als ob ſie morgen ſterben müſſen und ſich heut vor wohl erluſtigen und allem Wolluſt die Letzt und Urlaub geben wöllen". Außer dem Herumlaufen mit Larven in den Gaſſen u. dgl. ſehen wir im Mainland der Lutherzeit auch gar unerwartete Dinge: da laufen ſie als Teufel maskirt, ja in ſchamloſer Splitternacktheit durch die Stadt; hier ſpannen die jungen Burſchen die Tanzjungfern

ihres Orts vor einen Pflug, auf welchem ſie ihren Spielmann unter dem Klange ſeiner luſtigen Weiſen in den Fluß oder Teich zu kaltem Bade fahren; an anderem Orte haben ſie kunſtfertig ein Feuer auflodern laſſen auf einem Pflug, ſo daß dieſer es eine Weile aushält, und rennen nun mit dem flammenden Pfluge daher, bis er in Trümmer fällt.

Von den Schwaben rühmt Franck ihren Gewerbfleiß in „Flachs, Wolle, Eiſen", doch tadelt er ſehr hart ihre Unkeuſchheit und Trunkſucht und charakteriſirt dabei die Franken als Räuber und Bettler, die Böhmen als Ketzer, die Bayern als Diebe, die Schweizer als Henker, die Sachſen als Säuffer, die Rheinländer als Freſſer, die Friesländer und Weſtfalen als treulos und meineidig. — Bei Bayern werden die Strafgeſetze des Landes mitgetheilt und das Volk wird charakteriſirt als „gut römiſch, andächtig, das gern wallet und (wie man mit ihnen ſchertzet) ehe zu mitnacht in die Kirchen ſtieg, ehe es draußen blieb", dabei aber iſt's „nicht ſehr ein höflich volk, ſundern grober ſitten und ſprach, karg und unwillig gegen den gäſten, grappiſch und nachgriffig". — In wirrer Folge kommen ſodann Litthauen, Livland, die Maſſageten, Preußen, Moskowiter und Ruſſen an die Reihe, denen ſich wieder deutſche Länder anſchließen, zunächſt Meißen, „hat ein Volk, ſchön, grad, gütig, zahm und gar nicht nach Teutſcher art grimmig und wild". Wer erkennt hier nicht die höflichen Sachſen!

Viel ausführlicher als Thüringen wird Sachſen behandelt, wo „solche biersauffer sind, dz man ihnen mit kannen nicht genung zutragen kann . . . . . kein küw sollte soviel trinken". Braunſchweig mit fünf Märkten wird als die größte Stadt genannt. — Die Reihenfolge auch der übrigen Länder Europas iſt keine muſterhafte. Auf Sachſen folgt Dänemark, Schweden, Norwegen, Subaudia (Savoyen), Lothringen, Island, Friesland, Holland, Weſtfalen, Heſſen ꝛc. Italien, Griechenland

mit Kleinaſien; die Küſtenländer des adriatiſchen Meeres ſind mit Rückſicht auf ihre ältere Geſchichte ſehr ausführlich behandelt, und endlich ſchließt die Beſchreibung des Erdtheils mit der Türkei, wo die Sitten und Religion der Bewohner mit Vorliebe und ſeltener Sachkenntniß dargeſtellt werden.[5]

Auch im dritten Buche, der Beſchreibung von Aſien, iſt keine beſſere Ordnung. Von der Lage des Erdtheils hat Franck zwar im großen und ganzen eine richtige Vorſtellung, er iſt bei ihm von drei Seiten ganz vom Meer umſchloſſen, „von niedergang allein hat es im land ein zugang aus Aphrica und Europa“. Zunächſt zählt er nun die Inſeln in einer im allgemeinen richtigen Reihenfolge auf. Er beginnt am Schwarzen Meere, nennt die an den Küſten Kleinaſiens liegenden Inſeln, fährt ſodann beim Arabiſchen Meerbuſen fort, führt die Inſeln an der Südküſte Aſiens auf und ſchließt mit den Sundainſeln. Die Beſchreibung des Feſtlandes beginnt mit Syrien, welches er in vier Theile theilt, in das meſopotamiſche, in Cöleſyria, das phöniziſche und in das von Damascus, einer Stadt „mächtig an gut vnd kunstreich“, die „an lust vnd schöne“ ſogar Alexandria und Kairo übertreffe. In der fruchtbaren Gegend von Damascus war ſeiner Anſicht nach auch das Paradies der Bibel „da Gott Adam soll formirt haben“. Nach einer langen und breiten Auseinanderſetzung von „der Juden Glaub', Satzung, Ceremonien und Menſchen Gebot“ giebt er dann eine ſehr ausführliche Beſchreibung Paläſtinas. Ueberhaupt ſind die in der Bibel und in der Geſchichte des Alterthums vorkommenden Länder und Völker am ausführlichſten beſchrieben. Er hat hierzu auch die ſpäteren Quellen, beſonders Peter Apianus, ſowie die Reiſenden Bernhard von Breitenbach und Hans Tucher benutzt. Hieran ſchließt ſich eine etwas ordnungsloſe Aufzählung von anderen Ländern und Landſchaften Aſiens, von denen nur Arabien und Perſien aus-

führlicher beſprochen werden. Den Schluß dieſes Buches macht eine ſehr ausführliche Beſchreibung Indiens, ſeiner Länder, Völker und Naturwunder im Thier- und Pflanzenreiche. Auch hier laufen die Nachrichten der Alten und ganz beſonders die der neueren Seefahrer und Entdecker wirr ineinander.

Die Menge der Notizen über Calicut erklärt ſich aus der Entdeckungsgeſchichte; intereſſant iſt, was er über Ein- und Ausfuhr von Specereien ſagt. Die Beſchreibung der Sitten und Gebräuche geht nach Hinterindien über, ſpringt aber mit Baughella (d. i. Bengalen) wieder zurück und ſchließt mit Chatai, Pegu, Ava, Borneo und Java ab. Noch wird des mohammedaniſchen Gebets der Muedſin als eines einheimiſchen indiſchen Pater-Noſter gedacht, ein Seegefecht zwiſchen den Portugieſen und dem König von Calicut erzählt und die Hauptſtationen der oſtindiſchen Meerfahrt genannt: außer den „Inſeln der Habich" Aſcenſion, Lorenz-Inſel, Capo de Bona ſperanza, Sofala, Mozambique.

Hat ſomit Franck von dem damals bekannten Aſien ein im allgemeinen richtiges Bild gegeben, ſo kann man dies von Amerika, welches im vierten Buch behandelt wird, nicht rühmen. Hier laufen die Nachrichten der neueren Seefahrer und Entdecker wirr durcheinander. Hierher zieht er ſogar die portugieſiſchen Entdeckungen an der afrikaniſchen Küſte. Zuerſt wird der portugieſiſchen Expedition des Venetianers Aloyſius gedacht und nach deſſen Berichten mancherlei über Madeira, die kanariſchen Inſeln, „Senega und Arpin", den Kaiſer von „Melli", „Capo Verde", „Gambra" und „Budomel" beigebracht. Dann folgen die Reiſen des Petrus von Syncia und des Petrus von Aliaris. Aber auch dieſe haben noch nichts mit Amerika zu thun: deſto reichlicher werden wir dafür mit den Nachrichten des Chriſtoph Columbus entſchädigt, welcher treffend „ein Fürſt der ſchiffart" genannt wird. Be-

ſonders viel iſt von deſſen erſter und dritter Fahrt mitgetheilt. Der kurzen Erzählung des Aloyſus folgt die weitläufigere über die Schiffahrt des Amerigo Veſpucci, der eigentlich die andere Welt gefunden haben ſoll. Nachdem Franck einiges nicht an dieſe Stelle Gehörige über Chriſtenthum und Heidenthum eingeſchaltet, läßt er Auszüge aus der „Epiſtel“ oder „Narration“ des Ferdinand Cortez an den Papſt nnd einige andere Berichte desſelben über die gemachten Eroberungen folgen. Die Erzählungen von dem Kaufmann Jambulus, der auf einer Fahrt nach Arabien erſchlagen wurde, beſchließt dieſe Entdeckungsgeſchichten, denen anhangsweiſe noch der Bericht des „Alphonſus von Albiecher“ nach einem Sendſchreiben des portugieſiſchen Königs Emanuel an Papſt Leo beigegeben wird. Notizen aus Ariſtoteles und Anderen über unbekannte Erdtheile und Heidenthum bilden den Schluß.

Das Bild des Ganzen iſt daher ſehr verworren, doch beſtätigt Franck auch hier wie überall den Geiſt der Aufrichtigkeit und Humanität, und es gereicht ihm ſicher zu dauerndem Ruhme, daß er ſchon in dem Weltbuche ausgeſprochen, daß alle die verſchiedenen Völker und Stämme, bei allem Unterſchied des Glaubens, der Sitte und phyſiſchen Erſcheinung immer Menſchen ſeien, Kinder Eines Vaters im Himmel und auf Erden. Dieſer Ausſpruch allein ſtellt den Mann der geo- und kosmographiſchen Naivetät hoch über die gelehrten Geographen des 18. und 19. Jahrhunderts, die wie Burmeiſter die Menſchenrechte des Negers nach der Form und Stärke der Wade bemeſſen.

Es thut daher auch dem Weltbuche Francks in ſeiner Bedeutſamkeit im großen und ganzen wenig Abbruch, daß in der Darſtellung Amerikas Irrthum und Verwirrung, Falſches und Mißverſtandenes ſich häufen, daß dieſelbe weit dahinter zurückbleibt, ein Geſamtbild des Ganzen zu geben. Thatſächlich hatte Franck die neueſten Nachrichten der Entdecker, Columbus,

Veſpucci, Cortez und Anderer benutzt, dieſe waren indes, wie unvermeidlich, zur Zeit als Franck ſein Werk verfaßte, untereinander noch zu widerſprechend, und eine kritiſche Sichtung derſelben erforderte andere Arbeiten, andere Ziele und Zwecke, als Franck ſich vorgeſetzt hatte. Francks Verdienſt iſt und bleibt es, daß er nach beſten Kräften mit ehrlichem Freimuth und wahrhafter Humanität ein lebensfriſches Geſamtbild zu geben verſucht hat, daß er das Bedürfniß nach einem ſolchen zuerſt erkannt hat. Und daß er hierin das Richtige getroffen, das zeigte bald die Arbeit ſeines glücklicheren Rivalen.

Schon zehn Jahre nach dem Erſcheinen der erſten Ausgabe von Francks Weltbuch erſchien in Baſel, 1544, Sebaſtian Münſters:

„Cosmographei oder Beschreibung aller Lender, in welcher begriffen Aller völcker herschaften, vnd namhaftiger Flecken herkommen: Sitten, gebreüch, ordnung, glauben, secten und handtierung, durch die ganze welt, und fürnemlich Teutscher nation. Was auch besonders in jedem landt gefunden, vnd darin geschehen sei. Alles mit Figuren vnd schönen landtcharten erklert vnd für augen gestellt.“

Dieſes Buch hat eine glänzende Geſchichte. In einem nicht vollen Jahrhundert erlebte es über 24 Auflagen, eine Menge Ueberſetzungen in faſt alle Hauptſprachen Europas, und galt überall als reichſter Schatz alles geographiſchen, hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Wiſſenswerthen. Münſter wollte, wie er ſelber ſagt, den Gelehrten den Weg zeigen, wie man eine deutſche Kosmographie abfaſſen könne, zugleich aber „dem gemeinen Manne etwas fürschreiben, sich daran mit Lesen zu erlustigen“. Münſter erkennt ſchon den Zuſammenhang zwiſchen der Geſchichte und der Geographie, ſie ſind ihm,

eng verſchwiſtert. Er definirt die Geographie als „ein erkanntnuß des Erdtreichs, daß wir tödtlichen aus der Gaaben Gottes eynwohnen, welche die Kunſtliebhaber richtig und fertig macht zu verſtehen die geſchehenen ding, ſo uns von alten zeit her in Geſchrifften verlaſſen ſind.“ Aber ihm fehlt die Kraft hiſtoriſcher Darſtellung ſeines vortrefflichen Zeitgenoſſen Aventin, ihm fehlt der Scharfblick umfaſſender Verallgemeinerung, vergleichender Individualiſirung. Auch Münſter legt, wie Franck, einen beſonderen Werth darauf, deutſch zu ſchreiben, er freut ſich der deutſchen Sprache, der deutſchen Art und Sitte in allen Stücken. Deutſchland nimmt den größten Theil im Buche ein, „denn es trifft an die Ehr unsers Vaterlands und unserer Vorfahren“. Ueber die Landkarte von Deutſchland ſetzte er den ſtolzen Titel: „Deutſchland, von Gottes Gnaden ein Stuhl des römiſchen Reichs, eine Schul aller guten Künſte und Handwerke, ein Urſprung vieler neuen Kunſt, eine Mutter vieler ſtreitbarer Helden, hoher, weiſer, gelehrter Leut', ein reiner Tempel wahrhafter Gottesfurcht und aller Tugend.“

Münſters „Kosmographie“, ein ¼ Centner ſchwerer Foliant, iſt ein wunderlich krauſes Sammelwerk achtzehnjährigen Fleißes, bei dem er halb Europa, weltliche und geiſtliche Fürſten, Magiſtrate, Gelehrte und Künſtler gegen Verheißung ewigen Nachruhmes zu thätiger Hülfsleiſtung, zu Beiträgen jeder Art heranzog. Seine Bittſchreiben um Mittheilungen über Stadt und Land, um Karten, Pläne und Anſichten fanden überall die reichſte Berückſichtigung. Seine Kosmographie iſt daher auch das reichſte und prächtigſte Kartenwerk ſeiner Zeit und hat einen wahrhaft encyklopädiſchen Charakter. Sie giebt die gelehrteſten Unterſuchungen über die Exiſtenz der Tritonen, der Seejungfern und der Seemännlein, eine Naturgeſchichte der Thiere und Unthiere, und ſtellt alle Phantasmen der vorzeitlichen und mittelalterlichen Mythe neben die Geſchichte des

Tags. Noch in der Ausgabe von 1598 findet ſich die Beſchreibung und Abbildung der ſchon oben erwähnten Gänſe, die auf Bäumen wachſen. „In Schottland," heißt es, „ſind man Bäum die bringen laubechtig Knöpff [Knoſpen], vnd wann es Zeit ist, dass sie herabfallen, vnd kommen in das Wasser, werden lebendige Vögel darauss, die man Baumgänss nennt. Man findet ihr Gewächs oder Zucht auch in der Insel Pomonia, nicht fern von Schottland gegen Mittnacht im Meer gelegen. Es schreiben die alten Kosmographen „als nemlich Saxo Grammaticus, auch von diesen Baumgänsen, dass du nicht gedenckest, es sei ein Tandt von den Newen erdichtet." Daß Münſter Berggipfel von zwei bis drei Meilen Höhe für möglich hielt, darf ihm nicht zu hoch angerechnet werden, da noch hundert Jahre ſpäter der Jeſuit Riccioli, deſſen Gelehrſamkeit noch im Anfang des 18. Jahrhunderts gefeiert wurde, dem Mont Cenis die vierfache Höhe des Mont Blanc gab und dem Kaukaſus ſogar eine Höhe von zehn deutſchen Meilen beilegte. Münſters Darſtellungsweiſe galt lange als Vorzug und gab dem Werke die außerordentliche Verbreitung.

Daher fällt auch auf Franck ein ſchönes Licht, wenn man ihn mit Münſter vergleicht. Der verſchiedene Charakter ihrer Werke ſchlägt ſeine Wurzeln in der Verſchiedenheit ihrer Lebensſtellung und ihres perſönlichen Charakters.

Francks ganzes Leben iſt das Vorbild einer modernen „verfehlten Exiſtenz" im beſten und ſchlechteſten Sinne des Wortes. Er war Litterat und Buchdrucker, Pfarrer und Seifenſieder. Von Allen gekannt, wußte man lange nicht, wann und wo er geboren und geſtorben. Vielfach im Konflikt mit Polizei und Behörden, oft gemaßregelt und flüchtig, reich für kurze Tage, mittellos in langen Jahren, oft auf Beſtellung, meiſt nach eigenem Triebe arbeitend, das ſind die wechſelvollen Licht-

und leider auch weit überwiegenden Schattenseiten seines äußeren Lebens. Glänzender Scharfsinn, blitzender Witz und Paradoxie, schneidende Schärfe und anschauliche Plastik des Ausdrucks, Schwärmerei bis zur Mystik, Begeisterung für die Reformation, unbeugsamer Wille, stählerne und ehrenhafte Charakterstärke, das sind die Lichtseiten seines geistigen Wesens. Er ist nicht der Doktor in langem Gewande, nicht der Professor, der Kathedergelehrte, er ist der Mensch, welcher im Volke lebt, mit dem Volke denkt und fühlt und vor Freude und Schmerz in Leidenschaft aufflammt. Franck ist ein blutrother demokratischer Welt- und Himmelsstürmer.

Münster dagegen schrieb in bücherreicher Studirstube als wohlbestallter Universitäts-Professor dreier Lehrfächer: des Hebräischen, der Mathematik und der Geographie. Er war ein friedfertiger, stillforschender Humanist, ein Urbild gemüthlicher, volksthümlicher Frömmigkeit. Er war kein skeptischer Theolog, kein spekulativer Philosoph der Geschichte. Er war ein fleißiger, bei kargem Brot geduldig arbeitender Gelehrter — sein Jahrgehalt war 25 Goldgulden — kurz, er war ein Mann ganz nach dem Stil eines Mühlerschen Schulregalutivs.

Beide Männer, Franck und Münster, schrieben in natürlicher Frische und Naivität. Bei Beiden schwimmen Wahrheit und Fabel, Sicheres und Vermuthungen bunt ineinander. Bei Beiden ist Verwirrung und Verwechselung nicht selten, zumal in der Darstellung der neueren Entdeckungen. Beide fühlten sich gehoben von dem rapiden Aufschwunge der Zeitereignisse und getragen von deutscher, reformatorischer Begeisterung. Aber Münsters „Cosmographie" ist ein encyklopädischer Hausschatz, ein Sammelwerk voll mannigfacher Kenntnisse und Gelehrsamkeit, voll hebräischer, griechischer, lateinischer Citate; — Francks Weltbuch ist ein Werk der Erkenntniß und Wissenschaft. Münster fesselte durch die Menge des verschiedenartigen Stoffes,

Franck durch die geniale Kompoſition, die warmblühtige Darſtellung. Francks Hauptſtärke ruht in ſeiner Charakteriſtik; ſeine Schilderungen der deutſchen Stände, des Adels, der Geiſtlichkeit, der einzelnen deutſchen Stämme ſind beißend und ſcharf geätzt. Selbſt Luther, der in Polemik rückſichtslos, hart und ſchneidig war, ſagt von ihm, er nähre ſich mehr von Läſtern und Schänden, denn von Eſſen und Trinken. In Münſter dagegen zittert die Scheu des beſchränkten Unterthanenverſtandes, er ſchlüpft ſtill und ſchweigend über die Charakteriſtik der Geiſtlichkeit hinweg. Er iſt vorſichtig und konſervativ, als ſtünde er vor dem Disciplinarhofe eines modernen Oberkirchenrathes, er umgeht und verſchweigt, um ja nicht nach irgend einer Seite anzuſtoßen. Selbſt von Luther berichtet er nur Thatſächliches, kalt und farblos. Und dieſe Indifferenz, dieſes Mundrechte für alle Welt, die es mit keinem verdarb, hat zur weiten allgemeinen Verbreitung der „Cosmographie" ſicher nicht wenig beigetragen, — ſie öffnete ihm gleich weit die Pforten der katholiſchen Klöſter und die Thüren proteſtantiſcher Häuſer.

Münſters „Cosmographie" iſt heute für den Gebrauch vollſtändig veraltet und nur noch eine litterariſche Reliquie, ein kulturhiſtoriſches Kurioſum; Francks Weltbuch fängt erſt jetzt an, in ſeinem Werthe erkannt und geſchätzt zu werden. Münſter wird auf ſeinem Grabſteine im Dom zu Baſel „der deutſche Strabo" genannt. Franck hat weder Grab noch Grabſtein, aber die letzten Titelworte ſeines Weltbuches ſind ſein preiſendes Denkmal, daß es ein Werk ſei, „wie vormals dergleichen inn Teutſch nie aufsgangen".

Anmerkungen.

[1] In der 1873 bei Liſt und Francke in Leipzig verſteigerten Sobolewſkiſchen Bibliothek befand ſich ein Exemplar einer bisher ganz un-

bekannten plattdeutſchen Ueberſetzung von Ruchamers „Newe vnbekanthe landte“ u. ſ. w. Nürnberg 1508. — Der Titel dieſer plattdeutſchen Ueberſetzung lautete: „Nye vnbekande lande vnde eine nye werldt in korter vorgegangener tyd gefunden.“ — Auf der Rückſeite des Titelblattes, gleichſam als Vorrede, heißt es: „Enem etliken anſchouwer deſſes bokes entbuet Henningus Ghetelen ſinem denſt un vrüntſchop. — Myt gunſt un wyllen des werdigen vnde hochgelereden heren Joſten Ruchamer der vryen künſte vnde arſtedye Doctoren u. ſ. w., welken dyt Boock hefft erſtmals gemaket vth dem walſchen in hochdüdeſch, dorch bede vnde anlangent ener ſiner guden vründe. So hebbe ick Hermingus Ghetelen (vth der keyſerliken vryen Stadt Lübeck geboren) vor my genamen, dyt Boock to maken vnde to wandelen vth dem hochdüdeſchen in myne moderlike ſprake, alſe man redet in den loffwerdigen Hanſeſteden, unde ok in wyd beropenden landen Saſſen, Marcke, Pomern Prüſſe, Mekelenborch, Holſtein“ u. ſ. w. — In gleicher Weiſe heißt es am Schluß des Büchelchens: „Alſo hefft dyt Boock einen ende welker vth walſcher ſprake in de hoechdüdeſchen gebröcht vnde gemaket is, dörch den werdigen vnde hoechgeleerden heren Joſten Ruchamer der vryen küuſte vnd arſtadyen Doctoren u. ſ. w. Dar na dörch Henningu Ghetelen vth der keyſerliken Stadt Lübeck gebaren in deſſe ſine Moderliken Sprake vorwandelt. Vnde dörch my Jürgen Stüchszen to Nüreinberch Gedrücket vn Vulendet na Chriſti vnſes leuen heren gebort. M. cccc. viij. jarn am Auende Elizabeth der hilligen Wedewen bede dar was am achteyenden Dage Novembris des Wyntermaens.“

[2] Sebaſtian Francks Weltbuch, Tübinger Ausgabe von 1542.

[3] Das Vollſtändigſte über das, was bisher über Franck geſchrieben worden iſt, faßt Latendorf in der Vorrede ſeines Werkes „Seb. Francks Sprüchwörterſammlung“ wie folgt zuſammen:

„Seit einem Menſchenalter etwa iſt Francks Perſönlichkeit und ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit nach verſchiedenen Seiten mit Eifer und eingehend geſchildert und dargeſtellt worden. Als Theologen haben ihn Hagen, Erbkam, Alfr. Haſe, Feldner und, den ich als Letzten, nicht aber ſeinem Werthe nach nenne, Chriſtian Sepp in ſeinen geſchiedkundigen nasporingen, Leiden 1872, gewürdigt; Sepp hebt namentlich hervor, daß Francks Schriften vielfach in das Niederländiſche übertragen, manche ſogar einzig, wie er gleich durch umfaſſende und anziehende Mittheilungen darthut, in dieſer Sprache erhalten ſeien. Francks Bedeutung für das Studium der Geſchichte und ihre Darſtellung hat Biſchof mit wohlthuender Wärme entwickelt; als Geographen haben ihn Goſche und Löwenberg (in einem zu Leipzig gehaltenen Vortrage, der dieſer Schrift zu Grunde liegt) charakteriſirt; ſeine Thätigkeit für das deutſche Sprich-

wort habe ich eben einigermaßen geſchildert, anderes Einſchlagendes bereiten meine Freunde Jacob Franck und Franz Weinhauff vor; glückverheißende Zeichen, daß die Bedeutung des vielumfaſſenden Mannes, ſein Einfluß auf die geiſtige Entwickelung unſeres Vaterlandes, ſein Werth für Mit- und Nachwelt mehr und mehr erkannt und anerkannt wird. Der Mann verdient, wenn einer, einen ſolchen Eifer wetteifernder Forſcher; und ungehobener und des Hebens werther Stoff liegt für ihn überall in Hülle und Fülle vor."

Francks ſocialiſtiſche, wenn man will kommuniſtiſche Anſichten ſind ausführlich erörtert in Heinr. Wiskemanns gekrönter Preisſchrift: „Darſtellung der in Deutſchland zur Zeit der Reformation herrſchenden national-ökonomiſchen Anſichten", in den Preisſchriften der fürſtlich Jablonowskiſchen Geſellſchaft. Leipzig. Hirzel 1861. — Nach Darlegung ſeiner ſchneidigen Ausſprüche über Fürſten, Obrigkeit, Adel u. ſ. w. heißt es daſelbſt S. 92 ff.:

„Diejenige Art des Beſitzes und Genuſſes, welche dem Geiſt des Chriſtenthums am angemeſſenſten iſt, findet Franck wie Morus, Erasmus und viele Andre jener Zeit in der Gütergemeinſchaft. In den Paradoxen ſagt er: „Wir ſollten wol alle Dinge gemein haben, wie gemeinen Sonnenſchein, Luft, Regen, Schnee, Waſſer, als Clemens Epiſt. 5 anzeigt. Da aber der Menſchen Bosheit das Gemeine nicht kannte mit Lieb beſitzen und theilen, hat es menſchliche Noth erheiſcht, das Gemeine (ſo jetzt bei den Unreinen rein wollte werden) eigen zu machen und unter die Menſchen zu theilen, darum ſpricht Epiſt. 46 Auguſtinus, aus menſchtlichen Rechten und nicht göttlichen ſagt man, das Dorf iſt mein. Der gemeine Gott hat von Anfang ſeiner Art nach all Ding gemein, rein und frei gemacht. Darum denn allein das Gemeine und Gemeinnützige, wie Gott allein rein iſt, und das Eigen, Eigennutz und Eigenthum noch heute einen böſen Klang hat in aller Menſchen Ohren, dennoch natürlich in ihm iſt und eingeſchrieben durch die Finger Gottes in ihr Herz, daß alle Ding gemein und ungetheilt ſein ſollten.

Wie viel Kinder in eines Vaters Haus ein gemein unzertheilt Gut beſitzen, alſo muß ja jedermann billig achten, daß wir in dieſem großen Haus dieſer Welt Gottes Güter, die er gemein unter uns alle ſchüttet und uns nur als Gäſten leihet und unter die Hände giebt, billig ſollten gemein haben. Aber auch unſerer verkehrten Art iſt geſchehen, daß jetzt das Reine gemein, von Jedermann unrein wird geſcholten, alſo daß aller Menſchen Reim iſt, das Gemein iſt unrein, Gemein ward nie rein."

Im Himmel, meint er, ſei nichts Eigenes, in der Hölle wolle Jeder Eigenes. In der erſten Kirche ſeien alle Dinge gemein geweſen und ſie ſei eben deshalb communio, d. h. eine Gemeine Gottes genannt worden.

Man hätte das Größere, Glauben, Gott, Evangelium, Chriſten, Gaben des heiligen Geiſtes gemein, — man ſolle um ſo mehr das Geringe gemein haben. Dieſe Gemeinſchaft habe bis zu Clemens' und Tertullians Zeiten beſtanden und erſt ſpäter, als die Chriſten unter die Heiden gekommen, die eine ſolche Gemeinſchaft nicht hätten eingehen wollen, habe der heilige Geiſt auch das Eigenthum zugelaſſen. Doch ſolle es der Chriſt beſitzen, als beſitze er es nicht, er ſolle es ſeinen armen Brüdern nicht vorenthalten, auch nicht zurückfordern, wenn es ihm mit Gewalt entriſſen worden, weil an dem Eigenthum, wie an allen zeitlichen Gütern nichts Köſtliches ſei. Der Chriſt ſolle nur behalten, was er für ſich bedürfe, den Ueberfluß aber verſchenken, leihen, ohne etwas dafür zu hoffen, und auf dieſe Weiſe die Gleichheit wieder herſtellen, die mit Vernunft und Chriſtenthum übereinſtimme und nur aus Noth aufgehoben worden ſei und noch immer aufgehoben bleibe, weil nicht alle wahre Chriſten ſeien. Doch verwirft er die Gemeinſchaft der Weiber.

Indes muß bemerkt werden, daß der Kommunismus Francks ſehr verſchieden iſt von dem aufrühreriſchen Treiben mancher wiedertäuferiſchen Sekten. Er geht nicht darauf aus, die Gütergemeinſchaft in das Leben einzuführen. Er hält ſie nur für den vollkommenſten Zuſtand des Zuſammenlebens, macht aber von dieſer oder jener Art der geſellſchaftlichen Einrichtungen, der Größe äußerer Habe die menſchliche Glückſeligkeit überhaupt nicht abhängig. „Es ſind Reiche," ſagt er, „ob ſie gleich nichts haben, und ſind arme Bettler in großem Reichthume. — Alſo wie ungleich wir einander ſind äußerlich am Gut, vor den Augen der Menſchen, ſogleich leben wir in der Wahrheit vor Gott. Der Arme hat ſo genug und lebet ſo wohl (ob es wol weder der Reiche noch Arme glaubet) als der Reiche, er liegt und ſchläft auch ſo wohl. Denn Gott iſt wunderbarlich, was er nicht am Gut giebt, das giebt er am Muth, was er nicht auf den Tiſch giebt, das giebt er in Mund, was er nicht am Bett giebt, das giebt er am Schlaf. Was iſt es, daß der Fürſt beſſer liegt, denn der Bauer, wenn er nur ſo wohl ſchläft? Was iſt es, daß der Reiche Faſanen und Kapaunen hat vor ſich ſtehen, ſo dem Armen ſein Brei ſo wohl ſchmeckt? Halt des Reichen leckerhaftigen, verſchmachten, verdrüßlichen Mund gegen ſeine Forellen und des Armen gegen ſeiner Suppen, ſo findeſt du aufs Wenigſte gleichen Geſchmack, wo nicht der Arme beſſer lebt und ihm ſein Kraut beſſer ſchmeckt denn jenem ſeine Fiſche. Der Unterſchied iſt nur im Schein und der Speiſe, aber nicht im Geſchmack und Mund. Lieber! halt einen vollen verdrüßlichen Magen gegen köſtlicher Speiſe und des Armen leeren hungrigen Magen gegen einem Stück Brod, ſo mußt du ſagen, daß der Arme wohllebe, jener Reiche übel. Der Hunger und der Durſt macht aus Brot Lebkuchen und aus einem friſchen Trunk Waſſers Malvaſier." —

„Das Mittel für den Armen, sein tägliches Brod zu verdienen, besteht in der Arbeit, zu der der Mensch geboren ist wie der Vogel zum Fliegen. Nur den fleißigen Arbeiter kann Gott segnen, der fleißige Arbeiter darf aber auch auf Gottes Segen hoffen, wenn er vertrauensvoll zu ihm aufblickt."

Wir finden in dem Beigebrachten eine große Aehnlichkeit zwischen Franck und den deutschen Reformatoren, mit denen er überhaupt im Anfang eng verbunden war. Die irdischen Güter haben bei Beiden nur einen untergeordneten Werth. Durch redliche Arbeit sollen wir unser Brot erwerben. Das künstliche Gewerbe und der Handel stehen der auf das Nothwendige gerichteten Arbeit nach. Geldgeschäfte und Zinsnehmen mißbilligt er ganz. Wohlthätigkeit ist eine aus der Liebe hervorgehende Christenpflicht. Daß im Verkehr Treue, Glauben stattfinden, daß Jeder nur einen billigen, seiner Waare entsprechenden Preis nehmen soll, versteht sich von selbst. Die Fürsten tragen durch ihre Raubsucht viel zu dem Elend der Unterthanen bei, und die verschiedenen Aufstände würden unterblieben sein, wenn die Herrscher gerecht wären und ihre Völker nicht auf unverantwortliche Weise brandschatzten. Ueber diesem wirklichen Zustand schwebt aber als Ideal ein anderer, in dem alle Menschen gleich sind, in dem die inneren und äußeren Güter Allen zu theil werden, in dem das Gebot der Liebe herrscht. Doch will Franck keinen gewaltsamen Bruch mit den bestehenden Verhältnissen: der Christ duldet und hofft und sucht durch treue Pflichterfüllung einen bessern Zustand herbeizuführen, aber er wendet sich von der Gewalt ab und versagt auch der schlechten Obrigkeit seinen Gehorsam nicht. Auch in diesem Punkte stimmt Franck mit den Lehren der Reformatoren überein. (Vergl. auch Dethloff: „Der Kommunismus Seb. Francks" Programm. Schwerin 1850. 4°.)

Auch Ritschl gab in seiner Festrede bei der Feier der Göttinger Universität eine ähnliche Darstellung von der Entwickelung des Kommunismus, die für unsere Leser nicht ohne Interesse sein möchte. Er sagte: Die Gütergemeinschaft wird nach dem Vorgange Augustins schon im 12. und von Thomas v. Aquino im 13. Jahrhundert als der naturrechtliche, ursprüngliche Zustand der menschlichen Gesellschaft anerkannt, der zwar durch die Sünde aufgehoben, und an dessen Stelle deshalb die Ordnung des Privatrechts getreten, der aber doch gewißermaßen in der christlichen Wohlthätigkeit wieder zur Geltung gekommen sei und im Falle der äußersten Noth durch Gewalt verwirklicht werden dürfe, ohne daß dieselbe als Verbrechen zu würdigen sei. Ueberdies ist die Gütergemeinschaft in das katholische Lebensideal des Mönchthums aufgenommen. Der erste litterarische Vertreter dieses Grundsatzes als Regel für die ganze Gesellschaft ist Thomas Morus, der Märtyrer für die römische Kirche, und in der neuesten

Zeit treten klerikale Stimmen für die Ansprüche der Socialisten ein mit Betonung des Naturrechts gegen die geschichtliche Wirklichkeit. Vom Liberalismus ist nun freilich ein Zweig auf Luthers Reformation zurückzuführen, nämlich die Geltendmachung der persönlichen Selbständigkeit, welche durch die geordnete und gemeinnützige Arbeit begründet wird, als Grund für eigenthümliche Geltung im Staat. Aber dieser Liberalismus steht nicht im Widerspruch gegen den geschichtlich gewordenen Staat und nicht in nothwendiger Beziehung auf Anspruch aus Naturrecht. Hingegen ist derjenige Liberalismus, welcher den Staat aus Vertrag entstanden denkt und diese naturrechtliche Instanz als maßgebend bei jedem Schritte des staatlichen, namentlich des parlamentarischen Lebens ansieht, zurückzuführen auf allgemeine Voraussetzungen, welche nach Aristoteles Thomas v. Aquino formuliert hat, in specie aber auf die Lehren des Kardinals Robert Bellarmin, welcher, um der Kirche den direkt göttlichen Ursprung vorzubehalten, dem Staate zwar göttlichen Ursprung zugestand, jedoch nur indirekt, direkt aber die Entstehung der Staatsgewalt aus der Uebereinkunft der Einzelnen ableitete und dabei die Möglichkeit des Wechsels der Staatsform je nach den Bedürfnissen daraus entwickelte. Nachdem von diesen Grundlagen aus Hugo Grotius in wenig überzeugender Weise den staatlichen Absolutismus konstruirt hatte, stellte Jean Jacques Rousseau die Grundsätze Bellarmins, nur in größerer Präcision, wieder her. Die Kontinuität, in der dabei Rousseau durch Grotius hindurch mit Bellarmin steht, ist zur Beurtheilung seiner Politik wichtiger als der Umstand, daß er aufgeklärter Protestant war. Derjenige Liberalismus also, welcher den Staat zu zersetzen droht, und die Socialdemokratie haben ihr Dasein auf Grund solcher Ansichten von Naturrecht und Staat, welche in der mittelalterlich-katholischen Kirche heimathsberechtigt sind. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn die entsprechenden Parteien sich mit derjenigen wieder zusammengefunden haben, welche deren Heimath voll repräsentieren.

[1] Die Quelle, aus der Franck diese Kenntnisse geschöpft hat, war lange Zeit unbekannt geblieben. Erst im neuesten Heft des „Archivs für siebenbürgische Landeskunde“ berichtet Dr. Teutsch aus Hermannstadt, daß ein siebenbürger Sachse (dessen Name unbekannt geblieben) der Verfasser eines „Tractatus de ritu, moribus et multiplicatione Turcorum“, Francks Gewährsmann gewesen sei. Derselbe war in jugendlichstem Alter „Studirung halb“ nach Mühlbach gezogen, hier 1438 in die Gefangenschaft der Türken gerathen und hatte nach zweiundzwanzigjähriger Gefangenschaft sein obengenanntes Buch verfaßt, das, zuerst 1460 erschienen, 1530 drei deutsche Uebersetzungen erlebt hat, von denen die eine, in Nürnberg mit einer Vorrede Luthers herausgekommen, höchst wahrscheinlich unserm Franck vorlag.

Die Parteiungen im jüdiſchen Volke zur Zeit Jeſu.

(Phariſäer und Sadducäer.)

Von

Martin Wagner,

Oberlehrer am Fürſtl. Gymnaſium zu Sondershauſen.

Hamburg.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königliche Hofverlagshandlung.

1893.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei

Die Geſchichte des jüdiſchen Volkes hat zu allen Zeiten ein Intereſſe erregt, welches weit hinausgeht über das Intereſſe, das wir ſonſt der Geſchichte eines fremden Volkes zuwenden. Es hat ſeinen Grund nicht in der Bedeutung des israelitiſchen Volkslebens für die Kulturentwickelung im allgemeinen — denn darin bietet es nichts beſonderes —, ſondern in der Bewegung, die, von ihm verneint und bekämpft, von ihm ausgegangen iſt und den Erdkreis umſpannt hat, in dem Chriſtenthum. Unſer Intereſſe an dieſer Geſchichte gipfelt daher in dem für die Zeit, in welcher dieſe Bewegung entſtand. In der Mitte ſteht da die wunderbare Geſtalt Jeſu Chriſti. Aber da ſein Erdenleben weſentlich bedingt war durch die Gegenſätze, welche es umgaben, bekämpften, ſchließlich äußerlich vernichteten, iſt die Kenntniß dieſer Gegenſätze für das Verſtändniß ſeines Lebens von Wichtigkeit. Ich will verſuchen, ein Bild derſelben zu zeichnen.*

Es ſind alſo die Parteiungen im jüdiſchen Volke zur Zeit Jeſu, die uns beſchäftigen ſollen. Von Jugend auf bekannte Namen treten uns da entgegen; wer kennt nicht die Phariſäer

* Ich habe mich im ganzen der Auffaſſung Wellhauſens angeſchloſſen. Schürers neuteſtamentliche Zeitgeſchichte iſt mir leider nur in der erſten Auflage zugänglich geweſen.

und die Sadducäer? Und auch noch zwei andere Parteinamen bietet uns das neue Teſtament, nämlich die der Herodianer und der Zeloten. Indeſſen ſind doch jene erſtgenannten von ſoweit überwiegender Bedeutung, daß ſie vor allem uns hier in Anſpruch nehmen werden. — Zu ihrer Kenntniß ſtehen uns hauptſächlich drei Quellen zu Gebot: das Neue Teſtament, die Schriften des jüdiſchen Schriftſtellers Joſephus und endlich die talmudiſch-rabbiniſchen Schriften; ſie ergänzen ſich gegenſeitig. Das Neue Teſtament zeigt uns vor allem die religiöſe Stellung der Parteien, läßt aber auch auf ihre politiſche Richtung Streiflichter fallen. Bei Joſephus tritt die letztere in den Vordergrund, während er ſie im übrigen wie griechiſche Philoſophenſchulen behandelt und geradezu daher entlehnte Schemata auf ſie anwendet. Die talmudiſch-rabbiniſchen Schriften endlich — mir nur aus zweiter Hand zugänglich — bieten einerſeits lehrreiche Illuſtrationen zum Neuen Teſtament, ſtehen aber andererſeits in abſtraktem Theoretiſiren dem wirklichen Volksleben ſo fern, daß ſie zum Verſtändniß des geſchichtlichen Verhältniſſes der Parteien wenig beizutragen vermögen.

Das jüdiſche Volksleben zur Zeit Jeſu zeigt eine verhältnißmäßige Ruhe. Zwar hat es auch damals an blutigen Erſchütterungen nicht ganz gefehlt; aber ſie laſſen doch kaum ahnen, welche furchtbaren Kämpfe vorangegangen und gefolgt ſind. Dieſe Ruhe hatte ihren Grund darin, daß wie nie zuvor eine Partei das geſamte Volksleben beherrſchte und auch die widerſtrebenden Mächte ſeinem Einfluß zu unterwerfen wußte, nämlich die der Phariſäer.

Der Name wird meiſt gedeutet als die „Abgeſonderten"; charakteriſtiſcher für das Weſen der Partei und etymologiſch ebenſogut begründet iſt aber wohl die andere Deutung, wonach er Diejenigen bezeichnet, die es mit dem Geſetz am genaueſten nahmen (von Hofmann). Wenigſtens wird da, wo das Weſen

der Phariſäer kurz gekennzeichnet werden ſoll, gerade dies heraus-gehoben ſowohl von Paulus (Ap. 26, 5; vgl. 22, 3; Gal. 1, 14; Röm. 2, 17), als von Joſephus (bell. jud. II. 8, 14; Antiq. XVII. 2, 4), und die talmudiſchen Schriften liefern Zeile für Zeile den Beweis für dieſen Grundzug ihrer Beſtrebungen.

Ihre Geiſtesarbeit bewegte ſich alſo um das moſaiſche Geſetz. Sie nannten ſich daher gern Moſes Jünger (Joh. 9, 28) und nahmen ſeine Autorität für ſich in Anſpruch (Mat. 23, 2). Sie ſtanden naturgemäß in den engſten Beziehungen zu den Schriftgelehrten, und Jeſu Polemik richtete ſich daher oft gegen beide zuſammen; beiden gilt der Vorwurf einer für das Gottesreich nicht genügenden Gerechtigkeit (Mat. 5, 20), beiden das ernſte Wehe (Mat. 23) am Ende der Wirkſamkeit Jeſu. Ja Johannes nennt an ſolchen Stellen, an denen man die Schriftgelehrten erwarten ſollte und in ähnlichen Verhältniſſen in den ſynoptiſchen Schriften auch thatſächlich genannt findet, ſtatt ihrer ſtets die Phariſäer (z. B. 7, 32. 45; 11, 47. 57; 18, 3), wohl um die Richtung des Schriftgelehrtenthums zu bezeichnen, die es zur Bekämpfung Jeſu beſtimmte. Zwar deckten ſich die Kreiſe der Phariſäer und der Schriftgelehrten nicht ſchlechthin, ſondern es gab auch ſolche Schriftgelehrte, die nicht der Phariſäerpartei angehörten (Luc. 11, 45), gleichwie dieſe nicht auf die Schriftgelehrten beſchränkt waren. Aber die Verwandtſchaft zwiſchen beiden Kreiſen war doch eine ſo enge, d. h. der Kern der Phariſäerpartei war ſo ſehr das Schriftgelehrtenthum und die von dieſem eingehaltene Richtung war ſo weſentlich phariſäiſch, daß in Strafworten Jeſu, die an die Phariſäer gerichtet waren, auch der Partei nicht angehörige Schriftgelehrte ſich getroffen fühlten und Jeſus auf erhobenen Einſpruch die Ausdehnung ſeiner Rüge auf dieſe ausdrücklich beſtätigte (Luc. 11, 45 ff.).

Damit hängt ein anderes weſentliches Merkmal der Partei

zuſammen. Das Schriftgelehrtenthum entſtand in der Zeit, als das lebendige Gotteswort der Propheten verſtummte. Esra wird als der erſte Schriftgelehrte bezeichnet. Es war eine naturgemäße Entwickelung, daß in einem Volksleben, das auf einem geoffenbarten Gotteswillen ſich aufbaute, nach dem Aufhören der mündlichen Offenbarung eine berufsmäßige Beſchäftigung mit den Urkunden derſelben entſtand. Sie hatte hier aber den Erfolg, daß das geoffenbarte Geſetz ſehr bald hinter den Aufſtellungen der berufsmäßigen Schriftgelehrten verſchwand. Zwiſchen das Geſetz und das Volksleben drängte ſich die Tradition ein und nahm für ſich das jenem gebührende Anſehen in Anſpruch. Zwar führte man auch dieſe auf Moſe zurück; er habe, ſo ſagte man, nicht nur das Geſetz, ſondern auch die in der Halacha und Haggada niedergelegten Belehrungen empfangen, ſie aber nicht ſchriftlich niedergelegt, damit ſie das auszeichnende Eigenthum Israels blieben (Allgem. Ev.-luth. K.-Zeitg. 1870, Nr. 44). Das iſt natürlich nur eine Erdichtung. Aber es ſpricht ſich darin die Werthſchätzung aus, die man der Ueberlieferung der Väter vor dem geſchriebenen Geſetz beilegte und die in unzähligen Wendungen in den rabbiniſch-talmudiſchen Schriften ihren Ausdruck findet. Die Miſchna ſagt einmal: „Es iſt ſtrafbarer gegen die Verordnungen der Schriftgelehrten zu lehren als gegen die Schrift ſelbſt," und ein Ausſpruch des Rabbi Eleaſar lautet: „Wer die Schrift auslegt im Widerſpruch mit der Ueberlieferung, hat keinen Antheil an der zukünftigen Welt." Nur dann galt eine Lehre oder Geſetzesauslegung als geſichert, wenn ſie auf die Väter, die großen Schriftlehrer der Vorzeit, zurückgeführt werden konnte. „Wer irgend etwas lehrt, was er nicht von ſeinem Lehrer gehört hat, provocirt die göttliche Majeſtät und trennt ſich von Israel," heißt es einmal (B. Ber. 27, 1. bei Lightfoot in Ev. Mat. S. 247). Selbſt der große Hillel mußte das erfahren. Den ganzen Tag hatte

er einſt mit der Entwickelung einer Lehre vor ſeinen Schülern zugebracht; aber ſie nahmen ſie nicht eher an, als bis er endlich ſagte: „ſo habe ich's gehört von Schemaja und Abtalion“ (ebd. S. 130). Und das iſt nun eben kennzeichnend für die Phariſäer und eben darin beſteht ihre enge Verbindung mit den Schriftgelehrten, daß ſie dieſe Grundſätze in der ſchärfſten Weiſe vertraten und im Leben durchzuſetzen verſuchten. Sie überlieferten dem Volke, wie der Phariſäer Joſephus ſagte, im Anſchluß an die Väter Geſetzesbeſtimmungen, die nicht im Geſetze Moſes geſchrieben ſind, und achteten einen Widerſpruch dagegen nicht für ſtatthaft (Antiq. XIII. 10, 6; XVIII. 1, 3). Paulus nennt ſich, um ſein Leben als Phariſäer zu kennzeichnen, einen Eiferer für die Ueberlieferungen der Väter (Gal. 1, 14). Dies ſind die ſchweren und unerträglichen Bürden, die nach Jeſu Ausſpruch die Phariſäer zuſammenbinden und den Menſchen aufhalſen (Mat. 23, 4). In dieſem Sinne haben wir es zu verſtehen, wenn Jeſus in der Bergpredigt dem „Ihr habt gehört, daß zu den Vätern geſagt iſt“ gegenüberſtellt das „Ich aber ſage euch“; er bekämpft damit nicht das moſaiſche Geſetz als ſolches, ſondern die Geſtalt, die es durch die phariſäiſche Schriftgelehrſamkeit bekommen hatte, und ſo iſt auch die Bemerkung zum Schluß der Bergpredigt gemeint: „er lehrte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten“ (Mat. 7, 27), d. h. wie Einer, der ſelbſteigene Vollmacht beſitzt und nicht auf andere Autoritäten ſich zu berufen braucht.

Durch die Abhängigmachung der Religion von einer unendlich viele Einzelheiten umfaſſenden Ueberlieferung entſtand in dem jüdiſchen Volksthum und in der jüdiſchen Religion ein neuer Unterſchied, den die alte Zeit nicht kannte, der nämlich zwiſchen Wiſſenden und Unwiſſenden mit allen den Härten und Schärfen, die dieſe Unterſcheidung gerade auf religiöſem Gebiet hervorbringt. Die religiöſe Erkenntniß des Volkes war fortan

von den Geſetzeslehrern abhängig (Luc. 11, 52). „Der Ungelehrte kann ſich nicht in acht nehmen vor der Sünde und der Laie nicht wahrhaft fromm ſein," ſagt Hillel (bei Wellhauſen S. 16). Die ungebildete Maſſe des Volks, für welche die talmudiſche Litteratur einen beſonderen Ausdruck geprägt hat ('am ha'arez), iſt daher Gegenſtand tiefſter Verachtung, während der Weiſe, d. h. der Geſetzeskundige, mit den Ueberlieferungen der Väter Vertraute ſogar dem König voranſteht; „denn wenn ein Weiſer ſtirbt, iſt er nicht leicht zu erſetzen; aber wenn der König ſtirbt, iſt jedweder Israelit für das Königthum geeignet" (bei Lightfoot S. 248). Dieſer Klaſſe der Wiſſenden rechneten ſich auch die Phariſäer zu und nahmen dementſprechende Verehrung für ſich in Anſpruch. Es iſt bekannt, wie ſie auf die Ehrenplätze bei Tiſch und in den Synagogen bedacht waren (Mat. 23, 6 ff.; Luc. 14, 7 ff; 20, 46. Joh. 5, 44; 7, 18), welchen Werth ſie auf auszeichnende Begrüßung legten (Mat. 23, 7), und es wird berichtet, daß das Synedrium (der hohe Rath) vierundzwanzigmal die Exkommunikation verhängt habe wegen nicht genügender Ehrbezeugungen gegen die Rabbinen (bei Lightfoot S. 247). Der Verkehr Jeſu mit Sündern und Zöllnern, der unterſten Schicht des verachteten 'am ha'arez war daher den Phariſäern äußerſt anſtößig und völlig unbegreiflich, daß er ſich ſogar in Tiſchgemeinſchaft mit ihnen einließ (Mat. 9, 11; Luc. 15, 1). Die Verachtung, mit der die Phariſäer auf „die andern Leute" herabſahen, zeichnet Jeſus treffend in dem bekannten Gleichniß vom Phariſäer und Zöllner im Tempel (Luc. 18, 11) und preiſt dieſem hochmüthigen Wiſſensdünkel gegenüber den Vater im Himmel, der das neue Heil den Weiſen und Klugen verborgen und den Unmündigen und Thörichten offenbart hat (Mat. 11, 25). Johannes trifft durchaus den richtigen Ton, wenn er die über den Beifall, den Jeſus bei den Volksmaſſen fand, ſich ereifernden Phariſäer in die Worte ausbrechen läßt:

„Glaubt auch irgend einer von den Oberſten an ihn oder von den Phariſäern? ſondern nur dieſer Pöbel, der das Geſetz nicht verſteht. Verflucht ſind ſie!“ Und auch in der Polemik Pauli gegen das unfruchtbare Prunken und Rühmen mit der Kenntniß des Geſetzes hat man wohl eine Beziehung auf das ihm aus ſeiner eigenen Vergangenheit nur zu wohl bekannte Phariſäerthum zu ſehen (Röm. 2, 17 ff.).

Um indeſſen dieſe übermäßige Betonung des Wiſſens in der Religion recht zu verſtehen oder ſolch ein Wort, wie das Hillels, daß der Ungelehrte vor der Sünde ſich nicht in acht nehmen könne, in ſeiner vollen Bedeutung zu erfaſſen, muß man noch beſonders auf das Inhaltliche der phariſäiſch-rabbiniſchen Geſetzesbehandlung das Augenmerk richten. Sie hat es nämlich in ganz überwiegendem Maße mit dem Ceremonialgeſetz zu thun, und in dieſem wiederum waren es vor allem die Vorſchriften über Rein und Unrein, die man behandelte. (Hierauf beruft ſich jene von mir oben erwähnte Deutung des Namens der Phariſäer als der „Abgeſonderten“; denn in ihnen gipfelt die Richtung des nachexiliſchen Judenthums auf Abſonderung von allem Unreinen). Wie ſehr dieſe Satzungen den Phariſäern als das Weſentliche erſchienen, erſieht man daraus, daß ihre feindlichen Begegnungen mit Jeſu faſt ausſchließlich auf dieſem Gebiet ſtattfanden. Daß Jeſu Jünger mit ungewaſchenen Händen aßen, daß Jeſus am Sabbath heilte, daß ſeine Jünger am Sabbath an Kornfeldern vorübergehend einzelne Aehren ausrauften, alſo nach ihrer Auffaſſung Erntearbeit verrichteten (Mat. 15, 2 ff.; Joh. 5, 10; 9, 16 ff.; Mat. 12, 2; Luc. 6, 7) — das war es, was ſie vor allem gegen Jeſus erregte. Jeſu Polemik hinwiederum richtete ſich ganz beſonders gegen dieſe Verkennung des Großen uud Kleinen im Geſetz. Er warf ihnen vor, daß ſie Mücken ſeigten und Kamele verſchluckten, Minze, Kümmel und Düll verzehnteten, aber das Schwerſte im

Geſetz, nämlich Barmherzigkeit und Treue, dahintenließen, daß ſie auf äußerliche Reinigkeit eifrigſt bedacht wären, aber der Reinigkeit des Herzens vergäßen (Mat. 23). Ganz beſonders aber rügte er es, daß die einfachſten ſittlichen Pflichten wie die der den Eltern zu leiſtenden Verſorgung hinter der Beobachtung ſelbſterdachter Satzungen und eigenwilliger Frömmigkeitserweiſe zurückgeſtellt wurden (Mat. 15, 3 ff.; Marc. 7, 8 ff.). Es würde zu weit führen, im einzelnen darzuſtellen, mit welcher haarſpaltenden Genauigkeit die Beſtimmungen über die Sabbathsruhe entwickelt wurden, wie jede einzelne Handlung bis hinunter zu dem Schürzen des Hemdknotens daraufhin unterſucht wurde, ob ſie am Sabbath zuläſſig ſei oder nicht, welche Umſtände Unreinheit verurſachten, wie und wann zu beten ſei, ob ſchon bei einer Speiſe von der Größe einer Olive das Dankgebet geſprochen werden müſſe oder erſt bei einer ſolchen von der Größe eines Eies. Der ganze Talmud iſt voll davon und beweiſt, daß in der That eine umfaſſende Gelehrſamkeit dazu gehörte, um in dieſem Sinne fromm zu ſein und vor der Sünde ſich zu hüten. Ich erwähne nur zwei Aeußerungen, welche zeigen, wie man wirklich das Endſchickſal des Menſchen von dieſen Dingen abhängig glaubte: Rabbi Eleazar ben Hazar hielt gering von dem Händewaſchen; er wurde dafür exkommunicirt und, als er als Exkommunicirter ſtarb, wurde auf Befehl des Synedriums ein großer Stein auf ſeine Bahre gelegt zum Zeichen der verdienten Steinigung (bei Lightfoot S. 186). Dagegen heißt es: „Wer ſeinen Sitz hat im israelitiſchen Lande und ſeine tägliche Speiſe in Reinheit ißt, die heilige Sprache ſpricht und morgens und abends die Denkzettel (Phylakteria, die auf den Gebetsriemen angebrachten Schriftſtellen) herſagt, darf zuverſichtlich das Leben der zukünftigen Welt erwarten“ (ebendſ. 187). — Die übrigen Beſtandtheile des Geſetzes, alſo vor allem unſer Zehngebotegeſetz,

wurden natürlich auch bearbeitet; aber auch hier kam das Sittliche wenig zur Geltung; es verſchwand hinter der juriſtiſchen Auffaſſung des Geſetzes. Bei einem Geſetz, das als Volksgeſetz gemeint war, hatte das eine gewiſſe Berechtigung; aber für das Verhältniß zu Gott konnte ſie nicht die ausſchlaggebende ſein. Um dieſen Gegenſatz handelt es ſich in der Bergpredigt. Das Phariſäerthum begnügte ſich mit der juriſtiſchen Zergliederung und Auslegung des Geſetzes; Jeſus ſtellte ihr die Gebote als ſittliche Forderungen, als Forderungen des das Innere durchſchauenden und richtenden Gottes gegenüber. Dort zu dem Gebot „Du ſollſt nicht tödten" nichts weiter als die Feſtſetzung der Strafe; hier die Zurückführung der Sünde auf den Zorn und Groll im Herzen. Dort nur die Wiederzuſtellung geraubten Gutes vor dem Opfer; hier die Ausſöhnung mit dem Bruder. Dort leichtfertiges Disputiren über die Gründe der Eheſcheidung, als welche wohl gar verſalzene Suppe oder die größere Schönheit eines andern Weibes geltend gemacht werden, dagegen peinlich genaue Feſtſtellungen über die Form des Scheidebriefs; hier Rückkehr zn dem ſchöpfungsgemäßen Sinn der Ehe. — Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß damit nur die Grundrichtung des phariſäiſchen Geiſtes bezeichnet werden ſoll; es finden ſich daneben, wie bei dem Anſchluß an das Alte Teſtament ja gar nicht anders möglich iſt, auch ernſtere und tiefere Blicke in das Weſen des göttlichen Geſetzes und Willens. Jeſus ſelbſt gab einem Schriftgelehrten, der ihm freudig zuſtimmte, als er als das wichtigſte Gebot das von der Liebe zu Gott und dem Nächſten bezeichnete, das Zeugniß, er ſei nicht fern vom Reiche Gottes (Marc. 12, 34), und die talmudiſchen Schriften überliefern uns auch manches ſchöne Wort. Aber die beſtimmende Richtung ihrer Geſetzesbehandlung iſt doch durchaus Bevorzugung des Ceremonialgeſetzlichen vor dem Ethiſchen und die Verflachung des letzteren in juriſti-

ſchem Sinne, und es begreift ſich aus dem Geſagten wohl, daß Jeſus immer wieder die Phariſäer der Heuchelei bezichtigte: er zielte damit eben auf dieſe Veräußerlichung des Sittlichen und Religiöſen, die auch, wenn ſie nicht immer ein Ausdruck bewußter innerer Unwahrhaftigkeit iſt, doch mit Nothwendigkeit dazu erzieht.

Gegen dieſe Geſetzesbehandlung der phariſäiſchen Schriftgelehrten richtete ſich auch der Vorwurf Jeſu, daß ſie ſich in ihrer Stellung zu den Propheten als echte Söhne ihrer Väter bewieſen: dieſe tödteten die Propheten, ſie aber behandelten ſie als Todte (Luc. 11, 47 ff.). Man hat im Widerſpruch mit dieſem Worte Jeſu die Stellung der Phariſäer und Schriftgelehrten zu dem jüdiſchen Volksthum als eine Fortſetzung der prophetiſchen Wirkſamkeit dargeſtellt. Aber das trifft doch kaum im äußerlichſten Sinne zu. Vielmehr war die von den Phariſäern vertretene Geſetzesauffaſſung gerade die von Anfang an von Samuel bis auf Maleachi von den Propheten bekämpfte. Inwiefern auch der eigentlich weisſagende Inhalt der altteſtamentlichen Prophetie von den Phariſäern vernachläſſigt wurde, läßt ſich aus den vorliegenden Andeutungen ſchwer feſtſtellen. Daß ſie darauf bei weitem nicht die Arbeit verwandten wie auf das Geſetz, iſt gewiß; die heilige Schrift war ihnen weſentlich die Thora. Aber andererſeits waren doch gerade die Phariſäer die Träger der Hoffnungen ihres Volkes. Sie harrten auf die Verwirklichung des Königthums Gottes (Luc. 17, 20; Marc. 15, 43) und erhielten das geſpannte Warten des Volkes darauf lebendig. An jede auffällige Erſcheinung traten ſie mit der Frage heran, ob nicht in ihr der Meſſias erſchienen ſei (Luc. 3, 15; Joh. 1, 19 ff.) und erhofften eine Betheiligung auch der Abgeſchiedenen an der meſſianiſchen Herrlichkeit durch die Auferſtehung (Marc. 12, 28; Luc. 20, 39). Dieſe Seite des Phariſäerthums wird allerdings in den zeitgenöſſiſchen

Zeugniſſen wenig hervorgekehrt. Aber das iſt begreiflich genug. Denn die Bedingung für die Erlangung jener Hoffnungen war die Geſetzeserfüllung, die Gerechtigkeit; ſie trat in die Erſcheinung und iſt daher das immer wieder hervorgehobene Kennzeichen der Phariſäer, während die Triebfeder ſich der Wahrnehmung entzog. Wie wichtig dennoch gerade dieſe Stellung zu den meſſianiſchen Hoffnungen des Volkes für die richtige Charakteriſirung der Partei iſt, wird aus dem Folgenden erſichtlich werden. Hier müſſen wir zunächſt noch in Betracht ziehen, welche Stellung ſie in dem politiſchen und ſocialen Leben ihres Volkes einnahmen.

Zunächſt zeigt ſchon das vorher behandelte Verhältniß zu den Schriftgelehrten, daß wir es nicht nur mit einer geiſtigen Richtung, ſondern thatſächlich mit einer Partei zu thun haben, der auch ihr geiſtig Naheſtehende nicht ohne weiteres angehörten. Es war eine organiſirte Gemeinſchaft, und gelegentlich werden auch Vorſteher derſelben erwähnt (Luc. 14, 1). Das überwiegende Anſehen, das die Partei genoß, der große Einfluß, den ſie ausübte, die Zuſammenſtellung mit den Oberſten (Joh. 7, 48), die gelehrte Bildung, welche für ihre Ziele nothwendig war, auch wohl der gegen ſie erhobene Vorwurf der Härte in Geldſachen und der Gewinnſucht (Luc. 16, 14. 20. 47) — das alles läßt vermuthen, daß die Volkskreiſe, aus denen ſie ſich zuſammenſetzte, nicht die ärmſten und unterſten des Volkes waren. Ihr Einfluß auf die Synagogengemeinde war ſo groß, daß auch die Oberſten des Volkes ſie fürchteten und nicht frei zu handeln wagten (Joh. 12, 42). Insbeſondere werden einmal als Angehörige der Partei die Prieſter und Leviten genannt, welche im Auftrage des hohen Raths den Täufer nach der Befugniß zu ſeinem Handeln fragten (Joh. 1, 19 und 24). Es iſt das um ſo bemerkenswerther, als man wohl einen Gegenſatz zwiſchen der Partei und der Prieſterſchaft nachzuweiſen ver-

ſucht hat. Allein dem widerſpricht ſchon die Thatſache, daß die Phariſäer beſonderes Gewicht auf gewiſſenhafte Erſtattung der den Prieſtern zufließenden Tempelabgaben legten (Mat. 23, 23; Luc. 18, 12; vgl. Schürer S. 427). Es werden auch ſonſt prieſterliche Angehörige der Partei genannt, und wenn wir in der Apoſtelgeſchichte leſen, daß in beſonders großer Anzahl Prieſter ſich der chriſtlichen Gemeinde zuwandten (6, 7), und dabei in Betracht ziehen, daß der Eifer der chriſtlichen Urgemeinde in Jeruſalem um das Geſetz dem phariſäiſchen kaum nachſtand und auch viele Phariſäer ſich ihr angeſchloſſen hatten (Ap. 21, 20; 15, 5; Gal. 2, 4), ſo darf man auch darin wohl einen Beweis dafür ſehen, daß nicht nur kein Gegenſatz, ſondern die engſten Beziehungen zwiſchen den Phariſäern und den Prieſtern beſtanden. Die Prieſter aber bildeten den bevorzugten Theil des Volkes.

Die machtvolle und einflußreiche Stellung der Phariſäer brachte es mit ſich, daß ſie auch im Synedrium, dem hohen Rath des Neuen Teſtaments, ſtark vertreten waren. Der Urſprung dieſer Behörde iſt dunkel. Nach rabbiniſcher Tradition nahm ſie ihren Anfang mit der Einſetzung der 70 Aelteſten, die Moſe zu ſeiner Unterſtützung heranzog, und zählte daher ſtets außer dem Vorſitzenden 70 Mitglieder. In Wahrheit erſcheint ſie zuerſt kurz vor der Makkabäerzeit in der Geſchichte, erhielt ſich dann aber bis zum Untergang des jüdiſchen Staatsweſens. Sie beſtand nach übereinſtimmendem Bericht des Neuen Teſtaments, des Joſephus und der rabbiniſchen Ueberlieferung aus Prieſtern und Leviten und anderen angeſehenen Israeliten, die ſowohl im Neuen Teſtament als bei Joſephus in Aelteſte und Schriftgelehrte geſchieden werden. Ja an einigen Stellen ſcheint es, als ob die Aelteſten ein neben dem Synedrium beſtehendes, vielleicht als Stadtbehörde von Jeruſalem fungirendes, aus den angeſehenſten Männern zuſammengeſetztes Kollegium

bildeten, welches als ſolches zu dem ſonſt nur aus Prieſtern und Schriftgelehrten beſtehenden Synedrium bei beſonders wichtigen Anläſſen hinzugezogen wurde (Ap. 5, 21 und 24, 1; vergl. mit 25, 2. 15). Die Leitung dieſer Behörde lag aber nicht, wie die Rabbinen theoretiſiren, in den Händen der rabbiniſchen Schulhäupter, ſondern in denen des Hohenprieſters, und die Betheiligung desſelben und ſeines Anhangs daran war ſo wichtig, daß zwar oft von den übrigen Mitgliedern des Synedriums nur die Schriftgelehrten (z. B. Mat. 20, 18; 21, 15; Marc. 10, 33) oder nur die Aelteſten (z. B. Mat. 21, 23; 26, 3. 47; 27, 1. 3; 12. 20; 28, 12 u. ſ. w.) genannt werden, die Nennung der Hohenprieſter aber nie übergangen wird. Ihnen und zwar meiſt dem fungirenden Hohenprieſter ſtand der Vorſitz und auch die officielle Vertretung des Synedriums gegenüber den herodianiſchen und römiſchen Gewalthabern zu (z. B. Apoſtelgeſch. 24, 1 ff.). Die amtliche Thätigkeit des Synedriums erſtreckte ſich ebenſoſehr auf Rechtſprechung als auf die Leitung der Angelegenheiten des jüdiſchen Volkes, natürlich ſoweit, als die politiſchen Erwägungen der Gewalthaber für gut befanden. Aber bei der Schwierigkeit, welche die Eigenthümlichkeit des jüdiſchen Volkes allen fremden Beherrſchern bereitete, waren auch unter ihnen, ja gerade unter ihnen, die Befugniſſe des Synedriums ziemlich weitgehende. In dieſer Behörde alſo ſaßen in ſtarker Anzahl auch Phariſäer; wir haben ſie wohl in allen Beſtandtheilen desſelben zu ſuchen mit Ausnahme der Hohenprieſter. Nie war ein Hoherprieſter Phariſäer. Unter den übrigen Mitgliedern aber überwogen ſie ſo ſehr, daß Johannes die Mitglieder des Hohenraths nur als Hoheprieſter und Phariſäer bezeichnet (ſiehe oben; auch Mat. 27, 62), und ihr großes Anſehen im Volke nöthigte auch die Hohenprieſter (Antiq. XVIII. 1, 3), wenn auch widerwillig, ſich den phariſäiſchen Meinungen zu fügen. Selbſt der königlichen

Macht waren ſie gefährlich, da ſie das Volk zum Bundesgenoſſen hatten (Antiq. XVII., 2, 4; XIII. 10, 6).

In welcher Richtung ſie dieſe Machtfülle gebrauchten, iſt in einer Beziehung ja ſelbſtverſtändlich; es handelte ſich für ſie um die rückſichtsloſe Durchführung und Aufrechterhaltung des Geſetzes im Volksleben. Schwerer zu beantworten aber iſt die Frage, zu welchem Verhalten gegen die jeweiligen Beherrſcher ſie durch dieſe Tendenz beſtimmt wurden, welches alſo ihre politiſche Richtung im engeren Sinne war. Aus dem Neuen Teſtament laſſen ſich nur undeutliche Spuren derſelben erkennen. Sie ſcheinen gute Beziehungen zu Herodes Antipas gehabt zu haben (Luc. 13, 31) und erſcheinen einigemal mit den Anhängern des herodianiſchen Königshauſes zu gemeinſamem Handeln verbunden (Marc. 3, 6; 12, 13; Mat. 22, 16). Von direkter Oppoſition gegen die Römerherrſchaft findet ſich ſo wenig eine Spur, daß vielmehr die Falle, die ſie Jeſu mit der bekannten Frage nach der Berechtigung der Steuerzahlung ſtellten, darauf angelegt iſt, ihn durch den Anſchein ſolcher Oppoſition zu vernichten. Dagegen weiſt auch das Neue Teſtament Spuren ihres Gegenſatzes gegen die Sadducäer und den Anhang der Hohenprieſter auf (Mat. 22, 34; Marc. 12, 28; Luc. 20, 39; Ap. 23, 6 ff.), der ſie dazu führte, dieſe ſogar gelegentlich in ihrem Kampfe gegen die aufwachſende Chriſtengemeinde im Stich zu laſſen (Ap. 5, 34 ff.; 23, 6 ff.).

Und hier nun kann das Weſen der Phariſärpartei nicht ferner genügend verſtanden werden, ohne daß wir auch ihre Gegner, die Sadducäer, und die Entſtehung dieſes Gegenſatzes kennen lernen. Das Neue Teſtament bietet uns da zuerſt eine wichtige negative Beobachtung: An allen Erörterungen über das Geſetz, wie ſolche zwiſchen Jeſu und den Phariſäern ſo oft ſtattfanden, waren die Sadducäer gänzlich unbetheiligt. Dieſe Dinge ſcheinen alſo völlig außerhalb ihres Intereſſes gelegen zu

haben. Josephus bestätigt diese Wahrnehmung. Er erklärt ausdrücklich, daß die Sadducäer sich nur an das geschriebene Gesetz gehalten, dagegen die Ueberlieferungen der Väter, die bei den Pharisäern eine so große Rolle spielten, verworfen hätten. (Antiq. XIII. 10, 6.) So wenig theilten sie die den Pharisäern eigenthümliche Verehrung der Tradition, so wenig ihre Ehrfurcht vor dem Wort älterer Gesetzeslehrer, daß sie vielmehr die freie Stellung dazu für eine Tugend achteten (Antiq. XVIII. 1, 4). Die Verwerfung der pharisäischen Gesetzesauslegungen und Zusätze führten natürlich zu heftigen Erörterungen zwischen ihnen und den Pharisäern, und die talmudische Tradition weiß auch Einzelheiten zu nennen, in denen die pharisäische und die sadducäische Gesetzesauffassung sich gegenüberstanden; allein es ist ganz unmöglich, diesen Differenzen, soweit sie überhaupt verständlich sind, irgend einen prinzipiellen Gesichtspunkt abzugewinnen, der für das Wesen der Partei bezeichnend wäre. Sondern bezeichnend ist nur die Ablehnung der pharisäischen Satzungen, wobei noch unentschieden ist, ob die Feindschaft gegen die Pharisäer die Folge oder die Ursache dieser Ablehnung war. — Auch in der anderen Beziehung, in der die Sadducäer im Neuen Testament erwähnt werden, treten sie nur mit einer Negation auf. Sie leugneten nämlich die Fortdauer der Seelen und die Auferstehung, sowie die Existenz von Engeln und Geistern. Es ist bekannt, wie sie Christo gegenüber die Auferstehung lächerlich zu machen suchten durch die Geschichte von dem Weibe, daß sieben Männer gehabt hätte, und durch die Frage, wessen Weib sie in der zukünftigen Welt sein würde (Mat. 22, 23 ff.; Marc. 12, 18 ff.; Luc. 20, 27 ff.; vergl. Ap. 23, 8). Auch Josephus berichtet, daß die Sadducäer die Fortdauer der Seele, die Strafen und Belohnungen in der jenseitigen Welt bestritten hätten und behaupteten, die Seelen würden zugleich mit den Leibern vernichtet (bell. jud. II. 8, 14;

Antiq. XVIII. 1, 4). Die rabbiniſche Ueberlieferung leitet ſogar von dem Aufkommen dieſer Lehre die Entſtehung der Partei her. Sie berichtet: Antigonus von Socho, einer der berühmteſten Schriftgelehrten aus der älteren Zeit, habe den Ausſpruch gethan: „Seid nicht wie die Knechte, welche ihrem Herrn des Lohnes wegen dienen; ſondern ſeid wie Knechte, welche ihrem Herrn nicht des Lohnes wegen dienen; vielmehr regiere euch nur die Gottesfurcht!" Antigonus aber hatte zwei Schüler, Zadok und Baithus, welche ſeine Worte ſo auffaßten: „Unſer Lehrer meint mit ſeiner Lehre, daß es keine Belohnung und keine Strafe gebe und überhaupt für die Zukunft nichts zu erwarten ſei." In dieſer Meinung befeſtigten ſie ſich mehr und mehr und gewannen dafür Anhänger; die Zadoks wurden Sadducäer genannt, die des Baithus Baithuſäer (bei Lightfoot in Ev. Mat. 3, S. 58). — Die Letzteren kümmern uns hier nicht. Betreffs der Sadducäer aber iſt es äußerſt unwahrſcheinlich, daß eine mächtige politiſche Partei — und als ſolche werden wir die Sadducäer kennen lernen — aus ſolch einer Schulmeinung hervorgegangen ſein könnte. Jene Nachricht zeigt vielmehr nur, daß in ſpäterer Zeit, als der Schwerpunkt des jüdiſchen Volkslebens in die Schule verlegt war, auch die Sadducäer nur noch als eine häretiſche Sekte erſchienen, als deren hervorſtechendſtes Merkmal die Leugnung der zukünftigen Welt in der Erinnerung haftete. Dahin nämlich muß die ſadducäiſche Leugnung der Auferſtehung ausgedehnt werden. Immer wieder wird von dem phariſäiſchen Schriftgelehrtenthum im Gegenſatz zu den Sadducäern die Unterſcheidung zwiſchen dieſer Weltzeit und der zukünftigen hervorgehoben. So wird z. B. berichtet, man habe in der älteren Zeit die Lobpreiſungen Gottes in den Tempelgottesdienſten mit den Worten geſchloſſen „in Ewigkeit"; aber ſeit dem Aufkommen der Häretiker, d. h. der Sadducäer, welche nur die gegenwärtige Weltzeit anerkannten,

habe man es für nöthiger erachtet, dafür zu ſetzen „von Ewigkeit zu Ewigkeit“ oder, wie es genauer überſetzt heißen muß, „von dieſer Weltzeit bis zu der kommenden Weltzeit“, indem man im Gegenſatz zu jenen hervorheben wollte, daß es zwei Weltzeiten gebe (bei Lightfoot S. 58). Die andere, zweite Weltzeit aber dachten ſich die Rabbinen anbrechend mit dem Kommen des Meſſias. Demnach ſcheint die ſadducäiſche Leugnung der Auferſtehung die Leugnung alles deſſen, was zu den meſſianiſchen Hoffnungen der Israeliten gehörte, mit umfaßt zu haben, wie denn auch Paulus nicht nur die Auferſtehung, ſondern auch die Hoffnung ſeines Volkes zu dem Phariſäer und Sadducäer trennenden Gegenſatz rechnet (Ap. 23, 8). So gefaßt war aber jene ſadducäiſche Lehre auch von politiſcher Bedeutung. Dem mit der Gegenwart unzufriedenen, geſpannten Warten und Harren der Phariſäer auf die meſſianiſche Zeit, welche ihr Ideal von einem reinen und geſetzesſtrengen Volksleben verwirklichen ſollte, trat in den Sadducäern eine Richtung gegenüber, die, mit der Gegenwart zufrieden, in ihr ſich ſo bequem wie möglich einzurichten bemüht war.

Das wird vollends verſtändlich, wenn wir beachten, welchen Volkskreiſen die Sadducäer angehörten. Die Apoſtelgeſchichte giebt darüber eine ganz beſtimmte Nachricht: ſie identificirt die Sadducäer geradezu mit dem Hohenprieſter und ſeinem Anhang (5, 17). Joſephus unterſtützt dieſe Notiz durch die Mittheilung, daß die Sadducäerpartei zwar nur gering an Zahl war, aber die reichſten und angeſehenſten Männer zu ihren Mitgliedern zählte (Antiq. XIII. 10, 6; XVIII. 1, 4). Der Hoheprieſter aber war in der nacheriliſchen Zeit nicht nur der Vorſteher des Heiligthums und der Leiter der mit ihm zuſammenhängenden gottesdienſtlichen Angelegenheiten; ſondern da der Tempel den Mittelpunkt des geſamten Volkslebens bildete, ja das nacheriliſche, ſtaatliche Gemeinweſen ſich gerade um den Tempel geſammelt

hatte und in Anlehnung an ihn entſtanden war, ſo war von Anfang an der Hoheprieſter auch der Vertreter und Regent ſeines Volkes in weltlichen und politiſchen Angelegenheiten, natürlich mit der ſchon oben erwähnten Beſchränkung: ſoweit die perſiſchen, griechiſchen, römiſchen Oberherren es für gut befanden, demnach auch die Vertreter der nationalen Selbſtſtändigkeit, ſoweit ſolche beſtand. — Alſo als Inhaber der Macht lehnten die Sadducäer die phariſäiſchen Zukunftshoffnungen ab, weigerten ſie ſich auch, ſich unter das Joch der religiöſen Satzungen der Phariſäer zu beugen. Sie faßten die Stellung ihres Volkes weſentlich von der politiſchen Seite auf, während die Phariſäer die religiöſe Seite betonten, eine weſentlich religiöſe Partei waren, die nur indirekt zu Politikern wurden.

Dieſes Verhältniß gewinnt eine eigenthümliche Beleuchtung ſowohl durch die räumliche Verbreitung beider Parteien als auch durch ihr Verhalten gegen das aufkommende Chriſtenthum. Das Sadducäerthum hatte nämlich ſeinen Sitz, wie es ſcheint, ausſchließlich in Jeruſalem. Nur ein einziges Mal begegnen uns auf galiläiſchem Boden Sadducäer (Mat. 16, 1); ſonſt aber finden wir ſie weder dort noch in der jüdiſchen Diaſpora, ſondern nur an dem Mittelpunkt des Volkslebens, dem Sitze des Hohenprieſterthums. Die Phariſäer dagegen erſcheinen über das ganze Land verbreitet (Luc. 5, 17), wenn auch immerhin Judäa und Jeruſalem der Hauptſitz wie des Schriftgelehrtenthums ſo auch des Phariſäerthums geweſen ſein mögen (Joh. 4, 1; Luc. 5, 17; Mat. 15, 1). Auch in den Judengemeinden der Zerſtreuung gab es Phariſäer. Paulus, der ciliciſche Jude, rühmte ſich, nicht nur ein Phariſäer, ſondern auch aus phariſäiſcher Familie zu ſein (Ap. 23, 6). Die auswärtigen, helleniſtiſchen Juden waren es, die durch das gegen das Geſetzesweſen gerichtete Auftreten des

Stephanus zuerſt erregt wurden, und von ihren phariſäiſchen Gliedern, wurde ſeitdem die Verfolgung mit beſonderem Eifer betrieben. Auch der Gegenſatz, den Paulus in den Synagogen der Diaſpora fand, war weſentlich phariſäiſcher Art, und Juden aus Aſia waren es, welche ſeine Gefangennehmung veranlaßten (Ap. 21, 27). Das alles ſtimmt vorzüglich zu dem politiſchen Charakter der ſadducäiſchen, dem unpolitiſchen, weſentlich religiöſen der phariſäiſchen Partei. In dem außerpaläſtinenſiſchen Judenthum gab es für eine politiſche Partei nichts zu thun, waren keine politiſchen Intereſſen zu vertheidigen, keine Machtfragen zu löſen; die religiöſen Fragen aber beſchäftigten auch das auswärtige Judenthum. — Ebenſo tritt dieſer Gegenſatz in dem Verhalten der Parteien zum Chriſtenthum hervor. Jeſus trat gewiſſermaßen mit den Phariſäern auf gemeinſamen Boden, ſofern er die auf der Weiſſagung ruhenden Hoffnungen ſeines Volkes zu erfüllen und das Königsthum Gottes zu verwirklichen verſprach; es war wie bei den Phariſäern ausſchließlich das religiöſe Gebiet, auf dem er ſich bewegte. Auch darin liegt gemeinſames, daß er die Erfüllung des Geſetzes und die vollkommene Gerechtigkeit als Bedingung für die Theilhaberſchaft am Gottesreiche hinſtellt (Mat. 5, 17 ff.). Ebendaher fühlten ſich die Phariſäer zu ihm hingezogen, ſich genöthigt, mit ihm ſich auseinanderzuſetzen, wie ihre eiferſüchtige Unzufriedenheit mit ſeinem Verkehr mit den Zöllnern und Sündern, ihre Einladungen (Luc. 7, 44; 11, 37; 14, 1), ihre Beſuche bei ihm (Joh. 3), die genaue Beobachtung ſeiner Worte und Thaten, die immer erneuten Disputationen, ſpäter auch der Anſchluß nicht weniger an die Chriſtengemeinde (Ap. 15; 5. 21, 20) bewieſen. Aber ebendaher auch die Schärfe des Gegenſatzes. Auf ihrem eigenſten Gebiet, wo ſie bisher unumſchränkt geherrſcht hatten, ſahen ſie ſich übermächtig angegriffen; worauf ſie am meiſten ſtolz waren, ihre Gerechtigkeit und Geſetzeserfüllung,

wurde von Jeſus angetaſtet und in ſeiner Richtigkeit dargethan, und eine Erfüllung der Volkshoffnungen, wie ſie ſie hegten, war von dieſem Meſſias nicht zu erwarten. So ging der Kampf gegen Jeſus eben von den Phariſäern aus, ein Kampf, der wohl ſehr bald auf ein blutiges Ende abgeſehen war, da auch ſonſt der Geſetzeseifer dieſer Schriftgelehrten leicht zum Schwert griff; ſollen doch ſelbſt ſolche Schulkämpfe wie die zwiſchen den Anhängern Hillels und Schammais ſchließlich mit dem Schwerte ausgemacht worden ſein (bei Lightfoot S. 156). Die Sadducäer, d. h. alſo die hoheprieſterlichen Machthaber, die an der den Phariſäern erwachſenen Oppoſition wohl ihre ſtille Freude haben mochten, griffen in dieſen Kampf erſt ein, als durch das zunehmende Aufſehen, das Jeſus in Jeruſalem ſelbſt erregte, und die damit verbundenen Volksaufläufe Unruhen zu beſorgen waren; denn ſolche mußten zu einem Eingreifen der Römer führen, das leicht den letzten Reſt nationaler und politiſcher Selbſtändigkeit, wie er im Hohenprieſterthum ſich darſtellte, vernichten und dieſes um ſeine Herrſchaft bringen konnte (Joh. 11, 47 ff.). Damit hatten dann die ſadducäiſchen Hohenprieſter die Führung in dem Kampf gegen die neue Bewegung übernommen. Sie mußten darin dadurch beſtärkt werden, daß ſeit dem Tode und der Auferſtehung Jeſu in dem Mittelpunkt der Verkündigung ſeiner Jünger nicht der Kampf gegen das Geſetz ſtand, ſondern die Auferſtehung Jeſu, alſo eine Beſtätigung der von ihnen bekämpften Auferſtehungungslehre, und dieſe auch nicht nur theoretiſch gelehrt, ſondern weil ſie an einem von den Hohenprieſtern Gerichteten dargethan wurde, empfanden ſie darin eine Spitze gegen ihre Autorität (Ap. 5, 17 und 28).

Da nun die Stellung der chriſtlichen Urgemeinde in Jeruſalem zum Geſetz von der phariſäiſchen äußerlich kaum abwich, vielmehr vielfach ein beſonderer Eifer dafür bethätigt

wurde (Jacobus der Gerechte; vgl. Ap. 21, 20), ſo hat man in den bekannten Worten des Phariſäers Gamaliel im hohen Rath, mit denen er eine Beſtrafung der Apoſtel verhinderte und ruhiges Zuwarten empfahl (Ap. 5, 34 ff.), nicht ſowohl nur kluge Mäßigung, ſondern ein vorſichtiges und verdecktes Eintreten der Phariſäer für dieſe den feindlichen Sadducäern unbequeme Bewegung zu ſehen; wurden ſie doch ſogar noch ſpäter, als inzwiſchen der Kampf eine ganz andere Wendung genommen hatte, in ihrem Vorgehen gegen Paulus wankend gemacht, als er dieſen den Phariſäern mit den Chriſten gemeinſamen Gegenſatz gegen das Sadducäerthum herauskehrte (Ap. 23, 6 ff.). Ja ſie nahmen ſogar gegen den ſadducäiſchen Hohenprieſter Ananus, der Jacobus den Gerechten hatte hinrichten laſſen, geradezu Partei (Antiq. XX. 9, 1). Erſt nämlich, als der Gegenſatz gegen das Geſetz durch Stephanus und ſpäter durch Paulus im Chriſtenthum hervortrat, traten auch die Phariſäer, nun aber auch mit dem ganzen ihnen eigenen Eifer in den Kampf gegen die chriſtliche Gemeinde ein, jetzt abgeſehen von jenen Schwankungen mit den Sadducäern durch die gemeinſame Feindſchaft verbunden.

Ich habe mich in dieſer letzten Darlegung des Verhältniſſes der Parteien zu einander auf das Neue Teſtament beſchränkt; die vor der neuteſtamentlichen Zeit liegende Entſtehung derſelben und die ganze folgende Geſchichte macht es noch klarer, wie die Beſtimmung der Sadducäer als einer weſentlich politiſchen Partei und der Phariſäer als einer weſentlich religiöſen zu verſtehen iſt. Man leitet wohl mit Recht den Urſprung dieſes Gegenſatzes aus den Makkabäerkämpfen ab. Als der Prieſter Mattathias und ſeine tapferen Söhne den Verſuch des ſyriſchen Königs Antiochus Epiphanes, die Juden aus ihrer Iſolirung unter den übrigen Völkern herauszureißen und durch Einführung griechiſcher Kulte mit den übrigen Beſtandtheilen ſeines Reiches

zu verſchmelzen, durch gewaltſamen Widerſtand zurückzuweiſen begannen, betheiligten ſich an dieſem Kampf auch die Chaſidäer (Chaſidim). Der Name bedeutet die „Frommen“, und es ſcheint damit ſchon damals eine geſchloſſene Gemeinſchaft beſonders geſetzestreuer Juden gemeint zu ſein.* Ihre Betheiligung an dem Kampfe hatte aber zum Ziel nur die Wiedergewinnung der Freiheit des Gottesdienſtes. Als dieſe erreicht war, zogen ſie ſich von dem Kampfe zurück und ſchloſſen ſich dem unter ſyriſcher Oberhoheit eingeſetzten Hohenprieſter an, während der Kampf der Makkabäer fortan ein Kampf um die Herrſchaft und um Beſeitigung der hohenprieſterlichen Ariſtokratie wurde. Dieſe hatte nämlich den Abſichten des Antiochus Epiphanes keineswegs kräftigen Widerſtand entgegengeſetzt, wenn ſie auch die letzten Ziele des Antiochus wohl nicht getheilt hatte; wenigſtens können auch die Makkabäerbücher ihnen nichts Derartiges nachſagen, ſondern begnügen ſich, ſie im allgemeinen als die Häupter der Gottloſen zu bezeichnen. Immerhin konnte es bedenklich ſcheinen, dieſen Händen das Hoheprieſterthum wieder anzuvertrauen, und ſo fehlte es auch den weiteren Kämpfen der Makkabäer nicht an einer die große Maſſe des Volkes fortreißenden religiöſen Tendenz. Aber der Ertrag des Kampfes kam doch vor allem ihrer Machtſtellung zu gut: ſie errangen durch Volksbeſchluß und durch Anerkennung der ſyriſchen Herrſcher das Hoheprieſterthum für ſich und damit zugleich fürſtliche, ja königliche Gewalt und endlich auch volle Unabhängigkeit. Der gefährlichſte Feind dieſer neu gewonnenen Machtſtellung war naturgemäß die ver-

* 1. Makk. 2, 42; 7, 12. So wird man ſagen müſſen, auch wenn, wie mir wahrſcheinlich iſt, der Ausdruck *συναγωγή* an beiden Stellen nur durch das Verbum veranlaßt und daher nicht mit „Synagoge“ wiederzugeben iſt; auch lieſt Tiſchendorf an der erſten Stelle *Ἰουδαίων* ſtatt *Ἀσιδαίων*. Aber die zweite Stelle allein genügt zum Beweiſe. Bemerkenswerth iſt noch, daß ſie hier als Schriftgelehrte erſcheinen.

drängte hoheprieſterliche Ariſtokratie. Wenn wir daher leſen, daß Simon, der letzte der makkabäiſchen Brüder, der auch nach außen die Stellung ſeines Hauſes völlig ſicherte, im Innern alle „Geſetzloſen“ vertilgt habe (1. Makk. 14, 14. 36), ſo haben wir darunter wohl nichts anderes als die Vernichtung der dem hoheprieſterlichen Adel angehörigen Gegner zu verſtehen. Dieſe aber ſind keine anderen als die Sadducäer oder Sadduküer; denn dieſer Name bedeutet die Angehörigen und Anhänger des Zadok oder Saduk. Dieſer aber war der Stammvater des legitimen Hohenprieſtergeſchlechts, das ſeit Davids Zeiten des höchſten Prieſteramts waltete. Je mehr indeſſen die Herrſchaft der Makkabäer ſich befeſtigte und die Ausſicht auf Wiedergewinnung der Herrſchaft für die hoheprieſterliche Ariſtokratie verſchwand, um ſo mehr mußte ſie geneigt ſein, dem königlichen Hofe ſich zu nähern und ſich mit ihm auszuſöhnen. Eine gleich verſöhnliche Tendenz kam ihnen von dem Thron entgegen, nicht nur aus dem allgemeinen Grunde, weil die beengende Wirkung des von anſpruchsvollen Geſetzeseiferern vertretenen Satzungsweſens gerade auf dem Thron und in beherrſchender Stellung beſonders drückend empfunden werden mußte, ſondern auch, weil die nunmehrigen Phariſäer genau entſprechend dem Verhalten der Chaſidäer in der Kampfeszeit die Legitimität des makkabäiſchen Hoheprieſterthums und Königthums nicht anerkannten; jenes gebührte dem Hauſe Zadoks, dieſes dem Hauſe Davids und dem aus ihm erwarteten Meſſias.

Dieſer Einſpruch kleidete ſich allerdings in eine Form, die nur die Perſon Hyrkans zu treffen ſchien; man behauptete, ſeine Mutter ſei kriegsgefangen geweſen. Aber dies war eben nur Einkleidung eines tieferen Widerſpruchs. Daß von den Phariſäern nicht nur die Legitimität der königlichen und hoheprieſterlichen Stellung Hyrkans, ſondern des makkabäiſchen Hauſes

überhaupt beſtritten wurde, iſt nicht nur aus der Wiederholung jener Beſchuldigung gegen ſeinen Sohn Alexander Jannäus zu erſehen, ſondern wird auch ausdrücklich und unumwunden in den aus phariſäiſchen Kreiſen hervorgegangenen, allerdings erſt zur Zeit des Pompejus entſtandenen ſogenannten ſalomoniſchen Pſalmen ausgeſprochen (die Ueberſetzung und Beſprechung derſelben bei Wellhauſen). Die Folge war, daß ſchon ſeit Hyrkan I., dem Nachfolger jenes Simon, die Makkabäerfürſten ſich offen der Sadducäerpartei anſchloſſen. Hyrkan verbot ſogar die Beobachtung der von den Phariſäern aufgeſtellten Satzungen, und gegen ſeinen Sohn Alexander Jannäus entbrannte offener Kampf, weil er beim Opfer die phariſäiſchen Vorſchriften außer acht ließ. Das von den Phariſäern aufgeſtachelte Volk bewarf ihn mit Citronen, und als der König für dieſe Schmach blutige Rache nahm, zeigten die Phariſäer ſo wenig die Empfindungen einer nationalen Partei, daß ſie eine Niederlage des Königs gegen äußere Feinde zur Erhebung offenen Aufſtandes benutzten und zu ſeiner Vernichtung und zur Beſeitigung ſeiner erneut als illegitim bezeichneten Stellung ſogar die alten ſyriſchen Erbfeinde ins Land riefen. Das wirklich national geſinnte Volk verſagte hier aber den Geſetzeseiferern. Es wandte ſich beim Einbruch der Syrer von den Phariſäern ab und ſeinem König zu. Alexander ſiegte, und 800 Phariſäer büßten am Kreuz, während ihre Weiber und Kinder vor ihren Augen abgeſchlachtet wurden. Als aber Alexander noch im beſten Mannesalter ſtarb, rieth er ſelbſt ſeiner Gemahlin, die nach ihm die Regierung antrat, ſich auf die Phariſäer zu ſtützen. Alexandra befolgte dieſen Rath, und ihre Regierung war denn nun auch das goldene Zeitalter der Phariſäer. Sie ergriffen mit Freuden die ſich ihnen darbietende Gelegenheit zur Durchführung ihrer Ideen: Die phariſäiſchen Geſetze wurden wiederhergeſtellt, und an dem ſadducäiſchen Adel wurde blutig gerochen,

was Alexander auf ihren Rath an den Phariſäern geſündigt hatte. Joſephus ſagt geradezu, daß Alexandra nur dem Namen nach die Herrſchaft führte, während die Macht in den Händen der Phariſäer lag. Indeſſen ſcheint dieſer Ausdruck doch ſtark übertrieben zu ſein und entſpricht nicht dem Bild, das er ſonſt von ihr entwirft (beſonders Antiq. XIII. 16, 6). Denn derſelbe Joſephus ſchildert Alexandra als ein Weib, das wie wahnſinnig auf das Herrſchen erpicht war (ebd. 16, 3), die Schwäche ihres Geſchlechts durchaus verleugnete, politiſchen Rückſichten alle ſittlichen Erwägungen nachſetzte und durch kraftvolle Thaten ihre Abſichten durchzuſetzen wußte (ebd. 16, 6), wie dem ja auch die Thatſachen entſprechen, daß ſie, obwohl die Söhne ſchon erwachſen waren, die Regierung ſelbſt in den Händen behielt, ſich durch ein ſtarkes Söldnerheer ſchützte, nur das Hoheprieſterthum, das ſie ſelbſt nicht verwalten konnte, ihrem ſchwachen älteſten Sohne Hyrkan übertrug, dagegen den thatkräftigen jüngeren Sohn gänzlich von der Regierung ausſchloß. Es ſcheint demnach, daß die Phariſäer in ihrer Hand nur ein klug benutztes, politiſches Werkzeug waren, durch das ſie ſich gegen die Anſprüche des noch immer mächtigen ſadducäiſchen Adels ſchützte. Fand er es für nöthig, ſeine Zuverläſſigkeit und Treue zu betonen (ebd. 2), ſo muß wohl gerade dieſe Alexandra verdächtig erſchienen ſein, und wie die früheren Herrſcher gegen die phariſäiſchen Anfechtungen ihrer Legitimität ſich auf die ihnen von Haus aus feindlichen Sadducäer geſtützt hatten, ſo ſpielte jetzt Alexandra die Phariſäer gegen jene hochfahrenden Ariſtokraten aus, die nicht vergeſſen konnten, daß die Herrſcherſtellung im Volk eigentlich ihnen gebühre. Ein ſo ſtarkes und nur von politiſchen Rückſichten geleitetes Weib überließ ſicherlich nicht aus ſchwachherziger Nachgiebigkeit gegen die Phariſäer die ehemaligen Freunde ihres Mannes der blutigen Rache ihrer Feinde, ſondern ſie entledigte ſich damit alter,

gefährlicher Nebenbuhler ihres Hauſes. — Erſt gegen das Ende ihrer Regierung fanden die Sadducäer in Ariſtobul, dem jüngeren Sohn Alexandras, das bereitwillige Werkzeug für ihre Rache. Er gewann durch ihren Einfluß Heer und Bürger für ſich und ſuchte den Bruder vom Hoheprieſterthum zu verdrängen. Die Mutter ſtarb beim Beginn der Wirren. Da erſchienen die Römer in Syrien, und die Entſcheidung über das Geſchick des jüdiſchen Staates wurde dem Pompejus unterbreitet. Da zeigte ſich nun, wie wenig die Makkabäerherrſchaft im Volke wurzelte. Dieſes nämlich, ſoweit es nicht durch Zwang und perſönliche Einflüſſe in anderer Richtung beſtimmt wurde, richtete an Pompejus die Bitte, keinem der ſtreitenden Brüder die Herrſchaft zuzuerkennen, ſondern, natürlich unter römiſcher Oberhoheit, die alte Prieſterherrſchaft herzuſtellen. Hyrkan und Ariſtobul vertraten ihre Anſprüche. Aber dieſer wurde nur von einer Anzahl jüngerer, hochfahrender Leute unterſtützt, und jener zwar von tauſend angeſehenen Juden, die aber unter dem Zwange des mächtigen, die Sache Hyrkans führenden Idumäers Antipater ſtanden. Die Bitte des Volkes muß daher eben ſo ſehr ſadducäiſchen als phariſäiſchen Einflüſſen zugeſchrieben werden. Beide Parteien ſehnten den alten Zuſtand zurück, die Sadducäer zur Herſtellung ihres ariſtokratiſchen Regiments, die Phariſäer aus Gründen der Geſetzlichkeit und im Vertrauen auf ihren Einfluß im Volk. Pompejus entſchied ſich für Hyrkan; aber das war nur der Anfang einer langen Reihe von Unruhen und Wirren, in denen allmählich immer mehr Hyrkan im Hintergrunde verſchwand und dagegen eine neue Macht in die Herrſchaft über Judäa eintrat: Herodes, der Sohn jenes Antipater. Da er zunächſt als Beſchützer Hyrkans auftrat, der als Erbſchaft ſeiner Mutter die Freundſchaft der Phariſäer beſaß, ſo hat man dieſe auf ſeiner Seite zu ſuchen, zwar nicht als eigentliche Parteigänger, wohl aber als ſolche.

die ſich ſeine Herrſchaft gefallen ließen; ihre Häupter riethen zur Unterwerfung. Andererſeits wird berichtet, daß die an der Spitze ſtehenden, angeſehenſten Juden mit äußerſter Zähigkeit die Ernennung des Herodes zum Beherrſcher Judäas zu hintertreiben ſuchten. Dreimal, in Bithynien, in Cilicien, in Tyrus, wandten ſie ſich an Antonius mit Geſandtſchaften und wagten Freiheit und Leben, um die Entfernung des Herodes zu erlangen: es war der ſadducäiſche Adel, dem die ſchon früh bewieſene Thatkraft und Schlauheit des Herodes die letzte Hoffnung auf Wiedergewinnung ſeiner früheren Stellung abſchnitt.

Ihnen galten denn auch die blutigen Maßregeln, die Herodes zur Sicherung ſeiner Herrſchaft ergriff, während er die Häupter der Phariſäer mit Ehren überſchüttete und in innerjüdiſchen Angelegenheiten zum Theil peinlichſt ihre Satzungen berückſichtigte. Die blutige Raſerei, in die Herodes gegen Ende ſeines Lebens verfiel, richtete ſich auch gegen die Phariſäer, und ſie mögen daher wohl nach dem Tode des Königs die Bitte des Volkes an den Kaiſer unterſtützt haben, Paläſtina unter unmittelbare römiſche Verwaltung zu nehmen. Als indeſſen die Bitte abgeſchlagen wurde, wußten ſie ſich auch darein zu finden; das Neue Teſtament zeigt ſie uns in guten Beziehungen zu Herodes Antipas und den Anhängern des herodiſchen Königshauſes. Die dann endlich erreichte Beſeitigung der Herodeer zuerſt in Judäa, dann auch in Galiläa und Peräa erwies ſich aber ihren Zielen nicht ſo förderlich, wie ſie erhofft hatten. Der ſadducäiſche Adel gewann als Vermittler zwiſchen der römiſchen Regierung und dem jüdiſchen Volke neue Bedeutung, und andererſeits führte die unmittelbare römiſche Verwaltung zu ſo zahlreichen, von den ſchlauen, mit jüdiſchem Weſen vertrauten Herodeern vermiedenen Verletzungen der phariſäiſchen Satzungen und des Volksbewußtſeins, daß gewaltſame Auflehnung gegen

die Römerherrſchaft unvermeidlich ſchien. Aber hier trat nun der unpolitiſche Charakter der Phariſäer am deutlichſten zu Tage. Wie ſie die Fremdherrſchaft der Syrer nicht bekämpft, der Fremdherrſchaft des Herodes ſich nicht entgegengeſtellt hatten, ſondern beides als ein durch die Sünde Israels verdientes Verhängniß Gottes tragen zu müſſen glaubten, ſo wollten ſie auch die Römerherrſchaft aufgenommen ſehen. Ihr politiſches Ideal war zugleich ein religiöſes: das Königthum Gottes. Keine Bezeichnung Gottes war bei ihnen populärer als die „unſer König“. In dem um dieſe Zeit entſtandenen Schmone-Esre-Gebet kommt ſie neunmal vor. Gottes Königthum aber ſchloß jedes andere aus. „Herrſche du über uns, du Herr allein!“ heißt es in jenem Gebet. Daher bedeutete ihnen jede eigentlich jüdiſche nationale Herrſchaft Abfall von den Hoffnungen Israels, Verletzung der Beſtimmung des heiligen Volkes. Nur das davidiſche Königthum galt ihnen als legitim, nur durch den ihm entſtammten Meſſias, den Sproß Davids, war die Herſtellung des Gotteskönigthums zu erwarten. Daher der Kampf gegen die makkabäiſchen Prieſterfürſten. Aber die ſyriſche, herodianiſche, römiſche Fremdherrſchaft erſchien ihnen als göttliches Verhängniß; ſie zu beſeitigen war Gottes Sache, wenn er ſein Reich herſtellen würde. Allein wie dieſe praktiſchen unpolitiſchen und in gewiſſem Sinne auch antinationalen Konſequenzen des phariſäiſchen Syſtems ſchon früher von dem ſonſt phariſäiſch gerichteten Volk verleugnet worden waren, ſowohl als es ſich um die Erkämpfung der politiſchen Freiheit des jüdiſchen Volkes handelte, als auch bei dem Verſuch der Phariſäer, Alexander Jannäus mit Hülfe der Syrer zu beſeitigen, ſo verſagte auch jetzt das Volk den Gehorſam. Denn gerade in dieſer Zeit zweigte ſich von den Phariſäern eine neue Partei ab, die der Zeloten.

Im übrigen getreue Schüler der Phariſäer und eifrige

Diener ihrer Satzungen, verſuchten ſie mit blutiger Gewalt die Römerherrſchaft zu brechen und das meſſianiſche Zeitalter heraufzuführen. Die ſich häufenden Gewaltthaten der römiſchen Statthalter und die ſich mehrenden Verletzungen des Geſetzes und der geheiligten Volksſitte trieben allmählich immer größere Volksſcharen von der unthätigen, negativen und paſſiven Phariſäerpolitik zu der der Zeloten hinüber. Weder der ſadducäiſche Adel, der das Ende ſeiner Herrſchaft in einem Kampfe mit Rom herankommen ſah, noch das Anſehen der phariſäiſchen Schriftgelehrten vermochte dieſe Entwickelung zu hemmen, bis endlich das ganze Volk in zelotiſchem Taumel den Verzweiflungskampf wagte, Phariſäer und Sadducäer mit ſich fortriß und unter den Trümmern Jeruſalems das jüdiſche Staatsweſen und damit auch das Parteigetriebe begrub. Nur der Phariſäer erhob ſich wieder aus den Trümmern, nun vollends unpolitiſch geworden, dem Geſetz und ſeinen Geheimniſſen nachgrübelnd und des Gottesreiches harrend, das er in Jeſu von Nazareth nicht gekommen ſehen wollte.

Kurfürstin Sophie von Hannover.

Vortrag,
gehalten im chemischen Hörsaale in München am 7. März 1893.

Von

Dr. phil. Richard Fester
in München.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Am 14. Oktober 1630 wurde dem böhmiſchen Winterkönig, Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz, und ſeiner Gemahlin Eliſabeth, der Tochter König Jakobs I. von England, in ihrem Haager Exil als zwölftes Kind eine Tochter geboren, der ſie aus einer Reihe von Namen den Namen Sophie auslosten, weil ſämtliche verfügbare fürſtliche Pathenſchaften bereits durch die elf Geſchwiſter des neuen Ankömmlings mit Beſchlag belegt waren. Aber dem nicht viel verheißenden Wiegenliede hat das Ende nicht entſprochen, und glücklicher als die anderen Kinder des landflüchtigen Fürſten hat gerade die jüngſte Urenkelin der Schottenkönigin Maria Stuart noch die Geburt ihres Urenkels Friedrichs des Großen erlebt und ihrem älteſten Sohne die Anwartſchaft auf den engliſchen Thron hinterlaſſen. Hohenzollern und Welfen verehren heute in ihr die gemeinſame Stammmutter.

Was Elternliebe ſei, hat Sophie an ſich nie erfahren. Der Vater ſtarb ſchon zwei Jahre nach ihrer Geburt, und nur von Hörenſagen wußte ſie, daß warmer Familienſinn eine der ſchönſten Tugenden des unglücklichen Fürſten geweſen ſei. Bei der Mutter trat die britiſche Kälte mit den Jahren immer unerfreulicher zu Tage, und da ihr der Anblick ihrer Affen und Hunde angenehmer war als der ihrer Kinder, ließ ſie dieſe einige Stunden vom Haag entfernt in Leiden erziehen.

Aber der Vaterſegen ruhte auch auf ſeiner jüngſten Tochter, deren Heranblühen er nicht mehr erleben ſollte, und weder der Heidelberger Katechismus, den ſie, ohne ihn zu verſtehen, auswendig lernte, noch die neun wohlgezählten feierlichen Verbeugungen, die ſie täglich vor und nach der ſpärlich beſetzten Mittagstafel Geſchwiſtern, Gouvernanten und Hofleuten zu machen hatte, konnten die angeborene Fröhlichkeit des pfälzer Geblütes erſticken. Zweimal wöchentlich lud man Geiſtliche oder Profeſſoren der Univerſität zum Eſſen ein, um durch erbauliche und gelehrte Geſpräche Herz und Geiſt der Königskinder zu bilden. Aber noch in ihrem fünfzigſten Lebensjahre hat die ſchon damals für eine der klügſten Frauen ihres Zeitalters geltende Fürſtin ehrlich geſtanden, daß in der Einförmigkeit und Pedanterie ihrer Kinderjahre ihr der Tanzmeiſter ſtets die willkommenſte Erſcheinung geweſen ſei.

Der ſchmerzlich empfundene Tod eines jüngeren Bruders brachte der Zehnjährigen endlich die Erlöſung aus der ſtrengen Leidener Zucht, der ſie immerhin für das Leben die dem Fürſtenberufe unentbehrliche Kunſt der Selbſtbeherrſchung verdankt hat. Wie ein Paradies erſchien ihr der Hof der Königin. Hier war ihr alles neu, neu der Anblick von drei erwachſenen Schweſtern, neu die Abweſenheit der bisherigen erzieheriſchen Quälgeiſter. In ergötzlichſter Weiſe hat ſie geſchildert, wie ſie, von Allen geneckt, in toller Backfiſchlaune bald alle Welt zum beſten hatte, und ſchon damals blieb ihr die bittere Erfahrung nicht erſpart, daß Witz und Humor nicht Jedermanns Sache ſind. „Den geiſtreichen Leuten", ſchreibt ſie, „machten meine Neckereien Spaß, die Anderen fürchteten mich." Und doch entſprang ihre frühzeitig entwickelte Spottſucht keiner Liebloſigkeit, ſondern war nichts anderes als eine beſondere Art, ſich mit der verwirrenden Mannigfaltigkeit der äußeren Eindrücke abzufinden. Wie alle großen Spötter bewies ſie daher ebenſo

frühzeitig, daß ſie auch bei Anderen ſchlagfertigen Witz verſtehe und liebe, und als ihr einmal ein Höfling im Namen ſämtlicher Affen ihrer Mutter einen Brief über ihre Erwählung zur Affenkönigin ſchrieb, hat ſie in das Gelächter ihrer Umgebung von Herzen eingeſtimmt.

Aber auch das Haager Paradies ſollte der zur anmuthigen Jungfrau heranwachſenden Prinzeſſin verleidet werden. Wiederum war der Haag der Zufluchtsort für einen flüchtigen Fürſten geworden, den jungen Prinzen von Wales, den nach der Hinrichtung ſeines Vaters Karls I. die engliſche Emigrantenſchar als König Karl II. begrüßte. Der junge Stuart näherte ſich in auffallender Weiſe ſeiner Baſe, und ſchon wurde Sophie als künftiger Königin von allen Seiten gehuldigt. Doch ſie durchſchaute beſſer den leichten Sinn des Vetters und erkannte, daß es ihm weniger um ihre Hand zu thun war, als um die reichen Geldmittel eines Freundes ihres Hauſes. Der Gedanke, daß ſie von Allen, die ihr jetzt Weihrauch ſtreuten, bei Scheitern des vorgeblichen Heirathsprojektes vernachläſſigt werden könnte, machte ihr den längeren Aufenthalt im Haag unerträglich, und ſie entſchloß ſich, Holland mit der Pfalz zu vertauſchen, die durch den Weſtfäliſchen Frieden ihr älteſter Bruder Karl Ludwig zurückerhalten hatte.

Mit warmer, väterlicher Liebe empfing der Kurfürſt ſeine um dreizehn Jahre jüngere Schweſter, und es entwickelte ſich bald zwiſchen den gleichgearteten Geſchwiſtern eine innige Freundſchaft, aber den Frieden, den der Wiederherſteller der Pfalz ſeinen vom Kriege auf das furchtbarſte heimgeſuchten ſchönen Landen geſchenkt hatte, fand Sophie nicht im Hauſe des Bruders.

G. Freytag hat in ſeinen Bildern aus der deutſchen Vergangenheit auch ein Bild von der Ehe des Kurfürſten mit Charlotte von Heſſen-Kaſſel entworfen, das beide Gatten im

ungünſtigſten Lichte erſcheinen läßt. Allein die ſeiner Darſtellung zu Grunde gelegte und auszugsweiſe mitgetheilte Bittſchrift der Kurfürſtin an den Kaiſer iſt eine Fälſchung, die dem Andenken des trefflichen Fürſten Unrecht that. Als Charlotte lange nach Karl Ludwig ſtarb, hat ihre Schwägerin Sophie geäußert, das ſei wohl das erſte Mal, daß ſie ſich anziehen laſſe, ohne ihre Leute auszuzanken und zu ſchlagen. Den Kurfürſten hatte die eigene Schwiegermutter vor dem launigen und koketten Weſen ihrer Tochter gewarnt. Er aber glaubte, durch Liebe den ſtörrigen Charakter ſeiner angebeteten Gemahlin zu beſiegen, mußte ſich jedoch bald überzeugen, daß alles vergebene Liebesmühe ſei. Und da auch er ein leidenſchaftlicher Herr war, ſo kam es zwiſchen den Gatten zu den heftigſten Scenen, unterbrochen von erneuten, fruchtloſen Verſuchen Karl Ludwigs, das Herz ſeiner Gemahlin zu gewinnen. Von beiden Theilen ins Vertrauen gezogen, ſah ſich Sophie alsbald in die unerquicklichſten Verhältniſſe verſetzt, die noch peinlicher für alle Betheiligten wurden, als Karl Ludwig, da eine Scheidung ſeiner Ehe auf Hinderniſſe ſtieß, nach ſiebenjährigen Eheſtandsleiden ſich eine Hofdame Charlottes Luiſe von Degenfeld als zweite Gemahlin zur linken Hand antrauen ließ und zu dem Range einer pfälziſchen Raugräfin erhob.

Für Sophie iſt es ein Lebensgeſetz geweſen, die trüben Schatten der Vergangenheit aus ihrem Gedächtniſſe zu verbannen. In den Briefen an ihren Bruder erſcheint daher Heidelberg als der Parnaß, wo Weisheit und Vernunft blühen, und ſie ſchwelgt in der Erinnerung an die geiſtigen Genüſſe, die ihr die ſchöne Neckarſtadt mit ihrer durch Karl Ludwigs Fürſorge kräftig emporblühenden Univerſität geboten hatte. In Wahrheit iſt ihr die in der Pfalz verlebte Zeit lang geworden, und bezeichnenderweiſe hat ſie, die das Beiſpiel einer zerrütteten Ehe täglich vor Augen hatte, ſich damals als

Veſtalin malen laſſen. Zwei ihrer Schweſtern, Luiſe Hollandine und Eliſabeth, die geiſtreiche Freundin des Philoſophen Descartes, widmeten ſich dem geiſtlichen Stande, jene ſogar mit Abſchwörung ihres reformirten Bekenntniſſes als Aebtiſſin von Maubuiſſon. Aber dem Beiſpiele dieſer Heiligen zu folgen, verſpürte das Weltkind keine Luſt, und ſo blieb nur die Verſorgung durch Heirath.

Schon in den erſten Jahren ihres Heidelberger Aufenthaltes hat Sophie ihren ſpäteren Gemahl Herzog Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg als flotten Tänzer kennen gelernt und beim Lautenſpiel ſeine ſchönen Hände bewundert. Es entſpann ſich ſogar aus Anlaß ihrer gemeinſamen muſikaliſchen Intereſſen ein brieflicher Verkehr, den ſie jedoch, um alles Gerede zu vermeiden, bald wieder abbrach, da der Prinz als jüngſter von vier Brüdern für keine gute Partie galt. Nicht Ernſt Auguſt, ſondern ſein älterer Bruder Georg Wilhelm, damals regierender Herzog von Hannover, erkor ſich auf das Drängen ſeiner zu einer Heirath rathenden Landſtände die inzwiſchen auch von anderer Seite umworbene Prinzeſſin zur Braut, und Sophie zögerte keinen Augenblick, dem liebenswürdigen, glänzenden Fürſten ihr Jawort zu geben. Wenn die Tochter Karl Ludwigs, Eliſabeth Charlotte von Orléans, ſpäter auf ihre Tante und Georg Wilhelm zu ſprechen kam, pflegte ſie das Sprichwort „Alte Liebe roſtet nicht" zu citiren, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Georg Wilhelm ſeiner Braut das Herz geſtohlen hat. Allein ſie kannte dieſen Schmetterling ſchlecht, wenn ſie auf die Beſtändigkeit ſeiner Neigung vertraute. In Venedig, wohin ſich die Brüder wie alljährlich zum Genuß der Karnevalsfreuden begeben hatten, vergaß Georg Wilhelm in den Armen einer ſchönen Griechin die Braut und bewog Ernſt Auguſt, an ſeiner Stelle als Freiwerber aufzutreten, indem er durch Brief und Siegel gelobte, niemals zu heirathen

und alle ſeine Lande den Söhnen Ernſt Auguſts und Sophiens zu vererben.

Ein unwürdiges, ſchnödes Geſchäft, das mit einem Schlage eine Neigungsheirath in eine regelrechte, wenn auch gute Verſorgung verwandelte. Und Sophie ging darauf ein. Sie mochte ſich mit der alten Leporelloweisheit tröſten, daß dieſer Don Juan ihres Zornes nicht werth ſei. Das Entſcheidende für ſie war doch wohl, daß ihr der Boden in Heidelberg längſt unter den Füßen brannte, daß ſie mittellos, wie ſie war, Karl Ludwig nicht länger zur Laſt fallen wollte, und daß ihr die zwiſchen den braunſchweigiſchen Brüdern getroffene Abkunft als der einzige Ausweg erſchien, den ihr widerfahrenen Schimpf vor der Welt zu verhüllen.

So wurde die Tochter des Königs ohne Land 1658 die Gemahlin eines länderloſen Prinzen, der ihr nur aus politiſchem Ehrgeiz die Hand reichte, ohne zu ahnen, daß gerade ihr das welfiſche Haus dereinſt den bedeutendſten Machtzuwachs verdanken ſollte. Noch einmal ſah ſie bei dem Fackeltanze ihres prunkvoll gefeierten Hochzeitsfeſtes die blauweißen wittelsbacher Farben neben dem welfiſchen Rothgelb, dann folgte ſie dem Gemahl nach ihrer neuen Heimath, dem von ihr mit Laune geſchilderten Schinken- und Pumpernickelland, wo es für das höchſte Verdienſt ihres Bruders gelte, das große Faß erbaut zu haben.

Mit Leichtigkeit fand ſich ihre elaſtiſche Natur in die neuen Verhältniſſe, und ſchon nach wenigen Monaten konnte ſie Karl Ludwig das große Wunder melden, daß ſie ihren Mann liebe. Georg Wilhelm, an deſſen Hofe zu Hannover das junge Paar die erſten Jahre verlebte, erkannte jetzt erſt, welches Glück er durch eigene Schuld verſcherzt hatte, und voll Eiferſucht bemerkte Ernſt Auguſt die wachſende Leidenſchaft des Bruders, der ſeiner liebenswürdigen Schwägerin eines Tages offen geſtanden hat,

wie ſehr ihn das Geſchehene reue. Nur dem vollendeten Taktgefühl Sophiens gelang es, den Schwager, den ſie ihrer Nachkommenſchaft wegen nicht vor den Kopf ſtoßen durfte, in den geziemenden Schranken zu halten und ihren Gemahl von der Aufrichtigkeit ihrer Liebe zu überzeugen. Einer tragiſchen Lebensauffaſſung gründlich abgeneigt hat ſie in ihren Memoiren auch von dieſer bedenklichen Trübung ihres ehelichen Friedens vornehmlich die humoriſtiſchen Züge verzeichnet, und wir glauben den eiferſüchtigen Eheherrn leibhaft vor uns zu ſehen, wie er während ſeines oft zweiſtündigen Mittagsſchlafes ſeine Gemahlin ſich gegenüberſetzt und links und rechts von ihr ſeine Füße auf Stühle legt, um jeden Fluchtverſuch zu verhindern. Sie aber freut ſich der Haustyrannei, weil ſie darin einen Beweis der wirklichen Liebe des Gatten erblickt.

Erſt nach dreijähriger Ehe war es Beiden vergönnt, ſich ein eignes Heim zu gründen. Zu den eigenthümlichſten Beſtimmungen des Weſtfäliſchen Friedens gehörte wohl der Artikel, daß im Bisthum Osnabrück auf einen katholiſchen Biſchof in regelmäßigem Wechſel ein proteſtantiſcher jüngerer Prinz aus dem braunſchweig-lüneburgiſchen Hauſe folgen ſolle, ſelbſtverſtändlich mit ausdrücklicher Beſchränkung auf das weltliche Regiment. Dieſer Fall trat jetzt zum erſten Male ein durch den Tod des Kardinals von Wartenberg. In Hannover wurde beim Eintreffen der erwünſchten Nachricht gerade von deutſchen Komödianten aus Hamburg das Stück vom Doktor Fauſt aufgeführt, und im erſten Uebermuthe ſcherzte man wohl, der Teufel habe mit dem Doktor auch den Biſchof geholt.

Die Jahre, welche die Frau Biſchofin in ihrer neuen Reſidenz Iburg verlebt hat, ſind die glücklichſten ihres Lebens geweſen. Zwei Prinzen hatte ſie bereits ihrem Gemahle geſchenkt, und zu dem Mutterglück geſellte ſich jetzt der Stolz über den neuen Titel Landesmutter.

Der pfälzer Muſenhof iſt ſcheinbar vergeſſen, denn es iſt ihr jetzt die liebſte Beſchäftigung, mit ihren Kleinen zu ſpielen und dazu den Pſalm zu ſingen: „Danket dem Herrn, der all dem Vieh ſein Futter giebt.“ Und ein andermal ſchreibt ſie dem Bruder: „Alle Muſen, mit denen ich Umgang pflege, haben ſchöne Titel, als da ſind: Präſidentin, Statthalterin, Landhofmeiſterin, Großvogtin, Oberſtin. Nichtsdeſtoweniger habe ich mit ihnen eine lange Konferenz abgehalten, in der reiflich erwogen wurde, in welcher Jahreszeit die Würſte am beſten ſeien, und nach langen Berathungen wurde entſchieden, zur Zeit des Kukuks.“ Wieder ein andermal heißt es: „Man lebt nur einmal. Wozu alſo ſich ärgern, wenn man eſſen, trinken und ſchlafen, ſchlafen, trinken und eſſen kann! Alles iſt eitel. Was nützt es uns, daß man nach unſerem Tode ſpricht: dieſer Fürſt ſah alles, jede Ungerechtigkeit machte ihm Pein, für ſeinen Nachfolger that er viel, bei jeder Dummheit ſeiner Diener fürchtete er, daß man ihn deswegen tadeln werde, und ſo fort. Ruhe des Geiſtes iſt ein ſchönes Ding, da unſre leibliche Geſundheit daraus folgt. Denen, die der Herr lieb hat, giebt ers im Schlaf. Wir ſchieben Kegel, ſchießen Enten, halten Ringelrennen, gehen alle Jahre nach Italien, und inzwiſchen gehen die Dinge nicht zu ſchlecht für einen kleinen Biſchof, der in Frieden leben kann und in Kriegszeiten der Hülfe ſeiner Brüder verſichert iſt.“

Die ſo epikuräiſche Weisheiten auskramt, weiß, daß in der Pfalz ein durch häuslichen Kummer und Regierungsſorgen verſtimmter Bruder ſitzt, dem es vielleicht ein flüchtiges Lächeln entlockt, wenn ſie ſo ins Gelage hinein plaudert. Aber ihre Wißbegierde iſt auch jetzt noch die gleiche wie früher, ſei es nun, daß ſie ſich mit dem ſchwärmeriſchen Philoſophen Franz Merkur von Helmont über ſeine Seelenwanderungslehre herumſtreitet oder als die erſte Frau in die Silberminen des Harzes

hinabſteigt und mit Vergnügen dem reinen Deutſch ſeiner Bewohner lauſcht. Und als ſie einmal den ſcherzweiſe mit König Salomo verglichenen Bruder während einer der gewohnten venezianiſchen Reiſen ihres Gatten in Heidelberg beſucht, da wird ſie wie die Königin von Saba mit Feſtgepränge eingeholt, und ſämtliche Fakultäten der Univerſität geben in feierlichen Anſprachen der Freude Ausdruck, ſie in der pfälzer Heimath wiederzuſehen.

Den glänzenden Abſchluß jener ſorgloſen Jahre bildet gleichſam die 1664 angetretene italieniſche Reiſe; denn nur einmal iſt Sophie in Wirklichkeit dem Gemahl über die Alpen gefolgt. Für die hohe geſellſchaftliche Kultur des damaligen Italiens ſind ihre Briefe und Memoiren die beſte Quelle. Sie hatte bis dahin die Pfalz für das ſchönſte Land gehalten, aber ſchon in Verona muß ſie geſtehen, daß Gärten, Paläſte und Städte und vor allem die vollendete Feinheit der Umgangsformen all ihre Erwartungen übertreffen. Doch in all den rauſchenden Feſtlichkeiten, die ihr kaum Zeit zum ruhigen Genuß aller Kunſtſchätze laſſen, ſehnt ſie ſich bald nach Hauſe, zu ihren Kindern. Da man zu allem, was ſie that, ſagte, daß es „la moda franchese“ ſei, hat ſie wohl eines Abends mit Ernſt Auguſt und ihren Hofdamen in Venedig auf offener Straße getanzt, aber eben dort lernt ſie ſich als gute Deutſche fühlen und ſchüttelt den Kopf über ein Land, wo die Koketterie ſo wenig als Sünde gelte, daß eine Frau ſich entehrt glaube, wenn ſie keine Galans habe. Nur um ihre Gärten beneidete ſie die Italiener und ſah es als einen Beweis der ſchlechten Vertheilung aller irdiſchen Glücksgüter an, daß dieſe häßlichen, bärtigen Kardinäle, Excellenzen und dummen Prinzen die ſchönſten Paläſte und Gärten der Welt beſäßen, ohne ſie zu benutzen, und ohne daß eine Prinzeſſin darin promenire Man verſteht, wie ſie ſchließlich die krummgewachſenen Obſt-

bäume der Pfalz den Orangen- und Lorbeerhainen Roms vorziehen konnte, wenn man ihre draſtiſche Schilderung der Beſchwerlichkeiten der Rückreiſe lieſt. Iſt doch zwiſchen Siena und Florenz der Wagen ihrer Hofdamen infolge der elenden Wege an einem Tage nicht weniger als neunmal umgefallen.

Auch für Ernſt Auguſt war es hohe Zeit, daß er nach einjähriger Abweſenheit ſich wieder der Pflichten gegen ſein Land erinnerte. Im März war ſein älteſter, über die Fürſtenthümer Grubenhagen und Celle gebietender Bruder Chriſtian Ludwig geſtorben, und ſofort hatte ſich der dritte der Brüder, Johann Friedrich, mit Uebergehung des abweſenden Georg Wilhelm Celles bemächtigt. Nur mit Mühe gelang es, namentlich durch Ernſt Auguſts energiſches Eingreifen, einen Bruderkrieg im Keime zu erſticken, und durch den Hildesheimer Vergleich erhielt Georg Wilhelm die größere Hälfte der lüneburgiſchen Lande mit der Reſidenz Celle, während Johann Friedrich Herzog von Hannover wurde.

Mit Recht ſchob Sophie die glücklich vorübergegangene Gefahr, das Erbtheil ihrer Kinder verkürzt zu ſehen, auf den leichtſinnigen Schwager und fand es unbegreiflich, daß der Regent eines Landes nur an Jagd und Liebſchaften denken könne. Was Georg Wilhelm auch dann noch in Holland feſthielt, als er die lebensgefährliche Erkrankung Chriſtian Ludwigs erfahren hatte, war in der That ein neuer Liebeshandel. Aber ſeine Leidenſchaft erwies ſich diesmal dauerhafter und drohte im Laufe der Jahre alle Berechnungen Ernſt Auguſts zu Schanden zu machen.

Vorerſt freilich boten Biſchof und Biſchofin ſelbſt die Hand, Georg Wilhelm mit der Geliebten, einem Edelfräulein aus Poitou, Eleonore d'Olbreuſe, in einer ſogenannten Gewiſſensehe zu vereinigen, weil ſie ſich ſagten, daß dies der einzige Ausweg ſei, den Wankelmüthigen auf die Dauer von

einer ebenbürtigen Heirath abzuhalten. Ein zweites Geſchäft war die naturgemäße Folge des Tauſchhandels mit dem von Georg Wilhelm leichtſinnig gegebenen Verſprechen der Eheloſigkeit, und die Verhältniſſe, die ſich daraus ergaben und ergeben mußten, haben auch auf Sophiens ſpäteres Leben einen dunklen Schatten geworfen.

Eiferſucht auf Eleonore wird man Sophie nicht vorwerfen können. Sie war wirklich froh, in der ſchönen, geiſtreichen Franzöſin einen Blitzableiter gegen den unbeſonnenen Schwager gefunden zu haben, und zehn Jahre lang hat nichts den Frieden zwiſchen den Höfen zu Celle und Osnabrück getrübt. Als aber Georg Wilhelm ſeine einzige Tochter Sophie Dorothea legitimiren ließ und Eleonore zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin erhob, da ſchlugen die bisherigen freundſchaftlichen Gefühle Sophiens gegen die „demoiselle de Poitou“ in den bitterſten Haß um. Es war doch nicht allein der ſtuartiſche Stolz der Königstochter, der ſich in ihr empörte, die Tochter eines einfachen Edelmannes ſich im Range gleichgeſtellt zu ſehen. Sie war jetzt Mutter von ſechs Söhnen und einer Tochter und zitterte bei dem Gedanken, daß den Schwägern in Celle und Hannover noch ein Sohn geboren werden könne. Mochte Georg Wilhelm tauſendmal verſichern, daß ſein Wort ihn auch in dieſem Falle binde, ſie wußte beſſer, wie leicht Verträge gebrochen werden, wenn entgegengeſetzte ſtärkere Intereſſen mit ins Spiel kommen, und nach mehrjähriger Entfremdung zwiſchen Gemahl und Schwager ließ ſie es ſchweren Herzens geſchehen, daß ihr älteſter Sohn Georg Ludwig der verachteten Tochter der d'Olbreuſe die Hand reichte, um zu verhüten, daß irgend ein anderer Fürſt als Gemahl Sophie Dorotheas außer dem reichen Heirathsgut eventuelle Anſprüche auf das Herzogthum Celle gewinne. „Eine bittere Pille iſt es,“ geſteht Sophie dem Bruder, „aber wenn man ſie mit 100000 Thlr. jährlich ver-

goldet hat, wird man die Augen ſchließen und ſie hinunterſchlucken."

Aber das dritte Geſchäft des Hauſes Braunſchweig ſollte das unglücklichſte ſein. Sophie Dorothea hat nach zwölfjährigen Leiden an der Seite eines ihr mit der äußerſten Mißachtung begegnenden Gatten einen mißlungenen Fluchtverſuch gemacht, den ſie nach Scheidung der Ehe mit zweiunddreißig Jahren Verbannung in dem einſamen Amtshauſe Ahlden im Celliſchen büßen mußte, und durch das räthſelhafte Verſchwinden des bei dem Fluchtverſuche behülflich geweſenen Grafen Königsmark wurde der häßliche Handel ein europäiſcher Skandal.

Solange nur Romandichter und ſenſationsluſtige Litteraten den dankbaren Stoff bearbeitet haben, iſt der Antheil Sophiens an dieſer Kataſtrophe meiſt völlig überſehen worden. Erſt neuere Forſchungen haben das Dunkel einigermaßen gelichtet, und indem ſie die Geneſis der Kataſtrophe mit vollem Rechte in dem Brauttauſch von 1658 ſuchten, trat Sophie mit einemmale in den Vordergrund dieſer Familientragödie, meines Erachtens mehr als ſie eigentlich verdient.

Man kann vielleicht ſagen, ſie war eine zu gute Mutter, um eine gute Schwiegermutter zu ſein. Aber Georg Ludwig war nicht der Mann, ſich beeinfluſſen zu laſſen. Sein kalter, verſchloſſener Charakter iſt ſtets auch der Mutter unzugänglich geblieben, die in ihm nichts von ihrem Weſen wiederfand. Vater, Mutter und Sohn betrachteten die Heirath als ein der Größe des Hauſes gebrachtes Opfer, und Sophie Dorothea wurde das Opferlamm dieſer Politik. Aber noch andere ſchwerere Opfer hat die welfiſche Familienpolitik dem Mutterherzen Sophiens zugemuthet.

Mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit hing ſie an ihren Kindern, wie verſchieden ſie auch geartet ſein mochten, und

würde ſie, wie ſie einmal ſchreibt, bei einer zweiten Sündfluth ebenſo ſorgfältig wie der liebe Gott die Thiere in die Arche Noah gerettet haben, damit keine Art zu Grunde gehe. Der älteſte Prinz hatte ſchon unter den Augen des Vaters in der heißen Schlacht an der Conzer Brücke gegen Frankreich kriegeriſche Lorbeeren erworben und den patriotiſchen Stolz der Mutter über die tapferen Söhne des Arminius erhöht, als ſich der jüngſte noch mit einer Groſchenpuppe, Hans Lump genannt, vergnügte, und die kleine Sophie Charlotte nichts höheres in der Welt kannte als ihre Meerſchweinchen, nach der Mutter Ausſpruch das geeignetſte Thier für eine weſtfäliſche Prinzeſſin, deren Revenuen großentheils aus Schweinen beſtünden. Selbſt das Kind eines Deutſchen und einer Engländerin, in Holland erzogen, voll Bewunderung für die hohe Kulturblüthe des Frankreichs Ludwigs XIV. und im höchſten Grade empfänglich für alle Vorzüge und Schönheiten Italiens, wünſchte Sophie doch, daß ihre Söhne nur deutſche Höfe kennen lernten, damit ſie für die ſchwerfällige Nation, für die ſie nun doch einmal beſtimmt ſeien, paßten und ſich nicht mit der Vorliebe für eine fremde Abneigung gegen die eigene Nation angewöhnten. Aber nur bei der mit dem erſten Preußenkönig vermählten Tochter, deren Name im Gedächtniß der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften und in dem von ihr erbauten Charlottenburg fortlebt, ſollte die Mutter ernten, was ſie geſät hatte. Ihre jüngeren Söhne wurden faſt alle dem Elternhauſe frühzeitig entfremdet.

1680 ſtarb Herzog Johann Friedrich, ohne Söhne zu hinterlaſſen, und Hannover fiel an den Biſchof von Osnabrück, der ſich dem Ziele ſeiner ehrgeizigen Wünſche damit um einen bedeutenden Schritt näherte. Tief erſchüttert durch den Tod Karl Ludwigs und ihrer Schweſter Eliſabeth konnte Sophie der Erbſchaft nicht recht froh werden, die ſie aus der glücklichen Iburger und Osnabrücker Abgeſchiedenheit an die Spitze eines

geräuſchvollen, glänzenden Hofhaltes berief. Ernſt Auguſt aber beeilte ſich, der Zerſplitterung der welfiſchen Lande ein für allemal vorzubeugen, indem er durch ein Hausgeſetz den erſtgeborenen Prinzen die alleinige Nachfolge ſicherte.

Noch herrſchte an den meiſten deutſchen Fürſtenhöfen die privatrechtliche Anſicht des Staates, und ſelbſt der große Kurfürſt hat ſeine jüngeren Söhne erſter und zweiter Ehe durch größere Landdotationen günſtiger zu ſtellen geſucht. Es war daher begreiflich, daß auch die jüngeren Söhne Ernſt Auguſts ſich dem Primogeniturgeſetz nicht fügen wollten, und Sophie ſtand anfangs offen, mit ihrem Herzen ihr Leben lang auf ihrer Seite. Drei ſuchten kaiſerliche Kriegsdienſte, zwei davon fielen 1690, der eine in Albanien, der andere in Siebenbürgen, den dritten traf 1703 eine franzöſiſche Kugel, als er an der Spitze ſeines Küraſſierregimentes die Donau durchſchwamm. Den meiſten Kummer aber hat der Mutter ihr drittälteſter Sohn Maximilian Wilhelm bereitet.

Als Kind hatte er ſie an die alten braunſchweigiſchen Herzoge erinnert, welche ihre Diener duzten, Netze ſtrickten und dazu aus einem die Runde machenden hölzernen Humpen den weſtfäliſchen „Broihan“ tranken. Sie fand, daß er viel Gedächtniß, aber wenig Geiſt zeige, und als ſie bemerkte, daß der neunjährige Junge immer ein Gebetbuch bei ſich im Bette habe und beim Erwachen lutheriſche Lieder ſinge, meinte ſie ganz naiv, das habe er weder von Vater noch Mutter.

Auch dieſer Sohn ſuchte zuerſt in venezianiſchen, dann in kaiſerlichen Kriegsdienſten ſein Glück, aber er begnügte ſich nicht wie ſeine Brüder mit einem feierlichen Proteſt gegen das neue Hausgeſetz, ſondern ließ ſich in eine Verſchwörung gegen den Vater ein, die von dieſem mit blutiger Strenge unterdrückt wurde und Vater und Sohn trotz äußerlicher Ausſöhnung dauernd entzweite. Immer verſchuldet, gerieth er ſpäter in die

Hände eines Jeſuiten, trat zum Katholicismus über, und die Mutter hat ihn vor ihrem Ende nicht mehr geſehen, ſo flehentlich ſie auch immer wieder um einen Beſuch bat und wohl auch gelegentlich mit Einſtellung ihrer unaufhörlichen Geldſpenden gedroht hat.

Während ſo ihr Haus mehr und mehr verödete, und Sophie erſt die Untreue, dann langes Siechthum des Gatten ertragen mußte, hatte nach außen Ernſt Auguſts zielbewußte Politik nur Erfolge zu verzeichnen. 1692 wurde Hannover zum Kurfürſtenthume erhoben, und als Sophiens Sohn Georg Ludwig 1705 nach Georg Wilhelms Tode alle der heutigen Provinz Hannover angehörigen Lande in ſeiner Hand vereinigte, ſchien das alte Welfenreich Heinrichs des Löwen neu erſtehen zu wollen.

Noch größere Ausſichten aber hatte die letzte der großen engliſchen Revolutionen eröffnet. 1689 war Sophiens Vetter König Jakob II. durch ſeinen eigenen Schwiegerſohn Wilhelm von Oranien vom Throne geſtoßen worden, und die engliſche Nation ſäumte nicht, durch ein Reichsgrundgeſetz die katholiſchen Stuarts, damals mehr als fünfzig Perſonen, von der Thronfolge auszuſchließen. Wenn Wilhelms III. Schwägerin und präſumptive Nachfolgerin Anna kinderlos ſtarb, war ſomit Sophie als einzig Ueberlebende der proteſtantiſchen Stuarts Erbin der drei britiſchen Königreiche. Dringend aber wurde die Regelung der Succeſſionsfrage erſt 1700 durch den Tod des von ſieben Kindern Annas allein am Leben gebliebenen jungen Herzogs von Gloceſter.

Die Kurfürſtin — denn ſo müſſen wir ſie jetzt nennen — ſah dieſer Entwickelung doch nur mit ſehr gemiſchten Gefühlen zu. Ganz und gar legitimiſtiſch geſinnt, wurde ſie zornig, wenn Engländer in ihrer Gegenwart Jakobs II. Sohn für ein untergeſchobenes Kind zu erklären wagten, und ließ die zu

Ludwig XIV. geflüchtete Königsfamilie wiederholt durch die Herzogin von Orleans ihrer wärmſten Sympathien verſichern. Daß auch der arme Prinz von Wales die Sünden der verrannten väterlichen Politik büßen ſollte, wollte ihr nicht in den Sinn. Auf der anderen Seite dachte ſie an ihr hohes Alter und fürchtete, daß ihr an ein abſolutes Regiment gewöhnter Sohn ſich nicht mit der parlamentariſchen Verfaſſung Englands befreunden könne. Aber ſie war, wie ſie ehrlich geſtand, weder ſo philoſophiſch noch ſo befangen, daß ſie nicht gern von einer Krone reden gehört hätte, und ihr ſcharfer Verſtand ſagte ihr, daß es ſich hier doch um höhere Dinge als eine bloß dynaſtiſche Frage handle.

Wenige Monate nach dem Tode des Herzogs von Gloceſter war das ſchwache Leben des letzten Habsburgers auf dem ſpaniſchen Königsthrone erloſchen, und ſein in letzter Stunde unterzeichnetes Teſtament ernannte den Enkel Ludwigs XIV. zum Erben der geſamten ſpaniſchen Monarchie. Das Gleichgewicht der europäiſchen Staatenwelt und das in den fürchterlichen Kriegen zweier Jahrhunderte mühſam errungene Gleichgewicht der Bekenntniſſe ſchienen ernſtlich gefährdet, und wenn es Ludwig XIV. gelang, die vertriebenen Stuarts mit der vereinigten Macht Frankreichs und Spaniens nach England zurückzuführen, war es um die Freiheit Weſteuropas geſchehen. Drohender als je tauchte das Geſpenſt der franzöſiſchen Univerſalmonarchie auf, und der ſpaniſche Erbfolgekrieg begann.

Es war daher ein welthiſtoriſcher Entſchluß, als die Kurfürſtin an jenem 18. Januar des Jahres 1701, an dem Kurfürſt Friedrich III. von Brandenburg in Königsberg ſich und ihrer Tochter die Königskrone aufs Haupt ſetzte, an König Wilhelm III. wegen der Succeſſionsfrage einen Brief ſchrieb, in welchem ſie, wohl wiſſend, wie die Antwort lauten würde, in kluger Zurückhaltung zunächſt nur um den Rath des Königs

hat. In den vorausgehenden Verhandlungen ist von König Wilhelm vorübergehend auch an eine Kronkandidatur des brandenburgischen Kurprinzen Friedrich Wilhelm gedacht worden, der ja, wenn Sophie für sich und ihre Söhne verzichtete, der nächstberechtigte protestantische Erbe war, und es läßt sich schwer ausdenken, welchen Verlauf die Geschichte Europas und vor allem unseres Vaterlandes genommen hätte, wenn damals die Hohenzollern statt der Welfen ihrem deutschen Berufe entfremdet worden wären.

Die von der Kurfürstin absichtlich gewählte Form ihres leider nicht im Wortlaute erhaltenen Briefes zeigt, daß sie sich der Tragweite ihres Entschlusses vollkommen bewußt war. König Wilhelm aber glaubte sich jetzt hinlänglich ermächtigt, die Regelung der Thronfolge in die Hand zu nehmen, und auf seinen Antrag beschloß das Parlament, daß Sophie und ihre protestantische Nachkommenschaft nach Prinzessin Annas kinderlosem Ableben die englische Krone erben sollten. Da Wilhelm III. bereits im folgenden Jahre starb, und Königin Anna ebenso kränklich wie ihr Vorgänger war, so schien es durchaus nicht unmöglich, daß Sophie auch diese überleben werde, wenn sie auch noch so oft sich und Andern vorsagen mochte, daß nach einem holländischen Sprichwort krachende Wagen lange gehen.

Als 1696 ihre Medaille geprägt wurde, wählte sie selbst als Umschrift einer am heiteren Himmel untergehenden Sonne die Devise: Senza turbarmi al fin m'acosto (ohne Furcht gehe ich dem Tode entgegen), und kurz vor dem eben erwähnten Parlamentsbeschluß durfte sie einer ihrer Nichten schreiben: „Ich kann Gott alle Augenblicke nicht genug danken, daß ich gottlob nicht das geringste Ungemach von meinem Alter habe; ich gehe im Garten alle meine Leute müde, arbeite, wenn ich will, sogar bei Licht, habe noch Zähne, obschon von gar keiner schönen Farbe. Gott allein sei Lob und Dank dafür. Aber

in einem Augenblick kann ich doch vergehen, wie eine Blume auf dem Felde, und habe die Gnade von Gott, daß ich den Tod gar nicht fürchte, wie ich auf meine Medaille habe setzen lassen."

Für ihre Person zog sie das Konzert der Nachtigallen und Frösche in dem schönen Parke ihres Witwensitzes Herrenhausen allen Gesprächen über Tories und Whigs bei weitem vor, und in vollem Einverständniß mit ihrem Sohne Georg Ludwig hat sie es ängstlich vermieden, in den insularen Parteikämpfen Stellung zu nehmen. Noch einmal wie in ihren jungen Tagen sah sie sich von vornehmen Engländern umschwärmt, die ihre königliche Haltung, ihre Geistesfrische und ihre tadellose englische Aussprache nicht genugsam bewundern konnten. Doch würde sie sich wie damals, wenn es in ihrer Macht gestanden hätte, gern allen Huldigungen entzogen haben, die ihre Börse leerten, ohne ihrem Hause irgendwelche Garantie für die Zukunft zu bieten.

Die Successionsakte hatte ihr in feierlicher Audienz im Schlosse zu Hannover Lord Macclesfield kniend überreicht, aber hinter ihm kniete ein Gefolge von 40 Personen, die sich nicht nach heutigem Brauche durch relativ wohlfeile Ordensverleihungen befriedigen ließen, sondern alle nach der Sitte jener Zeit fürstlich beschenkt sein wollten. Jede Kronbotschaft verschlang bedeutende Summen, und die 1706 überreichte Naturalisirungsakte hat die Kurfürstin sogar einen großen Theil ihrer Jahreseinkünfte gekostet. Unter solchen Umständen war es für sie nur ein schlechter Trost, zu hören, daß man sie in England ins Kirchengebet einschloß, und Elisabeth Charlotte von Orléans sprach nur aus, was ihre Tante dachte, als sie ihr schrieb: „Zu den kurzen Gebeten gehörten lange Bratwürste; solange die nicht kommen, bin ich nicht zufrieden."

In der That mußte sich Sophie bald überzeugen, daß

Königin Anna nicht aufrichtig gegen das Haus Hannover geſinnt ſei und die Wiederherſtellung ihres Bruders Jakobs III. wünſche. Wiederholt war auf die Bahn gebracht worden, daß die Thronerbin ein Jahrgeld erhalten und zu einer Reiſe nach England eingeladen werden ſolle, aber die Königin litt nicht, daß im Parlament ein derartiger Antrag geſtellt werde. Alle ihre Geſchwiſter, faſt die ganze zahlreiche Nachkommenſchaft Karl Ludwigs, vier ihrer Kinder, darunter zuletzt die am tiefſten beklagte Tochter, hatte Sophie aus dem Leben ſcheiden ſehen, und Leibniz glaubte ſchon in den Sternen zu leſen, daß ihre Gebeine in Weſtminſter beſtattet würden. Aber die kränkliche Königin Englands hat Sophie den Platz an ihrer Seite nicht gönnen wollen.

Als die Kurfürſtin durch den hannöverſchen Geſandten in London anfragen ließ, warum ihrem Enkel, dem Kurprinzen, das Einberufungsſchreiben zum Parlament nicht zugeſtellt worden ſei, und der Geſandte, ſeine Inſtruktion überſchreitend, das Schreiben forderte, da ſchrieb Königin Anna an Sophie, Georg Ludwig und den Kurprinzen drei ſich an Bitterkeit überbietende Briefe, in denen ſie in der kränkendſten Weiſe unverhüllt zu verſtehen gab, daß die Nachfolge des Hauſes Hannover durch das Anſuchen Sophiens in Frage geſtellt werden könne.

Die nahezu vierundachtzigjährige Kurfürſtin fühlte ſich aufs tiefſte verletzt. „Das wird mein Tod ſein," äußerte ſie zu ihrer Umgebung. Dennoch ſchien ihre kräftige Natur noch einmal über ein leichtes Unwohlſein zu ſiegen, das ſie ſofort nach Empfang des Briefes überfallen hatte. Schon nach zwei Tagen — es war der 8. Juni 1714 — ſpeiſte ſie wie gewöhnlich an der Hoftafel, und trotz des trüben, regneriſchen Wetters ließ ſie ſich nicht abhalten, gegen Abend mit Verſchmähung der ihr angebotenen Sänfte den gewohnten Spazier-

gang im Herrenhauſer Park anzutreten. Lebhaft wie immer unterhielt ſie ſich mit der Kurprinzeſſin über die engliſchen Dinge, und als ſie bemerkte, daß ihnen die Gräfin Bückeburg in ehrfurchtsvoller Entfernung folgte, reichte ſie ihr auf die ihr eigne herzgewinnende Art die Hand, um ihre Promenade zwiſchen beiden Damen fortzuſetzen. Das Geſpräch war von der leidigen Politik auf erfreulichere Gegenſtände übergeſprungen, als die Kurfürſtin zu wanken anfing, und ehe noch von dem nahen Schloſſe Hülfe herbeigeholt wurde, hielten ihre Begleiterinnen in ihren Armen eine Leiche. Ein Schlagfluß hatte dem Leben der Kurfürſtin raſch, ſchmerzlos und — ohne Arzt, wie ſie es immer gewünſcht hatte, ein Ende gemacht.

Königin Anna aber ſollte ihren Triumph nicht lange genießen; denn ſchon am 10. Auguſt ſtarb auch ſie, und Sophiens Sohn Georg Ludwig beſtieg als König Georg I. den engliſchen Thron.

Man hat in dem Charakter der erſten Preußenkönigin gewiſſe Grundzüge der Prinzeſſin in Goethes Taſſo wiederfinden wollen. Das Urbild Sophiens möchte eher in jenen Portias, Beatrices, Roſalinden Shakeſpeares zu ſuchen ſein, Frauengeſtalten, die ſich nicht nur in der Dichtung des Vorzuges ewiger Jugend erfreuen. Mit dem Goetheſchen Ideale edler Weiblichkeit verglichen, erſcheinen ſie aus derberem Stoffe erzeugt. In nie ermattendem Kampfe mit einer rauheren Welt wiſſen ſie ſich der Waffen ihres Geſchlechts nicht ohne Anmuth trefflich zu bedienen. Tiefere Empfindung leuchtet faſt nur aus ihren Thaten hervor, dem oberflächlichen Beobachter verbirgt ſie ſich hinter kapriciöſer Laune. Höchſte Bildung verträgt ſich noch mit größter Naivetät, und von allen Erbübeln verbildeterer Zeiten iſt Sentimentalität der rothwangigen Geſundheit ihres Weſens am fremdeſten.

Das Zeitalter der Kurfürstin hat in Deutschland den Untergang einer alten, seit Jahrhunderten nach der religiösen Seite hin entwickelten und die Morgenröthe einer neuen, rein weltlichen Kultur gesehen. Sie selbst ist sich in allem Wandel der Zeiten gleich geblieben, und die runzlige Alte im schlichten Kleide hat unter ihrer Perrücke auf die sie umgebende völlig veränderte Welt mit demselben sonnenhellen Auge geblickt wie das lockenumrahmte heitere Antlitz der den Putz nicht verschmähenden Jungfrau. Dem Herrn mit Freuden zu dienen, schien ihr der sicherste Weg zum Paradiese, und es kümmerte sie wenig, daß wohl auch dieser wie jeder Weg von Menschenhand mit Irrthümern gepflastert sei. Hatte sie doch aus ihrem Lucian gelernt, daß der Mensch, ehe er das Wesen der Dinge zu ergründen suche, zuerst einmal prüfen solle, ob er denn auch für die Wahrheit geschaffen sei, und von allen Sentenzen der Bibel hat sich ihr das Wort des königlichen Psalmisten: „Der Mensch ist ein Lügner" am tiefsten eingeprägt. Und doch ist Wahrheit, Wahrheit gegen sich selbst, die Luft, in der sie athmet.

Man hat in den letzten Jahrzehnten an die tausend Briefe der Kurfürstin veröffentlicht, die uns ihr Leben von ihrer Vermählung bis zu ihrem Tode gleichsam auf Schritt und Tritt begleiten lassen, aber in keinem einzigen dürfte eine Stelle zu finden sein, die auch nur von weitem einer Pose gleichsähe. Nur selten geschieht es, daß sich ihr das Herz auf die Lippen drängt, aber im tiefsten Leid verstummt ihr Mund und das Auge bleibt thränenlos.

Wer nur am Aeußeren haftet, wird von solchen Charakteren leicht den Eindruck der Verstandeskälte und Herzenshärtigkeit empfangen. Wenn aber auch der verdiente Herausgeber der Briefe Sophiens an ihren Bruder und die Raugräfinnen über diesen Eindruck nicht hinausgekommen ist, so beweist er dadurch

nur, daß Länge des Verkehrs und Erkenntniß der Perſönlichkeit nicht mit Nothwendigkeit zuſammenfallen.

Nur einmal in ihrem langen Leben hat Sophie, wie wir ſahen, ernſtlich gehaßt, und nur die Jahre vermochten den Ingrimm gegen die von der Maitreſſe Georg Wilhelms zur Herzogin emporgeſtiegene Schwägerin zu lindern. In ihren Briefen ſinkt dann wohl ihr Witz, der bei ihr ſonſt immer Selbſtzweck iſt, durch Leidenſchaft getrübt zu gewöhnlichem Klatſche herab, aber in ihren Memoiren hat ſie der Wahrheit faſt widerwillig die Ehre gebend, ihren Haß allein durch die ehrgeizigen, ihren Kindern gefährlichen Abſichten der d'Olbreuſe erklärt, ohne das Vorleben und den Charakter der Rivalin zu beſchmutzen. Daß ſie aber als welfiſche Patriotin aus Eiferſucht auf den mächtig aufſtrebenden Staat des großen Kurfürſten manche gehäſſige Bemerkung über das brandenburgiſche „Finnengeſicht" gemacht hat, wird ihr im Ernſt doch nur ein den Unterſchied der Zeiten völlig überſehender pedantiſcher Boruſſophile zum Vorwurfe machen können, da ja gerade ihre Scheelſucht deutlich zeigt, daß ſie die Bedeutung Friedrich Wilhelms nicht unterſchätzte.

In allen anderen Verhältniſſen hat ſie bewieſen, daß eine ſatiriſche Lebensauffaſſung und reine Herzensgüte gar wohl zuſammen beſtehen können, am ſchönſten vielleicht in dem Verhältniß zu ihrem Gatten.

Als Ernſt Auguſt ſein neues Herzogthum und ſeine Gemahlin bald nach dem Tode ihres Bruders und ihrer Schweſter Eliſabeth abermals verließ, um den Winter in Italien zu verbringen, da griff die Fünfzigjährige, um die traurigen Gedanken zu verſcheuchen, zur Feder und ließ in ihren unvergleichlichen Memoiren noch einmal alle glücklichen Stunden ihres Lebens an ſich vorüberziehen. Mit Vergnügen erinnert ſie ſich der Freude des jungen Paares, als die Empfangsfeierlichkeiten

in Hannover endlich überſtanden waren, und es ſich zum erſten Male allein angehören durfte. „Ernſt Auguſt — ſchreibt ſie — hatte vor der Hochzeit geglaubt, ich würde ihm gleichgültig ſein, da er mich nur aus Intereſſe geheirathet hatte, aber er fand ſich zu mir ſo hingezogen, daß ich mir einbildete, er werde mich ſein Lebenlang lieben. Und ich liebte ihn ſo abgöttiſch, daß ich mich verloren glaubte, wenn ich ihn nicht ſah."

Die Memoirenſchreiberin weiß nur zu gut, daß dies Alles nur ein ſchöner Traum geweſen war, aber kein herbes Wort entſchlüpft ihrer Feder, und ſie duldet ſchweigend, als der Gemahl ſie wiederum zwei volle Jahre allein läßt und diesmal ſchamlos in ſeinem Gefolge die Gemahlin ſeines erſten Miniſters Platen als ſeine erklärte Maitreſſe mit ſich über die Alpen führt.

Wieder ein Jahrzehnt iſt vergangen, und die Kurfürſtin weicht nicht mehr von der Seite ihres Gatten, der anderthalb Jahre lang mit gelähmter Zunge, ohne ſterben zu können, traurig dahinſiecht, und die Siebenzigjährige finden wir täglich am Krankenlager jener Gräfin Platen, die ſie ihres höchſten Glückes beraubt hatte und die jetzt leichter ſtirbt, nachdem ihr die gütige Fürſtin verzeihend die Hand gereicht hat.

Im Reiche wurde Ernſt Auguſt der erſte Edelmann Deutſchlands genannt, und der Hof zu Hannover galt als die hohe Schule des guten Tones. Wer die Reſidenz an der Leine beſuchte, wußte bald, daß die Seele dieſes Hofes die Kurfürſtin ſei. Unter den hohen Frauen, die im Zeitalter Ludwigs XIV. und Auguſt des Starken in der ſchwierigſten Lage die Ehre des Hauſes zu wahren verſtanden, ſteht Sophie obenan. Weiter ging ihr Stolz nicht. Den raugräflichen Kindern Karl Ludwigs iſt ſie eine zweite Mutter geworden, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß ſie genau ſo wie ihre Schwiegertochter einer Mesalliance entſprungen waren; und obwohl ihre

jüngeren Söhne ſie weidlich pflückten, hätte ſie lieber drückenden Mangel ertragen, als daß ſie ihre Neffen und Nichten hätte Noth leiden laſſen.

Auch den ehemaligen Unterthanen ihres Bruders erſchien ſie wie ein Schutzengel, als die Pfalz auf das Machtwort des allerchriſtlichſten Königs in eine Wüſtenei verwandelt wurde, und kein Heidelberger iſt damals ungetröſtet von ihr gegangen. Die ſchwärmeriſchſte Verehrung aber hat ihr die Tochter Karl Ludwigs aus ſeiner erſten, unglücklichen Ehe gewidmet.

Das urwüchſige Pfälzerkind Liſelotte würde unwirſch den Kopf geſchüttelt haben, wenn ihr Jemand prophezeit hätte, daß ſie einſt ihre wie eine Heilige angebetete Tante in der Erinnerung der Nation an Popularität übertreffen werde. Als Eheſtifterin hat Sophie nach Art kluger Frauen keine glückliche Hand gehabt, und auch die unter ihrer Mitwirkung zu ſtande gebrachte Ehe Eliſabeth Charlottes mit dem verſchwenderiſchen und laſterhaften Bruder Ludwigs XIV. darf keine glückliche genannt werden. Aber die Nichte konnte ihr darum nicht gram ſein. Seitdem ſie vier glückliche Kinderjahre unter der Obhut Sophiens in Hannover und Osnabrück verlebt hatte, ſtand es für ſie feſt, daß ihre Tante der Inbegriff aller Vollkommenheiten ſei, und ſie wurde nicht müde, in ihren originellen Briefen dieſer Ueberzeugung, mitunter drollig genug, Ausdruck zu leihen. Nur noch einmal haben ſich beide Frauen geſehen, als Sophie nach dem Frieden von Nymwegen ihrer Schweſter Luiſe Hollandine in Maubuiſſon einen Beſuch abſtattete, und Liſelotte hatte die Genugthuung, die hohen Geiſtesgaben ihrer Tante auch an dem Verſailler Hofe gefeiert zu ſehen. Noch in ſpäteren Jahren kannte die inzwiſchen längſt zu einer korpulenten Dame gewordene Herzogin von Orléans keinen ſehnlicheren Wunſch, als ihrer herzliebſten Tante im Schweiße ihres Angeſichts auf ihren Spaziergängen „nachtrotteln“ zu dürfen.

Aber der mündliche Verkehr wurde faſt erſetzt durch eine der regelmäßigſten und umfangreichſten Korreſpondenzen, die je geführt worden ſind.

Die Kurfürſtin hat manchmal geklagt, daß ſie der Nichte ganze Bücher ſchreiben müſſe, aber für Eliſabeth Charlotte war es jedesmal ein Feſt, wenn ein Schreiben aus Hannover einlief und ſie im Geiſte in die deutſche Heimath verſetzte. Sie meinte wohl, wenn die Briefe der Kurfürſtin in Druck kämen, würden ſie geſchwind aufgekauft werden; denn nichts ſei beſſer, artiger, noch mit mehr Verſtand geſchrieben, und unbedenklich ſtellte ſie das Deutſch Sophiens über das Deutſch der Fruchtbringenden Geſellſchaft, da es beſſer ſei, angenehm, als korrekt zu ſchreiben.

Seitdem ſind die Briefe Liſelottes wiederholt gedruckt worden, die Antworten der Kurfürſtin harren noch, wenn ſie in Paris überhaupt erhalten ſind,* ihres Entdeckers, und wir kennen ihren deutſchen Stil nur aus ihren Briefen an die Raugräfinnen, denen ſie erſt allmählich auch geiſtig näher getreten iſt und ſelten ausführlicher geſchrieben hat. Aber auch danach wird man ſagen müſſen, daß ihr das Franzöſiſche doch geläufiger war. Nur in der Sprache ihrer Kinderjahre fühlt ſie ſich ganz in ihrem Element und weiß ſelbſt dem Unbedeutendſten jene gefällige Wendung zu geben, die den franzöſiſchen Eſprit kennzeichnet. Uebermüthig poltern zuweilen holländiſche, italieniſche, engliſche und deutſche Brocken dazwiſchen, daß man ſich in eine luſtige internationale Geſellſchaft verſetzt glaubt, und als ob ihr plötzlich der Athem ausginge, unterbricht ſie

* Aus den Briefen Eliſabeth Charlottes an die Raugräfin Luiſe (Bibliothek des Stuttgarter Litter. Vereins 107, 440 u. 481) geht nur hervor, daß E. Ch. alle die Prinzeſſin von Ahlden betreffenden Briefe verbrennen wollte.

ſich mitten im beſten Redefluß mit den haſtig hervorgeſtoßenen Worten: „genung hiervon.“

Wer mit dem Maßſtab unſerer Zeit an jene Briefſammlungen herantritt, wird an den vielfach mit unterlaufenden Derbheiten Anſtoß nehmen. Aber die ſich darin wiederſpiegelnde Konverſation iſt im Grunde die gleiche, wie wir ſie dichteriſch geläutert und doch noch derb genug in Shakeſpeares Luſtſpielen und bei Cervantes finden, und entſpricht den Sitten eines Zeitalters, das noch nichts von jener künſtlichen Trennung der Geſchlechter wußte, die dem Manne unter Männern geſtattet, was ihn in Damengeſellſchaft für immer unmöglich machen würde. Das luſtigſte, aber auch frechſte Buch der franzöſiſchen Renaiſſance, den Gargantua des Klerikers Franz Rabelais, hat ſich Sophie auf der Rückreiſe aus Italien von einem Manne, dem als Staatsmann und Gelehrten gleich ausgezeichneten Ezechiel Spanheim, vorleſen laſſen, und manches Citat beweiſt, daß der ſeiner Natur nach eher etwas nüchterne und trockene Diplomat ſeiner Gebieterin bei der Lektüre auch nicht das Mindeſte unterſchlagen hat.

Verpönt iſt nur das Langweilige, und die Schmutzlitteratur unſeres civiliſirten Jahrhunderts würde daher ſchwerlich vor den Augen der Kurfürſtin Gnade gefunden haben. Hübſche Satiren, merkwürdige und ergötzliche Erzählungen und geſchmackvolle, vorurtheilsloſe Bücher religiöſen Inhalts ſind nach Leibniz ihr Fall. Der Modeſchriftſteller von heute und geſtern vermag dem tieferen Bildungsbedürfniß ihres noch in den beſten Traditionen der Renaiſſance lebenden Kreiſes nichts zu ſagen, und ich halte es für keinen Zufall, daß man in ihren Briefen den beſten deutſchen Proſaroman vor Goethes „Wilhelm Meiſter“, den „Simpliciſſimus“ des Renchener Amtmannes Grimmelshauſen, aber kein einziges Werk des ſchwülſtigen Daniel Kaſpar von Lohenſtein erwähnt findet. Wenn ſie die derſelben Moderichtung

wie Lohenſteins Romane ſolgende „Meſopotamiſche Schäferin“ des Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel aus nachbarlicher Courtoiſie in die Hand nimmt, ſo entſchädigt ſie ſich für die ausgeſtandene Langeweile zu nicht geringem Aerger des in der Fruchtbringenden Geſellſchaft der Siegprangende heißenden fürſtlichen Autors durch die treffende Bemerkung, der Herzog habe die Bibel ins Burleske überſetzt. Dabei denkt ſie nicht daran, mit ihrer Beleſenheit zu prunken, und nur durch ein gelegentliches Citat aus Anlaß einer geiſtvollen Parallele zwiſchen Ludwig XIV. und dem oſtrömiſchen Kaiſer Juſtinian erfahren wir, daß ſie auch entlegenere antike Autoren wie den byzantiniſchen Hiſtoriker Prokop geleſen hat.

In ihrer Jugend dienen ihr noch als Handorakel der Weltweisheit die Schriften der ſtoiſchen Populärphiloſophen der römiſchen Kaiſerzeit, Seneca und Epictet, dann folgt ſie mit ſteigendem Intereſſe der mächtigen philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Bewegung ihrer Zeit, und in ihrer Begeiſterung für Spinoza erſcheint ſie geradezu vorbildlich für die Heroen unſerer klaſſiſchen Litteraturperiode. Denn der Philoſoph trägt noch nicht die Feſſeln der Zunft und fühlt ſich an den einen freien Blick über das Weltgetriebe geſtattenden Fürſtenhöfen heimiſcher als in der Abgeſchloſſenheit der Univerſitäten, wo ihm die noch immer allmächtige Theologie Luft und Licht verſperrt.

Aber die Kurfürſtin ſollte ihren philoſophiſchen Neigungen noch weit mehr verdanken als die flüchtige Befriedigung ihres Wiſſens- und Erkenntnißdurſtes, und man wird ſie und ihre Tochter nicht nennen können, ohne ihrer Freundſchaft mit dem größten wiſſenſchaftlichen Genie ihrer Zeit, mit Leibniz, zu gedenken.

Während Sophie Charlotte den Philoſophen durch immer neue Einwürfe und Zweifel oft hart in die Enge zu treiben

verſtand, ſo daß er eines Tages in komiſcher Verzweiflung ausrief, ſie frage nach dem Warum des Warum, erkannte die Mutter mit richtigem Takte die Grenze ihres Horizontes, und an der von Leibniz mit dichteriſchem Schwunge geprieſenen Harmonie der göttlichen Weltordnung bewunderte ſie nichts ſo ſehr wie die von dem Göttlichen im Menſchen Zeugniß ablegende Mannigfaltigkeit unſerer Vorſtellungen über das Unerforſchliche. Bei allem Philoſophiren vergaß ſie aber echt weiblich über dem Was nie das Wie und hat es angenehm empfunden, daß ſich ihr Freund auf dem glatten Boden des Hofes ebenſo gewandt zu bewegen wußte wie in den luftigen Regionen der Spekulation und, wie Liſelotte ſich ausdrückt, zu den Gelehrten gehörte, welche „ſauber ſein, nicht ſtinken und raillerie verſtehen". Sie würde, wenn ſie Voltaires „Candide" noch erlebt hätte, vielleicht auch dieſer klaſſiſchen Satire auf die Leibniziſche beſte aller Welten Geſchmack abgewonnen haben, aber glücklicher als ihr Urenkel, durfte ſie dem Denker und dem Menſchen die gleiche Achtung zollen, und in der heiteren Ruhe ihres Greiſenalters erkennt man die religiöſe Weltanſchauung des größten aller Optimiſten wieder.

Wir haben in unſeren Tagen die glänzendſten Erfolge einer Geſchichtsſchreibung erlebt, die nur die Quellen reden läßt und ſich dennoch, weil ſie ihren Standpunkt der Ueberlieferung zu nahe gewählt hat, zu einer reineren hiſtoriſchen Auffaſſung der Dinge nicht aufzuſchwingen vermag. Wenn wir ihre Methode hier anwenden wollten, ſo wäre es ein leichtes, durch eine Blüthenleſe aus eigenen Aeußerungen der Kurfürſtin ihr nicht allein völlige Gleichgültigkeit in religiöſen Dingen, ſondern auch ein hohes Maß von Frivolität nachzuweiſen. Daß ſie in der Kirche wiederholt an ihren Bruder Briefe geſchrieben hat, vorausgeſetzt, daß ſie Ernſt Auguſt darin nicht durch lautes Leſen einer Komödie ſtörte, ließe ſich zur Noth noch mit der ſchlechten

Akuſtik der Kirche entſchuldigen, die ſie auf ihrer Tribüne kein Wort der an ſich nicht ſehr erbaulichen Predigt eines lutheriſchen Zeloten verſtehen ließ. Aber in Venedig iſt ſie, die Reformirte, aus unziemlicher Neugier einmal in einer katholiſchen Kirche inkognito zur Beichte gegangen, und mit Liſelotte ſtimmt ſie völlig darin überein, daß nichts der Geſundheit förderlicher ſei, als der Kirchenſchlaf. Ueber Pfaffen ſpricht ſie ſich öfters nicht liebevoller aus als über Aerzte und Advokaten, und einmal iſt ſie ſogar verwegen genug, zu behaupten, daß Gläubige wenig Vernunft beſitzen. Und wenn auch der Zuſammenhang, in welchem dies geſagt wird, im Vergleich mit anderen Stellen ergeben ſollte, daß Sophie dabei nur an Fürſten gedacht hat, die ſich bei jedem Schritte von ihrem Beichtvater gängeln laſſen, ſo wird man ihr Mangel an konfeſſioneller Ueberzeugungstreue um ſo unbedenklicher vorwerfen dürfen, da Uebertritte um äußerer Vortheile willen damals keine ſeltene Erſcheinung waren, und ſelbſt Ernſt Auguſt in den langen Verhandlungen über die neunte Kur ſich nachgewieſenermaßen* einmal bereit erklärt hat, für den Kurhut ſeinen Glauben abzuſchwören.

Alles dies und noch mehr iſt von proteſtantiſchen Forſchern angeführt worden mit dem erklärenden Hinweis auf das liebloſe Verhältniß der Witwe des Winterkönigs zu ihren Kindern. Aber das Weſen der Sache wird damit meines Erachtens nicht berührt.

Sophie war in der Pfalz Zeugin der toleranten Kirchenpolitik ihres Bruders geweſen, und als Karl Ludwig zur Krönung ſeines Werkes in Mannheim eine der heiligen Eintracht gewidmete Kirche für den Gottesdienſt aller drei Bekenntniſſe erbauen ließ, hoffte er in den Freskomalereien von Bernardis

* Vergl. darüber auch die eben erſchienene erſte Lieferung des zweiten Bandes von Erdmannsdörffers „Deutſcher Geſchichte vom Weſtfäliſchen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen“ S. 54.

Hand ſeine Schweſter als Schutzheilige der Indifferenz verewigt zu ſehen. Aber wenn auch Sophie über den Konfeſſionen und vor allem über dem konfeſſionellen Hader ſtand, ſo hielt ſie doch dafür, daß niemand ohne inneren Antrieb den Glauben, in welchem er geboren ſei, wechſeln dürfe, und den Uebertritt ihres eigenen Sohnes Maximilian Wilhelm wollte ſie aus Schamgefühl nicht einmal der Herzogin von Orleans eingeſtehen.

Der Toleranz Karl Ludwigs liegt ein nur ſehr ſchwach entwickeltes religiöſes Bedürfniß zu Grunde. Das Verhältniß der Schweſter zur Religion iſt weit innerlicher. Daß in der ſichtbaren Welt alles natürlich zugehe, wenn uns auch die Urſachen nicht immer bekannt ſeien, war für ſie ein unumſtößlicher Glaubensſatz, aber ebenſo feſt überzeugt war ſie, daß das menſchliche Herz auf die Dauer nun und nimmer in einer abſtrakten Vernunftreligion ſeine Befriedigung finden könne, und als ſie die Schriften des engliſchen Deiſten Toland kennen lernte, bemerkte ſie trocken: „Das hab ich mit die Schuh verſchliſſen.“* Doch blieb ihr Gottesbewußtſein immer durchaus praktiſch und reſolut, und ohne jede Selbſtgerechtigkeit forderte ſie vom Glauben, daß er in guten Werken ſichtbar werde. Alles andere pflegte ſie kurzerhand als Pfaffengezänk abzufertigen und meinte, im Jenſeits frage man Niemand nach ſeiner Religion, ſondern was er Gutes und Böſes gethan habe.

So wenig ſie aber von allem Sektenweſen etwas wiſſen wollte und bei Quäkern und Pietiſten zwiſchen der oft recht wunderlichen und lächerlichen Außenſeite und dem tieferen Inhalte nicht zu unterſcheiden vermochte, ſo war doch auch ſie in ihrer Art genöthigt, ihre religiöſe Erbauung abſeits von der Heerſtraße zu ſuchen, und wenn wir ſie bei der Andacht be-

* Der angebliche Deismus der Kurfürſtin iſt der einzige Punkt in K. Fiſchers klaſſiſcher Charakteriſtik Sophiens (Geſch. der neueren Philoſophie II. 3. Aufl.), dem ich nicht beiſtimmen kann.

lauſchen wollen, ſo dürfen wir ſicher ſein, ſie nicht in der Kirche, ſondern an einem ſchattigen Plätzchen ihres Gartens im ernſten Geſpräche mit ihrem philoſophiſchen Freunde zu finden.

Auch Leibniz ſtand über den Konfeſſionen, aber er ſuchte die Eintracht in einem höheren, poſitiveren Sinne als Karl Ludwig und ließ nicht nach in ſeinen Bemühungen für eine kirchliche Wiedervereinigung der chriſtlichen Bekenntniſſe. Wie bei allen Reunionsverſuchen ſeit der großen Kirchenſpaltung politiſche und kirchliche Intereſſen ſich gekreuzt hatten, ſo verſchmähte auch er nicht, im katholiſchen und im proteſtantiſchen Lager die politiſchen Vortheile der Einigung geltend zu machen, und er fand gerade dafür bei der weltklugen Kurfürſtin das regſte Verſtändniß. Ueber den vorausſichtlichen Erfolg dachte ſie freilich ſo ſkeptiſch wie ihr Türke, den ihr Georg Ludwig nach der Befreiung Wiens als Beuteſtück mitgebracht hatte, und der zu ſagen pflegte, er wolle ein Chriſt werden, wenn erſt die Chriſten untereinander einig geworden ſeien. Aber die Art des Philoſophen, in allen Dingen nicht auf das Unterſcheidende und Trennende, ſondern auf das Gemeinſame und Verbindende zu ſehen, blieb doch nicht ohne Einfluß auf das geſamte Denken und Empfinden der Kurfürſtin.

Hannover wurde ſo für lange Jahre das Centrum, in welchem alle Fäden der Reunionspolitik aus Wien und Rom zuſammenliefen, und die Kurfürſtin benutzte bereitwillig ihre franzöſiſchen Beziehungen, um Leibniz auch mit dem ehrwürdigen Haupte der gallikaniſchen Kirche, Biſchof Boſſuet, in Verbindung zu ſetzen. Allein in Frankreich war die kirchliche Einheit durch die Dragoner Ludwigs XIV. weit ſchneller hergeſtellt worden, als es langwierige Verhandlungen vermocht hätten, und es war nur folgerichtig, daß man dem Philoſophen das Anſinnen ſtellte, durch bedingungsloſe Rückkehr zur alten Kirche die Welt von dem Ernſte ſeiner religiöſen Friedensliebe zu überzeugen.

Auch an Sophie erging aus dem Kreiſe ihrer Schweſter von Maubuiſſon die gleiche Aufforderung, und die frühere Oberin von St. Cyr, Frau von Brinon, beſchwor ſie, durch ihren Uebertritt ſich im Paradieſe einen Platz an der Seite ihrer geliebten Schweſter zu ſichern. Die Kurfürſtin aber antwortete gelaſſen, daß ſie wie David im Hauſe des Herrn nicht mehr als das Pförtneramt begehre. „Wer erleuchteter iſt als ich — fuhr ſie fort —, wird vielleicht ein höheres Ziel erreichen; denn Chriſtus ſagt, im Hauſe ſeines Vaters gebe es viele Wohnungen. Wenn Ihr in der Eurigen ſein werdet und ich in der meinigen, werde ich nicht verfehlen, Euch den erſten Beſuch zu machen, und wir werden uns ganz gewiß gut vertragen, da es ſich dort nicht mehr um Glaubensſtreitigkeiten handeln wird. Auch glaube ich nicht, daß der liebe Gott dem Teufel den Ruhm des größten und ſchönſten Hofes laſſen wird, was ſicher der Fall wäre, wenn nur die der Herrſchaft des Papſtes und ſeines Konziles Unterworfenen gerettet würden."

Ich kenne kein Schreiben, das für die Sinnesart der Kurfürſtin charakteriſtiſcher wäre als dieſer Brief, der auch Frau von Brinon zu dem Geſtändniß zwang, daß ihr Bekehrungsverſuch nicht ſchonender und anmuthiger zurückgewieſen werden konnte. Echte Duldſamkeit wird immer eine Sache des Herzens ſein, und was die Kurfürſtin als eine der größten Paradieſesfreuden empfunden hatte, machte Friedrich der Große ebenſo hochherzig wie ſeine Ahnfrau zur That, als er in ſeinen Staaten Jeden nach ſeiner Façon ſelig werden ließ. Aber auch der Hiſtoriker ſollte gegen Charaktere, wo er nur immer „heiterem Sinn und reinen Zwecken" begegnet, Duldſamkeit üben, und ſo wollen auch wir uns durch grämliches Mäkeln die Freude an einer der adeligſten Fürſtinnen Deutſchlands nicht verkümmern laſſen.

Potoſi.

Bilder und Geſchichten aus der Vergangenheit einer ſüdamerikaniſchen Minenſtadt.

Von

Leopold Contzen,
Gymnaſial-Direktor in Eſſen.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

I.

Inmitten des Hochplateaus von Bolivien, von einsamen schneebedeckten Cordilleren umgeben und von tiefen wasserreichen Thälern und Quebradas durchsetzt, in deren Niederungen zahlreiche Rinder weiden, liegt die heutige Provinz des Freistaates Porco. Hier trieben die unternehmenden Herrscher von Peru, die Inkas, einen überaus ergiebigen Bergbau. Das dort gewonnene Edelmetall durfte nicht außer Landes geführt werden, es diente zur Ausschmückung der prachtvollen Sonnentempel und der königlichen Paläste; heimische Künstler schmiedeten es zu Platten und Gefäßen und statteten diese mit zierlichen Blumen- und Pflanzengebilden, mit Darstellungen von Thieren aus. Ein märchenhafter Reichthum von Gold, Silber und Edelgestein häufte sich im Laufe der Zeit in den Tempeln des Sonnengottes, sowie in den Schlössern und Gärten der Fürsten auf, der mit ehrfurchtsvoller Scheu von den Indiern betrachtet wurde; sie sahen in den kostbaren Schätzen das ausschließliche Eigenthum des Trägers der höchsten Gewalt, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, mit würdiger Pracht die religiösen Feste zu feiern und durch prunkende Hofhaltung den Abglanz göttlicher Majestät hienieden zu erhöhen. Darum erlagen sie auch nicht der Versuchung, das gleißende Metall zu entwenden oder im Schoße der Erde danach zum eigenen Gebrauche zu

graben. Der vorletzte Fürſt in der Reihe der Inkas, Huayna Capac, unternahm eine Heerfahrt nach der Provinz Los Charcas im Südoſten ſeines Reiches, um ſeine Unterthanen gegen die Einfälle wilder Stämme zu ſchirmen, und lagerte ſich, als der Feind gezüchtigt war, zur Erholung an dem See Tarapaya, unweit des heutigen Potoſi, um ſich an den warmen Quellen desſelben zu erfriſchen. Der Anblick des hohen Bergkegels, an deſſen Saume ſich die ſpätere Minenſtadt hindehnt, erregte die Aufmerkſamkeit des Inka; er erſtieg denſelben, und dieſer Beſuch hat nach der volksthümlichen Ueberlieferung zur Entdeckung jener unermeßlichen Silberſchätze geführt, die hier im Inneren der Erde ſchlummerten. Gleich bei ſeiner Rückkehr nach dem etwa ſechs Meilen entfernten Porco entſandte Huayna Capac bergbaukundige Indier, um den Inhalt des Kegels zu unterſuchen. Als dieſe, heißt es, ihre Aufgabe begannen, erdröhnte plötzlich alles umher, und aus den Tiefen erſcholl der Ruf: „Laßt das Silber in dieſem Berge ruhen, es iſt beſtimmt für andere Herren!“ Erſchreckt warfen die Indier ihre Schlägel nieder und eilten nach Porco, um dem Fürſten das Machtgebot des Erdgeiſtes zu verkünden, und dieſer unterſagte ſtrenge ſeinen Unterthanen, dort nach Erzen zu graben.

Wie dem auch ſein mag, der Bergkegel blieb in der Inkazeit unangetaſtet, und ſeine Umgebungen dienten nach wie vor den Herden zur Weide. Die nächſten Bewohner ſelbſt hatten keine Ahnung weder von den Schätzen in ihrer Mitte, noch von den Gefahren, mit denen der aufragende Berg ihr Stillleben bedrohte. Kurz nach dem Tode des mächtigen Huayna Capac pochten ſpaniſche Abenteurer an die Pforten ſeines Reiches, um den Indiern mit dem Kreuze zugleich Unterdrückung und Knechtſchaft zu bringen. Der Indier wurde ein Sklave und ein Fremdling im Lande ſeiner Väter; auf den Trümmern des glänzenden Inkareiches gründeten die harten Konquiſtadoren

die Staatseinrichtungen ihrer Heimath. Gleich nimmersatten Ungeheuern verschlangen die Minen die wehrlose Urbevölkerung, Zittern ergriff Jeden, der sich darin zum Tagewerke bestimmt sah.

Im Jahre 1543 fanden die Konquistadoren die Silbergruben von Porco, welche die Inkas bewirthschaftet, auf. Francisco Pizarro hatte seinem Bruder Gonzalo den Befehl über eine starke Streitmacht gegeben, um sie gegen die kühnen Eingeborenen von Charcas zu gebrauchen. Gonzalo stieß auf heftigen Widerstand, doch gelang es ihm, die Landschaft zum Gehorsam zu bringen. Er sowohl, wie sein Bruder Hernando, der ihm bei der Eroberung Hülfe geleistet, wurden dafür mit einer bedeutenden Schenkung der ergiebigen Bergwerke in der Nähe von Porco belohnt, einem Theile der Silberberge von Potosi. Auch die Feldhauptleute Diego Centeno und Juan de Villaroel besaßen hier Güter und Lehen (Encomiendas) und hielten ihre Indier zu schweren Frohnden im Schoße der Erde an. Unter ihren Dienern fand sich ein Eingeborener aus Chumbivilca, Namens Huallpa, ein aufgeweckter, rühriger Bursche, der sich durch Anstelligkeit und Arbeitslust das Vertrauen seiner Herren erworben hatte. Er führte namentlich die Aufsicht über die Herden der Lamas, auf deren Rücken die Ausbeute der bergmännischen Thätigkeit nach der Küste des Stillen Oceans gebracht wurde. Eines Tages, es war im Januar 1545, trieb er seine Thiere auf die Weidegründe in den Niederungen von Potosi; nach der gewöhnlichen Ueberlieferung suchte er ein Obdach in einer Höhle des Bergkegels und zündete dann, um die scharfe Kälte abzuwehren, ein Feuer an. Am folgenden Morgen sah er, daß die Flamme Silber aus den Wänden des Obdachs herausgeschmolzen hatte, und als erfahrener Bergmann erkannte er sofort den Werth des zufälligen Fundes. Nach einer anderen Sage hielt sich Huallpa bei der Ver-

folgung eines flüchtigen Lamas bei dem ſteilen Wege nach dem Gipfel des Berges an einem Strauche feſt, um bequemer hinaufſteigen zu können, riß denſelben bei dem Aufſchwung aus dem Erdreiche und ſah, daß an deſſen Faſern zahlreiche Silberkügelchen hingen. Anfangs behielt er das koſtbare Geheimniß für ſich allein; verſtohlen ſchlich er zu dem Bergkegel und holte ſich mit leichter Mühe das ſilberreiche Erz aus den Adern der Oberfläche. Bald erkannte aber das ſcharfe Auge eines ſeiner Genoſſen, Namens Huanca, an der veränderten Lebensweiſe Huallpas, ihm müſſe wohl ein reicher Schatz, vielleicht ein anſehnlicher Gräberfund, zu theil geworden ſein, und bewog ihn durch Drohungen, die Urſachen ſeines plötzlichen Wohlſtandes aufzudecken. Beide erfreuten ſich eine Zeitlang des ihnen gewordenen Glücksfalles, dann aber brachen Zwiſtigkeiten unter ihnen aus, und Huanca verrieth das Geheimniß ſeinem Herrn Juan de Villaroel.

Nach dem werthvollen Berichte José Acoſtas machte ſich dieſer unverweilt auf den Weg und nahm denjenigen Theil des Bergkegels in Beſitz, der nach dem amtlichen Regiſter ſpäter Mine Descubridora hieß.

Der Entdecker der unermeßlichen Metalllager, Huallpa, der in dieſen öden Strichen den Uebergang in eine neue Zeit, in neue Lebensgeſtaltungen vollzog, kam um ſeinen Lohn; die Spanier grollten ihm, weil er die Kunde von dem Reichthum des Berges ihnen vorenthalten, die Indier, weil er das Verbot ihres Gottes übertreten. Sein Genoſſe Huanca verpraßte die ihm gewordene überreiche Entſchädigung, dann aber verſchwand er ſpurlos; nach der Ueberlieferung verirrte er ſich nachts auf dem Bergkegel; in der Morgendämmerung hatte man ihn dort noch auf einem Steine ſitzen ſehen, und dieſer diente den Indiern zum Beweiſe, daß ihn dort ein göttliches Strafgericht ereilt habe.

Der Entdeckung der Silberlager folgte am 7. September 1545 die Gründung der Stadt Potoſi durch Villaroel, die beiden Centenos und Santardia mit 170 Spaniern und 3000 Indiern.

Mit Blitzeseile hatte ſich das Gerücht von den Schätzen des Bergkegels verbreitet, und mit märchenhafter Schnelligkeit füllte ſich die neu errichtete Stadt. Bald ſtanden die Gruben von Porco verlaſſen da, die ſpaniſchen Bewohner des unweit liegenden Chuquiſaca verließen die aufblühende Stadt und ſiedelten in fieberhafter Haſt nach Potoſi über. So mächtig durchzitterte Habſucht die Herzen, daß man, der ſchneidenden Kälte trotzend, unter freiem Himmel lagerte; Niemand wollte ſeine Indier zum Häuſerbau hergeben und glücklicher Zufälle des Gewinnes verluſtig gehen.

Zwar brachten die Indier der nahen Ortſchaft Cantumarca Mengen von Lebensmitteln auf den Markt und erzielten fabelhafte Preiſe, allein zur Nahrung für die Herren und ihre Arbeiter reichte das nicht im entfernteſten aus, und ſo erlebte man das Schauſpiel, daß die Spanier Schätze auf Schätze häuften, ohne mit ihnen Schutz gegen die Unbilden der Witterung, gegen Fieberfroſt, gegen den Zahn des Hungers erkaufen zu können. Zwar entriſſen die gewaltthätigen Konquiſtadoren den Einwohnern von Cantumarca ihre Hütten, aber da immer neue Abenteurer hinzuſtrömten, machte ſich das Bedürfniß nach einem geregelten Häuſerbau immer mehr fühlbar; daher zwangen ſie die Vertriebenen mit roher Gewalt, Handlangerdienſte zur Errichtung von Wohnungen zu leiſten und mit der Bereitung von Ziegeln zu beginnen; vergebens wieſen die Unterdrückten auf die Nothwendigkeit, die Felder zu beſtellen, hin, da ſonſt Herren und Knechte elend umkommen müßten, und erhoben ſich gegen ihre Bedränger, aber der Aufſtand ward niedergeworfen und koſtete Vielen das Leben. So trieft auch der Boden von Po-

toſi, wie der faſt jeder von den Spaniern gegründeten Stadt, nicht bloß vom ſauren Schweiße, ſondern auch von dem Blute der alten Bevölkerung.

II.

In einem breiten Thale, deſſen Ebene, von Oſten nach Weſten gerichtet, ſich unter einem Winkel von durchſchnittlich 8° neigt, nach Pentland 12,526 Pariſer Fuß über dem Meeresſpiegel, erhebt ſich der berühmte Bergkegel, der Cerro von Potoſi, etwa 1000 m über der Hochebene und bildet den Knotenpunkt der Cordilleren von Andacachua und Porco. Er verdankt ſeinen Urſprung einer Eruption von Quarz und Felſitporphyr, welche durch die viele Meilen ausgedehnten mächtigen Schichten des Urthonſchiefers ſich Bahn gebrochen, dieſe letzteren mit emporgeriſſen und auf der Berührungslinie vielfach zertrümmert hat. Der Urthonſchiefer bildet äußerlich die Grundfläche des Porphyrkegels, an einigen Punkten bis zu einer Höhe von faſt 400 m über der Stadt, indem er denſelben in einer mehr oder minder elliptiſchen Form einſchließt, deſſen Längenachſe ſich von Nordweſt nach Südoſt erſtreckt. Die Abhänge des Berges nach Süden vereinigen ſich bereits in weniger als 400 m Tiefe unter dem Gipfel mit anderen angrenzenden Höhen, während nach Norden und Weſten hin tiefe Schluchten ſich furchen. Etwa eine Meile nordweſtlich vom Cerro liegt die gefeierte Quebrada San Bartolomé, die bis zu einer Tiefe von mehr als 1100 m eingeſenkt iſt, die Abzugsrinne für die Waſſergefälle aus den im Südoſten der Stadt gelegenen Sammelteichen, von denen noch unten die Rede ſein wird. Da ſich nämlich in unmittelbarer Nähe der Stadt kein Fluß oder Bach vorfand, ſich von Anfang an aber das Bedürfniß nach Waſſergefällen zur Anlage von Pochwerken zum Zermahlen der

ſilberhaltigen Erze fühlbar machte, ſo legte man im Südoſten der Stadt nach und nach ein trefflich ineinandergreifendes Syſtem von kleinen Seen an, um auf dieſe Weiſe alles der Cordillere entſtrömende Waſſer einzufangen. Dieſe Sammelteiche, Lagunen heißt ſie der Volksmund, erſtrecken ſich bis zu mehreren Meilen Entfernung von Potoſi, der Waſſerſpiegel des höchſtgelegenen iſt in gleicher Horizontalebene mit dem Gipfel des Cerro; Millionen hat dieſe großartige Anlage verſchlungen. Obgleich dieſe Waſſerbecken im Laufe der Zeit vielfach verſandet ſind, ſo liefern ſie doch noch immer die zum Gange der Pochmühlen nöthigen Waſſerkräfte, die ſich nur in Zeiten anhaltender Dürre und Trockenheit vermindern. Das Ufergelände der koſtſpieligen Waſſerleitungen aus den Lagunen heißt die Ribera. Jenſeits dieſer hydrauliſchen Werke folgen leiſe Bodenanſchwellungen, auf denen die Indier ihre beſcheidenen Wohnungen errichtet, die Ortſchaft Guiñayrrumi; von hier holten die Spanier das Material zum Häuſerbau, Steine von dunkler grauer Farbe; daran ſchließen ſich ſumpfige Flächen, von den alten Einwohnern als Weidegrund und Tränke für die Herden benutzt. Von welcher Seite ſich der Reiſende Potoſi nähern mag, er hat tiefe Schluchten zu durchwandern, und bemerkt die Stadt erſt, wenn er vor ihr ſteht; der Cerro jedoch, dieſer Gegenſtand einer ſtets gereizten, nie befriedigten Habſucht, zeigt ſich ſchon in weiter Ferne mit wechſelndem Farbenſpiel, ſchwarzgrau, orange, dunkelblau und roth.

Wegen der hohen Lage iſt die Luft ſehr dünn und trocken, ſo daß der an eine feuchte, ſchwere Atmoſphäre gewöhnte Europäer keine dreißig Schritte gehen kann, ohne daß der Athem ſtockt. Die aus dieſer freien kalten Luft hervorgehende Beklemmung der Athmungsorgane nennt man Soroche, ein Unwohlſein, das bei leichter Unvorſichtigkeit den augenblicklichen Tod bei Menſchen und Thieren hervorrufen kann.

Man erlebt auch im Sommer faſt an jedem Tage alle Temperaturen der vier Jahreszeiten, obgleich die Stadt noch in der heißen Zone liegt. Früh am Morgen ſchüttelt man ſich vor der ſcharfen, durchdringenden Kälte, nachmittags fühlt man ſich wohl, wie in der Wärme unſerer ſchönen Junitage, von 12—2 Uhr ſtechen die Sonnenſtrahlen, und abends iſt es nicht nur friſch, ſondern empfindlich kühl. Faſt in allen Monaten gefrieren die Bäche in den oberen Theilen der Stadt; der Schnee hält ſich niemals einen Tag hindurch; denn ſobald die Sonne ihn ihre mächtige Wirkung ſpüren läßt, zergeht er ſchnell zu Waſſer; auch wenn er einen Fuß hoch gefallen iſt, iſt nachmittags das ganze Straßenpflaſter trocken. Die erſten dort angeſiedelten Spanier ertrugen dieſen Luftwechſel nur ſchwer, zahlreich erlagen ihre Kinder dieſen Unbilden der Witterung.

Potoſi liegt am nördlichen Fuße des ſilberreichen Cerro. Die nächſten Umgebungen ſind kaum mehr als unfruchtbare, rauhe Wüſteneien, der Boden iſt ſteinig, bedeckt mit Felsgeröll und durchſchnitten von engen tiefen Thalſchluchten, ungeeignet für die Arbeit des Pfluges. Zwar hat man an einigen Stellen oberhalb der Stadt bei Anwendung künſtlicher Bewäſſerung den Verſuch gemacht, Gerſte zu ziehen, aber ſie zeitigt nur dürftige Aehren, wird nie reif, daher grün geſchnitten und mit dem Halm verfüttert. Nur in den tieferen Thälern zieht man mit einigem Erfolg Weizen, Gerſte, Mais, Kartoffeln und einige Gemüſe. Für den Reiſenden, der von La Paz kommt, iſt das Eingangsthor zu Potoſi die Quebrada von Tarapaya, hochberühmt in den alten Volksüberlieferungen durch ihre Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten. Und in der That, wenige Gegenden in der Welt mögen einer regen, abergläubiſchen Phantaſie ſo viel Nahrung bieten. In einer Reihe von donnernden Fällen ſtürzt ein wilder Gießbach in eine enge, tiefe Schlucht; unten

zwiſchen den nackten Felswänden zieht ſich, dem Laufe des Waſſers folgend, ein ſchmaler Saumpfad, deſſen Bau in früheren Jahren unermeßliche Summen gekoſtet haben ſoll, beſäet mit Maulthiergebeinen, voll von Kreuzen an den Seiten, Höhlen in den Wänden und ſeltſamen Felsformen, die mit tauſend Zungen zu reden ſcheinen. Freudig athmet der Wanderer auf, wenn er den unheimlichen Paß hinter ſich liegen hat. In ſolchen geſchützten Flußthälern wächſt der charakteriſtiſche Baum des boliviſchen Hochlandes, der Molle, eigentlich ein ſehr dornenreiches, hohes, breitſchirmiges Buſch- oder Strauchwerk, deſſen Dornen bis 5 Zoll lang, ſo ſpitz wie Nadeln und ſo hart wie Horn ſind. Das Laubwerk, beſtehend in ſchmalen, ſpitz zulaufenden und gekräuſelten Blättern, iſt den Ziegen ein Leckerbiſſen; man findet die Thiere oft hoch in den Büſchen ſitzen, um ſich zu ſättigen. Die Frucht iſt eine lange, rothbraune Schote, welche die Indier zur Schärfung ihrer Speiſen verwenden.

Als Merkwürdigkeiten zeichnen ſich in der rauhen Umgebung von Potoſi die vielen heißen und warmen Quellen aus, wie El Baño, die Bäder ſüdlich von der Heerſtraße zwiſchen Potoſi und Chuquiſaca, und beſonders die warmen Quellen in Totora, zwiſchen Potoſi und Yocalla am Pilcomayo, den die Spanier hier mit einer ſchönen Rundbogenbrücke überſpannt haben. Im Cercado entſpringt eine Quelle dieſes Pilcomayo, die den kleinen Fluß Potoſi bildet. Das ebenerwähnte Yocalla, zwiſchen den Gebirgsgruppen Huayna-Potoſi und Najacara, ſpielte in der Geſchichte Potoſis eine wichtige Rolle; denn hier gewinnt man aus den mächtigen und ausgedehnten Steinſalzlagern, die im Schiefer aufſetzen, die nöthigen Salzmaſſen, welche der Amalgamationsprozeß erfordert.

III.

Vier Kriegsleute alſo, aus der Zahl der Konquiſtadoren, waren es, die den Entſchluß faßten, am Nordfuße des Cerro eine neue Stadt zu gründen, die Feldhauptleute Villaroel, Santardia und die beiden Centenos, und gaben ihr auf Grund einheimiſcher Benennungen den Namen Potoſi. Sie holten ſich, da die meiſten Umwohner ſcheu geflohen waren, zwangsweiſe Eingeborene aus Porco herbei und hielten ſie gewaltſam zum Häuſerbau an. Den 4. Dezember 1545 beſtimmten ſie als Gründungstag.

In dem erſten Eifer des Bauens vergaß man, zumal da der ſteigende Ruf des Silberberges immer mehr Abenteurer herbeilockte, den Bürgern einen genauen Grundriß aufzuerlegen, und ſo gewährte die Stadt, die nach 18 Monaten mehr als 2500 Feuerſtellen bei einer Zahl von 15000 Einwohnern beſaß, einen höchſt ungeordneten Anblick durch ihre engen, krummwinkligen Gaſſen. Bald trug das tauſendſtimmige Gerücht ihren Namen in die alte Welt und gewann ihr eine hohe Auszeichnung; Villaroel wünſchte vom Kaiſer Karl V. den Ehrentitel: Descubridor y fundador, Entdecker und Gründer, und unterſtützte die ruhmredige Schilderung ſeiner Verdienſte durch ein Geſchenk von 12000 Mark feines Silber. Der Kaiſer gewährte nicht nur ſeine Bitte, ſondern nahm ihn auch unter die Ritter des Santiagoordens auf; die Stadt Potoſi ehrte er durch Verleihung eines Wappens und des Titels: Villa imperial, d. h. Kaiſerſtadt.

Die Anlage der auf dem nackten Tafellande tumultuariſch erbauten Stadt zeigte überall eilfertige Ueberſtürzung und das Gepräge des aus dem Stegreife Entſtandenen, bis der Vizekönig Francisco de Toledo (1569—1581) ihr ſein großes Verwaltungstalent zuwandte. Fünf Jahre lang hat er ſcharf

beobachtend das alte Inkareich durchzogen und, umgeben von den einſichtigſten Kennern des Landes, wie dem Geſchichtsſchreiber Polo de Ondegardo, dem Oberrichter Matienza, dem Jeſuiten Acoſta, eine Reihe von praktiſch durchgreifenden und wohlthätigen Einrichtungen getroffen. Beſonders iſt ihm Potoſi zu hohem Danke verpflichtet; er beſeitigte den ſchiefen, ungeſunden Straßenplan, gründete die Münze, legte den Grundſtein zur Kathedrale, verbeſſerte die Art der Silberaufbereitung und erließ jene berühmten „Ordenanzen", die bis zum Unabhängigkeitskriege rechtskräftig geblieben ſind. Ruhmvoll würde ſein Name durch die Jahrhunderte peruaniſcher Geſchichte ſtrahlen, wenn den blanken Schild ſeines Namens nicht der häßliche Flecken eines Juſtizmordes, die Hinrichtung des unglücklichen Inkas Tupac Amaru, ſchändete, eine Maßregel, die vielleicht die kalte Politik forderte, die aber ſogar der finſtere Philipp II. und mit ihm die Nation verurtheilte.

Unter dem Hochdrucke des vizeköniglichen Willens gewann Potoſi bald das Ausſehen einer modernen Stadt; ſie beſaß 24 von Süden nach Norden laufende breite Hauptſtraßen, die rechtwinklig von vielen ſchmaleren durchſchnitten wurden, 3 große öffentliche Plätze, 11 Brücken über die Ribera; allmählich gaben die gewerblichen Bauten längs derſelben ihr manche Züge eines heutigen Induſtrieortes. Ein Reiſender, der hundert Jahre nach der Gründung die Minenſtadt beſuchte, zählte 4000 wohlgebaute Häuſer aus Stein, berichtet ſtaunend von den mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtatteten Kirchen und Klöſtern und ſchätzt die Zahl der waffenfähigen Spanier auf 4000, der Indier auf 10000, Neger und Mulatten nicht mitgerechnet.

Entſprechend dem ſpaniſchen Volkscharakter entſtanden viele dem Gottesdienſte, dem beſchaulichen Leben und der Krankenpflege geweihte Anſtalten; 15 Pfarreien ſorgten allein für die geiſtlichen Bedürfniſſe der Indier; das vornehmſte Kloſter war

dem heiligen Franciscus gewidmet; beim Bau desſelben fand man, erzählt die Legende, in den Erdmaſſen ein Chriſtusbild — Santo Cristo de la Vera Cruz — das weit und breit im Lande eine hohe Verehrung genoß. Auch die Jeſuiten hatten in Potoſi eine Niederlaſſung und beſchäftigten ſich eifrig, durch Handelsſpekulationen und Wißbegierde angetrieben, mit den geologiſchen Verhältniſſen des Hochlandes; ſo haben ſie zu Chilco, in der an Argentinien grenzenden Provinz Chichas des heutigen Boliviens, bedeutende Goldminen auf einem 8 m mächtigen und faſt eine Meile langem Quarzgange bearbeitet, der heute nur wenige Indier anzieht. Der Vizekönig Francisco de Toledo veranſtaltete im Jahre 1578 eine Volkszählung; ſie ergab 120000 Einwohner; die höchſte Ziffer, 160000 Einwohner, brachte die Volkszählung von 1650. Lebensmittel erreichten unter ſolchen Verhältniſſen früh ungeheure Preiſe infolge des raſchen Zufluſſes von Reichthum; ſchon Garcilaſo berichtet, daß 10 Jahre nach der Gründung Potoſis dort ein eiſernes Hufeiſen an Werth dem Silbergewichte beinahe gleichkam. Schon früh war die Stadt mit gutem Trinkwaſſer verſehen; die großartigen Waſſerleitungen längs der Ribera geſtatteten es, die Waſſervorräthe durch 290 Röhren den Häuſern zuzuführen. Dagegen ſah es mit der öffentlichen Macht jämmerlich aus; als Helms im vorigen Jahrhundert nach Potoſi kam, lag dort eine Beſatzung von 500 Mann, ſchlecht gekleidet, ohne Geſchütze, mit zerriſſenen Uniformen und hölzernen Flinten.

Um ſich ein richtiges Bild vom Arbeitsfelde der früheren und jetzigen bergmänniſchen Thätigkeit im Cerro zu verſchaffen, muß man ſich den Kegel von zwei Horizontalebenen durchſchnitten denken, wodurch drei Zonen entſtehen; eine vom Gipfel bis zu einer Tiefe von 405 m, oder bis zur Sohle des Mundloches der am nördlichen Abhange gelegenen Mine Cotamitos gefällte Senkrechte beſtimmt die oberſte Zone, deren

Grundfläche ungefähr 1500 m im Durchmeſſer hat. Sie beſteht ausſchließlich aus Porphyr, der in der Nähe des Gipfels eine auffallende Härte infolge des überwiegenden Quarzgehaltes zeigt, während in der Teufe mehr der Feldſpat vorherrſcht; ſie iſt die ſagenumwobene Silberkammer des Berges, der Schauplatz der alten Geſchichte des Bergbaues. Ihre Erträge berechnet Alexander von Humboldt auf mehr denn eine Milliarde Peſos; hier lagen die vier Hauptgruben, die Rica, die Centeno, die Eſtaño und die Mendieta. Dieſe höchſtgelegene Zone wird als gänzlich abgebaut betrachtet. Als Schlägel und Hammer bis in eine Tiefe von 405 m eingedrungen, erkannte man die Schwierigkeit der Gewinnung der Erze aus dem Kerne des Cerro infolge des abſcheulichen Raubſyſtems der Spanier als nnüberwindlich. Da die Eigenthümer danach ſtrebten, möglichſt ſchnell ſich zu bereichern, beobachtete man von Anfang an keine techniſchen Vorſchriften und legte nicht für das vom Tage hereindringende Waſſer Entwäſſerungsſtrecken an, ſo daß, da auch in den meiſten Minen die Wetter fehlten, der Weiterbetrieb nach der Teufe hin eingeſtellt werden mußte. Die Hoffnungen der Gegenwart bewegen ſich um die zweite Zone, welche bis zur Horizontalfläche des tiefſten Stollens, des Real Socabon, herabreicht, etwa 180 m über dem Hauptplatze der Stadt, mit einer Scheitelhöhe von 235 m und einem Grundflächendurchmeſſer von 2750 m. Die Bearbeitung der dritten Zone, welche den eigentlichen Fuß des Berges bildet, wird den künftigen Geſchlechtern anheimfallen; man ſchätzt die Teufe auf 360 m, ſoweit dürfte es nach Angabe von Kennern des Platzes möglich ſein, die Baue bei reicher Erzführung niederzutreiben, ohne auf ganz außerordentliche Schwierigkeiten zu ſtoßen.

Zu der mühſeligen Arbeit im Schoße der Erde bedurften die neuen Herren billiger und geſchulter Hände; ſie glaubten ihrer Herrſcherſtellung durch ehrliche Thätigkeit zu vergeben;

andererſeits mochten ſie auch den Anforderungen, welche der Bergbau an die Manneskraft des Einzelnen ſtellte, ſich nicht gewachſen fühlen, noch durften ſie erfahrene Bergleute aus der alten Welt kommen laſſen, weil die ſpaniſche Regierung die reichen Länder in ſtrenger Abgeſchloſſenheit hielt und nur den eigenen Unterthanen den Zutritt geſtaltete. So wurde die ſchwere Noth des Bergbaues auf die Schultern der geduldigen, widerſtandsloſen Eingeborenen gewälzt; die harten Eroberer unterwarfen die Unglücklichen einem furchtbaren, raffinirt ausgeklügelten Loſe, der ſogenannten Mita.

Die Konquiſtadoren betrachteten nämlich Land und Leute als rechtmäßiges Eigenthum ihres Königs, in deſſen Dienſt ſie ſtanden; daher war die Vertheilung beider an die Eroberer der erſte Schritt nach der Beſitzergreifung zur Belohnung ihrer Verdienſte, ſobald ſie den Widerſtand niedergeworfen und nur einigermaßen das Gefühl der Sicherheit erlangt hatten. So entſtand eine Art von Lehen, die Encomiendas oder Kommenden, nach den Gütern der ſpaniſchen Militärorden benannt. Ihr Inhaber, der Encomendero, erhielt wie ein Feudalherr des Mittelalters, nebſt erheblichen Vorrechten große Gebiete Land nebſt den darauf wohnenden Indiern, die als glebae adscripti zu ſchwerer Frohnarbeit verpflichtet waren. Eines der drückendſten ſolcher Vorrechte bildeten die Repartimientos, d. h. die ausſchließliche Befugniß, den Indiern europäiſche Waren zu verkaufen. Ein billiges Verfahren hierbei hätte die Indier vor der Habſucht rückſichtsloſer Handelsleute befreit, ſo wurde die Sache in Madrid auch vorgeſtellt und genehmigt; ſchändlicher Mißbrauch aber zwang den Indiern unnütze Dinge für ihren Bedarf, wie ſeidene Stoffe, Spiegel, ja ſogar Brillen, zu theuren Preiſen auf. Wehe dem Armen, der nicht zahlen konnte; er wurde zu Zwangsarbeiten verdammt oder nach den Goldwäſchen in hohen, kalten und ſumpfigen Gegenden geſchickt, wo Krank-

heiten die Arbeiter haufenweiſe wegrafften. Weit größeres, geradezu unabſehbares Elend iſt ſchließlich durch die Mita über die Indier hereingebrochen, d. h. durch die geſetzlich geregelte, allgemeine Verpflichtung eines beſtimmten Theiles der einheimiſchen Bevölkerung von 18—50 Jahren, in den Bergwerken zu arbeiten. Das Los entſchied, wer aus der Gemeinde als „Mitayo" ausgehoben werden ſollte, und dieſer Spruch galt dem davon Betroffenen ſoviel wie die Verurtheilung zum Tode; er nahm ſchweren Abſchied von den Seinigen, er wußte ja, daß er die Heimath wohl nicht wieder ſah, denn in den Minen ſtarb jeder fünfte Mann, und wer am Leben blieb, gerieth in lebenslängliche Schuldknechtſchaft. Die Arbeitgeber benutzten beſonders ſeine Neigung zum Trunk, ſie machten ihm Vorſchüſſe, betrogen ihn bei der Abrechnung und zogen ihn durch ſchnöde Argliſt in eine Abhängigkeit hinein, die von wirklicher Sklaverei nur dem Namen nach ſich unterſchied. Die Anzahl der Arbeiter wurde im Jahre 1575 auf 12900 feſtgeſetzt, die durch Aushebung von 17 Prozent aus der Bevölkerung der benachbarten und von 16 Prozent der entfernteren Provinzen aufgebracht werden ſollte. Aber aus den zur Mita auserſehenen Dörfern ließ man eine weit größere Anzahl herbeiführen, als das Geſetz geſtattete. Der Beamte, der mit der Vertheilung der Mitayos betraut war, wurde bald ein reicher Mann; denn die Grubenbeſitzer wetteiferten, ihn zu beſtechen, um möglichſt viel Arbeitskräfte zu erhalten, und fanden meiſt willige Bundesgenoſſen an den Kaziken oder Curacas. Dieſe waren nämlich in ihrer Stellung, im Beſitze ihrer Erbfolgerechte unverändert geblieben; ſie hatten über ihre Stammesgenoſſen eine völlig unbeſchränkte Gewalt und verfuhren gegen ſie meiſt rauh und grauſam, häufig nach dem Beiſpiel der Spanier, und nicht ſelten den Anforderungen gemäß, welche von dieſen an ſie geſtellt wurden. Erſt als Peru die Ketten der ſpaniſchen Herr-

ſchaft gebrochen hatte, im Jahre 1823, wurde die Mita aufgehoben; als Nachwirkung derſelben aber iſt bis in die Gegenwart hinein der entſchiedene Widerwille der Indier gegen die Minenarbeit geblieben, die über ſie ſo unſägliche Leiden verhängt hat. Ein Meer voll Jammer thut ſich dem Beſchauer auf beim Einblick in das Leben des Mitayo. Man führte die Ausgehobenen an den Fuß des Cerro, ſtellte ſie in Reihen auf und wies ſie den einzelnen Grubenbeſitzern, den Mineros, zu. Für einen Tagelohn von 2 bis 4 Realen mußten ſie, wie der Jeſuit Acoſta erzählt, in faſt grabähnlicher Finſterniß bei erſtarrender Kälte drinnen ſich abplagen; kein freundlicher Sonnenſtrahl fiel in die Schächte; eine dicke, verdorbene Luft, fortwährend verſchlechtert durch den Qualm der Talglichter, durch die aus den Erzen und Kohlen und dem Pulver ſich entwickelnden Arſenik- und Schwefeldämpfe und andere Gasarten, zerſtörte allmählich die ſtärkſte Lunge. Das einzige Mittel des Indiers, ſich bei der ſchlechten Nahrung aufrecht zu erhalten, beſtand in dem fortwährenden Kauen von Kokablättern. Die Arbeit unter der Aufſicht rauher Werkmeiſter verlangte eine anſtrengende Anſpannung der Kräfte. Der Arbeiter hantirte entweder mit dem Brecheiſen, oder einem meißelförmigen, ehernen Keil von 18 Zoll Länge oder einem Schlägel von 20 Pfund Schwere; andere mußten das Erz herausſchaffen, und zwar in Säcken, die wenigſtens 50 Pfund faßten und auf der Bruſt herunterhängend getragen wurden. Dieſe Schlepper ſtiegen auf und nieder an Leitern, die aus geflochtenen Stricken von Rindsleder beſtanden. Der Indier, der zuerſt ging, trug eine brennende Kerze, die an ſeinem Daumen feſtgebunden war, um den Genoſſen hinter ihm zu leuchten; alle 10 Klafter ſeitwärts war eine Holzbank zum Ausruhen angebracht. Oft mußten auf dieſe Weiſe 150 Klafter zurückgelegt werden. An dem Mundloche ſtanden andere Arbeiter bereit, die das Erz nach den Canchas zu bringen hatten, nach

den Orten, wo man einſtweilen unfern dem Grubenausgange das Ausgeförderte aufbewahrte; endlich wurde es, um die Ausſcheidung vorzunehmen, auf dem Rücken der Lamas oder Maulthiere in die Pochmühlen an der Ribera geſchickt. Daß die Behandlung und Ausſaugung der Indier in den Minen eine überaus grauſame geweſen ſein muß, beweiſt der übermäßig ſtarke Menſchenverbrauch; die von glaubwürdigen Schriftſtellern angegebene Zahl von 9 Millionen Menſchen, die im Verlaufe von drei Jahrhunderten in den Bergwerken der Spanier hinſtarben, iſt nicht zu hoch gegriffen. Wohl kannten die Vizekönige in Lima das jammervolle Los der Unglücklichen und ſchritten durch Geſetze zu ihren Gunſten ein, aber Argliſt und die Macht des Goldes durchkreuzten die Gebote der Menſchlichkeit, der Indier mußte ſeine Kette weiterſchleppen, bis er erlag. Wenn er mit blutüberſtrömtem Rücken vor die Obrigkeit trat und um Hülfe flehte, lachte man der Striemen, welche ihm die Peitſche des Aufſehers verſetzt, und erklärte ſie für böswillige Selbſtverwundung. Klagen über ſchreiende Mißhandlungen an den König gelangten ſelten an den Ort ihrer Beſtimmung oder hatten ſo viele Zwiſchenſtationen zu durchlaufen, daß erſt nach langer Zeit eine wirkungsloſe Antwort eintraf. So blieb alles beim alten, der Indier blieb der Ausbeutung ſeiner Kräfte durch das induſtrielle Kapital in den härteſten Formen meiſt bis zum Lebensende unterthan. Auch die Worte, die ein vornehmer Indier, Tomas Catari aus der Ortſchaft San Pedro de Macha, an den König richtete: „Nur mit vielen Gefahren können wir unſeren Nothſchrei an die Stufen des Thrones bringen" verhallten wie ſeine Drohung, daß, wenn keine Wendung zum Heile einträte, ſie alle zu den Wilden fliehen würden. So gewinnt das Wort eines Quellenſchriftſtellers, des Dominikaners Calancha, eine furchtbare Bedeutung, wenn er ſagt, daß auf jeden Peſo, der in der Münze von Potoſi geprägt wurde, das

Leben von 10 in den Minen arbeitenden Indier komme, während ein höherer Beamter in Potosi, Cañete, im Jahre 1787, von Schauder ergriffen, erklärte: „Dieſe Minen gleichen einer entſetzenerregenden Charybdis, die nach und nach alle verſchlingt, die darin arbeiten müſſen, und ſind wahre Höllenſchlünde für die Menſchheit.“

IV.

Die Aeſte gediegenen Silbers, wie ſie der Indier Huallpa an der oberſten Zone des Bergkegels fand, bildeten gleichſam den Ausputz; beim Vordringen erkannte er, daß die Hauptmaſſe des angebohrten Berges mit Blei, Schwefel und anderen Mineralien vererzt war. Zur Abſcheidung des Silbers von dieſen Beigaben gehören zunächſt Kenntniſſe und Erfahrungen, welche die rohen Konquiſtadoren nicht beſaßen. Man ließ daher die Indier gewähren, welche die reicheren Silbererze mit Bleiglanz und Kohle in thönernen, mit vielen Windlöchern verſehenen Oefen, ſogenannten Guayras, ſchichteten und den Satz im Feuer ausſchmolzen. Dieſe Gewinnungsart ſtieß auf zwei Schwierigkeiten: einmal verlangten die Oefen eine ungemein ſtarke Erhitzung, die bei der Spärlichkeit des Brennmaterials in der öden Gegend ſich nicht immer durchführen ließ; dann konnte man wegen ſeiner Sprödigkeit und Härte das Metall nicht immer in Fluß bringen; nur die reicheren Silbererze ſchmolzen, die minderwerthigen blieben daher liegen. Das waren noch die ſchönen Zeiten Potoſis, in denen ein Cajon (2500 Kilogramm) Erz 100 Mark feines Silber gab. Dieſe Zeiten hielten indeſſen nicht lange an; ſpäter hat man Silbererze aufbereitet, von denen ein Cajon nur 4 Mark lieferte.

Wegen dieſer dürftigen Ergebniſſe verließ man das theure Verfahren mit Guayras und begann ſeit 1571 die Ausziehung des Silbers durch Queckſilber, die Amalgamation, die Bartolomé de Medina bereits 1557 in Mexiko eingeführt hatte. Wunderbar

war nunmehr der Aufſchwung, den der Bergbau von Potoſi nahm, anfangs allerdings noch gedrückt durch die Seltenheit des Queckſilbers und ſeinen hohen Preis, eine Folge des Monopols, wodurch der Fiskus eine ſo ſteuerbare Ware ausbeutete. Der Verbrauch war ein ungeheurer, nicht ſo ſehr wegen des Bedürfniſſes, als wegen der nutzloſen Vergeudung, welche die Unwiſſenheit der mit den großen Queckſilberflaſchen hantirenden Beneficiadores oder Werkmeiſter verſchuldete. Glücklicherweiſe fand man die Queckſilberminen von Huancavelica, deren Kenntniß mit den Inkas verſchwunden war, wieder auf, und nun konnte man den Arbeiten im Cerro einen nie geſehenen Impuls verleihen, da Huancavelica faſt ununterbrochen zwei Jahrhunderte lang bis zum Jahre 1752 ſeine Schätze ſpendete. An ſeine Stelle traten dann die alten reichen Lager von Almaden in der ſpaniſchen Provinz La Mancha, die ſchon die Römer kannten und Vitruv und Plinius rühmen. Aber auch Almaden, das damals jährlich über 8000 Centner hervorbrachte, konnte auf die Dauer der Nachfrage aus Peru und Mexiko nicht mehr genügen, und ſo mußte Spanien mit Oeſterreich Verträge über Queckſilberlieferungen nach dieſen Ländern abſchließen. Auf dieſe Weiſe hat das Queckſilber von Idria in gußeiſernen Büchſen mit dem Doppeladler ſeinen Weg nach den Gruben von Potoſi und Zacatecas gefunden. Wohl hätten ſich leichtere Mittel geboten, den Bedürfniſſen des Bergbaues aufzuhelfen, aber die ſpaniſche Regierung geſtattete nicht, die neu entdeckten Queckſilberminen von Quito und Cuenca zu bewirthſchaften, ſie ließ lieber die von Huarina und Moromoro, ja ſogar die von Chalatiri, 4 Meilen von Potoſi, verfallen, aus Furcht, in den Erträgen dieſes Monopols betrogen zu werden. Auf dieſe Weiſe füllten ſich allerdings die königlichen Kaſſen, und koloſſale Vermögen von Privaten häuften ſich auf, an deren Erwerb weder das Talent noch die Induſtrie theil hatten; ſo

nur war es möglich, daß ungetreue Beamten ohne Namen und Verdienſt ihre Töchter mit Millionen ausſtatteten oder einfache Alkalden am Tage ihrer Amtseinführung 25000 Peſos in prahleriſcher Verſchwendung daraufgehen ließen.

In den Tagen von Potoſis Größe, wo eine leichtbewegliche Bevölkerung in fieberhafter Leidenſchaft von allen Seiten herbeiſtrömte, um an der Ausbeutung des Bergkegels als Bergmann, Händler oder Arbeiter theilzunehmen, bot der Cerro ein packendes Bild. Oben von den Schachten ſah man lange Züge von Lamas niederſteigen in langen Windungen, die Madrina, das Leitthier, mit Schellenhalsband und in den durchbohrten Ohren mit Bandſchleifen und Sträußen geſchmückt, an der Spitze; auf dem kleinen Saumſattel lag zu beiden Seiten ein Lederſack, mit den Erzen gefüllt, welche die Mitayos aus dem dunkeln Schoß der Erde heraufbefördert hatten. Sie zogen zu den Ingenios, den großen Pochmühlen an der Ribera, um ihre Ladung abzuliefern. Das Ingenio beſorgt zunächſt den Zerkleinerungsprozeß der Erze; es iſt ein großes Mahlwerk durch Waſſerkraft, aus den Sammelteichen getrieben, von plumper Einfachheit und beſteht aus zwei rieſigen Mühlſteinen; der oberſte bewegt ſich an einer ſenkrechten Achſe, welche ohne weitere Verbindung in das kleine und horizontale Waſſerrad übergeht. Das zu Pulver zerkleinerte Erz findet mit dem ſtets durch die Steine laufenden Waſſer ſeine Richtung in ein Reſervoir und ſinkt da zu Boden. Nun läßt man das Waſſer langſam ablaufen und bringt die ſchlammähnliche Maſſe auf den Patio, einen runden Platz von 30 bis 40 Fuß im Durchmeſſer, der mit Steinen gepflaſtert und mit einer niedrigen Wand umgeben iſt. Jetzt tritt das Salz ſeine wichtige Rolle an und wird im Verhältniſſe zugeſetzt, indem die Menge des gemahlenen Erzes auf einem ſolchen Patio von 750 bis 1500 Pfund wechſelte. Die Vermengung geſchah durch Umſchaufeln und Eintreiben von

Maulthieren. Hierauf ſchüttete man, bei reicheren Erzen erſt nach drei Tagen, bei ärmeren ſogleich, das Queckſilber zu, worauf die ganze Maſſe ein Körper genannt wurde. Die braunen halbnackten Mitayos, bemüht, die grauen Maſſen des Amalgams unter dem Takte eines einförmigen Liedes mit den Füßen zu treten, die übrigen mit dem Auswaſchen und Schlämmen des zerkleinerten Erzes beſchäftigten Indier, der gebieteriſch unter ihnen waltende, mit großen Queckſilberflaſchen umgebene Beneficiador, der nur ſpät eindringende Sonnenſchein vereinigten ſich zu einem ſeltſamen Ganzen. Wiederum nach einigen Tagen fügte man, bei abermaliger gründlicher Durcharbeitung, das Majiſtral hinzu, eine Maſſe, die aus gut geröſtetem Kupferkies oder ſtatt deſſen Kupfervitriol und geröſtetem Eiſenkies beſteht. Abermals wurde das Gemenge von Pferden oder Maulthieren während einer Periode von 10 bis 12 Stunden zertreten und geſchlämmt; zum Schlämmen bediente man ſich verſchiedener kleiner, mit Kuhhäuten ausgelegter Becken. In der ganzen Zeit wird die Amalgamation durch fleißiges Umarbeiten unterſtützt, der Fortſchritt derſelben häufig durch Probiren erprüft, Fehler durch Zuſatz von mehr Majiſtral oder, bei einem Zuviel von dieſem, durch Zuſatz von Kalk korrigirt. Aus dem Ausſehen der Maſſe ſchloß man, ob die Verbindung zwiſchen dem Silber und dem Queckſilber gehörig im Gange war; zu dieſem Zwecke bediente man ſich einer kleinen Schüſſel, auf welcher ein Theil des Amalgams gewaſchen wurde; durch eine geſchickte Drehung des Gefäßes ließ man das Waſſer und die erdigen Theile abfließen und das Metall zu Boden fallen. Der metalliſche, flüſſige Zuſtand des Queckſilbers deutete die Nichtvermiſchung an, und ein Geübterer wußte ſogleich durch einen Druck mit dem Finger auf die Maſſe den Gang der Entwickelung zu beurtheilen. Die Abtreibung der Queckſilbers geſchah in einem irdenen Topfe von 12 bis 14 Zoll Durch-

meſſer mit etwa 2 Zoll breiter Mündung, an welche eine eiſerne oder kupferne Röhre mit Thon befeſtigt wurde. Sechs bis acht Stunden eines lebhaften Feuers wurden erfordert, um alles Queckſilber durch die Röhre zu verflüchtigen, deren unteres Ende in ein mit Waſſer gefülltes Gefäß ausmündete. Man zerſchlug endlich den Topf und fand nun das reine Silber in eine Maſſe zuſammengeſchmolzen. Den letzten Reſt des Queckſilbers ſtieß man ab, indem man ſich des Reſogos, d. h. des offenen Feuers bediente. Man glaubte, daß bei der Amalgamation und dem Reſogo für jede Mark Silber ein Pfund Queckſilber verloren ging. Jedes Ingenio zermahlte, da die Arbeit Tag und Nacht ununterbrochen fortging, durchſchnittlich innerhalb 24 Stunden 150 Centner Silbererze. Ueber die genauen Einzelheiten dieſer metallurgiſchen Vorgänge beſitzen wir auch Berichte von deutſchen Bergleuten. Um dem nichtsnutzigen Raubbauſyſteme der Spanier ein Ende zu machen und den Betrieb der Gruben in methodiſche Bahnen zu leiten, hatte ſchon der Vizekönig Francisco de Toledo gerathen, deutſche Bergleute kommen zu laſſen, die zugleich Unterricht in der Mineralogie und Chemie ertheilen könnten. Allein der ſpaniſche Hochmuth wollte den Fremden keine Ueberlegenheit zugeſtehen und widerſetzte ſich; auch mochten unredliche Beamten fürchten, daß Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung zur Kenntniß der Regierung in Madrid gelangten. Schließlich zwang die Noth die ſtolzen Hidalgos, den Nacken zu beugen und einzulenken. Nämlich in den Minen, die eine beträchtliche Tiefe erreicht haben, ſind die Gangſpalten der Silbererzgänge in den oberen Stufen meiſt mit ſchwefelfreien, eiſen- oder zinnoxydhaltigen Erzen ausgefüllt, die den Namen Pacoserze führen. Ihre Aufbereitung bedarf keiner Röſtung, iſt einfach und verurſacht verhältnißmäßig wenig Koſten. In einer Tiefe von etwa 400 m aber hörten ſie auf und gingen in die Mulatos- und Negrilloserze über, die von Schwefel,

Arſenik, Antimon, Eiſen, Blei, Kupfer und Kieſel begleitet ſind; dieſe erheiſchen eine ſehr ſachverſtändige Behandlung, der die nach hergebrachter, empiriſcher Schablone arbeitenden Bergleute nicht gewachſen waren. Die Zugutemachung auf dem Wege der Amalgamation gelang nur bei ſehr hohen Silbererzen, wie bei den Hornerzen und konnte ſelbſt dann nur mit Aufopferung eines nicht unbedeutenden Teiles des Silbergehaltes bewerkſtelligt werden. Wie leichtſinnig man dabei verfuhr, erhellt zur Genüge daraus, daß man nicht einmal an die Aufbewahrung der reichen Rückſtände dachte. Daher berief die ſpaniſche Regierung gegen Ende des 18. Jahrhunderts Männer von gediegenem, fachmänniſchem Wiſſen und reicher Erfahrung nach Madrid und ſandte ſie nach Südamerika, namentlich nach Potoſi und Cerro de Pasco; unter ihnen haben drei Männer ſich einen Namen gemacht: Nordenflycht, Helms und Weber, der eine durch Einführung verbeſſerter Maſchinen, der zweite durch ſeine metallurgiſchen Experimente, der dritte durch ſeine Entwäſſerungsanlagen.

Hatte das Queckſilber ſeine Dienſte an den Erzen vollendet, ſo brachte man das gediegene Silber in die königliche Münze, wo es auf ſeine Reinheit geprüft, in Barren verſchmolzen und gewogen ward. Der „Fünfte", alſo 20 Prozent des Reinertrages, wurde dann ſofort als Abgabe für den König zurückbehalten. Endlich drückten die Beamten den Barren das Staatsſiegel auf und übergaben ſie den Grubenbeſitzern als rechtmäßiges Eigenthum. Die Abgaben, die für den König hier erzwungen wurden, entſprechen ihrem Weſen nach dem Raubbau des Minenbetriebes, rohe Erpreſſung auf der einen, habgierige, nur auf den Augenblick berechnete Ausbeutung auf der anderen Seite. Der Fünfte für den König, welcher von den Erträgen des Bergbaues erhoben wurde, durfte bei den glänzenden Gewinnen eines Pizarro und eines Cortez, d. h. bei

Maſſen von Edelmetall, die man aufgeſammelt vorfand, als eine keineswegs unbeſcheidene Ehrengabe an den königlichen Herrn gelten, wohl aber artete er in ſchweren, kaum verwindbaren Druck bei dem Silber aus, das durch den mühſeligen, koſtſpieligen Betrieb in Potoſi verarbeitet wurde. Hierzu kamen 1552 anderthalb Prozent für Probirung und Stempelung der Barren und die ſich ſteigernden Koſten der Münze. Unter der Mannigfaltigkeit ſolcher Abgaben hätte nur der Betrieb der reichſten Minen im Cerro weitergeführt werden können, wenn nicht ein rieſenhafter Unterſchleif bei der Erlegung der königlichen Gefälle die Grubenbeſitzer entlaſtet hätte; nichtsdeſtoweniger mußte eine erhebliche Anzahl von Minen den Betrieb einſtellen. Erſt als die Bourbonen den Königsthron beſtiegen, ward hier Wandel geſchafft; 1723 ermäßigten ſie die Steuer auf den Zehnten vom Silber und den Zwanzigſten vom Golde und ſahen mit Freude, wie unter ihrer Verwaltung die großen Minenplätze ſich hoben. Als Alexander von Humboldt Südamerika bereiſte, beliefen ſich die Abgaben doch wieder auf $16^2/_5$ Prozent vom Silber, eine Belaſtung, die wiederum durch ausgedehnten Schmuggel ausgeglichen wurde: über Buenos Aires gelangten viele Silberbarren in den Weltverkehr. Aus dem Jahre 1784 beſitzen wir eine amtliche Aufſtellung der Erträge des potoſiniſchen Bergbaues von 1545 bis 1783 von dem königlichen Schatzmeiſter Cierra in Potoſi, und dieſe ergiebt die koloſſale Summe von 820, 513, 893 Duros; und doch muß dieſer Betrag viel höher angeſetzt werden, weil ſehr erhebliche Werthe von vielleicht gleichem Inhalte durch Unterſchleif, Schmuggel und ſonſtige Veruntreuungen ſich dem Auge der Behörde entzogen. Und trotzdem war die ſpaniſche Regierung mit dieſen Einnahmen nicht zufrieden, ſondern, je mehr die pyrenäiſche Halbinſel verarmte, deſto mehr ſuchte man die mit Naturgaben reich ausgeſtatteten Kolonien auszuſaugen; vor-

nehme Familien konnten ihre Stellung in der Geſellſchaft nur durch die Verwaltung von Aemtern in Amerika behaupten, welche die herkömmliche Beſtechung und Erpreſſung zu einer Goldgrube machten; die Kolonien beſaßen kaum den Schatten einer Selbſtverwaltung; oft auch die kleinſten Stellen wurden, bei der Eiferſucht der Krone und des Rathes von Indien auf ihre Gewalt, meiſt von Madrid oder Sevilla aus beſetzt und Dem verliehen, der ſich auf gute Verbindungen ſtützen konnte. Eine ganze Reihe von Aemtern, namentlich in der Verwaltung großer wohlhabender Städte, war ferner käuflich und brachte der ſpaniſchen Regierung durch die hohen Preiſe ſehr erhebliche Geldſummen ein. Wer durch ſchwere Geldopfer Inhaber eines ſolchen Amtes geworden war, trachtete nicht nur danach, ſeine Auslagen wieder herauszuſchlagen, ſondern wußte ſich, mit ſchamloſer Verachtung der öffentlichen Meinung, durch Raub und Betrug in den Tagen ſeiner Macht ſo viel zu erſparen, daß er ſpäter bequem leben konnte. Potoſi hatte ſich durch den Zauber großartiger Spenden vom Hofe manche ſtädtiſche Freiheiten erwirkt und beſaß ein Cabildo, d. h. eine eigene ſtädtiſche Verwaltung von ziemlicher Selbſtändigkeit; an der Spitze ſtanden der Corregidor und mehrere Alkalden, zu ihrer Berathung die Regidoren oder Stadträthe, der Alferez Real oder der königliche Bannerträger, d. h. der Platzkommandant, der in früheren Zeiten das ganze militäriſche Aufgebot einer Stadt oder einer Provinz führte, der Alguazil Mayor oder der Leiter der Polizeigewalt, endlich der Fiel Ejecutor oder der Aufſeher über Maße und Gewichte. Alle dieſe Würdenträger hatten in den Sitzungen je eine Stimme. Anfangs wurden dieſe Stellen durch Wahl der Bürger beſetzt oder erbten in den alten Familien fort, dann aber an den Meiſtbietenden vergeben, endlich ihr Preis für das reiche Potoſi von der Krone feſtgeſetzt, in deren Kaſſe dadurch neue große Mittel floſſen. Doch

mußte die Stadt zuvor noch durch ein Opfer von 100000 Peſos ihre munizipalen Freiheiten von der Provinzialhauptſtadt Chuquiſaca erwerben, deren Cabildo das Recht beſaß, die lokale Verwaltung der kleineren Ortſchaften ſeines Bezirkes zu leiten. 71000 Peſos nahm ſich der Vizekönig Graf Nieva von jener Summe, in den Reſt theilten ſich die Stadträthe von Chuquiſaca, die damals an der Krippe ſtanden. Die Wirkſamkeit der oben genannten Beamten hatte auch unter der unumſchränkten Regierung der Vicekönige — Potoſi ſtand anfangs unter Lima, ſeit 1778 unter Buenos Aires — ihre Bedeutung; ſie leiteten den ſtädtiſchen Sicherheitsdienſt und die Abgabenvertheilung und übten durch ihre Alkalden die niedere Gerichtsbarkeit aus. Sie ſtanden bei der Bevölkerung in hohem Anſehen; ihre Amtskleidung war ein bauſchiger Rock aus ſchwarzem Taffet, und wenn ſie mit dem Stabe, der Vara, in der Hand erſchienen, zollte ihnen der ſtolze Minero, wie der unterwürfige Indier äußerlich tiefe Achtung. Recht geſucht waren die Stellen in der Finanzkanzlei, die aus einem Präſidenten, mehreren Räthen höheren und niederen Ranges, einigen Rechnungsreviſoren und einem Schatzmeiſter beſtand; ſie war die Hauptkaſſe, wohin alle Einkünfte aus Potoſi eingeliefert und bis zur weiteren Verwendung oder Abführuug nach Spanien verwahrt wurden. Allen dieſen Behörden wird einmüthig eine habgierige Beſtechlichkeit nachgeſagt, die, wenn ſchon an und für ſich eine nothwendige Zugabe aller abſoluten Verfaſſungen, in Potoſi durch den Reichthum der Mineros um ſo weniger ausbleiben konnte.

Nach dieſen allgemeinen grundlegenden Ausführungen über den ſilberreichen Cerro und ſeine Anziehungskraft, ſowie über das an ſeinem Nordfuße gelegene Potoſi geben wir in folgendem einzelne Bilder von dem merkwürdigen Treiben der Bergſtadt in den drei erſten Jahrhunderten nach ihrer Gründung, auf Grund von Nachrichten der Chroniſten, die mit behaglicher

Breite von dem tollen Leben berichten, das unter dem befruchtenden Strome gewaltiger Reichthümer ſich dort entfaltete.

V.

Schon in alten Zeiten galten die Mineros unter ihren eigenen Landsleuten nicht immer für die ehrenwertheſte Klaſſe der Bevölkerung, ſondern für wankelmüthig und wortbrüchig. Mühelos gewonnene Schätze nähren in ihm erfahrungsgemäß den Geiſt unſinniger Verſchwendung, führen ihn auf der ſchlüpfrigen Bahn der Liederlichkeit zur Verarmung, machen ihn zu einem für alles andere abgeſtumpften Spieler und ſtumpfen ihn ab gegen die Verſuchung, auf unehrlichem Wege ſeine Lage zu verbeſſern. So bot auch Potoſi, wohin ſpaniſche Abenteurer und Glücksritter aus allen Ständen ſtrömten, das Bild des emanzipirten, nicht durch höhere Intereſſen gezügelten Erwerbstriebes dar. Vertraut mit allen Schlupfwinkeln der ſchwankenden Geſetze, allen Verdrehungen und Verzögerungen im Geſchäftsgange lagen die Beſitzer der einzelnen Gruben miteinander in ewigem Hader, daß es ſchließlich für eine Auszeichnung erachtet wurde, mehrere Proceſſe zugleich vor den Gerichten zu betreiben. Denn ſie bauten mehr auf Raub, als gemäß eines ſchonenden Syſtems; zahlloſe Werke, die nicht ergiebig genug ſchienen, wurden verlaſſen, andere ſtürzten infolge leichtfertiger Anlage zuſammen, überhaupt ſorgte bei dem Mangel einer kundigen Oberaufſicht jeder nur für ſich. Dazu kam die allmähliche Zerſplitterung der reicheren Theile des Berges in kleine Theile durch Erbſchaft oder Verkauf; ſo unordentlich war der Bau, daß auf dem nicht allzu großen Raume über 5000 Schächte in Betrieb geſetzt worden ſind. Daher waren ſtets Notare und Rechtsanwälte in unglaublich ſtarker Menge hier vertreten, und alle ſammelten erſtaunlich große Vermögen an. Das herrſchende Laſter, dem man mit Aufbietung der raffinirteſten

Reizmittel fröhnte, war das Spiel. Schon 1552 gab es hier in Potoſi nicht weniger als 36 mit allem erdenklichen Luxus ausgeſtattete Spielhöllen, in denen mancher leichtſinnige Mann ſein Herzblut verſpielt hat, gewöhnlich von zweideutigen Damen geleitet.

Bei dem Zuſammenleben ſo vieler verwegener Geſellen in der aller Naturſchönheiten baren Stadt, die einer Nation von kriegeriſchen Anlagen und kühnem Sinne angehörten, hielt es ſchwer, das Anſehen der Geſetze gegen frevelhafte Selbſthülfe zu ſchirmen; Streitigkeiten wurden täglich durch Schwert und Piſtole entſchieden, und zwar nicht nur von Männern, deren Beruf das Waffenhandwerk war, ſondern auch von Mitgliedern ſonſt friedlicher Geſellſchaftskreiſe; alle dieſe heißblütigen Leute waren entſchloſſen, ihre beſondere Standesehre und die daraus gefolgerten Rechte und Pflichten gegen jeden Gedanken der Nichtanerkennung mit eigener Kraft zu behaupten. In dem Ueberſchäumen der Leidenſchaft verhallte machtlos das Gebot der Obrigkeit und der Kirche, und bald bildete der Zweikampf einen beliebten Sport. Sogar beleidigte, in ihren Hoffnungen betrogene Frauen übten ſich in der Handhabung des Stoßdegens, traten verlarvt in Männerkleidung wortbrüchigen Liebhabern auf der Menſur entgegen, wie die gefeierte Claudia Orriamun, und ſenkten kaltblütig den Stahl in ihr Herz. Man gab ſich nicht die Mühe, verſchwiegene Plätze auszuſuchen, um ſolche Händel mit den Waffen zu ſchlichten; öffentlich, mit ruhmredigem Prunke focht man ſeine Ehrenſachen aus, an welchen die in viele Genoſſenſchaften geſpaltene Stadt den lebhafteſten Antheil nahm. Auf feurigen chileniſchen Roſſen zogen die Gegner herrlich geſchmückt mit zahlreichem Gefolge durch die Straßen zum Kampfplatz, überſäet von blitzendem Edelgeſtein an Hut und Gürtel; die Zäume, die Bruſtriemen, ſogar der Hufbeſchlag ihrer edlen Thiere war von Silber, der Steigbügel

und der mauriſche Sporn von eitlem Gold. In gleicher Weiſe fuhr die potoſiniſche Damenwelt in prachtvollen Geſpannen hinaus zu dem blutigen Schauſpiel. Der Zweikampf hatte ſeinen genau beſtimmten Codex, in dem Alles, Kartellträger, Sekundanten, Herolde, Dienerſchaft, Trompetenfanfaren, genau vorgeſehen war, und unter ſolchen äußeren Impulſen bemächtigte ſich bald eine förmliche Duellwuth der Hidalgos, die in ihrem durch Reichthum, Herkunft und Waffengewandtheit geſteigerten Selbſtgefühl vor Begierde brannten, ihrem Thatendrange Luft zu machen. Schließlich genügten den prahleriſchen entzündlichen Herzen die einfacheren Formen des Zweikampfes nicht mehr: man erfand allerlei neue Zuthaten. Die Gegner maßen ſich, indem ſie ſich nackt bis auf die Hüfte entkleideten und den bisher geſtatteten kleinen Schild verſchmähten; andere trugen gleich den Spartanern rothe Hemden und Beinkleider, damit das ſpritzende Blut nicht den Mannesmuth ſchwäche; andere ließen nur die Feuerwaffe zu, die ſie mit tödtlicher Sicherheit handhabten. Endlich ging man dazu über, hoch zu Roß, bewehrt mit Lanze und Panzer, auf freiem Felde den Streit auszutragen. Bei dieſem tollen Waffenleben hielten die Fechtlehrer gute Ernten; nicht weniger als acht große Fechtſchulen öffneten ihre Hallen und lehrten, in kunſtgerechtem Stoße den Gegner abzuthun.

So trug auch einſt nach Cuzco das Gerücht die Kunde von dieſen prunkhaften Waffengängen, und ein ehrgeiziger Jüngling, wohl geſchult auf Hieb und Stich, beſchloß, in dem unruhigen Potoſi Gaſtrollen zu geben und den Tapferſten durch öffentliche Anſchläge zum Kampfe herauszufordern. Montejo war ſein Name. Godines, ein gefürchteter Raufbold, erklärte ſich ſofort bereit, die Ehre der Stadt zu vertreten, und Beide kamen überein, am Oſterſonntage des Jahres 1552 um die Palme des Sieges zu ſtreiten. Montejos Sekundant war Egas

de Guzman aus Sevilla; ein Deutſcher, Friedrich Alfinger, leiſtete Godines denſelben Dienſt. Dieſer Strauß hat in der Erinnerung der Bürger einen langen Nachhall gefunden und iſt weitläufig von den Chroniſten beſchrieben worden. Schon um 5 Uhr morgens ward es an jenem Tage in der Stadt und der Umgegend lebendig, Alles ſtrömte aus den Thoren zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, in der Sänfte, um dem vielbeſprochenen Kampfe zuzuſchauen, meilenweit waren die Gemüther in Spannung verſetzt. Um 8 Uhr ritten die beiden Gegner und ihre Sekundanten, mit prächtigen Rüſtungen angethan, in die Schranken, während ihr gleichfalls ſtrahlendes Gefolge außerhalb derſelben Stellung nahm. Als dann die Trompeten ſchmetterten, ſprengten ſie mit gefällter Lanze gegeneinander, und nach manchen Wendungen, in denen Jeder ſeine Geſchicklichkeit bewährte, ſank Godines verwundet vom Roſſe; ſogleich ſchwang ſich der ebenfalls übel zugerichtete Montejo aus dem Sattel, um ihn zu tödten; von Blutverluſt erſchöpft, brach er jedoch zuſammen, während Godines mit aller Kraft ſich aufraffte und jenem ſein Schwert in die Bruſt ſtieß; darauf wurde der Todte unter dem Jubel der Menge vom Platze getragen. Zu gleicher Zeit fochten auch die Sekundanten die Sache ihrer Freunde durch, anfangs zu Roß mit der Lanze, dann zu ebener Erde mit dem Schwerte, bis der Deutſche nach mannhaftem Kampfe niedergeſtreckt wurde. Die beiden Sieger Godines und Egas de Guzman ereilte ſpäter ein ſchrecklicher Tod. Von Ehrgeiz und Habſucht getrieben ſchloſſen ſie ſich einer Verſchwörung gegen die Obrigkeit von Chuquiſaca und Potoſi an, ließen dieſe ermorden und ſich mit der höchſten Gewalt bekleiden. Als darauf Guzman Grund zu haben glaubte, an der Ehrlichkeit ſeiner Genoſſen zu zweifeln und ihnen nachſtellte, fand er den Tod unter ihren Dolchen. Godines aber wurde von dem neuen, kräftig einſchreitenden Corregidor

von Plata gefangen genommen und zur Strafe für seine Frevel geviertheilt.

Die prachtliebenden Mineros ergriffen begierig jede Gelegenheit, ihren Reichthum zur Schau zu stellen; daher waren ihnen öffentliche Festlichkeiten und besonders kirchliche Feiertage sehr willkommen. Herrlich wurde die Thronbesteigung von König Philipp II. begangen, wenn auch der Freudentag mit Hader und Blutvergießen endete, mit noch größerem Glanze die Leichenfeier von Kaiser Karl V., die Millionen gekostet haben soll. Karl V. hatte der Stadt Wappen und ehrenden Beinamen verliehen, darum wollte jetzt die Kaiserstadt Zeugniß ihrer treuen Dankbarkeit an den hingeschiedenen Fürsten ablegen. In den letzten Monaten des Jahres 1559 kam die Nachricht von dem Ableben des Einsiedlers von San Yuste nach Potosi und wurde nach einbrechender Dunkelheit den Einwohnern bei gedämpftem Trommelschlag und bei Fackelschein verkündet, mit der Aufforderung, Trauer für den Kaiser anzulegen. Die Bürger waren sofort einig, keine Kosten für eine des Todten würdige Leichenfeier zu scheuen. In der mit schwarzem Taffet ausgeschlagenen Kirche San Francisco errichtete man einen kostbaren Katafalk; er stellte einen offenen Rundbau dar von 18 ein Schloß tragenden Säulen, mit zahlreichen Nischen, in denen schön geschmückte Wappenkönige standen, während unter der hohen Kuppel der silberne Bergkegel hervorglänzte. Bei der kirchlichen Feier, die von nachmittags 2 Uhr bis abends 7 Uhr dauerte, brannten rings um den Katafalk und an den Altären 1000 schwere Wachskerzen, während vor dem Hochaltar noch 500 Wachsfackeln ein blendendes Licht ausstrahlten. Die bei diesem Anlaß aufgebotene Entfaltung höchster Pracht, das prunkvolle Ceremoniell, der Reichthum der Trachten, durch welche die Mineros, die Hidalgos, die Ritter hoher Orden und auf der anderen Seite die Damenwelt sich überboten, endlich

die Indier, die gleich ihren Vätern mit Federſchmuck auftraten, gaben dem ſeltenen Feſt ein abſonderliches Gepräge, das lange Zeit hindurch Gegenſtand poetiſcher Darſtellung blieb.

Theilweiſe aus demſelben Hange, der Luſt an theatraliſchem Schaugepränge, ging zwei Jahre ſpäter eine ernſtere kirchliche Feier hervor; am Ende des Jahres 1560 brach eine ſchwere Seuche in der Stadt aus, die monatelang ihre Geißel ſchwang und namentlich die Reihen der Spanier lichtete. In hellen Scharen ſtrömte die Bevölkerung in die Kirchen, ſie ſah in der verheerenden Krankheit eine Zuchtruthe des Himmels für das üppige, leichtfertige Leben, dem ſie fröhnte, und wählte zugleich in dem heiligen Auguſtinus einen neuen Schutzpatron, da der bisherige, Santiago, das Unheil nicht von der Stadt abgewehrt habe. Endlich ſollte ein großartiges Bußfeſt abgehalten werden.

In der That wurde am erſten Sonntage des Februars 1561 ein allgemeiner Umgang durch die Straßen veranſtaltet; an der Spitze zogen, in zwei Reihen geordnet, 5000 Indier; die einen von ihnen trugen auf den Schultern gewichtige Kreuze, andere ſchleppten an den Füßen mächtige Holzblöcke nach, wieder andere gingen nackt bis auf die Hüfte einher und zergeißelten ſich Bruſt und Rücken oder hatten ihre Hände kreuzweiſe über ein dickes Brett feſſeln laſſen, das mit Stricken an ihrem Nacken befeſtigt war. Alsdann kamen 2000 Spanier, barfuß, das Haupt mit Aſche beſtreut, ebenfalls in zwei Reihen, in ihrer Mitte 500 andere Spanier, die ſich gleich den Indiern mit Geißelhieben peinigten. Dann folgten Mönche und Geiſtliche mit brennenden Fackeln, das Bild des neuen Schutzpatrons auf hohem Gerüſte tragend, endlich der Corregidor mit den ſtädtiſchen Beamten. Dieſer Akt der Zerknirſchung und Heilsbedürftigkeit, erzählt der Chroniſt, wirkte; denn nicht lange

darauf fielen anhaltende heftige Regengüsse, in deren Fluthen die Seuche erstickte.

VI.

Das Jahr 1562 zeichnete sich vor vielen durch die ergiebigen Erträge aus, die der Cerro den Mineros spendete. Unter den neu angelegten Schächten warf besonders die Grube Zapata reichen Gewinn ab; ihr Besitzer war ein vielgereister Kapitän, Namens Zapata, ein angesehener Herr voll frischer Thatkraft und praktischem Unternehmungsgeist. Unter dem damaligen Minenvolke kümmerte man sich wenig um Herkunft und Vergangenheit der zahllosen Abenteurer, die ab- und zuströmten, jeder ging geschäftig seinem Erwerbe, seinen übrigen Interessen nach. Um sein Arbeitsfeld gründlicher auszubeuten, wählte sich Zapata einen guten Freund, Rodrigo Pelaez, mit dem er seit längerer Zeit näheren Verkehr pflog, zum Theilhaber seines Betriebes; zehn Jahre lang bewirthschafteten Beide in harter Anstrengung ihre Zeche, bis Zapata eines Tages seinem Gefährten erklärte, er habe zwei Millionen Pesos gesammelt und nunmehr genug; er nahm Abschied von der Stätte fruchtbaren Wirkens und kehrte mit seinen Schätzen nach Spanien zurück.

Vier Jahre später folgte Rodrigo Pelaez seinem Beispiele; auch er gedachte, sich in der Heimath niederzulassen, um dort in Ruhe von den Früchten harter Arbeit zu leben. Aber das Schiff, das ihn nach Sevilla tragen sollte, wurde von Seeräubern gekapert; sie beraubten ihn seiner Habe und schleppten ihn auf den Sklavenmarkt zu Algier; dort kam er in den Besitz von Mustafa, einem Bruder des türkischen Emirs Sigala und mußte in dessen Prachtgärten niedrige Dienste verrichten. Hier erblickte ihn eines Morgens der Emir und gab sich ihm als seinen alten Freund Zapata zu erkennen. In jungen Jahren

hatte dieſer ſich auf ein nach Südamerika beſtimmtes Schiff geſchlichen, war dann auf der Fahrt entdeckt worden und ſollte ſchon zur Strafe für ſeine Keckheit ins Meer geſchleudert werden, als es ihm noch rechtzeitig gelang, durch rührende Bitten das Herz des Führers der Barke umzuſtimmen. In der neuen Welt ließ er ſich als Soldat anwerben und brachte es durch Tapferkeit und Geiſtesgegenwart zum Kapitän. Dann ſtieß er das Schwert in die Scheide und entſagte dem Waffenhandwerk; angelockt durch den Ruf des reichen Silberkegels ging er nach Potoſi und wurde Bergmann. Sorgfältig verbarg der junge Muſelmann Herkunft und Glauben, da für einen Bekenner des Propheten unter den ſtrenggläubigen Spaniern keine Stätte war, lenkte geſchickt jeglichen Verdacht über die Echtheit ſeiner religiöſen Ueberzeugungen durch ſorgfältige Befolgung kirchlicher Vorſchriften von ſich ab und zeichnete ſich aus durch äußerliche Frömmigkeit und freigebige Beiſteuern zu den Koſten der heiligen Feſte. So wurde er ein reicher Mann und verließ dann Potoſi mit einem ſchönen Vermögen. Nach ſeiner glücklichen Heimkehr nach Europa ſtellte er ſich dem Sultan in Stambul vor und wußte den Großherrn durch Erzählungen aus ſeinem bunten Leben ſo für ſich einzunehmen, daß er als Paſcha an die Spitze des Barbarenſtaates geſtellt wurde. Hier führte er einen glänzenden Hof, umgeben von allen Reizen der Macht und des Reichthums. Jetzt gewährte es ihm hohe Freude, ſeinen ehemaligen Gefährten aus Niedrigkeit und Gefangenſchaft zu erlöſen; er beſchenkte ihn mit freigebiger Hand und entließ ihn in die Heimath, mit der Bitte, alles, was er geſehen und gehört, nach Potoſi zu berichten und daran die Verſicherung zu knüpfen, daß Pelaez' mohammedaniſcher Freund, wenn auch anderen Geſetzen zugethan, Gott preiſe und mit innigem Danke ſich der Stadt und ihrer Bewohner erinnere. Pelaez bat den Paſcha, ihm dies urkund-

lich zu beglaubigen; Sigala that es; die Urkunde gelangte wirklich nach Potoſi, und der Chroniſt der Stadt, Martinez y Vela, brachte ſie in ſeinen Beſitz.

Wenige Jahre darauf machte ein anderes Ereigniß viel von ſich reden.

In einem Thalgrunde, mehrere Meilen von Potoſi entfernt, lag ein armſeliges Dörfchen, das einige Spanier 1564 gegründet hatten, wie verborgen unter dem Schatten zahlreicher Mollebäume, die einen ſcharfen Harzgeruch weithin verbreiteten. Unter einem derſelben lag ein unbekannter Wanderer, tief erſchöpft, barfuß, die Kleider von den dornigen Stauden zerriſſen, durch die er ſeinen Weg geſucht hatte. Da erſchienen zwei Reiter, welche ihre Thiere anhielten, als ſie in dem müden Jünglinge am Wege nach Tracht und Hautfarbe einen Spanier erkannten. Auf ihre Frage vernahmen ſie, er ſei ein fahnenflüchtiger Kriegsmann aus Chile, Namens Erauſo, der mühſam die Andenkette überſtiegen und nun nach Tucuman im heutigen Argentinien zu ziehen gedächte. Sie erbarmten ſich ihres hülfloſen Landsmannes, ſtärkten ihn mit Speiſe und Trank und trugen ihn auf einer flugs angefertigten Bahre nach einer nahe gelegenen Hacienda, die einem der beiden Reiter angehörte. Dieſer hatte ſich eine Frau indiſchen Geblütes erwählt, die ihm eine Tochter gebar, dunkelfarbig und jeden Liebreizes bar. Da in jenen ausgedehnten Gebieten nur hie und da Spanier wohnten, die Landwirthſchaft betrieben, beſchloß die Familie, die Hand des Mädchens dem jungen Fremdlinge anzutragen. Als dieſer nach einigem Zögern eingewilligt, zogen alle gemeinſam nach Tucuman, um von dem dortigen Pfarrer den Segen der Kirche über das junge Paar ausſprechen zu laſſen. Allein dieſer beſaß eine hübſche reiche Nichte und wußte durch koſtbare Geſchenke den Bräutigam zu bewegen, ſein Verlöbniß zu brechen und letzterer ſeine Hand zu reichen. Aber am Tage der

Trauung war der Jüngling verſchwunden; nächtlicher Weile war er auf flinkem Roſſe, wohlverſorgt mit Geld und Kleidung, nach Potoſi davongeritten, deſſen Ruf längſt nach Tucuman gedrungen war.

Im März 1568 war als königlicher Schatzmeiſter und Richter der Lizentiat Ordaz nach der Bergſtadt gekommen, mit dem Auftrage, in der Verwaltung und Vertheilung der Gefälle Reformen einzuführen, ein Mann, gründlich vertraut mit den Verhältniſſen Südamerikas, von großer Geſchäftserfahrung, habſüchtigen, hochmüthigen, zornigen Sinnes, von ſchroffen Verkehrsformen. Der Zufall wollte, daß der junge Erauſo als Kämmerer in ſeine Dienſte trat. Als Ordaz den Zeitpunkt gekommen erachtete, die Steuerſchraube anzuziehen und die ſogenannte Alcabala, eine Abgabe, die beim Verkauf oder bei der Beſitzveränderung jeder Art von Gütern erhoben wurde, um mehr als das Dreifache erhöhte, legte die Handelswelt ernſte Einſprache ein, unter Hinweis auf die großen, zu patriotiſchen und ſtädtiſchen Zwecken gebrachten Opfer, ohne ſich durch Drohungen einſchüchtern zu laſſen. Daher beſchloß Ordaz, zur Gewalt zu ſchreiten, und griff mit bewaffneter Macht die Häuſer zweier Kaufleute, Morla und Rangel, an, wo ſich viele Mitglieder des Handelsſtandes zu offenem Widerſtande verſammelt hatten. Allein der Sturm ward abgeſchlagen, und Ordaz mußte ſuchen, durch die Flucht ſich zu retten; aber die Sieger holten ihn ein und ſchleppten ihn zum Marktplatze; dort zogen ſie ihn unter Schimpfworten bis aufs Hemde aus und hieben mit Knütteln auf ihn ein; ſie würden ihn getödtet haben, wenn herbeieilende Mönche ihn nicht vor ſchweren Mißhandlungen bewahrt hätten. Tief in ſeiner Ehre gekränkt, heilte er ſeine Wunden aus, begab ſich rachedürſtend nach Chuquiſaca und berichtete an den Vizekönig in Lima, eine wie unglimpfliche Behandlung er erfahren habe.

Dieſer ſuchte das Anſehen der Geſetze wieder zu heben und beauftragte die Audiencia, den Gerichtshof von Chuquiſaca, die Kaufleute von Potoſi zur Zahlung der erhöhten Steuern zu zwingen. Mittlerweile hatten Morla und Rangel nebſt anderen reichen Handelsherren die Sommerfriſche von Mataca, einige Meilen von Potoſi, aufgeſucht und ſich geeinigt, ihren zähen Widerſtand gegen die Erpreſſungen aufrecht zu erhalten; mit Waffengewalt wollten ſie dem neu ernannten Corregidor von Potoſi, dem General Avendaño, einem Manne von ſtattlicher Geſtalt, aber geringer Umſicht, entgegentreten. Um Furcht zu verbreiten, hatte dieſer mehrere Mineros, unter der Anklage heimlicher Theilnahme an dem Aufſtande der Kaufleute, in den Kerker werfen und ihr Vermögen einziehen laſſen. Daher ſtrömten Viele, um einem gleichen Loſe zu entgehen, in das Lager der Empörer, die nunmehr dazu übergingen, der Stadt die Lebensmittel abzuſchneiden. Vergebens kämpften die Truppen der Regierung gegen die feindlichen Haufen und vermochten ſie nicht zu ſprengen. Müde endlich des beſchwerlichen Lagerlebens beſchloſſen die Aufſtändiſchen, Avendaño in ſeinem eigenen Hauſe zu tödten. Zwölf Reiter drangen heimlich unter dem Schutze der Nacht, unterſtützt von Freunden, in die Stadt und erbrachen mit Axthieben die Pforten ſeines Hauſes; kaum konnte der Gefährdete ſich durch einen Sprung aus dem Fenſter auf die Straße retten und, wenn auch verwundet durch nachgeſandte Schüſſe, entkommen. Jedoch blieb der hochgewachſene Mann infolge des gewagten Sprunges zeitlebens lahm und wurde mürriſch und verbittert. Die öffentliche Ruhe wurde nicht lange darauf durch einen Vergleich wiederhergeſtellt.

Mitten in dieſen Wirren hatte Erauſo aus Potoſi flüchten müſſen; er hatte in einer Spielhölle einen der Spieler des Gebrauches falſcher Würfel überführt und bei dem darob ſich entſpinnenden Streite niedergeſtoßen. Unter manchen Aben-

teuern durchwanderte er die weiten Landſchaften Hoch-Perus, fuhr über den Titicacaſee und kam nach Huamanga. Auch hier riß ihn ſein raufluſtiger Sinn in zahlreiche Händel mit blutigem Ausgange, bis endlich die Obrigkeit ihn ergriff und zum Tode verurtheilte. Vor der Hinrichtung begehrte er die Heilsmittel der Kirche; man führte ihn in die Kapelle, in der Verbrecher nach ſpaniſchem Brauche ihre letzte Nacht auf Erden unter Gebet und Vorbereitungen zum Tode zu verleben haben. Als am folgenden Morgen nach der Beichte ein Prieſter ihm das Abendmahl reichte, entraffte er ihm die Hoſtie und rannte mit derſelben und dem Rufe: „Iglesia me llamo!“ Mein Name iſt Kirche!“ aus der Kapelle. Es war Sitte in den Ländern der ſpaniſchen Krone, daß bei einer Hinrichtung alle Kirchenthüren offen ſtanden und die Glocken läuteten. Erauſo ſtürmte mit der Hoſtie in die Kirche Santa Clara, warf ſich zu inbrünſtigem Gebete auf die Stufen zum Hochaltar und legte dann ehrfurchtsvoll die Hoſtie auf das Altartuch. Dadurch war er den Händen menſchlicher Gerechtigkeit entkommen; die Kirche galt als entweiht, aus der man gewaltſam den Flüchtling herausgeholt hätte. Nun beſtand aber ein Geſetz, wonach Gottesſchändern eine Hand abgehauen und verbrannt werden ſollte. Daher erſchien der Biſchof von Huamanga, um dieſe Strafe vollſtrecken laſſen; aber Erauſo bat zuvor den Biſchof um Gehör und legte eine lange Beichte ab; zu grenzenloſem Erſtaunen der verſammelten Menge nahm ihn dann der Biſchof bei der Hand und führte ihn in das Frauenkloſter der Stadt; hier blieb er unter lautem Murren des Volkes zwei Monate, bis Depeſchen von Lima kamen und Erauſo unter militäriſchem Schutz nach Lima zog. Auch hier wurde ihm ein Frauenkloſter zur Wohnung angewieſen. Nach ferneren drei Wochen beſtieg er ein Schiff und fuhr nach Spanien zurück.

Jetzt erſt ward bekannt gegeben, daß der junge Kriegsmann

ein Mädchen war, das mit eigentlichen Namen Catalina de Erauſo hieß; in den potoſiniſchen Legenden iſt ſie bekannter als Monja Alferez, d. h. die Nonne als Fähnrich. Die Eltern hatten ſie für das Kloſter beſtimmt, ſie entfloh aus den Mauern des Ordenshauſes und kam in männlicher Tracht nach Amerika; hier trat ſie in das königliche Heer und machte als Offizier die Feldzüge in Chile mit. Müde der Kämpfe mit den Wilden, verließ ſie die ſpaniſchen Reihen und entfloh nach Hoch-Peru, überall durch ihre gute Klinge einen gefürchteten Namen hinterlaſſend und ungekränkt in ihrer weiblichen Ehre.

VII.

Das Jahr 1550 ging zu Ende. Alcalde in Potoſi war der Lizentiat Diego de Eſquivel, ein habſüchtiger, launenhafter Herr, dem man nachſagte, daß er für reichen Lohn es mit dem Rechte nicht genau nehme. Er hatte ſein Herz an eine junge Dame verloren, die aber nicht für ihn fühlte; Criſtobal de Aguero, ein ſtattlicher Soldat aus dem Regimente Tucuman, war ihm zuvorgekommen und dadurch Gegenſtand ſeines bitteren Haſſes geworden. Eines Abends entſpann ſich ein arger Streit in einer der zahlreichen Spielhöllen, die ſich in der Straße Quintu Mayu aufgethan. Einem Spieler entglitten drei falſche Würfel, und als er ſie eilends wieder aufraffen wollte, ſpießte ihm ſein ergrimmter Nachbar mit ſeinem Dolche die Hand auf den grünen Tiſch. Infolge des dadurch entſtandenen Lärmens und Schreiens erſchien die Wache und mit ihr der Alkalde in feierlicher Amtstracht. Raſch ſtob die Geſellſchaft auseinander, nur zwei Spieler blieben in der Gewalt der Häſcher, die im ſtillen die Flucht der Uebrigen begünſtigt hatten. Mit boshafter Schadenfreude erkannte der Alkalde am folgenden Tage beim Verhör, daß ihm ſein Nebenbuhler, der Soldat vom Regimente Tucuman, ins Garn gelaufen war. Den Gefangenen ſprach er

lakoniſch das Urtheil: „Hundert Peſos Strafe oder 50 Hiebe!“ Der Gefährte des Soldaten wußte die Summe aufzutreiben, bei ſeiner Rückkehr fand der Alkalde das Geld bereit. Der Andere erklärte ſich außer ſtande, ſoviel aufzubringen, und als der Richter höhniſch auf ſeinem Spruche beſtand, wies der Gefangene auf ſeine adlige Geburt und den hohen Rang ſeines Vaters hin, die durch eine ſo gemeine Strafe geſchändet würden, und ſchloß in zorniger Wallung: „Wenn Ihr dieſe feige Strafe vollziehen laßt, ſo ſchwöre ich, mich an Euren Ohren zu rächen.“ Der Alkalde lachte der Drohung und ließ dem Soldaten 50 vollwichtige Hiebe aufzählen. Ohne einen Klagelaut auszuſtoßen, ließ dieſer die Schläge über ſich ergehen und wurde darauf in Freiheit geſetzt; beim Abſchiede aber rief er dem Schergen, der ihn gezüchtigt hatte, zu: „Sage dem Alkalden, von heute ab gehören ſeine Ohren mir, ich leihe ſie ihm noch ein Jahr, er möge ſie als meinen theuerſten Schatz hüten.“

Am folgenden Tage erſchien er vor ſeinem Regimentscommandeur und nahm ſeine Entlaſſung. „Der König,“ erklärte er, „braucht Männer von Ehre, und die habe ich verloren.“ Vergebens ſuchte dieſer ſeine Bedenken zu zerſtreuen, er mußte den ſchwergekränkten jungen Mann verabſchieden. Der Vorgang war indes geheim geblieben, ſtrenge hatte der Alkalde verboten, etwas darüber verlauten zu laſſen. Und ſo vergingen drei Monate, als Don Diego de Eſquivel nach Lima berufen wurde, um eine Erbſchaft anzutreten. Am Vorabende ſeiner Reiſe machte er einen Spaziergang vor den Thoren; da trat ein Verlarvter zu ihm mit den Worten: „Morgen verreiſt Ihr, Herr Lizentiat?“ „Was geht es Dich an, Unverſchämter!“ erwidert: der Alkalde. „Sehr viel,“ entgegnete die Maske, „ich habe auf Eure Ohren acht zu geben“ und verlor ſich in eine Gaſſe, den Alkalden in unbequemen Ahnungen zurücklaſſend. In aller Frühe machte ſich Don Diego nach Lima über Cuzco

auf den Weg. Nach seiner Ankunft in der alten Residenz der Inkas suchte er einen Freund auf, aber wie er um eine Ecke bog, legte sich ihm eine schwere Hand auf die Schulter. Ueberrascht kehrte er sich um und erkannte seinen verhaßten Nebenbuhler. „Erschreckt nicht, Herr Lizentiat," rief dieser, „zu meiner Beruhigung sehe ich, daß Eure Ohren noch auf dem richtigen Fleck sitzen" und ließ den Alkalden in tiefer Bestürzung stehen. Dieselbe Szene wiederholte sich in Ayacucho. Endlich erreichte der Alcalde in unbehaglicher Stimmung die Hauptstadt von Peru und stieß bei seinem ersten Ausgange auf seinen Verfolger, der einen stummen, aber beredten Blick nach seinen Ohren sandte. Auf allen Wegen und Stegen wußte dieser ihn zu treffen, es gab kein Mittel, ihm auszuweichen. Der Alkalde war allmählich nervös geworden und zitterte bei dem kleinsten Geräusche wie Espenlaub. Weder sein Reichthum noch die Ehren, welche ihm die höchsten Gesellschaftskreise erwiesen, vermochten seine Furcht einzuschläfern: das Bild seines beharrlichen Feindes schwand nicht bei Tage, nicht bei Nacht aus seinen Gedanken. So kam der Jahrestag der Kerkerszene heran. Don Diego ließ die Thüren seiner Wohnung fest verschließen und bewachen. Im Gefühle seiner Sicherheit begann er Urkunden durchzusehen und Briefe zu schreiben; da flog plötzlich sein Fenster auf, und eine Gestalt schwang sich in sein Gemach. Sprachlos vor Entsetzen, wurde der Arme auf seinem Stuhle festgebunden und durch einen Knebel am Schreien verhindert. Dann zog der Eindringling ein scharfes Messer hervor und schnitt mit raschem Griffe die Ohren des Alkalden ab, indem er sagte: „Herr Alkalde, heute ist das Jahr um; ich bin gekommen, um meine Ohren zu holen."

Der Vizekönig setzte eine Belohnung auf die Ergreifung des kecken Jünglings, allein dieser entkam glücklich nach Spanien. Dort suchte er eine Audienz bei Kaiser Karl V. nach und machte

ihn zum Richter ſeiner Sache. Er erlangte nicht nur Verzeihung, ſondern auch noch als Genugthuung eine Hauptmannsſtelle in einem Regimente, das nach Mexiko ging. Don Diego aber überlebte die ihm angethane Schmach nur einen Monat, er ſtarb weniger an den Folgen ſeiner Wunden, als an dem Fluche der Lächerlichkeit, der Alkalde ohne Ohren zu heißen.

Die Spielhöllen Potoſis blieben nach wie vor die Brutſtätten wüſten Haders. Täglich, erzählt Miraval, der Chroniſt, verurtheilte der Richter vier bis fünf Spieler im Gefängniſſe zum Tode und ging dann mit ſeinem Schreiber lachend und pfeifend nach Hauſe, als ob er Gänſe und Kapaune für ein Feſtmahl abgeſtochen hätte. Mordthaten, die mit ſpurloſer Beſeitigung des Opfers endeten, wurden auf das Treiben in den Spielhöllen zurückgeführt und hielten die Bevölkerung in Athem, während der große Hauſe glaubte, die Gemordeten irrten ruhelos bei Nacht und Nebel umher und allerlei Schauermären von Geſpenſterſcheinungen in Umlauf ſetzte.

Mittlerweile wuchs in der reichen Stadt Prachtliebe und Ueppigkeit mit jedem Jahre. Mit dem Glanz koſtbarer Toiletten, der Fülle köſtlichen Geſchmeides ſtand im Einklang die übrige verſchwenderiſche Lebensführung. Der Frauenwelt war ein einförmiges Daſein beſchieden, das meiſt in kleinlichem Getändel ſich verzehrte. Zwar bewohnte die vornehme potoſiniſche Dame ein mit allen Koſtbarkeiten ausgeſtattetes Haus, das mit kunſtvollen Silbergefäßen, mit theuren mit Gold ausgelegten Möbeln, mit perſiſchen Teppichen und ſchweren Brokatvorhängen, mit werthvollen Gemälden herrlich geſchmückt war, aber es war nur ein goldener Käfig, in den ſie zeitlebens gebannt war, den ſie nur verließ, um ihren kirchlichen oder geſellſchaftlichen Pflichten zu genügen. Wohin hätte ſie ſich in der unwirthlichen Umgegend der Erholung wegen auch wenden können? Wenn die Kirchen das Feſt ihres Schutzheiligen begingen, ſo entfalteten

ſie ein wahrhaft blendendes Schaugepräge. Die Bildſäulen der Madonna und der Heiligen, die man bei den Umzügen feierlich umhertrug, die Kreuze, die Weihrauchfäſſer beſtanden aus getriebenem Silber und ſtrahlten von koſtbaren Edelſteinen, die Monſtranz war ein Schatz von unermeßlichem Werthe. Fahnen und Banner, herrlich beſtickt, wogten im Winde, ſeltene Wohlgerüche ſtiegen in die Luft, unzählige Kerzen brannten an den Altären. Nirgends, nicht in Rom ſelber, ſagte man, erreichten die kirchlichen Feſte den Glanz von Potoſi. Die Sorge, bei dieſen Gelegenheiten nicht überſehen zu werden, beſchäftigte die Damenwelt das ganze Jahr hindurch. Galt es doch die Toilette der kleinen Mädchen, die Ausſtellung der Heiligenbilder in den Fenſtern, den äußeren Aufputz des Hauſes der geſellſchaftlichen Stellung der Familie gemäß einzurichten, galt es doch, durch neue Gewänder miteinander zu wetteifern und den Ruhm davonzutragen, die meiſten bewundernden Blicke auf ſich gezogen zu haben. Sonſt füllten Liebeshändel in jungen Jahren die vielen müßigen Augenblicke aus, nicht immer ohne bedenkliche Gefahren für treuloſe Männer. Im Jahre 1642 tödtete Claudia Orriamun in einem Säbelduell Manrique de Lara, einen vornehmen Hidalgo, der ihre Gunſt genoſſen und ſie dann verlaſſen hatte. Claudia wurde ins Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt; als man ſie aber zum Richtplatz führte, ſtürmten die jungen, von Mitleid ergriffenen Leute der Stadt auf ihre Wachen ein, entriſſen ſie dem Henker und brachten ſie in das Aſyl der Kathedrale. Von hier gelang es ihr, ſich nach Lima zu retten, wo ſie im Kloſter Santa Clara den Schleier nahm. In gleicher Weiſe rächten zwei Schweſtern, Juana und Lucia Morales, den Wortbruch ihrer Freier, der beiden Brüder Pedro und Graciano Gonzalez und forderten ſie zum Zweikampfe auf Leben und Tod heraus. Der Handel wurde auf feurigen Roſſen mit der Lanze ausgefochten;

auf der Wahlſtatt errangen die waffenkundigen verlaſſenen Schönen den Sieg und durchbohrten ohne Erbarmen die Männer, welche ſie bethört hatten — ein Ereigniß, das vielfach von einheimiſchen Dichtern beſungen worden iſt.

Auch die reichen Potoſiner wetteiferten untereinander um den Preis üppiger Verſchwendung bei Hochzeiten, Taufen und ſonſtigen Gedenktagen der Familie. Lange lebte im Munde des Volkes ein Maskenfeſt fort, das der Alcalde Diego Caballero zu Ehren einer neuen Monſtranz gab, deren Werth an Gold und Edelſteinen auf 4 Millionen Peſos geſchätzt wurde. Bald kannte die Eitelkeit der Reichen keine Schranken, Ereigniſſe kamen vor, die an das prahleriſche Leben der Großen in der römiſchen Kaiſerzeit erinnern. Eines Tages ging der Koch eines Minero auf den Markt, um einen ſchönen Fiſch zu kaufen, und entſchied ſich für ein theures Gratthier. Darüber kam der Koch eines anderen Reichen und ſuchte den Fiſch durch höheres Angebot für ſich zu erwerben, und beide trieben, ſich gegenſeitig überbietend, den Preis bis zu 5000 Peſos hinauf. Als der Herr des unterlegenen Koches dies vernahm, entließ er ihn zornig aus ſeinen Dienſten, nicht, weil er ſo leichtſinnig mit dem Gelde umgegangen ſei, ſondern weil er die Ehre des Hauſes nicht wahrgenommen und nicht das Doppelte geboten, um den Fiſch als Siegesbeute davonzutragen.

Förmliche Wunder wirkte das Geld, wenn eitle, reiche Mineros lüſtern nach einem Adelsbriefe oder einem Ordenszeichen wurden. Unermeßliche Summen ſind infolge dieſer menſchlichen Schwäche in die königlichen Kaſſen gewandert, meiſt in Form eines unterthänigen Geſchenks an die Krone; auch der Beichtvater des Königs wurde gut bedacht und nicht minder der Großinquiſitor. Mit dem Steigen des Reichthums begann das ſchnöde Geld äſtereiche Stammbäume mit vielen ehrwürdigen Ahnen hervorzuzaubern und auch das plebejiſchſte

Blut zu läutern. Die neu kreirten Hidalgos, Grafen und gar Herzöge, deren es eine lange Reihe giebt, ſorgten für die Kenntnißnahme der friſch erworbenen Würde durch Zierrathen an ihren Häuſern, die nunmehr an den Giebeln Wappenthiere, Löwen, Bären, Füchſe, Greife und Adler führten und mit lateiniſchen Inſchriften prangten. Heute noch lieſt man an dem alten Hauſe von Montes den Hexameter:

Quae Deus immittit, non vincunt frigora vestem.

Gern verſchwägerte man ſich auch mit den Sproſſen alter Adelsgeſchlechter; viele Söhne verarmter Edelleute ſind nach Potoſi gekommen, um reiche Frauen heimzuführen; die meiſten aber wandten dann wieder der Stadt den Rücken; ein vornehmer Fremder gewann ſelten das Gefühl, unter einer geſitteten, gut gearteten Bevölkerung zu ſein; denn der Spanier in der Heimath iſt ernſter, ſinniger, ſtolzer, in ſeinem allgemeinen Verhalten geſetzlicher, der Disziplin mehr zugänglich.

An jeder Ecke der Straßen und Gaſſen befanden ſich Niſchen mit den Bildniſſen der Jungfrau Maria oder eines Heiligen, den die Nachbarn verehrten. Dieſe ſteckten zu beiden Seiten der Blende Lämpchen auf und trugen Sorge, daß ſie bis tief in die Nacht hinein brannten — die einzige Straßenbeleuchtung in jenen Zeiten. Wenn dann beim Einbruch der Dunkelheit die Abendglocken von den Thürmen der 22 Kirchen den engliſchen Gruß einläuteten, ward es ſtill in der unruhigen Stadt; mit mächtigen Schlöſſern und Riegeln verwahrte man die von dicken Nägeln ſtarrende Pforte des Hauſes. Die Eiſennägel ſelbſt waren meiſt ſo eingetrieben, daß ſie auf der Außenfläche die Namen Jeſus — Maria — Joſé darſtellten. Auch heute noch ſind die thorförmigen Hausthüren meiſtens auf beiden Seiten mit ſtarkem Eiſenblech beſchlagen und führen nach innen ſchwere Riegel, damit bei plötzlich losbrechenden Unruhen Aufſtändiſche nicht eindringen können. An beiden Seiten des

Einganges findet man faſt allgemein hinter den Thorflügeln große Lehmſteine aufgeſchichtet, damit man nöthigen Falls die Thüren ſchnell vermauern kann, wohl eine Erinnerung an die turbulenten Scenen früherer Zeiten.

VIII.

Auch die Schrecken der Inquiſition ſind der Stadt Potoſi nicht erſpart worden; durch königlichen Erlaß vom 7. Februar 1569 wurde das gefürchtete Tribunal im Vizekönigreiche Peru, mit dem Sitze in Lima, errichtet. Das Santo Oficio ſollte in den ſpaniſchen Kolonien jedoch nicht nur die alleinige Herrſchaft der katholiſchen Kirche und ihren Einfluß auf die Bevölkerung befeſtigen, ſondern auch die unumſchränkte Königsmacht begründen helfen, da in den ausgedehnten Gebieten der neuen Welt die Krone nur allmählich die Grenzen ihrer Gewalt zu erweitern vermochte; die Indier waren ſeiner Wirkſamkeit entzogen. Da die weltlichen Gerichtshöfe ſich nicht zu tyranniſchem Vorgehen gegen verdächtige und unzufriedene Kreolen hergeben wollten, ſo bot das Glaubensgericht der Regierung ein treffliches Mittel, unruhige Köpfe im Zaume zu halten. Ueberhaupt hat die Krone den Einfluß der Kirche in Südamerika zu deren großem Schaden vielfach zur Erreichung rein weltlicher Zwecke mißbraucht und ihre Selbſtändigkeit ungemein eingeſchränkt; der Papſt hatte einfach die Bullen für die ihm vorgeſchlagenen Biſchöfe auszufertigen, die Beſetzung aller anderen geiſtlichen Stellen vollzogen die höheren Lokalbehörden im Namen des Königs. Die Kirche empfing dafür als Lohn die Sicherung ihrer Reichthümer, den Schutz des weltlichen Arms und ihre alleinige Geltung in allen Gemeinweſen. Großes ſowohl im wahren Sinne des Evangeliums, als auch auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft hat die katholiſche Kirche namentlich durch ihre Orden in ihrer Wirkſamkeit für die Indier geleiſtet.

Der erſte Inquiſitor in Potoſi war Martin Salazar, der Sohn des zeitigen Korregidors der Stadt, und ſein erſtes Opfer ein Krämer, Namens Rodriguez Correa aus Portugal, der infolge fleißiger Arbeit in drei Jahren ſich ein Vermögen gemacht hatte. Geſchäftliche Verbindungen führten ihn häufig nach Lima; auf einer dieſer Reiſen ließ ihn die Inquiſition ergreifen und verſchwinden. Nachhaltigeren Schrecken erregte die Verhaftung einer reichen vornehmen Witwe, die, milder Wohlthätigkeit lebend, beſonders die Leiden der kranken Indier zu lindern ſtrebte und durch gelungene Heilungen und freigebige Spenden in den Ruf einer Hexe gekommen war. Sie wurde nach Lima geſchleppt, in den Folterkammern des Glaubensgerichtes peinlich verhört und auf öffentlichem Markte verbrannt. Aber ein Rächer erwuchs ihr in ihrem Sohne Juan de Toledo; er ſchwur, Martin Salazar zu tödten. Bisher hatte er ein leichtfertiges Daſein gleich vielen ſeiner reichen Altersgenoſſen geführt und ſeine Zeit meiſt in Spielhöllen und auf dem Fechtboden zugebracht. Das Urtheil der Inquiſition hatte auch ihn in Mitleidenſchaft gezogen; man hatte ihm ſeine Güter genommen und ihn für ehrlos erklärt, und ſo lebte er in ſeiner Vaterſtadt als Bettler von den Almoſen ſeiner ehemaligen Genoſſen, äußerlich bemüht, durch frommen Wandel und auffällige Verrichtung religiöſer Handlungen die Meinung zu erwecken, er büße die Sünden ſeiner Mutter ab, während er einen glühenden Haß gegen die Urheber ihres Verderbens im Herzen trug. Eines Tages fand man den Inquiſitor Salazar von vielen Dolchſtößen durchbohrt todt in ſeinem Gemache, von dem Mörder aber keine Spur. Alle Nachforſchungen ſcheiterten, und ſchließlich ſah man in ihm nur ein Opfer der heißen Parteikämpfe, die im Jahre 1604 in Potoſi tobten. In neue Erinnerung wurde das Verbrechen gebracht, als nächtlicher Weile das Grab Salazars gewaltſam geöffnet und die Leiche des Kopfes beraubt

worden war. Abermals ergriff Aufregung die gesamte Bürgerschaft; wiederum blieb der Frevler unfaßbar, an den armen Büßer, der in härenem Gewande unter demüthigen Bitten, Almosen heischend, umherzog, dachte Niemand. Zuletzt sah man ihn nur mit einem Schädel in der Hand, auf den er starr die Augen heftete, wenn er ohne Gruß, schweigsam, jeder Frage ausweichend durch die Straßen ging. So lebte er lange Jahre verlassen weiter, im Geruche der Heiligkeit, ein Gegenstand stiller Scheu, dem Anscheine nach nur mit einem ernsten Memento mori beschäftigt. Endlich legte er sich auf sein einsames Sterbelager und verschied im Jahre 1625, versöhnt mit Gott und der Welt nach inbrünstigem Empfang der Sterbesakramente. Aber er hinterließ eine Urkunde, worin er den Schleier seiner Vergangenheit lüftete, nicht nur den Mord Salazars, sondern auch die Schändung seiner Leiche eingestand. „Grimmiger als ein Raubthier" hieß es in diesem Bekenntnisse, „schaute ich auf den Schädel meines Feindes und fühlte unendlichen Schmerz, ihn todt zu wissen, weil ich ihn nicht mehr von neuem quälen konnte."

Das Jahr 1576 ist in der Geschichte der Stadt ein sehr denkwürdiges, weil in demselben die großartigen Wasserleitungen fertig gestellt worden sind. Eine Meile östlich von Potosi, auf einem hohen Tafellande, dessen Wasserspiegel in derselben Horizontalebene mit der Spitze des Cerro liegt, erstreckt sich ein See, den die Eingeborenen Caricari nennen, 3500 Schritt im Umfange, 18 Ellen tief. Schon früh traten Entwürfe auf, seine reichen Wassermassen nutzbar zu machen, sowohl zu industriellen, als auch häuslichen Zwecken, um so mehr, als die Indier aus den Zeiten der Inkas mit Bewässerungsarbeiten sehr vertraut waren. Nach reiflichen Berechnungen beschlossen endlich die Mineros, das Wasser dieses Sees und kleinerer Zwischenbecken zur Stadt zu leiten, und so ward ein Werk begonnen, das den

Bewohnern Ehre machte. Massiv gemauerte, auf starken Unterlagen ruhende Kanäle, mit mächtigen Strebepfeilern versehen, die den Druck der Seitenkräfte aushalten halfen, leiteten das Element von den Berghöhen; in der Mitte des Werkes baute man nach allen Vorschriften der Wissenschaft ein Schleusenthor, um die Wassermassen zu messen. Eine Menge kleinerer Seebecken wurden in das System hineingezogen, alle wiederum mit kleineren Schleusen ausgestattet, um jederzeit den Wasserlauf zu regeln. Diese Sammelteiche, oder Lagunen, wie das Volk sie nannte, öffneten ihre Abflußkanäle, wenn Regengüsse ihre Vorräthe allzusehr geschwellt hatten und sandten dieselben entfernten Quebradas zu, ebendahin strömte auch das in Pochmühlen verbrauchte Wasser; 290 Röhren gingen von der Hauptleitung zur Stadt und versahen die Häuser. Längs dieser Hauptleitung im Südosten von Potosi lief nun die berühmte Straße, die Ribera, wo sich ein Pochwerk an das andere reihte; hier drehte sich Tag und Nacht, von dem herunterschießenden Wasser bewegt, das Hauptrad, welches die das Erz zermalmenden Mühlsteine umwälzte. Das Geräusch dieser kolossalen Anlagen, das Getose des Wassers, der einförmige, taktmäßige Gesang der Indier verliehen dem Platze, der Ribera de los Ingenios, ein großartiges Aussehen. Die Ribera wurde im März 1577 vollendet und unter glänzenden kirchlichen Festen eingeweiht; damals standen 100 Pochmühlen fertig da, 20 waren im Bau begriffen. Die Ribera schied auch die Stadt in zwei Theile, in den einen, der sich südlich vom Saume des Berges bis zur Ribera erstreckte, hausten die Indier, jenseits der Ribera folgte das spanische Quartier; 11 Brücken spannten sich über die Wasserleitung der Ribera und verbanden ebenso viele Straßen miteinander. Das Werk soll über 3 Millionen Pesos gekostet haben.

Bis zum Jahre 1626 bewährte die Umfassungsmauer der Leitung ihre Festigkeit; da sprengten die Wassermassen eines

Sammelteiches ihre Schranken und ergoſſen ſich donnernd über die unglückliche Stadt. An einem Sonntagnachmittage, am 15. März 1626, wurden in einem Nu 120 Pochmühlen weggeſpült, 58 Häuſerviertel der Spanier, 52 der Indier von dem raſenden Elemente fortgeſchwemmt; 4000 Menſchen fanden in dem Spiel der entfeſſelten Wogen ihren Untergang; mehr als 8 Millionen Peſos Eigentum iſt an dieſem Unglückstage vernichtet worden. Dieſer entſetzliche Schlag hinterließ bei Spaniern und Indiern den tiefſten Eindruck, beide erblickten in dem Unheil ein Strafgericht des Himmels. Nächtlicher Weile glaubte man über den See geſpenſtiſche, lichtumfloſſene Geſtalten hinſchweben zu ſehen, die lange Schweißtücher hinter ſich herſchleppten; man hielt ſie für die Geiſter der an jenem Schreckenstage Verunglückten, die aus dem Jenſeits erſchienen, um die Ueberlebenden um ihre Fürbitte anzuflehen. Die Indier aber erklärten die Spukgeſtalten für Rächer ihrer langen Leiden; ſie eilten in der Stille der Nacht zu ihren Wahrſagern, um durch Teufelsbeſchwörungen den Zorn der böſen Geiſter auf ihre Quäler zu lenken. Auch die Stelle, wo die Waſſer durchgebrochen waren, wurde Gegenſtand unheimlichen Grauens; Alle, die einen lieben Verwandten verloren hatten, errichteten an der Unglücksſtelle Kreuze mit Lämpchen, die an gewiſſen, der Erinnerung geweihten Tagen brannten; tauſende von Seelenmeſſen wurden dann in den Kirchen geleſen.

IX.

Im Jahre 1640 wanderte Antonio Lopez Quiros in Potoſi ein, ein kluger, unternehmender Geſchäftsmann, von kühler, vorſchauender Berechnung, den zeitlebens ein wunderbares Glück begünſtigte. Minen, die von ihren Eigenthümern als werthlos aufgegeben und zu Schleuderpreiſen losgeſchlagen waren, erwieſen ſich unter ſeiner Hände nachhaltiger Arbeit als ergiebig und

gewinnbringend, und ſo erwarb er auch in Oruro, Aullagas und Puno eine Reihe von reichlich lohnenden Gruben. Beſtändig trugen 3000 Lamas die Ausbeute ſeiner Silberminen nach den Häfen am Stillen Ozean und brachten auf ihrem Rücken die Queckſilberfrachten von Almaden und Huancavalica nach Potoſi zurück, ſo daß er dieſen wichtigen Artikel faſt monopoliſiert hatte und den Queckſilbermarkt beherrſchte; 70 Verwalter, jeder mit einem beträchtlichen Gehalte, dienten in ſeinen Pochmühlen und überwachten 4000 indiſche Arbeiter, die gleichfalls einen guten Lohn empfingen; dabei übte er, nirgends knauſernd, nach dem Grundſatze: Noblesse oblige ſeine geſelligen Pflichten in vornehmer und doch niemals durch Ruhmredigkeit verletzender Weiſe.

Im Jahre 1668, erzählt der Chroniſt, wollte er dem Vizekönige, Grafen Lemus, in Lima ſeine Aufwartung machen und nahm für ihn ein koſtbares Geſchenk mit, weil der hohe Herr im Rufe ſtand, ein großer Verehrer des gleißenden Mammons zu ſein. Eines Tages unterhielt ſich Quiros mit dem gräflichen Haushofmeiſter; als dieſer ihm durch prahleriſche Aufſchneidereien über den Reichthum ſeines Herrn mit der Aeußerung zu imponiren ſuchte, dieſer gebe wöchentlich 500 Peſos zur Beſtreitung der Koſten ſeines Haushaltes aus, erwiderte Quiros mit ſchlichtem Lächeln: „Kleinigkeit! Soviel gebrauche ich wöchentlich an Talglichten in meinen Pochmühlen.“ Urkundlich ſteht feſt, daß Quiros an Fünften der Krone 15 Millionen Peſos entrichtet hat, und danach läßt ſich annähernd die Größe ſeines Vermögens berechnen. Mancherlei Erzählungen über eine ſo hervorragende Perſönlichkeit waren im Schwange; Alle bezeugen, daß er über dem Erwerb ſo rieſiger Schätze nicht die Forderungen der Nächſtenliebe vergeſſen. So wohnte in Potoſi ein ehrlicher Meſtize, ſeines Zeichens Arriero; ſein Hab und Gut beſtand in 20 Maulthieren, die ihm infolge des

großen Frachtverkehrs ein beſcheidenes Einkommen ſicherten. Hatten die Thiere ihre Arbeit gethan, ſo ſchickte er ſie auf die Weide nach dem nahen Cantumarcu, wo auf dem dünnen Erdreiche dürftige Grashalme emporſproßten. Eines Morgens ſah er zu ſeinem großen Schrecken, daß ihm ſämtliche Thiere von diebiſcher Hand entführt waren. Betrübten Herzens, in dem Bewußtſein, nunmehr ein ruinirter Mann zu ſein, kehrte er von Cantumarcu nach Potoſi zurück, trat in die Lorenzokirche und ſuchte Troſt in brünſtigem Gebet. Dann erhob er ſich und ſtand beim Hinausgehen bereits im Begriff, ſeinen letzten Peſo in einen Opferſtock für die armen Seelen im Fegefeuer zu werfen, als er es vorzog, lieber das Geldſtück dem erſten beſten Armen zu ſchenken, den er auf den breiten ſteinernen Stufen von San Lorenzo, dem beſonders von Bettlern bevorzugten Tagesaufenthalte, träfe. Wegen der frühen Stunde war die Stätte noch einſam; nur ein ſchwächlicher Greis, in einen dürftigen Mantel gehüllt, mit einer Vicuñamütze auf dem Kopfe, wandelte ſinnend auf und nieder. Der Meſtize näherte ſich dem Unbekannten und reichte ihm den Peſo mit den Worten: „Nimm, Bruder, thu Dir etwas Gutes an und bitte in Deinen Gebeten den Schutzpatron unſerer Stadt, er möge mir ein Wunder wirken.“ „Gott vergelte es,“ erwiderte dieſer, „und verlaßt Euch darauf, daß der Heilige zur Belohnung Eurer Mildthätigkeit thun wird, was in ſeinen Kräften ſteht.“ Mehrere Tage vergingen, man ſprach davon, daß Räuber einem armen Arriero ſeine Maulthiere entführt und ſich bisher geſchickt allen Nachforſchungen entzogen hätten. Dieſer verlor mittlerweile das Vertrauen auf die Hülfe des Schutzpatrons der Stadt. Aber am vierten Tage beſchied ihn ein Diener zum Hauſe von Quiros, deſſen Namen er nur geſprächsweiſe kannte. Als er vor ihn trat, erkannte er in dem reichen Minero den von ihm kürzlich beſchenkten Greis von San

Lorenzo. Quiros umarmte ihn freundlich und ſagte: „Bruder, ich habe ſo heiß zum heiligen Auguſtin gefleht, daß er ein ſchönes Wunder gewirkt hat. Geht heim, dort werdet Ihr nicht 20, ſondern 40 Maulthiere finden.“

Die Befriedigung eines Wunſches blieb ihm verſagt; König Karl II. lehnte es ab, ihn zum Grafen von Incahuaſi zu ernennen, obwohl gerade er über Peru einen wahren Regen von Adelsbriefen und Ordenszeichen niedergehen ließ.

Bis an ſein Lebensende ſpendete Quiros den Armen mit vollen Händen. In der Charwoche ſaß er täglich zwei Stunden in dem Hauptgemache ſeines Hauſes, in der Mitte ſchwerer Geldſäcke, in der Hand einen Becher. So oft ein Dürftiger kam, fuhr er mit dem Becher in einen Sack und gab dem Bittenden alles, was das Gefäß faßte. Erſchienen verſchämte Arme mit dem Geſuche um Unterſtützung, ſo führte er ſie in ein Zimmer, das mit lauter numerirten Kiſtchen ausgeſtattet war; in jedem lag ein Beutel mit Geld von einem bis tauſend Peſos. Dann rief er: „Wählt Euch ein Kiſtchen, und Gott lenke Eure Hand!“ Auch ſeine Indier behandelte er gütig und duldete keine Erpreſſungen. So lebte er bei ſeinen Millionen ſchlicht und einfach dahin und erreichte das ſeltene Alter von 109 Jahren. Im April 1699 iſt er geſtorben, aufrichtig betrauert von den Armen, deren geflügeltes Wort:

Despues de Dios
Quiros!
(Nach Gott kommt Quiros)

auf die Nachwelt gekommen iſt.

Im Jahre 1657 herrſchte unter den 90000 Einwohnern Potoſis Unruhe und Schrecken, eine Bande von 12 Räubern, an deren Spitze ein keckes Weib ſtand, machte weit und breit alles unſicher und wußte ungemein gewandt allen Schlingen zu entkommen, die der Corregidor Francisco Sarmiento ihnen legte.

Der Volksmund nannte ſie die 12 Apoſtel und Magdalena. Noch größeres Entſetzen flößten ſie ein, als man vernahm, das Raubgeſindel begnüge ſich nicht mit Plünderung, ſondern mißhandle auch die Frauen und ſtelle Jedem ſeinen Dolch zur Verfügung, der ſich eines Feindes entledigen wolle. Allerlei Geſchichten liefen umher, manche auch mit frommen naiven Zuthaten ausgeſchmückt. So brachen die Unholde einſt in ein Haus ein, das von einer Dame mit ihren zwei Töchtern bewohnt war; in ihrer Angſt riefen die in ihrer Ehre Bedrohten die Seelen im Fegefeuer zum Schutze herbei. In der That erſchienen einige und jagten den Böſewichtern einen ſolchen Schrecken ein, daß ſie eilends flohen und ſogar ihren Raub zurückließen. — Ein junger Kaplan entging ebenfalls durch Geiſtesgegenwart ihren Fängen. Einſt in ſpäter Stunde heimkehrend, wurde er auf einſamer Straße von einer Rotte Vermummter umzingelt. „Wer ſeid Ihr?“ fragte er ruhig, „und was iſt Euer Begehr?“ „Wir ſind die 12 Apoſtel,“ lautete die Antwort, „und bitten um Euer Geld, Euren Mantel und Eure Sutane.“ — „Um eine ſolche Kleinigkeit wollen wir nicht ſtreiten,“ entgegnete der Geiſtliche; er begann die geforderten Gewänder abzulegen und ſie in ein kleines Bündel zuſammenzufalten und fuhr fort: „Ich preiſe mein Glück, daß ich auf meiner irdiſchen Wanderung zwölf ſo würdige, vollkommene Männer, wie Ihr ſeid, gefunden habe.“ Dann ergriff er plötzlich ſein Bündel und rief, indem er blitzſchnell entfloh: „Jetzt, Ihr Apoſtel, folget Chriſto!“ Vergebens ſuchten ihn die Räuber einzuholen, der junge Kaplan, den die lange Sutane nicht mehr behinderte, entkam in flinkem Laufe ſeinen Verfolgern. — Nicht lange darauf verſchwand eine der angeſehenſten Damen der Stadt. Nach langem Suchen fand man ihre verſtümmelte, des Kopfes beraubte Leiche in der Umgegend. Dieſes Verbrechen erzeugte eine ſolche Entrüſtung unter den

Bürgern, daß ſie in einer einzigen Stunde 50000 Peſos zuſammenſchoſſen und in öffentlichen Anſchlägen die Summe Dem verſprachen, der die zwölf Apoſtel dem Arme der Gerechtigkeit überliefere. Einer der Zwölf wurde an ſeinen Spießgeſellen zum Verräther, und dieſe erlitten nach öffentlicher Stäupung den Tod am Galgen. Nur die Magdalena rettete ſich durch die Flucht und war ſeitdem verſchollen.

Der Juni des Jahres 1695 hatte der Kaiſerſtadt eine ſchneidende Kälte gebracht. Die Sammelteiche lagen unter einer dicken Eisdecke, und ſogar die Waſſerleitungen verſagten theilweiſe ihren Dienſt. Lungenentzündungen brachen aus, und der Tod hielt eine reiche Ernte. Zu den Opfern, die er fortraffte, zählte auch der 85jährige Pedro de la Rueda, königlicher Bannerträger — Alferez real — von Potoſi. Dieſer Todesfall brachte die ganze Stadt in Bewegung; Jeder fragte, wer wird in der bevorſtehenden Prozeſſion, die am St. Jakobstage unter allgemeinſter Theilnahme mit Entfaltung des höchſten kirchlichen Pompes durch die Straßen zog, die königliche Standarte tragen? und man erwog die Angelegenheit in ſtürmiſchen Verſammlungen, ohne ſich über Ruedas Nachfolger zu einigen.

Die Würde eines königlichen Bannerträgers war keine erbliche, Niemand konnte geſetzliche Rechte auf ihren Beſitz anführen, ſie war käuflich und brachte der Krone einen erklecklichen Kaufpreis ein. Jeder, der durch Rang und Reichthum hervorragte, ſuchte den glänzenden Titel zu erwerben, um in fürſtlicher Tracht, angeſtaunt von der Menge, bei den großen Umzügen durch die Stadt zu ziehen und nach dem Schluſſe der Feier das Banner auf dem Balkon ſeines Hauſes zwiſchen zwei Sammetkiſſen aufzupflanzen und von zwei phantaſtiſch gekleideten Keulenträgern bewachen zu laſſen. So ſetzte jeder Bewerber ſeine ganze Sippe, ſeine Freunde, ſeinen Anhang für ſich in

Thätigkeit, ſpendete Geld mit vollen Händen, pochte auf ſeine Verdienſte und ließ ſeine Wahl betreiben, als gälte es Sein oder Nichtſein. Auch wollte man nicht die königliche Entſcheidung anrufen; eine Anſpielung auf dieſe Löſung der Frage durch den Corregidor hatte einen Sturm des Unwillens im Stadtrath, in den Klöſtern, in der Bürgerſchaft entfeſſelt, an alle Straßenecken hatte man Anſchläge voll Hohnes geklebt und die Weisheit des Stadtoberhauptes verſpottet. Zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther ließ der Corregidor verkünden, das Feſt ſolle am St. Jakobstage im gewohnten Glanze begangen werden.

Zwei reiche Herren theilten ſich in die Sympathien der Bevölkerung: Baltaſar de Ordoñez und Santiago de Villaroel. Beide beſaßen großen Einfluß unter den Bürgern, und Jeder ſuchte ihn in ſeiner Weiſe zu ſteigern; der Eine ſpendete große Summen für gemeinnützige Zwecke, der Andere beſchenkte reichlich die Mönche und beſonders die Jeſuiten; der Eine verſprach außerdem, eine Kapelle zu Ehren der hl. Jungfrau vom Roſenkranze zu erbauen, der Andere verpflichtete ſich, ein Retablo, d. h. den oberen Theil des Hochaltars, von gediegenem Silber zu ſtiften; jeder der Nebenbuhler ſuchte den anderen in Werken großartiger Freigebigkeit zu überbieten. Schon geriethen die Parteigänger beider Männer mit den Waffen aneinander. Endlich wurde fünf Tage vor dem St. Jakobstage eine entſcheidende Verſammlung berufen; die ſtimmberechtigten Mitglieder des Stadtraths wohnten einem feierlichen Hochamt bei, ſangen das Veni, creator spiritus, und ſchritten zur Wahl, und der Lizentiat Jimeno Fernandez war es, der einen glücklichen, beide Theile befriedigenden Ausweg fand. König Philipp II. hatte der ſtädtiſchen Verwaltung von Potoſi eine der Standarten geſchenkt, die in der ruhmreichen Schlacht bei Lepanto vom Maſte der ſpaniſchen Galeeren geweht hatten. Dieſe hochverehrte

Reliquie befand ſich auf dem Hochaltar der Jeſuitenkirche, in einem Ueberzug verwahrt, den man nur bei feſtlichen Gelegenheiten abnahm, und hieß allgemein die Fahne von Don Juan de Auſtria nach dem Sieger. Der Lizentiat ſchlug vor, ſtatt einer ſollten zwei Prozeſſionen in verſchiedener Richtung am St. Jakobstage durch die Stadt ziehen und in der einen die königliche Standarte, in der anderen die Fahne von Don Juan de Auſtria getragen werden, das Los ſolle die Perſonenfrage entſcheiden. Allgemeiner Beifall lohnte den Redner, der dazu noch für ſeine Findigkeit reichlich belohnt wurde.

So kam der Tag heran, eingeläutet durch die Glocken der 22 Kirchen. Die ſtarre Maſſe des Cerro begann ſich vom Strahle der Sonne zu beleben, die geſchmückten Häuſer fingen ihn auf und ſpiegelten ihn wider, und röthlicher Schein breitete ſich, von oben herabſchwebend, über das Geſtein. Zugleich bedeckten ſich von nah und fern die Straßen und Wege mit ſchauluſtigen Menſchen; die Landleute führten auf ihren Laſtthieren Ladungen von Blumen und grünem, friſchem Geäſt herbei, während die einzelnen Zünfte der Stadt im Aufbau von haushohen Triumphbögen wetteiferten und Fahnen und Wappen zum Aufputz herbeitrugen. Aus den Fenſtern hingen herrliche Decken von Brokat und Sammet, koſtbare Silberplatten überzogen die äußeren Wände der Wohnungen und zwar in ſolcher Fülle, daß Miraval, der Chroniſt, ſie mit Fiſchſchuppen vergleicht. Bei den Ingenios der Ribera ſammelten ſich die Indier um abſonderliche Fahnen mit räthſelhaften Inſchriften zum Klange von Trommeln und Schalmeien.

Pünktlich zur feſtgeſetzten Stunde verließen die beiden Bannerträger ihr Haus. Ordoñez mit der königlichen Standarte, Villaroel mit der Fahne Don Juans de Auſtria, und die großen Züge ſetzten ſich in der vorherbeſtimmten Richtung in Bewegung. Sie wurden eingeleitet durch die Küſter der

Kathedrale, die, in langen Talaren, ſilberbeſchlagene Stäbe in den Händen, mit ſelbſtbewußter Würde einherſchritten. Dann kamen Wappenkönige, Keulenträger, die Spitzen der Behörden, die Mönche, die Rathsherren, Alle in charakteriſtiſchen Trachten; nach ihnen endlich, Gegenſtand von tauſend und abertauſend Blicken, der Bannerträger, vorſchriftsmäßig auf weißem Roſſe. Die beiden vornehmſten Bürger hielten die Steigbügel, vier hochangeſehene Bürger die langen, vom Fahnenkreuze herabhängenden Bänder; zwei andere Magnaten aus dem Stadtrathe führten die Zügel. Hinter ihnen ſpielte die Muſik luſtige Weiſen, in deren Takte ſich bunte Masken wiegten; Türken mit Turbanen in glitzernden Gewändern, Inkas in ſchillerndem Federſchmuck, Boabdil, der letzte Herrſcher von Granada, Pizarro, Cortez und Don Juan de Auſtria. Den Schluß bildeten die Arbeiter der Ingenios mit ihren Abzeichen. Der Boden war buchſtäblich mit Blumen und grünen Reiſern bedeckt. Auf den Balkonen ſtanden grüßend die Damen und warfen Sträuße hinunter; die Fenſterſimſe trugen Räucherbecken, aus denen der Dampf von Wohlgerüchen emporwirbelte. Ordoñez zog mit ſeinem Geleite die Straße Olleria herunter und wollte auf den Aranzazuplatz einbiegen, während zu gleicher Zeit Villaroel durch die Straße San Auguſtin nahte, um über denſelben Platz ſeinen Weg zu nehmen. So ſchien ein Zuſammenſtoß unvermeidlich: die beiden Züge machten Halt und ſandten Boten an zwei hervorragende Bürger mit dem Erſuchen, die Vermittelung zu übernehmen. Aber ſchon ergriff Ungeduld die Maſſen; Schimpfworte flogen hinüber, Blumenſträuße fuhren als Geſchoſſe durch die Luft, und einer blieb an der königlichen Standarte hängen, ein tauſendſtimmiges Geſchrei erſcholl, und es war, als ob ein Funke in eine Pulvertonne gefahren wäre. — „Hie Ordoñez!“ riefen die Einen, „Hie Villaroel!“ die Anderen. Die Schwerter fuhren aus den Scheiden, und bald hatte ſich

der Feſtplatz in eine Wahlſtatt verwandelt, auf der Mann gegen Mann ſtritt, ohne auf das Wort der Obrigkeit zu hören. Das Blut floß in Strömen, erſt die einbrechende Nacht machte dem grauſamen Streite ein Ende. Beide Nebenbuhler lagen mit ihren Wappenkönigen todt auf der Erde.

„Am folgenden Tage," ſagt Miraval, der Chroniſt, „röthete noch, trotz des Schnees, der während der Nacht in dichten Flocken gefallen war, das geronnene Blut die Plaza Aranzazu; barmherzige Brüder trugen die Verwundeten in ihr Kloſter und vertheilten milde Gaben unter die armen Witwen und Waiſen der gefallenen Indier." 57 Männer waren todt auf dem Platze geblieben, viele Verwundete ſtöhnten auf dem Schmerzenslager. Vergebens ſetzte der Corregidor Diego de Ruiz einen hohen Preis auf die Ergreifung Derjenigen, die zuerſt den Schlachtruf: „Hie Ordoñez!" „Hie Villaroel!" ausgeſtoßen.

Ein Jahr mochte nach dieſen blutigen Vorgängen verfloſſen ſein, als unter zahlreichem Ehrengeleite ein neuer Corregidor von Potoſi, Iñigo Rodriguez de Tapia, ſeinen Einzug in die feſtlich geſchmückte Stadt hielt. Diego de Ruiz hatte mit Schimpf und Schande aus ſeinem Amte weichen müſſen und den Befehl erhalten, ſich perſönlich wegen der von ihm bewieſenen ſchwächlichen Haltung an dem Unglückstage vor dem indiſchen Tribunal in Madrid zu verantworten.

Ein königlicher Erlaß, den der neue Corregidor mitbrachte, ſchloß mit folgenden Worten: „Ebenſo befehlen wir, daß die Söhne und die nächſten Verwandten der Ordoñez und Villaroels ihres Adels und für zwei Jahre auch des Rechtes, Waffen zu tragen, verluſtig gehen und außerdem eine Buße von 20000 Dukaten zahlen ſollen, eine Summe, die zu frommen Zwecken verwandt werden darf."

X.

Am Schluſſe dieſer Bilder eigenartigen individuellen Lebens gedenken wir noch des grimmigen, verderblichen Parteihaders der Basken und der Vicuñas, der faſt über ein Jahrhundert ſich in Mord und Todtſchlag geäußert hat, ohne daß die Regierung im ſtande war, in der Stadt Leben und Eigenthum gegen die zerſtörenden Eingriffe der Selbſthülfe zu ſchützen. Im Laufe der Zeit hatten ſich in Potoſi manche Basken angeſiedelt, Männer zu aller Arbeit geſchickt, ſtolz auf ihr ungemiſchtes Blut, mit dem Bergbau von der Heimath her vertraut, tapfer, gewandt in der Führung der Waffen, von ſtarkem Körperbau, aber hochmüthig, leidenſchaftlich und rachſüchtig. Wie ſie Spanien durch ihre zähen Bürgerkriege ſchweren Schaden zugefügt, ſo haben ſie auch Potoſi durch ihre trotzige, unverſöhnliche Sinnesart in harte langwährende Kämpfe geſtürzt. Schon gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts geboten ſie durch ihren Reichthum und die von ihnen bekleideten hohen Stellungen in der ſtädtiſchen Verwaltung und im Bergbau über einen weitreichenden Einfluß; damals hatten 80 baskiſche Häuſer in Potoſi den einträglichen Vertrieb des Queckſilbers, 160 den ſchwunghaften Großhandel.

Ihnen gegenüber ſtanden die geſchmeidigen Söhne Andaluſiens, ſtreitſüchtige, in raſchem Zorne auflodernde Kreolen, gewandte Reiter und Stierkämpfer, unter denen die Frauen für weit zuverläſſiger galten, als die Männer; ſie trugen als nationales Abzeichen Hüte von Vicuñafellen, und nach dieſer Kopftracht erhielten ſie den geſchichtlichen Namen Vicuñas.

Nachdem der Stammeshaß beider Theile ſich bereits in manchen blutigen Händeln entladen hatte, ſollte eine zufällige Fehde zur Quelle langjähriger Bürgerkriege werden, welche die Stadt in zwei feindliche Lager ſpalteten, die Familien in das

ſchwerſte Herzeleid verſenkten, und da durch den unverſieglichen Strom der Geldmittel handfeſte Männer in Hülle und Fülle ſich bereit finden ließen, ihr Leben für eine fremde Sache einzuſetzen, die Regierung zwangen, ohnmächtig den überſchäumenden Wallungen unbändigen Parteigeiſtes zuzuſchauen.

Glänzende Feſte, Ritterſpiele und Ringelrennen wurden zu Ehren der Thronbeſteigung Philipps II. abgehalten; faſt die ganze Stadt ſtrömte aus den Thoren, um den Turnieren zuzuſchauen. Zufällig ſtanden an einer Straßenecke zwei Niederländer, Curli und Creſi, in freundlichem Geſpräche bei einander, als zwei angeſehene Spanier, der Feldhauptmann Diego Lopez und der alte Oberſt Padilla, herangeritten kamen, die in den Schranken draußen eine Lanze brechen wollten. Muthwillig ſchleuderte Curli einen Fangriemen zwiſchen die Läufe von Padillas Pferd und brachte unter lautem Gelächter Roß und Reiter zum Falle. Zornig erhob ſich der Greis und zog das Schwert; Freunde von dem Einen und dem Anderen kamen herzu, und in dem nun ausbrechenden Kampfe wurden die beiden Niederländer mit tödtlichen Wunden zu Boden geſtreckt. Die Landsleute und Genoſſen der Erſchlagenen betrachteten die Blutrache als eine Ehrenſache; ſie gewannen zu Bundesgenoſſen die Basken, und das genügte, um die Andaluſen und Kreolen unter das andere Feldzeichen zu treiben. So hallte die Stadt von wildem Waffenleben wider. Haßerfüllt ſchwuren die Vicuñas, niemals die Vermählung ihrer Schweſtern und Töchter mit Basken zu geſtatten; die Prediger auf den Kanzeln wagten nicht, zur Verſöhnlichkeit zu mahnen, um nicht das Los eines muthigen Mönches zu erfahren, den man aus Zorn über ſeine zur Milde auffordernden beredten Worte mit einem Sandbeutel todtgeprügelt; die Aechtung traf ſogar die Jungfrauen, die ihr Herz den Basken geſchenkt; manche Mädchen, die ihrer Neigung treu blieben, ſind hingemordet worden. Mit ſolchen ungelöſten

Mißklängen rauheſter Art ſchloß das ſechzehnte Jahrhundert für Potoſi; ein Heer unedler Leidenſchaften hatte vernichtende Kämpfe geführt, nirgends in all' der Trübe war eine Geſtalt erſchienen, die ſich in makelloſer Hoheit erhoben hätte, um über den Parteien zu ſchweben und ſie zu bändigen. Da erließ der Vizekönig, Fürſt von Esquilache, einen ſtrengen Befehl an den Corregidor Ortiz de Sotomayor im Jahre 1617, kräftiger für die öffentliche Ruhe zu ſorgen und rückſichtslos jeden Friedensbruch zu verfolgen. Letzterer war jedoch nicht der Mann, bei den hochgehenden Wogen der bürgerlichen Zerwürfniſſe das Anſehen des Geſetzes zur Geltung zu bringen; im Gegentheil hielt er ſich als eifriger Gönner der Basken durch das Schreiben aus Lima für ermächtigt, gegen die Vicuñas einen zerſchmetternden Streich zu führen. Nächtlicher Weile ließ er ihr Parteihaupt Alonſo Yañez nebſt zehn hervorragenden Männern ergreifen und hinrichten und darauf ihre Köpfe auf den Zinnen der Thore aufpflanzen. Als die Vicuñas am folgenden Morgen die Blutthat vernahmen, ſtürmten ſie das Haus des Corregidors und zwangen ihn, Zuflucht am Altare einer Kirche zu ſuchen. Heimlich entfloh er aus der Stadt, ſein Vorgehen mit amtlichen Befehlen entſchuldigend, und begab ſich nach Lima. Aber mehrere Vicuñas folgten rachedürſtend ſeinen Spuren, und mit ihnen verband ſich die Witwe von Alonſo Yañez, die ſchöne, junge Leonore de Vasconcelos, welche namentlich dem Fürſten von Esquilache Rache geſchworen. Dieſer, der von 1614—1621 als Vizekönig die weiten ausgedehnten Landſchaften von Peru beherrſchte, ſtammte aus dem alten vornehmen Hauſe der Borgia, hochgebildet, ein Meiſter in allen ritterlichen Uebungen, ein geſchmackvoller Dichter, mit Erfolg bemüht um die Gunſt edler Damen. Bald gelang es der ſchönen Leonore, auf ihren Kirchgängen und während des Gottesdienſtes ſich dem Fürſten bemerkbar zu

machen und eine Leidenſchaft in ſeinem Herzen zu entfachen, ſogar ihn zu vermögen, eine Einladung zum Mittagsmahle in ihrer geräumigen, am Rimacfluſſe gelegenen Wohnung anzunehmen. Trotz ſeiner 35 Lebensjahre war der Fürſt ein welterfahrener, umſichtiger Herr von großer Geiſtesgegenwart. Schon bei ſeinem Eintritte in das Haus der Dame hatten feſte Männertritte, die in dem weiten Gebäude widerhallten, eine leichte Unruhe in ihm geweckt, die ſich ſteigerte, als Leonore nach dem Austauſch der erſten Artigkeiten das Geſpräch auf die blutigen Ereigniſſe von Potoſi brachte. So gewandt auch der begehrliche Liebhaber allen Anzapfungen zu entgehen wußte, ſo konnte er ſich doch nicht verhehlen, daß er in einen Hinterhalt gelockt war, in das Hauptquartier der Vicuñas, deren feindſelige Stimmung gegen ihn er wohl kannte. Indes verlor er keinen Augenblick ſeine Beſonnenheit; bei Tiſche ergriff er eine herrliche, mit Malaga gefüllte Karaffe und ſagte: „Ich bedaure, dieſem vorzüglichen Getränke keine Ehre anthun zu können; ich gelobte, nur Pajarete zu trinken, der auf meinen Weinbergen gewachſen iſt.“ Zuvorkommend erklärte ſich Leonore bereit, durch einen Diener ihm den gewohnten Wein aus dem Palaſte holen zu laſſen. Der Fürſt dankte freundlich und entgegnete: „Laßt nach meinem Pagen Geronimo fragen und ihm dieſen Schlüſſel übergeben, mit der Weiſung, daß er mir die beiden Flaſchen Pajarete bringe, die er im Wandſchranke meines Schlafgemaches vorfindet.“ Er rechnete auf die Klugheit ſeines Edelknaben und erſchöpfte ſich in Liebenswürdigkeiten der argliſtigen Wirthin gegenüber. Als der Page die Botſchaft empfing, ahnte er bald, daß ſein Herr in Lebensgefahr ſchwebe, denn der Wandſchrank enthielt ein Paar prächtige Piſtolen, ein Geſchenk ſeines gütigen Monarchen am Tage der Abfahrt. Geronimo ließ den Diener Leonorens gefangen nehmen nnd ſandte eine ſtarke Schar Bewaffneter nach ihrem Hauſe. Dieſe über-

raſchten ſechs Vicuñas, die die Ermordung des Vizekönigs übernommen hatten, falls er ſich nicht herbeiließe, ihnen Zugeſtändniſſe zu ungunſten der Basken zu machen.

Lächelnd wandte ſich dieſer darauf an die erbleichende Dame: „Die Maſchen Eures Netzes waren von Seide und wundert Euch nicht, daß ein Löwe ſie zerriſſen. Wie ſchade, daß wir nicht unſere Rollen ausgeſpielt, Ihr die der Judith, ich die des Holofernes!“ Dann ſetzte er großmüthig alle Gefangene in Freiheit und verſicherte Leonoren, wohl habe er Befehle zur Achtung des Geſetzes, nicht aber zur Hinrichtung der Vicuñas gegeben.

Einen Monat ſpäter traten Leonore de Vasconcelos und die Vicuñas den Heimweg nach Potoſi an; aber in derſelben Nacht, in der ſie Lima verließen, fand die Nachtwache den entſeelten Körper von Ortiz de Sotomayor, einen Dolch in der Bruſt, auf dem Marktplatze liegen.

Am grauenvollſten haben die Parteien ihr heißes Blut in den Zuſammenſtößen des Jahres 1622 abgekühlt. Die Vicuñas hatten beträchtliche Geldſummen zur Anwerbung von Kriegsvolk und zum Ankauf von Waffen zuſammengeſchoſſen und den Beſchluß gefaßt, die Basken zu vertilgen. Das ſchreckliche Drama begann mit der Ermordung des baskiſchen Generals Urbieta am Fuße des Bergkegels; überall flogen nunmehr die Schwerter aus den Scheiden, man hörte nur von Ueberfällen und Handgemenge, man focht auf den Gaſſen und den freien Plätzen. Nach ſchweren Verluſten rafften ſich die Basken auf und warben einen Schlachthaufen von 500 Mann an, deren Führung auf den Antrag ihres Parteihauptes Oyanume der Corregidor der Stadt Sarmiento übernehmen ſollte. Aber trotz dieſer beträchtlichen Macht wagte das Stadtoberhaupt nicht, die bedenkliche Ehre anzunehmen; ſo furchtbar hatte ſich der Name der Vicuñas gemacht. Erbittert über die feige, ſchlaffe

Haltung des Corregidors beſchuldigte Oyanume die Obrigkeit der geheimen Unterſtützung ſeiner Feinde und richtete ſein geräumiges Wohnhaus zu einem ſtarken Waffenplatze ein. Siebenmal ſuchten die Vicuñas ſich des Bollwerkes mit ſtürmender Hand zu bemächtigen, erſt der achte Angriff, der beim hellen Scheine des Mondes unternommen wurde, gelang. Nach mörderiſchem Kampfe, Bruſt gegen Bruſt drangen die Vicuñas in den großen Hofraum, um den letzten Widerſtand zu brechen; nichts konnte ihrem Ungeſtüm widerſtehen; endlich räumten die Basken das Feld und ließen 40 Todte und über 200 Verwundete auf der Wahlſtatt zurück. Daran ſchloß ſich eine gründliche Plünderung des reichen Hauſes; 8000 Mark feines Silber, koſtbare Silbergefäße und Edelſteine fielen den Siegern in die Hände, die beim Abzuge noch alles Hausgeräth in wüſtem Uebermuthe zerſchlugen. Dieſe ſchwere Niederlage zertrümmerte die Macht der Basken. Der Chroniſt ſagt: „Zählt man die Männer, die von Januar bis Dezember in den Gefechten ihren Tod fanden, ſo ergiebt ſich die Geſamtziffer 3830; den größten Theil davon trugen die Basken, die im allgemeinen vornehmere und hervorragendere Leute waren.“ Dieſe ſkandalöſen Vorgänge veranlaßten endlich die Regierung zum Einſchreiten. Der Vizekönig Diego de Córdoba entſandte den General Manriquez nach Potoſi mit dem Auftrage, als Corregidor die Ordnung wiederherzuſtellen und die Vicuñas zur Strafe zu ziehen. Im Mai 1623 rückte dieſer an der Spitze einer Streitmacht, die aus 300 Soldaten und 130 baskiſchen Flüchtlingen beſtand, in die Stadt ein. Er bemächtigte ſich der Häupter der Vicuñas und ließ ſie nach ſummariſchem Verfahren öffentlich das Blutgerüſt beſteigen; zugleich mußten Viele die Stadt verlaſſen, während die Zurückbleibenden ihrer bürgerlichen Ehre beraubt wurden. So wurden jetzt die Vicuñas gleich wilden Thieren gejagt; kein Gnadenerlaß, kein

Schutz milderte ihre Lage; voll glühenden Rachedurstes schwuren die Verzweifelten, den Corregidor zu tödten. Zwölf der Ihren wurden in geheimer Versammlung durch das Los bestimmt, den Beschluß zu vollstrecken. Am 5. September 1623 drangen sie unter dem Schutze der Dunkelheit in die Stadt und überraschten den Corregidor beim Kartenspiel; verwundet entkam er ihren Schwertern in sein Schlafgemach, wo er sich unter Betttüchern versteckte; aber die Vicuñas legten Feuer in seiner Wohnung an, und so konnte er sich nur durch einen kühnen Satz aus dem Fenster, wenn auch mit schwerer Verletzung, retten.

Wie in allen Bürgerkriegen, so regten sich auch hier die niederen Volksklassen, nicht aus Parteinahme, sondern in der Absicht, die gelockerte Ordnung zu Plünderung und Todschlag auszubeuten. Daher brachten die wohlhabenden Einwohner zum Theil ihr Barvermögen in die Klöster, deren Schwelle kein Räuber zu übertreten wagte; in diesen unruhigen Zeiten ruhte meist ein Kapital von 42 Millionen Pesos in ihren Mauern. Erst im folgenden Jahre legte sich die Brandung des Bürgerzwistes, nicht jedoch, ohne nochmals die Stadt mit allen Schrecknissen erfüllt zu haben. Die zersprengten Vicuñas sammelten sich nach vorhergehender Verabredung in voller Waffenrüstung an einem bestimmten Tage in einem stillen benachbarten Thale, 120 Mann zu Fuß und 80 Reiter, und beschlossen, Potosi zu überfallen und zu zerstören. Vergebens riethen mäßigende Stimmen zur Milde; in dem Meere der Leidenschaft verhallte jedes versöhnliche Wort. Dumpfe Gerüchte eilten ihnen voraus und erfüllten die Gemüther der Bürger mit ängstlicher Sorge, und als wirklich am 1. März der Anmarsch der Verbannten gemeldet wurde, deren Haltung und Antlitz die Aufwallung der Rachsucht verriethen, war der Schrecken allgemein; die Verwirrung stieg bei dem unaufhörlichen Geläute

der Glocken und dem Jammergeſchrei der Frauen und Kinder; die verzweifelten Bewohner, nicht einmal des Entſchluſſes fähig, ſich zu bewaffnen, ſagten ſich mit Entſetzen, daß ſie kein Erbarmen hoffen durften. Als aber die Vicuñas in die zitternde Stadt rückten, öffnete ein Kloſter ſeine Pforten, und herausſchritten, angethan mit kirchlichen Gewändern, der Abt, die Monſtranz in den erhobenen Händen, und die Mönche mit brennenden Kerzen. Mit beweglichen Worten wandte ſich der Prieſter an die zurückbebenden Männer, die Reiter ſprangen von den Roſſen, und Alle warfen ſich in die Knie und beteten das Sakrament an. Dann verließen ſie die Stadt, ohne Jemandem ein Leid zugefügt zu haben. Friedensverhandlungen wurden angeknüpft und durch feierliche Verträge beſiegelt. Bald darauf ſandte die Regierung in Lima den maßvollen, umſichtigen Aſtete de Ulloa als Corregidor nach Potoſi, der durch treffliche Schritte die Ruhe und die verſöhnliche Stimmung der Parteien zu befeſtigen wußte. Auch König Philipp IV., der kurz vorher einen ſcharfen Erlaß gegen die Vicuñas geſchleudert hatte, nahm hierauf ſeine ſtrengen Befehle zurück und empfahl den Bürgern, nach ſo ſchlimmen Erfahrungen gute Nachbarſchaft zu halten. Zum Zeichen, daß nunmehr die bitteren Erinnerungen der Vergangenheit vergeſſen ſeien, umarmten ſich öffentlich vor allem Volke die Führer der beiden Heerlager, während Solórzano, der reichſte Minero von Potoſi, den Parteihäuptern ein überaus glänzendes, über die Maßen koſtbares Feſtmahl gab. Und wie die beiden Roſen in England durch die Vermählung Heinrich Tudors mit Eliſabeth York ihren langen Hader begruben, ſo wurde auch hier das Pfand des Friedens die anmuthige Eugenia, die einzige Tochter des Führers der Vicuñas Caſtillo; ſie reichte ihre vielbegehrte Hand dem jungen Pedro, dem Sohne des Baskenhauptes Francisco de Oyanume.

* * *

Heute befinden ſich die berühmten Minenplätze Boliviens, wo in früheren Jahrhunderten ein reiches Leben voll unternehmenden Schaffens pulſirte, in tiefem Verfalle. Auch Potoſis Größe liegt gleich der des heutigen Athens oder Roms in ſeiner Vergangenheit. Die Urſachen dieſes Rückganges ſind mancherlei Art; einen großen Theil der Schuld tragen die Männer, welche die Bewirthſchaftung der Minen geleitet haben; ſie bearbeiteten die Gruben, wie ihre dürftigen techniſchen Kenntniſſe und Erfahrungen es ſie lehrten, und trieben Raubbau; ſtießen ſie auf Schwierigkeiten, deren Bewältigung geduldige Ausdauer verlangte, oder auf Waſſer, ſo gaben ſie entweder die Mine preis oder legten bei ergiebigeren Erzadern in blinder Vielgeſchäftigkeit theure Brunnen an und trieben Stollen in den Berg, die gleichfalls der hohen Koſten wegen nicht planmäßig durchgeführt werden konnten. Zu dieſen Hemmniſſen geſellten ſich die Leiden von Bürgerkriegen, wie die Kämpfe gegen die aufſtändiſchen Indier, und beſonders der langwierige Befreiungskampf gegen Spanien, welcher viele fleißige Hände lahm legte. Seit 1802 konnte der Bedarf an Queckſilber nicht mehr ausreichend befriedigt werden; 1804 überfiel eine furchtbare Dürre Hoch-Peru, und in ihrem Gefolge erſchienen Hunger und Peſt, die Landſchaften verödend; 90 Ingenios hatte Potoſi mit in das neunzehnte Jahrhundert hinübergenommen, und dieſe gingen bei den politiſchen Wirren bald auf 13 herunter; die maſſiven Gebäude bildeten gleichſam Bollwerke zur Beherrſchung der Stadt und darum den Preis heftigen Ringens zwiſchen den Patrioten und den Spaniern und ſanken meiſt in Trümmer. Dazu wurden den Einwohnern empfindliche Leiſtungen für Kriegsbedürfniſſe ſeitens der ſiegenden Parteien abgenöthigt, Zwangsanleihe umgelegt und Papiergeld ausgegeben, das durch ſeine folgende Entwerthung Handel und Wandel ruinirte. Als dann Südamerika ſich mit Erfolg von dem ſpaniſchen Joche

losgeriſſen hatte, kamen für den Bergbau noch ſchlimmere Zeiten; es fehlte an geſchulten Arbeitskräften, da die Indier durch die Gleichſtellung aller Bürger ohne Unterſchied der Raſſe und Farbe von der ſchrecklichen Mita befreit worden waren. Heute laſſen ſie ſich nur auf kurze Zeit zur Arbeit in den Minen anwerben, der alte Widerwille gegen dieſelbe erbt von Geſchlecht zu Geſchlecht, und ſo iſt es kaum zu verwundern, daß meiſt nur die verworfenſte Schicht unter ihnen, Menſchen, die leidenſchaftlich dem Trunk und dem Spiele fröhnen, ſich dazu hergeben. Dem Drucke ſolcher Verhältniſſe ſind Kapital und Kapitaliſten größtentheils erlegen. Um wieder Schwung in die Ausbeutung des Cerro zu bringen, müßten große Geldmittel den Unternehmungsſinn befruchten, und dafür iſt bei den heutigen niedrigen Silberpreiſen wenig Ausſicht vorhanden.

Max Müller

und

die vergleichende Religionswissenschaft.

Von

Dr. Th. Achelis

in Bremen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

1893.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Es iſt der ewig unvergängliche Ruhm der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft unſeres Jahrhunderts, daß es ihr gelungen iſt, in die nebelumſponnenen Anfänge menſchlicher Geſittung und Exiſtenz, von denen keine ſchriftliche oder monumentale Ueberlieferung auf unſere Tage hinabreicht, ein klärendes Licht zu werfen und uns in der Geſchichte der Sprache zugleich eine Geſchichte der Entwickelung unſeres Geſchlechtes zu zeichnen, wenn auch nur in allgemeinen, ſehr umfaſſenden Zügen. Mag auch manches aus dieſer Vorzeit, z. B. unſeres indogermaniſchen Stammes, zur Zeit noch nicht völlig allem Zweifel entrückt ſein, einiges ſogar mehr der Phantaſie, als der ſtrengen Wiſſenſchaft angehören, ſoviel iſt unbeſtreitbar, die weſentlichſten Züge jenes uralten ariſchen Volkes — einerlei, wo es anfänglich gehauſt haben mag — ſeine religiöſen Ideen, ſeine ſozialen Verhältniſſe, den Stand der techniſchen Kenntniſſe und Fertigkeiten, kurz, den Inbegriff menſchlicher Geſittung hat uns die moderne Linguiſtik kennen gelehrt. Auf ihren Schultern ſteht die vergleichende Mythologie, ſofern ſie wenigſtens nicht (wie bei einzelnen neueren Vertretern) eine ſpeziell naturwiſſenſchaftliche Färbung und Richtung angenommen hat, und es iſt wahrlich nicht zufällig, daß der Neſtor der vergleichenden indogermaniſchen Sprachforſchung zugleich der Begründer dieſer jüngſten Disziplin ge-

worden iſt. Im beſonderen war es der internationale Orientaliſtenkongreß in London im Jahre 1874, wo unſer berühmte Landsmann den erſten Anſtoß in dieſer Richtung gab, indem er damals an die verſchiedenſten abendländiſchen und orientaliſchen Gelehrten die Aufforderung ergehen ließ zu einer Sammlung der heiligen Bücher des Oſtens, wie der offizielle Titel lautete. Der Erfolg war ein überraſchender; indiſche, chineſiſche und perſiſche Weiſe wetteiferten mit den berühmteſten europäiſchen Forſchern, um die Urtexte der alten heiligen Schriften, von allen ſpäteren Zuſätzen und Entſtellungen befreit, wiederherzuſtellen; das rieſige Unternehmen, das bislang etwa dreißig Bände umfaßt, iſt auf achtundvierzig überhaupt berechnet. Im Gegenſatz zu aller früheren, einſeitig ſpekulativen Auffaſſung, die aus einigen wenigen mythologiſchen Beſtandtheilen die Entwickelung des religiöſen Bewußtſeins abſtrakt konſtruirte und ſomit ſelbſtverſtändlich den Thatſachen in keiner Weiſe gerecht werden konnte, wurde nunmehr eine unverrückbare, konkrete Materialſammlung zu Grunde gelegt, ſo daß es ſich höchſtens um die Deutung und Erklärung einzelner Begriffe innerhalb der gegebenen Sphäre handeln konnte. Indem ſodann auch unter dieſer Perſpektive die Mythologie, welche vielfach vordem als eine Krankheit des menſchlichen Geiſtes betrachtet wurde, zu einem organiſchen Entwickelungsgliede unſeres naiven Bewußtſeins erhoben wurde, ergänzten ſich mythologiſche und religionswiſſenſchaftliche Unterſuchungen gegenſeitig auf das glücklichſte, während früher beide Beſtrebungen ohne jeden Zuſammenhang nebeneinander herliefen. Es möchte ſich deshalb wohl der Mühe verlohnen, die hauptſächlichſten Ergebniſſe dieſer ſtreng erfahrungsgemäßen Forſchung in der Darſtellung von Max Müller zu betrachten; die mannigfachſten, intereſſanteſten Probleme über den Urſprung, die Fortbildung und die Zerſetzung religiöſer Ideen werden dabei berührt werden, aber (ſoviel als möglich)

in ſtreng objektiv referirender Weiſe. Eine Kritik dieſer Anſichten zu geben, fühlen wir uns an dieſer Stelle um ſo weniger berufen, als wir ſo wie ſo genöthigt ſind, uns auf das knappſte Maß zu beſchränken.*

Der aus dem Alterthume übernommene und im vorigen Jahrhundert wieder begierig aufgenommene naturwiſſenſchaftliche Radikalismus, die Religion als eine bloße prieſterliche Erfindung und Betrügerei anzuſehen, ſcheint Gott ſei Dank gegenwärtig einer unbefangeneren und nüchterneren Auffaſſung Platz zu machen; auch die Völkerkunde kommt von dieſer einſeitig darwiniſtiſchen Uebertreibung zurück, daß es angeblich Völker auf Erden ohne jede religiöſe Vorſtellung gebe, ohne Opfer, ohne den Glauben an eine Seele und ein zukünftiges Leben. Um ſo ſtärker ſind aber die Abweichungen bezüglich der Definition der Religion ſelbſt, ſo daß es rathſam erſcheinen möchte, ehe wir in eine genauere Darlegung eintreten, die Erklärung derſelben, wie ſie Müller giebt, an die Spitze unſerer Erörterung zu ſtellen. Indem er ſich einerſeits gegen die übermäßige Betonung des Erkenntnißmoments in der Religion wendet, wie ſie bei Kant z. B. hervortritt, andererſeits gegen die ebenſo einſeitige Rückſichtnahme auf den bloßen Ritus und Kultus, ſo ſucht er durch folgende Beſtimmung etwaigen Fehlſchlüſſen und verhängnißvollen Irrthümern vorzubeugen: „Religion beſteht in dem Gewahrwerden des Unendlichen unter ſolchen Manifeſtationen, die auf den ſittlichen Charakter des Menſchen beſtimmend einzuwirken im ſtande ſind. Dieſe Definition umfaßt die Religion in ihrem Entſtehen. Allein, nehmen wir einmal

* In der Hauptſache folgen wir dem letzten umfaſſenderen Werke Müllers: Die natürliche Religion, Leipzig 1890, das alle früheren ſpeziellen Unterſuchungen miteinſchließt. Am Schluß unſerer Darſtellung dagegen fügen wir ein Verzeichniß ſämtlicher Schriften unſeres Gewährsmannes bei, ſoweit ſie auf unſeren Gegenſtand mehr oder minder Bezug haben.

kontinuirliche Entwickelung in der Geſchichte der Religion an, ſo muß ſich dieſe Definition auch auf alle ſpäteren Entwickelungsphaſen, welche die Religion durchlaufen hat, anwenden laſſen. Damit dies der Fall ſei, mußten wir in unſerer Definition nothwendig unberückſichtigt laſſen, was nur einer oder der anderen dieſer ſpäteren Entwickelungsformen eigenthümlich iſt. Man wird ſich daher nicht wundern dürfen, wenn darin fehlt, was einigen von uns als die wichtigſten und charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Religion erſcheinen kann." (S. 181.) Ja, ſelbſt den auf bloße ſittliche Erneuerung bedachten, Gott und Himmel ausſchließenden Buddhismus glaubt Müller deshalb mit in dieſen Rahmen hineinziehen zu können, weil z. B. der Glaube an die Seelenwanderung die Vorſtellung eines über die natürliche Welt hinausgreifenden Unendlichen vorausſetze. Inwiefern aber rechtfertigt ſich der Zuſatz natürliche Religion? In gewiſſem Sinne begegnet ſich unſer Gewährsmann hier mit Kant, nämlich in der negativen Beziehung, daß damit die Offenbarung ausgeſchloſſen iſt, wenigſtens als einmaliger, übernatürlicher Akt. Wenn wir ſehen, bemerkt Müller, von welch natürlichen Gefühlen und einfachen Empfindungen die Religion ausgeht, wenn wir dann ihre weitere Entwickelung verfolgen, bis ſie ihre ſpätere vollkommene oder jedenfalls vollſtändige Form erhielt, ſo werden wir es ſchwerlich für eine Entwürdigung der Religion halten, wenn wir ſie für das koſtbarſte Produkt des Menſchengeiſtes erklären, noch werden wir uns einreden, der Menſch habe von ſeiner Menſchenwürde eingebüßt, weil die Götter am Tage ſeiner Geburt nicht vom Himmel herabſtiegen und ihn mit einer fertigen Religion, mit beſtimmtem Glaubensbekenntniß und fertigen Glaubensartikeln beſchenkten, ſondern ihn ſich entwickeln ließen und auf eigene Füße ſtellten, damit er ſeine eigenen Schlachten ſchlage im Kampfe für die Wahrheit. (S. 229.) Für eine geſchichtlich-pſychologiſche Betrachtung kann

von einer derartigen plötzlichen, übernatürlichen, den organiſchen Zuſammenhang des Geſchehens durchbrechenden Erleuchtung nicht die Rede ſein; nur als immanenter, in der Bruſt einzelner, beſonders hervorragender Geiſter ſich vollziehender Prozeß kann derſelbe für uns noch glaubhaft erſcheinen. Andererſeits iſt es auch der Unterſchied zu den in beſtimmter ſchriftlicher Ueberlieferung vorliegenden Religionen, der dadurch angedeutet werden ſoll; es iſt die religiöſe Anlage, die treibende innere Kraft des Empfindens und Fühlens, die ſich ihren entſprechenden Ausdruck ſuchen in den Bildern und Formen ihrer geſtaltenden Phantaſie. Dieſer Geſichtspunkt wird unter Anlehnung an ein Geſpräch, das ein Schwarzfuß-Indianer mit einem chriſtlichen Miſſionar hatte, noch weiter entwickelt: „Dieſe Religion nun, die ſich in Kopf und Herz, in dem Himmelsgewölbe, in den Felſen, Flüſſen und Bergen findet, iſt das, was wir natürliche Religion nennen. Sie wurzelt in der Natur, in der menſchlichen Natur, die uns zugleich der Schleier und die Entſchleierung oder Offenbarung des Göttlichen iſt. Sie kennt keinen Zwang, entwickelt ſich mit der Entwickelung des Menſchengeiſtes und richtet ſich nach den Bedürfniſſen jedes Zeitalters. Sie ſagt nicht: du ſollſt, ſondern vielmehr: ich will. Dieſe natürlichen oder buchloſen Religionen ſind nicht ganz ohne beſtimmte Glaubenslehren und feſtſtehende Autoritäten. Sie haben in der Regel eine Art Prieſterthum zur Ausübung der Autorität in Sachen des Glaubens und feſtſtehende Gebräuche. Nichts iſt in ihnen ſtarr und hart und unveränderlich, nichts, um auf die Dauer die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes in Feſſel zu legen. Irrthümer, wenn ſie entdeckt werden, können aufgegeben werden, eine neue Wahrheit, die klar erkannt und energiſch vertheidigt wird, kann Aufnahme finden. Iſt jedoch einmal ein Buch vorhanden, etwas ſchwarz auf weiß, ſo iſt die Verſuchung groß, ja faſt unwiderſtehlich, dieſes Buch mit übermenſchlicher Autorität

zu umkleiden, um ſich darauf als unfehlbare, außer dem Bereiche der menſchlichen Vernunft liegende Beweisquelle berufen zu können.“ (S. 545.) Dieſe angeborene religiöſe Vorſtellung gliedert ſich in drei Formen, je nach dem Gegenſtande, auf den ſie ſich erſtreckt, nämlich als phyſiſche, ſofern ſie die Natur, als anthropologiſche, inſofern ſie den Menſchen, und als pſychologiſche, ſofern ſie das Selbſt, das innere Weſen des Menſchen betrifft.

Ehe wir nun unſere Aufmerkſamkeit auf die Methode richten, welche die vergleichende Religionswiſſenſchaft ihren Unterſuchungen zu Grunde legt, bedarf es der Erörterung einiger nicht unwichtiger Vorfragen; es gilt vor allem, den richtigen Standpunkt zu erfaſſen, von dem aus die ſämtlichen Probleme ihrer Löſung näher gebracht werden können. Es wurde oben ſchon erwähnt, daß infolge genauerer Forſchungen und andererſeits auch infolge einer vorurtheilsfreieren Auffaſſung überhaupt das früher ſo hartnäckig verfochtetene Dogma über die angebliche Religionsloſigkeit mancher Völkerſchaften mit minder ſtarker Zuverſicht vorgetragen wird; es beginnt ſich vielmehr immer mehr die Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß wir es hier ebenſogut wie beim Recht, der Sitte, der Kunſt u. ſ. w. mit einer organiſchen Schöpfung des menſchlichen Geiſtes zu thun haben, die alſo, keimartig, unter Verhüllungen und manchmal auch entſtellt und verkümmert, überall vorhanden iſt, wo wir eine ſoziale Gliederung unſeres Geſchlechtes antreffen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch unſer Gewährsmann dieſen Standpunkt theilt, ja, er bezeichnet geradezu nicht mit Unrecht die Religion als eine pſychologiſche Nothwendigkeit. Die erfahrungsgemäße Beſtätigung iſt vielfach deshalb lange Zeit ausgeblieben, weil leider auch für Anthropologen und Reiſende, denen es doch in erſter Linie auf die nüchterne Konſtatirung von Thatſachen ankommen ſollte, gewiſſe vorgefaßte Meinungen und Anſichten beſtimmend geweſen

ſind. Ganz anſchaulich weiß Müller dieſe Verſuchung zu ſchildern, die in der That öfter ſehr verhängnißvoll geworden iſt: „Wünſcht der Miſſionar nachzuweiſen, daß kein menſchliches Weſen ohne irgend einen Funken von Religion exiſtiren könne, ſo ſieht er überall Religion, ſelbſt im ſogen. Totemismus oder Fetiſchismus. Will er aber die Nothwendigkeit der Belehrung und Bekehrung dieſer ungläubigen Menſchenſtämme nachweiſen, ſo kann er bei der Schilderung ihres verworfenen Zuſtandes die Farbe nicht ſtark genug auftragen. Er iſt dann im ſtande, ſelbſt ihren Glauben an einen unſichtbaren, mit keinem Namen benannten Gott rein für Halluzination zu erklären. Auch der Anthropologe iſt von ſolchen Verſuchungen nicht frei. Wünſcht er nachzuweiſen, daß jedes Volk zu einer gewiſſen Zeit wie die Menſchen im Kindesalter atheiſtiſch war, dann ſind in ſeinen Augen weder Totems noch Fetiſche, noch ſelbſt Gebete oder Opfer irgendwie für den unzerſtörbaren Charakter des religiöſen Inſtinkts beweiſend.“ (S. 84.) Es iſt bekannt, welch merkwürdiges Mißgeſchick ſelbſt einem vorſichtigen Beobachter, wie Darwin, widerfuhr, der die Feuerländer kaum zu den Menſchen zählen wollte und ihre Sprache nach dem Vorgange Cooks mit einem heiſeren Räuſpern verglich, während ſich ſpäter herausſtellte, daß umgekehrt ihr Idiom ein ſehr mannigfaltig gegliedertes ſei und ſich ihr Wortſchatz z. B. auf etwa 33000 Worte belaufe. Betrachten wir ſomit nach dem Vorgange aller unbefangenen anthropologiſchen und mythologiſchen Forſcher die Religion als ein Gemeingut der menſchlichen Raſſe überhaupt, ſo würde es ſich im beſonderen um die induktive Methode für die Unterſuchung handeln.

Daß dieſe in erſter Linie, wie jede wiſſenſchaftliche Thätigkeit, mit der kritiſchen Sichtung des Materials zu beginnen hat, darüber kann wohl kein Zweifel mehr aufkommen, Müller trägt ſogar in dieſer Beziehung keine Bedenken, die Religionswiſſen-

ſchaft zu den Naturwiſſenſchaften zu rechnen, aber andererſeits gehört ſie auch dem Zweige der hiſtoriſchen Disziplinen an, und das vorzugsweiſe deshalb, weil ſie nicht mit allgemeinen Erklärungen und einen aprioriſchen Schema operirt, ſondern ſich thunlichſt auf beſtimmte geſchichtliche Dokumente ſtützt, die ſie ihrer Erklärung zu Grunde legt. Nur muß zugleich die ganze Unterſuchung, indem ſie die Eigenthümlichkeiten beſtimmter religiöſer Ideenkreiſe erörtert, auf die Begründung der gleichartigen Züge, der maßgebenden Analogien, bedacht ſein; nur in dieſer Ergänzung und Vertiefung des geſchichtlichen Standpunktes durch die Vergleichung beruht der wahre Fortſchritt wiſſenſchaftlicher Erkenntniß, den unſer Gewährsmann mit folgenden Worten ſchildert: „Wenn ich die Nothwendigkeit eines hiſtoriſchen und vergleichenden Studiums der Religion betone oder es als die beſte Einleitung und Vorbereitung für das Studium der ſogen. Religionsphiloſophie hinzuſtellen wage, ſo gehe ich dabei von der Anſicht aus, daß es uns mit dem Gegenſtande vertraut macht, unſere Kräfte erhöht und jene ruhig erwägende Stimmung des Richters in uns hervorruft, die für die Behandlung religiöſer Probleme ſo weſentlich iſt. Welche Aufſchlüſſe die Philoſophie uns in der Folge noch geben mag, es wird ſich von weitgehendem Nutzen erweiſen, inzwiſchen aus der Geſchichte wenigſtens eine ſo elementare Lehre zu ziehen, wie die, daß eine Meinung noch nicht einfach deshalb wahr iſt, weil ſie entweder von den bedeutendſten Geiſtern oder von der Majorität menſchlicher Weſen in den verſchiedenen Perioden der Weltgeſchichte vertreten wurde. Niemand kann ſich jahrelang dem Studium der Religionen der Welt, von den niederſten angefangen bis zu den höchſten, widmen, Niemand kann die Reinheit religiöſen Strebens, die Wärme religiöſer Empfindung, den Adel religiöſer Lebensführung bei den verſchiedenen Völkern, die wir Heiden oder Wilde zu nennen ſchnell bei der Hand

ſind, beobachten, ohne auf alle Fälle in der Demuth eine Lehre zu erhalten. Jeder, mag er Jude oder Chriſt, Mohammedaner oder Brahmane ſein, muß, wenn er nur einen Funken von Beſcheidenheit in ſich hat, fühlen, daß es geradezu wunderbar wäre, wenn ſeine eigene Religion in allen Stücken vollkommen, jede andere dagegen von Anfang bis zu Ende irrig und falſch ſein ſollte. Die Geſchichte lehrt uns, daß die Religionen ſich wandeln und ſich wandeln müſſen mit den beſtändigen Wandelungen des Denkens und der Sprache in dem voranſchreitenden Entwickelungsprozeſſe der Menſchheit. Die vediſche Religion führte zur Religion der Upaniſchaden, die Religion der Upaniſchaden zu den Lehren, die Buddha zu einer neuen Religion zuſammenfaßte. Nicht nur die jüdiſche Religion, ſondern auch die Religion Griechenlands und Roms mußten dem Chriſtenthume weichen, das mehr auf der Höhe des Denkens ſtand, die nach langem Ringen und Kämpfen die führenden Nationen erklommen hatten.

Es iſt jedenfalls wunderbar, Religionen, die einer faſt vorgeſchichtlichen Gedankenſchicht angehören, wie den alten Brahmanismus, noch heutzutage in modifizirter, wenn auch nicht immer höher entwickelter Form weiter leben zu ſehen. Aber ſelbſt dies wird uns verſtändlich, wenn wir erwägen, daß die menſchliche Geſellſchaft aus verſchiedenen Geiſtesſchichten beſteht. Einige Reformatoren des 16. Jahrhunderts ſtanden auf einer geiſtigen Höhe, die noch jetzt von der Mehrzahl der Menſchen unerreicht iſt. In der Theologie, wie in der Geologie findet ſich oft die ganze Reihe übereinandergelagerter Schichten auf der heutigen Oberfläche nebeneinander, und auch unter uns mögen noch im hellen Sonnenlichte Silurier umherwandeln. Es ſcheint, daß nur ein hiſtoriſches Studium der Religion uns in den Stand ſetzen kann, dieſe Silurier zu verſtehen, ja mit ihnen zu ſympathiſiren und den ausgezeichneten Gebrauch anzuerkennen, den

ſie oft von dem kleinen Talent gemacht, das ihnen anvertraut war." (S. 264.)

Haben wir nach dieſer Umſchau den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung aller der ſchwierigen Streitfragen eingenommen, die uns in der Folge beſchäftigen werden, ſo bedarf es zweitens der kritiſchen Auswahl des zuſtändigen Materials für unſere Unterſuchungen. Die erſte und für unſeren Gelehrten aus begreiflichen Gründen überreiche Fundgrube eröffnet uns die Sprache, die uns einen unmittelbaren Einblick in die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes geſtattet. Es würde an dieſer Stelle zu weit führen, die Anſchauung Müllers von dem Urſprung der Sprache im Detail auseinanderzuſetzen, es mag genügen, wenn wir bemerken, daß er mit ſeinem Anhänger L. Noiré als die urſprünglichſte geiſtige Bethätigung im menſchlichen Sprechen eine gewiſſe unbewußte Uebertragung der perſönlichen Gefühle und Strebungen auf die Dinge der Außenwelt annimmt, einen Vorgang, den er als dynamiſche Stufe bezeichnet und die er gelegentlich ſo ſchildert: „Von der größten Wichtigkeit iſt es daß wir, wie bei der Bildung der erſten Begriffe, ſo auch hier bei der erſten Bildung der Mythologie, die eigentlich nur eine völlig natürliche Entwickelungsſtufe des Denkens und faſt ein Zwang ſeitens der Sprache iſt, den unvermeidlichen und nothwendigen Charakter dieſer Erſcheinung deutlich erkennen. Bis dahin kannte der Menſch nur eine Art des Seins, nämlich ſeine eigene, nur eine Art der Sprache, nämlich die, welche ſeine eigenen ſubjektiven Thätigkeiten und ſeine eigenen ſubjektiven Zuſtände und diejenigen ſeiner mitarbeitenden Genoſſen ausdrückte. Was konnte er alſo von den äußeren Objekten anderes prädiziren, als eine Art der Thätigkeit, gleich der ſeinen, und was für eine andere Sprache hätte er auf ſie anwenden ſollen, als die, welche er ſich zum Ausdruck ſeiner eigenen Thätigkeiten und Zuſtände gebildet hatte? Wenn er ſah, wie der Blitz eine

Höhlung in seinem Felde riß, was konnte er anders sagen, als der Gräber hat eine Grube gegraben? Sah er den Wind die dürren Baumzweige aneinanderreiben, bis sie Feuer fingen, was konnte er anders sagen, als der Reiber, den er möglicherweise Prometheus, im Sanskrit pramantha, nannte, hat Feuer herausgerieben, bis die Funken stoben? Was wir jetzt Blitz nennen, war auf dieser Stufe des Denkens das hie und da Zerreißende, Grabende, Sprengende, Funkelnde. Was wir jetzt Sturm oder Wind nennen, war für die ältesten Sprach- und Gedankenbildner das hie und da Zerschmetternde, Reibende, Heulende, Blasende." (S. 373.)

Bei weitem aber fruchtbarer, als die bloß formale sprachliche Untersuchung ist für die Erklärung des Wachsthums religiöser Ideen das Studium der vergleichenden Mythologie, wie sie ganz besonders unter den Auspizien der modernen Sprachwissenschaft entstanden ist. Nachdem der beschränkte Boden der griechisch-römischen Kultur verlassen wurde, und man zu dem umfassenden Bilde einer indogermanischen Gesittung sich aufschwang — so zweifelhaft auch einzelne Züge in dieser Schilderung immerhin sein mochten —, mußten sich dem erstaunten Blicke mit logischer Konsequenz bestimmte, große Gesetze für diesen großartigen Prozeß erschließen, die als das Grundschema mythologischer Vorstellungen überhaupt gelten konnten. Ja, durch die epochemachenden Entdeckungen der modernen Völkerkunde ergaben sich Parallelen und Beziehungen zwischen Völkerschaften, wo jeder Zusammenhang der Rasse und auch der geschichtlichen Ueberlieferung offenbar fehlte, und wo in der That der allgemein menschliche Trieb der mythologischen Phantasie der gemeinsame Faktor für dieses ganze so verwickelte Getriebe war. Daß gerade unser Gewährsmann, wie wenige andere, dazu berufen war, diese Erhebung der ursprünglich nur auf einen engen Kreis beschränkten Forschung zu einer großartigen,

philoſophiſchen Perſpektive zu vollziehen, bedarf wohl keiner genaueren Begründung. Seine Beſchreibung der Umwandlung dieſes Standpunktes iſt vollſtändig einleuchtend: „Die Mythologie, welche zuerſt gleichſam Wahnſinn zu ſein ſchien, der über das Menſchengeſchlecht in einer beſtimmten Periode ſeiner Entwickelung gekommen war, iſt jetzt als unvermeidliche Entwickelungsſtufe in dem Wachsthum der Sprache und des Denkens — denn die beiden ſind immer untrennbar — erkannt worden. Sie repräſentirt, was wir in der Geologie eine metamorphiſche Schichte nennen würden, eine durch vulkaniſche Ausbrüche der darunterliegenden Felsmaſſen herbeigeführte Erſchütterung der vernünftigen, verſtändlichen und gehörig geſchichteten Sprache. Es iſt metamorphiſche Sprache und Denken, und es iſt die Pflicht des Geologen der Sprache, in den weithin zerſtreuten Fragmenten dieſer mythologiſchen Schichte die Reſte von organiſchem Leben, vernünftigem Denken und dem älteſten religiöſen Sehnen des menſchlichen Herzens zu entdecken.“ (S. 499.) Um die vielfach recht heftigen Fehden zwiſchen den mythologiſchen Forſchern unſerer Zeit zu unterdrücken, ſchlägt Müller eine Arbeitstheilung nach folgenden Geſichtspunkten vor: die etymologiſche Schule beſchäftigt ſich mit der Zergliederung der Namen und Sagen gewiſſer Götter und Helden und ſucht dieſelben auf beſtimmte Grundformen oder Wurzeln zurückzuführen. Die analogiſche Schule geht ſodann zu einer Vergleichung ähnlicher Mythen und Dichtungen verſchiedener, aber durch ſprachliche Verwandtſchaft zuſammenhängender Völkerſchaften über, um ſo die morphologiſche Struktur dieſer Schöpfungen thunlichſt klar zu legen. Es iſt offenbar ein organiſcher Fortſchritt des menſchlichen Denkens, der uns hierin entgegentritt, denn, wenn die rein ſprachliche Unterſuchung den Beweis erbracht hatte, daß der griechiſche Zeus und der römiſche Jupiter ſich in vediſchen Dyaus wiederfinden ließen, ſo war es ein ganz natürlicher Gedanke,

denſelben Geſichtspunkt auch den anderen Geſtalten der klaſſiſchen Mythologie gegenüber zur Anwendung zu bringen. Dabei ſanken denn vielfach die eigentlichen ſprachlichen Bezeichnungen zu untergeordneter Bedeutung herab, und es trat dafür der maßgebende mythiſche Gehalt, der von allen äußeren Zuthaten abgelöſte Kern irgend einer Sage in den Vordergrund. So, um nur einen häufig wiederkehrenden Zug zu erwähnen, das Schickſal der Heroen, die, in ihrer Jugend ausgeſetzt, von Thieren oder Hirten aufgezogen wurden, ſich dann durch ungewöhnliche Thaten auszeichneten, bis ſie nach längerer Knechtſchaft oder abenteuerlichen Fahrten ins Ausland wieder in die Heimath zurückkehrten, ihre Mutter befreiten, die Uſurpatoren vertrieben und als ihre Nachfolger den Thron beſtiegen, um meiſt dann eines ungewöhnlichen Todes zu ſterben. Dies iſt der gemeinſame Rahmen, in den ſich das wechſelvolle Leben der Sonnenhelden, eines Perſeus, Herakles und Theſeus oder eines Siegfried und Wolfditrich oder eines Kyrus oder eines Kriſhna (um nur die Haupttypen zu nennen) leicht einfügen läßt. Daſſelbe gilt dann von den eigentlichen Göttern, obſchon hier das Material manchmal nicht ſo reichhaltig iſt. Ueberall aber iſt hier für die ganze Forſchung die durch Sprache, Raſſe und geſchichtliche Ueberlieferung verbürgte Verwandtſchaft der betreffenden Völkerſchaften entſcheidend, während gerade umgekehrt der dritte Zweig der Mythologie, die pſychologiſche Schule völlig über dieſen Zuſammenhang hinaus die gleichartigen Sagen der verſchiedenen Völker auf ihre gegenſeitigen Beziehungen prüft. Es iſt bekannt, wie Hervorragendes gerade in dieſer Hinſicht die engliſche Regierung, die freilich ja auch in erſter Linie dazu berufen iſt, in den verſchiedenen kolonialen Gebieten ihres weitausgedehnten Reiches, ich erinnere hier nur an Indien und Polyneſien, geleiſtet hat. Auch Amerika, ſpeziell die Vereinigten Staaten, iſt nicht zurückgeblieben, das Smithſonſche Inſtitut in Waſhing-

ton unter der einſichtsvollen Leitung von Powell iſt mit Erfolg beſtrebt, alle werthvollen Schätze der indianiſchen, unter dem zerſtörenden Einfluß europäiſcher Kultur unrettbar dahinſchwindenden Vorwelt kommenden Generationen zu ſichern. Nebenbei wollen wir bemerken, daß dieſe anthropologiſchen Forſchungen, welche freilich, wie das in der Natur der Sache liegt, mit ſprachlichen Unterſuchungen Hand in Hand gingen, auch nach anderen Richtungen die weitgehendſten Erfolge zeitigten, indem ſie z. B. auf die Entſtehung und Entwickelung der Ehe, die Bedeutung beſtimmter religiöſer Vorſtellungen, wie das Tabu u. ſ. w., ein ganz überraſchendes Licht warfen. Daß aber auch für mythologiſche Zwecke im beſonderen dieſe Arbeit nicht umſonſt iſt, hat Müller mit Recht betont, um ſo mehr, als er ſpeziell ſich verſchiedentlich um genaue ethnologiſche Aufnahmen an die betreffenden Kolonialämter gewandt hatte: „Allerdings hat der Verſuch, zur Erforſchung der Sprachen, Sitten und Religionen unciviliſirter Volksſtämme aufzumuntern, uns bisweilen in den Verdacht gebracht, als überſchätzten wir die Wichtigkeit der ſich aus ſolchen Unterſuchungen vermuthlich ergebenden Reſultate. Es läßt ſich auch nicht leugnen, daß derartige Unterſuchungen oft nur zu einer Zuſammenſtellung merkwürdiger Thatſachen führen, die, wenn ſie ſich nicht aus ſich ſelbſt erklären oder zur Erklärung anderer Thatſachen verwenden laſſen, von dem großen Publikum für Schutt und Schlackenwerk gehalten werden. Werden ſie jedoch in gehöriger Weiſe geſichtet und klaſſifizirt, ſo ſind aus ſolchem Schutt und Schlackenwerk ſchon die werthvollſten Goldkörner gewonnen worden. Wer daran zweifelt, braucht nur das eine wahrhaft klaſſiſche Werk von Waitz: Anthropologie der Naturvölker, zu leſen, um zu ſehen, wie vieles ſich hier zwar nicht von „Wilden“, wohl aber von den Naturvölkern, wie jener große Gelehrte ſie richtig benennt, lernen läßt.“ (S. 490.)

Die dritte Quelle, um für die Entwickelung des religiöſen Bewußtſeins vom vergleichenden Standpunkte aus wichtige Aufſchlüſſe zu erhalten, iſt das Studium der Sitten und Gebräuche. Gerade in dieſer Beziehung ſind die Ermittelungen der modernen Völkerkunde, wie ſie, abgeſehen von den ſchon erwähnten offiziellen Regierungsbureaus, unſere Reiſenden in allen Winkeln des Globus vornehmen, von nicht zu unterſchätzender Bedeutung. Wir können es uns nicht verſagen, bei dieſer Gelegenheit auf die epochemachenden Entdeckungen der vergleichenden Rechtswiſſenſchaft hinzuweiſen, die ſo recht eigentlich auf dem Boden der neueren Ethnologie erwachſen iſt. Wie es ihr allmählich gelungen iſt, auf Grund eines freilich im Detail ſchier unüberſehbaren Materials die Entfaltung des Rechts von den unſcheinbarſten, dürftigſten Anfängen an bis zu den kompliziertеſten ſozialen Erſcheinungen hin, von der für uns ſo ſchwer zugänglichen und in allem und jedem diametral entgegengeſetzten Geſchlechtsgenoſſenſchaft, jener auf die Blutseinheit gegründeten primitiven Struktur, bis zu der verwickelten Form unſeres modernen Staates in einem ununterbrochenen, organiſchen Zuſammenhang, zu verfolgen, ſo iſt damit die unmittelbare Verknüpfung des Rechtes und der Religion induktiv, auf erfahrungsmäßigem Wege dargethan. Um nur ein Beiſpiel aus der unendlichen Fülle des Stoffes herauszugreifen, ſo iſt die Bildung des Häuptlingthums, der Standesunterſchiede, der beſonderen Orden und Geheimbünde, wie ſie ſich überall auf Erden finden, ohne religiöſe Motive ſehr tiefgreifender Art ſchlechterdings unverſtändlich. (Vgl. Poſt, Bauſteine für eine allgemeine Rechtswiſſenſchaft II, 75 ff.). Es iſt ſogar im einzelnen Falle häufig ſchwierig, zu entſcheiden, ob mehr religiöſe oder rein rechtliche, d. h. irgend welche äußere ſoziale Rückſichten und Vorſtellungen maßgebend geweſen ſind; andererſeits kann natürlich auch manchmal erſt nachträglich ſozialen Normen und Inſtitutionen die religiöſe Sanktion ertheilt ſein,

um ihnen in den Augen des Volkes damit eine höhere Weihe und eine größere Haltbarkeit zu verleihen. So iſt das, wie Müller meint, von dem bekannten indianiſchen Syſtem des Totemismus der Fall: „Der Totem ſollte ein Erkennungszeichen ſein, nichts weiter. Während der Urperiode der Geſellſchaft waren ſolche Erkennungszeichen unbedingt nothwendig, und in der Form von Bannern oder Schildemblemen, beſonderen Arten der Kleidung und Bewaffnung oder anderen ſymboliſchen Zeichen finden wir Spuren davon faſt überall. Schloſſen ſich dann an einen ſolchen von einer Familie oder einem Stamme als Erinnerungszeichen gewählten Totem, wie an die Fahnen eines Regiments noch heutzutage, zahlreiche Erinnerungen an, was war natürlicher, als, daß, wenn der Totem zufällig ein Thier war, dieſes Thier als der Schützer und Beſchirmer der Familie oder des Stammes, ja, mit der Zeit als der Ahnherr derſelben angeſehen wurde? Nannten ſich Leute Bären und hatten ſie ſich den Bären zum Totem oder Wappen erwählt, warum ſollten ſie nicht in dem Bären ihren Ahnherrn ſehen? Und war dies einmal geſchehen, iſt es da ſo merkwürdig, daß ſie einen gewiſſen Widerwillen empfanden, den Bären, ihren Ahn- und Schirmherrn und möglicherweiſe ihren Gott, zu tödten und zu verzehren? Auf dieſe Weiſe konnte eine nützliche weltliche Einrichtung zur religiöſen Sitte werden und zu religiöſen Anſchauungen führen, die ohne ſie niemals hätten entſtehen können.“ (S. 503). Das Schickſal und die individuelle Entwickelung des Menſchen, Geburt, Erziehung, die Pubertätsweihen, Verheirathung und Tod, alle wichtigen Wendepunkte des menſchlichen Daſeins waren der Natur der Sache nach geeignet, mit dem Zauber religiöſer Sanktionirung verherrlicht zu werden; ja, bis auf den heutigen Tag iſt es nicht gelungen, dieſen organiſchen Zuſammenhang zu durchbrechen, um wieviel mächtiger und imponirender muß der Einfluß und die Stellung eines

Prieſterkönigs in prähiſtoriſchen Verhältniſſen geweſen ſein! Oder, um eine ganz andere Gruppe von Rechtserſcheinungen zu berühren, ſo iſt die bekannte Blutrache eine ſoziale Verpflichtung unter Zuhülfenahme religiöſer Motive. Sie wird infolgedeſſen von allen Naturvölkern als heiligſte Gewiſſenspflicht empfunden, für die es keine irgendwelche Ablöſung (durch Geld) giebt, der vielmehr unter allen Umſtänden Genüge geſchehen muß, will man ſich nicht die tiefſte ſittliche Mißachtung, ja offenen Hohn und Spott von den Frauen und Mädchen zuziehen. (Vgl. Poſt, Studien zur Entwickelungsgeſchichte des Familienrechtes. (S. 114 ff.). Daher auch der für uns auf den erſten Blick ſo befremdliche Umſtand, daß manche dieſer Bräuche und Einrichtungen mit unſerem gegenwärtigen Ideal durchaus nicht mehr übereinſtimmen, ja in höchſtem Maße unvernünftig und lächerlich, andererſeits abſcheulich und bejammerswerth erſcheinen. Es iſt aber ein Kennzeichen vorſchnellen und einſeitigen Aburtheilens, wenn derartige ſubjektive Empfindungen und Werthſchätzungen ohne weiteres auf ſolche Thatſachen des Völkerlebens angewendet werden, ohne daß man ſich die Mühe einer gründlichen Unterſuchung macht. Die aprioriſche Behauptung unſeres Gewährsmannes, daß alle Sitten und Gebräuche, ſo ſeltſam und widervernünftig ſie auch erſcheinen mögen, urſprünglich eine Bedeutung und einen vernünftigen Zweck gehabt haben müſſen, hat die exaktere Unterſuchung der betreffenden Fälle nachträglich vollauf beſtätigt. Wie oft iſt die bekannte Sitte der Couvade mit hochmüthigem Achſelzucken belächelt worden, als alberner, barbariſcher Reſt einer entarteten, vorgeſchichtlichen Entwickelung, und wie dieſe ſchönen Verlegenheitsausdrücke mehr lauten mögen! Und was war die eigentlich treibende Idee in dieſer freilich zunächſt recht ſonderbaren Inſtitution? Nichts weiter, als der Wunſch, die neu begründete (nämlich durch das Aufkommen des Patriarchates) Abhängigkeit

des jungen Sprößlings von dem Vater möglichſt ad oculos thunlichſt draſtiſch zu konſtatiren. Gab es ein einfacheres, für die Auffaſſung niederer Stämme durchſchlagenderes Mittel, als daß ſich der Erzeuger zu Bett legte, beſtimmten Faſten ſich unterzog und überhaupt die ganze Fiktion des Wochenbettes möglichſt genau nachahmte? Unſeres Bedünkens nicht, und die ganze Sachlage wurde deshalb mit einem Schlage unwiderruflich geklärt, als man die richtige Vorſtellung von der organiſchen Aufeinanderfolge der urſprünglichen Mutterſchaft oder, beſſer geſagt, um Irrthümer auszuſchließen, des Mutterrechtes und des ſpäteren, nicht auf die Blutzugehörigkeit, ſondern auf die Autorität und Herrſchaft des Mannes gegründeten Patriarchates hatte, wie wir es aus den landläufigen idylliſchen Schilderungen der Bibel und Homers kennen.

Einen weiteren wichtigen Anſatzpunkt für das Eingreifen religiöſer Ideen boten die Jahresfeſte, wie wir ſie ſchließlich bei allen Völkern wiederfinden. Selbſt da, wo die Natur ihre Reize nur mit karger Hand ausgeſtreut hat, wo ſie nicht als gütige Mutter erſcheint, ſondern als rauhe Herrin, als grauſame Feindin des Menſchengeſchlechtes, giebt es doch gewiſſe, wenn auch meiſt nur kurz bemeſſene Zeiträume, wo jener Druck ſich lindert und das Menſchenherz in Freude und Luſt den flüchtigen Augenblick genießt. Wie nun gar in den tropiſchen und ſubtropiſchen Gegenden, wo der Menſch mühelos aus dem unerſchöpflichen Borne der Natur die Gaben in Empfang nimmt, als müßte das von rechtswegen ſo ſein, bis er dann wieder durch furchtbare elementare Kataſtrophen daran erinnert wird, wie trügeriſch dieſe unbedachte Zuverſicht zu ſeiner Umgebung und zur Natur überhaupt iſt. Andererſeits iſt nicht zu vergeſſen, daß gerade in ſolchen Landſtrichen, wo der Erwerb der Lebensmittel ein ſteter Kampf, ein Ringen iſt, wo die Gegenſätze in dem Charakter der einzelnen Jahreszeiten je nach ihrer

Bedeutung für das Menſchengeſchlecht viel tiefer empfunden werden können, als in den ſüdlichen Breiten, wo dieſe ſcharfen, unvermittelten Kontraſte fehlen, auch jenen Feiern eine bei weitem größere Innigkeit und Leidenſchaftlichkeit innewohnt. Das gilt ganz beſonders von unſeren Vorfahren, bei denen deshalb der Kampf der Sonne mit dem Winter und den Froſtrieſen in den verſchiedenartigſten Modulationen eine große Rolle ſpielt.* Auch Müller hat dies Moment gebührend gewürdigt: „In vielen religiöſen und ſakrifikalen Gebräuchen der Welt nimmt die Sonne eine ganz hervorragende Stelle ein. Man hat oft darüber ſein Erſtaunen geäußert. Warum, ſo hat man gefragt, ſollte die Sonne, die wir uns heutzutage nur in weiter Entfernung vom Himmel denken, für die Bewohner der alten Welt von ſolcher Bedeutung geweſen ſein? Man vergißt dabei, daß die Sonne, inſofern ſie die Urſache der regelmäßigen Aufeinanderfolge der Jahreszeiten iſt, für den Landmann der Vorzeit von wahrhaft vitaler Bedeutung war, und daß nichts natürlicher war, als die jährliche Wiederkehr der Sonne und der Jahreszeiten durch geſellige Verſammlungen, Feſte, feierliche Umzüge, Dank- und Sühnopfer zu feiern. . . . . Solche ceremonielle Handlungen mochten ſich bald, wenn ſie Jahr für Jahr zu derſelben Jahreszeit wiederkehrten, auch für rein chronometriſche Zwecke von beſonderem Nutzen erweiſen: ſie mochten die erſten Grundlinien eines Kalenders abgeben, und dieſer Kalender konnte mit der Zeit, ſtatt eines religiöſen, einen rein bürgerlichen Charakter annehmen. Aber trotz alledem wäre es falſch, wollte man ſagen, die Prieſter hätten ſich dieſe jährlichen Feſte zu dem beſtimmten Zwecke der Einrichtung eines bürgerlichen

* Vgl. dazu die intereſſanten Unterſuchungen von Carus Sterne in ſeinem Werke: Tuisko-Land, der ariſchen Stämme und Götter Urheimath. Erläuterungen zum Sagenſchatz der Veden, Edda, Ilias und Odyſſee, Glogau 1891, beſonders S. 218 ff.

Kalenders ausgedacht. Auch hier gilt, daß das Taugliche oder vielmehr das, was Sinn und Vernunft hat, beſtehen bleibt, aber es folgt nicht daraus, daß dieſe Tauglichkeit vorhergeſehen und beabſichtigt, und die Vernünftigkeit, ſelbſt wenn ſie vorhanden war, auch ſtets eingeſehen und bemerkt wurde." (S. 505.) Als ein paſſendes Beiſpiel für die innige Verknüpfung religiöſer und phyſikaliſcher Vorſtellungen wird dann der bekannte Mythus von Iſtar und Thammuz angeführt, der von Babylon bis nach Aegypten, Cypern und Griechenland ſich verbreitete und ſeine letzte Zuflucht in der Sage von Adonis und Aphrodite fand. Auch hier iſt das eigentliche Grundthema das Verhältniß der befruchtenden Sonne zur ſproſſenden Erde nach den verſchiedenſten Seiten variirt, vor allem in dem tragiſchen Ausklang von der allmählichen Ohnmacht und ſchließlichen Vernichtung der anfänglich ſo machtvollen Sonnenſtrahlen, ein Vorgang, der bekanntlich in der ausſchweifendſten, orgiaſtiſchen Trauer beklagt und bejammert wurde. Deutlich laſſen ſich die verſchiedenen Phaſen des Sonnenlaufes nach der griechiſchen Verſion der Sage in der Geburt, der glücklichen Jugend, dem frühzeitigen Tode und der Wiedererweckung des Adonis wiedererkennen, ſowie in der bedeutungsvollen Thatſache, daß er die eine Hälfte des Jahres mit der Göttin des Todes und die andere ausſchließlich mit der Göttin der Liebe zubrachte. Freilich gehen darüber die Anſichten auseinander, ob darin mehr die vernichtende Gluth der Sonnenhitze zu ſehen iſt, unter der jede grüne Vegetation dahinſtirbt (was eben für manche Gegenden des Orients, beſonders für kahle, waſſerloſe Hochplateaus zutreffen dürfte), oder in der That das Eintreten der Winterſtürme und damit das Dahinſchwinden des Pflanzenwuchſes und der lebendigen Natur überhaupt. Für Max Müller iſt aus begreiflichen Gründen Indien dasjenige Land, in welchem ſich ganz beſonders anſchaulich die Entwickelung von Sitten und Gebräuchen aus

urſprünglich religiöſen Motiven ſtudiren läßt, jedenfalls iſt inſofern das Studium dieſes Materials ungemein erleichtert, als die Forſcher, nicht wie anderwärts, mühſam den Stoff zuſammenzutragen und dann erſt kritiſch zu richten haben, ſondern dieſe Vorarbeit ſchon von den verſchiedenſten brahmaniſchen Prieſterfamilien übernommen iſt. Daß gerade um deswillen eine ſorgfältige Scheidung des nur durch einzelne Theologen feſtgeſetzten Ritus und Ceremoniells und des urſprünglichen, allgemeinen, volksthümlichen Herkommens und Gebrauches von nöthen iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

Die vierte Quelle endlich für die vergleichende religionswiſſenſchaftliche Betrachtung iſt das Studium der heiligen Bücher. Als unſer berühmte Sanskritforſcher in den ſiebziger Jahren die erfolgreiche Anregung zur Ueberſetzung von ſämtlichen heiligen Büchern des Oſtens gab, entſtand ſofort die Streitfrage, was man unter jenem Ausdrucke zu verſtehen habe. Legte man den gewöhnlichen Maßſtab der Offenbarung an, ſo mußten manche der wichtigſten Dokumente, welche auf dieſe übernatürliche Sanktionirung von vornherein verzichten, z. B. die heiligen Bücher der Buddhiſten oder des Konfucius, von der beabſichtigten Sammlung ausgeſchloſſen werden, was im Intereſſe des ganzen Unternehmens natürlich ſehr zu beklagen geweſen wäre. Man verſtändigte ſich alſo in der Kommiſſion dahin, als heilige Bücher alle diejenigen anzuſehen, welche formell von Religionsgemeinden als höchſte Autorität in Religionsſachen anerkannt und eine Art kanoniſche Gültigkeit erhalten hatten, auf die man ſich zur Entſcheidung irgend welcher ſtreitiger Punkte in Sachen des Glaubens, der Moral und des Ceremoniells berufen konnte. Deshalb wurden z. B. die homeriſchen Gedichte ebenſowenig aufgenommen, wie die Nachfolge Chriſti von Thomas a Kempis oder Dantes göttliche Komödie. Aſien iſt die Geburtsſtätte dieſer koſtbaren Schriften geweſen, und

ſpeziell die fünf Länder Indien, Perſien, China, Paläſtina und Arabien. Indien, die Heimath allein von vier Religionen, nimmt in dieſem Kreiſe unzweifelhaft die erſte Stelle ein, zunächſt durch die in verſchiedene Rezenſionen zerfallenden Veden, dieſer älteſten Urkunde von dem Glauben unſerer indogermaniſchen Vorfahren. Die wichtigſte Gruppe iſt der die älteſten religiöſen Geſänge enthaltende Rigveda-ſamhitâ, während andere Abtheilungen z. B. nur liturgiſche Vorſchriften geben. Dieſer vediſchen Religion, die jedenfalls von 1500 (wenn nicht ſchon früher) bis 500 v. Chr. geherrſcht zu haben ſcheint, trat als kräftige Reaktion, beſonders gegen die herrſchſüchtige Prieſterkaſte, der Buddhismus gegenüber, der ſich in drei Sekten ſpaltet, den ſüdlichen, den nördlichen Buddhismus und drittens in den Gainismus. Als Stifter dieſes bekanntlich die größte Anhängerzahl umfaſſenden Bekenntniſſes, das von den tiefſinnigſten philoſophiſchen Gedanken bis zu dem blödeſten Schamanismus und Götzendienſt die ganze Stufenleiter religiöſer Gefühle und Empfindungen in ſich vereinigt und an feſtgefügter ſozialer Organiſation unbedenklich mit unſerer abendländiſchen katholiſchen Kirche wetteifern darf, gilt meiſt der Fürſtenſohn Gautama, der um das Jahr 500 vor Chr. lebte und in plötzlicher Verwandlung und innerer Umkehr die Pracht des irdiſchen Lebens von ſich warf, um als Bettler die Welt oder wenigſtens ungezählte Millionen zu erobern. In der That aber verhält ſich die Sache nach der Darſtellung unſeres Forſchers ſo: „Es iſt eine bedeutſame Beobachtung, daß der Stifter des ſüdlichen Buddhismus und der Begründer des Gainismus beide der zweiten Kaſte, der Ariſtokratie oder dem Adel angehörten, nicht der Prieſterkaſte der Brahmanen, die bis dahin ſich des ausſchließlichen Privilegs erfreut hatten, die Religion zu lehren und die Opferhandlungen zu verrichten. Stifter des Buddhismus war ein Prinz oder jedenfalls ein Adliger, der um 500

vor Chr. lebte; und ebenſo verhielt es ſich mit ſeinem Zeitgenoſſen Mahâvîra, dem Sohne des Siddhartha von Kundagrâma, dem Stifter des Gainismus. In dem Kanon der Buddhiſten wird er unter dem Namen Nigantha Nâta-putta, d. h. der Nirgrantha von dem Gnâtrika-Stamme erwähnt. Buddha bedeutet der Erweckte oder Erleuchtete, Gina der Eroberer, ein Name, der auch von Buddha gebraucht wird. Ihre Syſteme haben vieles miteinander gemein, werden aber ſowohl in der Glaubens-, wie in der Sittenlehre auseinandergehalten. Die Anhänger Ginas zählen gegenwärtig nur eine halbe Million, diejenigen Buddhas, welche die ſüdlichen Buddhiſten genannt werden können, werden auf ungefähr 29 Millionen geſchätzt. Den Namen des Stifters des nördlichen Buddhismus kennen wir nicht; wir werden wahrſcheinlich nicht fehlgehen, wenn wir in dieſem Zweige des Buddhismus eine Verbindung buddhiſtiſcher Lehren, wie ſie damals im nördlichen Indien vorherrſchten, mit religiöſen und philoſophiſchen Ideen ſehen, wie ſie zu Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung durch die turaniſchen Eroberer, die indoſkythiſchen Stämme ins Land gebracht wurden. Die Anzahl dieſer nördlichen Buddhiſten wird auf 470 Millionen geſchätzt.“ (S. 523.) Namentlich ſeitdem Schopenhauer die Aufmerkſamkeit der gebildeten Kreiſe auf die Ethik und Erkenntnißlehre Buddhas gelenkt hat, iſt das Intereſſe an dieſer höchſt eigenartigen Weltanſchauung im Abendlande nicht wieder erloſchen; Sprachforſcher, Ethnologen und nicht zum wenigſten Philoſophen wetteifern miteinander in der Enträthſelung der verſchlungenen Probleme, welche jene reiche Fundgrube der ſubtilſten metaphyſiſchen Dialektik und zugleich der ſchwärmeriſcheſten Myſtik und konſequenteſten Asketik unſerem Scharfſinne und unſerer Wißbegierde ſtellt; iſt doch der ganze moderne Peſſimismus ein modiſcher Aufputz der alten buddhiſtiſchen Lehre vom Nirvana. Daß der Buddhismus für die centralaſiatiſchen

Steppenvölker eine nicht zu unterſchätzende kulturelle Bedeutung gewonnen hat, mag uns auch der ganze Gottesdienſt ſehr roh und äußerlich vorkommen, iſt zu bekannt, um hier weiter beſprochen zu werden. Perſien hat uns ſodann mit dem Zendaveſta beſchenkt, der Lehre des Zoroaſter, die abgeſehen von dem verſprengten Häuflein der Bekenner bei Baku und der kleinen Gemeinde in Bombay ſchon zu den litterariſchen Schätzen einer vergangenen Zeit gehört. Im Uebrigen hängen die älteſten Geſänge, die Gâthas, auf das engſte mit unſerer ariſchen Vorzeit zuſammen, ſo daß dieſe und z. B. die Hymnen des Rigveda Produkte desſelben intellektuellen Bodens ſind, wie Max Müller ſich ausdrückt. Aus China beſitzen wir die nüchternen Moral-lehren des weiſen Geſetzgebers Konfucius und die tiefſinnigen, ſpekulativ und myſtiſch durchtränkten Anſchauungen des Lao-tſe im Tao-teh-king (Tâo bedeutet Urvernunft), zweier Zeitgenoſſen, die zwiſchen 600 und 500 vor Chr. lebten. Es erübrigt dann noch Paläſtina als Geburtsland des Judenthums, Chriſtenthums und eigentlich auch des Islams, obſchon rein geographiſch natürlich ſeine Entſtehung in Arabien zu ſuchen iſt, ſo daß ſich im ganzen acht Religionen ergeben: 1. die vediſche, ſowohl die altvediſche, wie die jüngere, 2. der Buddhismus (der nördliche, der ſüdliche und der Gainismus), 3. die Zoroaſterlehre des Aveſta, 4. die Lehre des Konfucius, 5. der Taoismus, 6. das Judenthum, 7. das Chriſtenthum, 8. der Islam.

Wenn wir ſomit den Beſtand der großen Weltreligionen überblicken, die mehr oder minder epochemachend in die Geſchicke der Völker eingegriffen haben, ſo iſt andererſeits nicht die heikle Frage nach dem Stifter dieſer Religionsideen zu umgehen; ſchwerlich wird ein nüchterner Kopf noch heutigestags das Dogma einer übernatürlichen Inſpiration oder Offenbarung vertreten wollen, allein es handelt ſich im weiteren Sinne darum, überhaupt das Verhältniß jener angeblichen Schöpfer zu ihren

Werken kritiſch zu erfaſſen. Auch auf die Forderung, alle die vielfachen Erzählungen über die wunderſame Geburt und Jugend dieſer Verkünder einer neuen Lehre noch heutzutage als authentiſch anzuſehen, wird ſchwerlich ſich Jemand unter uns einlaſſen, der Bericht über Lao-tſe übertrifft übrigens alles, was in dieſer Beziehung bislang geleiſtet iſt. Von ihm wird nämlich erzählt, er ſei bei ſeiner Geburt ſchon 70 Jahre alt geweſen. Aber vor allem iſt die Thatſache beachtenswerth, auf die Müller die Aufmerkſamkeit lenkt, daß die Abfaſſung der großen heiligen Bücher des Oſtens in keinem Falle den Religionsſtiftern ſelbſt zugeſchrieben wird, daß dieſe vielmehr nur für das Werk ihrer Anhänger und Schüler gelten. Dieſer Beweis läßt ſich an jedem einzelnen der angeführten Dokumente erbringen, am augenſcheinlichſten an dem koloſſalen Umfange des buddhiſtiſchen Kanons, der aus 275 000 Zeilen beſteht, jede Zeile zu 32 Silben berechnet, und der Kommentar dazu aus 361 550 ſolcher Zeilen. Eine Kopie davon wurde auf 4500 Blätter geſchrieben. Eine ſiameſiſche Ueberſetzung beläuft ſich auf 3683 Bände. Die tibetaniſche Ueberſetzung, Kanjur und Tanjur genannt, beſteht aus 325 Bänden, von denen jeder in der Pekinger Ausgabe 4 — 5 Pfund wiegt. (S. 53 ff.). Es leuchtet von ſelbſt ein, daß eine ſo ungeheure Sammlung unmöglich von ein und derſelben Perſon abgefaßt, ja nicht einmal angeregt und überwacht ſein kann. Daſſelbe gilt mutatis mutandis von allen Religionsſtiftern, die überhaupt nicht, wie man ſich noch immer gern vorſtellt, abſolut Neues geſchaffen, ſondern nur dem weit verbreiteten Bedürfniß, dem innerſten Sehnen und Fühlen ihrer Zeitgenoſſen den entſprechenden konkreten Ausdruck verliehen haben. Nur durch dieſen häufig überſehenen, aber in der That ungemein wichtigen organiſchen Zuſammenhang ihrer eigenen individuellen Perſönlichkeit mit den allgemeinen Strömungen und Idealen des geiſtigen Lebens in ihrer Zeit läßt ſich die

verhältnißmäßig ſchnelle anfängliche Verbreitung ihrer Lehren und Anſchauungen pſychologiſch begreifen, gegen welche die ſpäteren Stockungen und plötzlichen Umſchläge um ſo greller abſtechen.

Nachdem Müller ſo ſein wiſſenſchaftliches Programm in großen Umriſſen entworfen, hat er ſich in ſtaunenswerther Rüſtigkeit daran gemacht, das formale Schema mit konkretem Inhalt zu erfüllen und uns eine Entwickelungsgeſchichte der natürlichen Religion zu geben nach jenen drei Perſpektiven, die wir in einem anderen Zuſammenhange ſchon erwähnten, die Offenbarung des Unendlichen in der Natur, im Menſchen und ſchließlich im Selbſt. Der erſte Theil liegt unter dem Titel „Phyſicaliſche Religion“ * ſchon fertig vor uns, und es mag deshalb geſtattet ſein, auch aus dieſem Werke einige Auszüge zu entnehmen. Er beſtimmt ſeine Aufgabe mit folgendem Ausblick: „Wir werden in jenem Kurſus die zahlreichen von den Naturerſcheinungen abgeleiteten Namen zu betrachten haben, mittelſt welchen die alten Erdenbewohner, was jenſeits des Schleiers der Natur liegt, feſtzuhalten und zu begreifen ſuchten. Wir werden es mit den ſogen. Göttern des Himmels, der Erde, der Luft, des Sturmes und des Blitzes, der Flüſſe und der Berge zu thun haben. Meine Hauptaufgabe wird dabei ſein, zu zeigen, wie der Gott des Himmels oder in einigen Ländern der Gott des Sturmwindes nach und nach zum höchſten Gott wurde, wie es dann allmählich in den Geiſtern ſeiner erleuchteteren Verehrer ſeiner phyſikaliſchen oder mythologiſchen Attribute, wie wir er nennen können, entkleidet wird. War die Anſchauung einmal aufgekommen, daß von den Göttern oder wenigſtens von dem Vater der Götter und Menſchen nichts Unwürdiges je geglaubt werden ſollte, ſo wurde dieſer Prozeß der Attribut-

* The Gifford Lectures delivered before the University of Glasgow in 1890, London 1891.

entkleidung noch mehr beſchleunigt, und es blieb ſchließlich nur der Begriff eines höchſten Weſens übrig, das zwar vielleicht immer noch mit ſeinen alten und oft nicht weiter mehr verſtändlichen Namen benannt wurde, aber in Wirklichkeit das höchſte Ideal des Unendlichen als Vater, Schöpfer und liebevoller Erhalter und Regierer der ganzen Welt darſtellte. Was wir ſelbſt unſeren Glauben an Gott den Vater nennen, iſt das letzte Reſultat dieſer unaufhaltſamen Entwickelung des menſchlichen Denkens." (Natürliche Religion, S. 553). In dieſem Sinne hat unſer Gewährsmann in ſeinem letzten Werke eine Entwickelungsgeſchichte des Feuers bei den Indern, wie er es ſelbſt nennt, eine Biographie geliefert, von den erſten, rein äußeren Beziehungen an (als Sonne und Feuer auf Erden) bis zu den höchſten und feinſten philoſophiſchen Abſtraktionen hin, wo Agni als Schöpfer, Lenker und Richter der Welt gefaßt wird. Derſelbe mythologiſche Prozeß wird nun auch in anderen Religionsſyſtemen unterſucht, ſo vor allem im Parſismus, dieſer ſo beſonders dualiſtiſchen Weltanſchauung, oder bei den Aegyptern; andererſeits unterſtehen auch die übrigen mythologiſchen Schöpfungen derſelben genetiſch-pſychologiſchen Perſpektive, die ſich auf allen Stufen des religiöſen Empfindens trotz aller raſſenhafter Unterſchiede als die gleichartige erweiſt. Damit eröffnet ſich für uns auch der Einblick in die geſetzmäßige Entwickelung der für dieſen ganzen Horizont ſo maßgebenden Gegenſätze des Natürlichen und Unnatürlichen oder, beſſer geſagt, Uebernatürlichen; für die primitive, naive Auffaſſung verläuft nämlich nichts nach der mechaniſchen Ordnung, unter der wir die Dinge zu betrachten pflegen, vielmehr iſt die Umgebung des Menſchen der weite Tummelplatz aller möglichen Geiſter und Dämonen. Die Natur iſt in dieſer Beziehung, wie Max Müller ſehr richtig bemerkt, die größte Ueberraſchung, ein Schreckbild, ein ſtehendes Wunder, und nur vermöge einer ſehr langwierigen und ſchwierigen logiſchen

Arbeit haben wir es dahin gebracht, das Uebernatürliche als das organiſche Entwickelungsprodukt der animiſtiſchen Betrachtung zu erklären, in der ſich dem Naturmenſchen die äußere Welt abſpiegelt. Für unſeren Gelehrten aber iſt die Anknüpfung dieſes ganzen Vorganges an die urſprüngliche Thätigkeit unſeres ſprachſchöpferiſchen Inſtinktes von beſonderem Intereſſe; ſein zuſammenfaſſendes Reſumé lautet daher ſo: „Das einzig neue Licht, welches auf dieſe theogoniſchen Prozeſſe gefallen iſt, iſt, daß wir nun einſehen, daß das, was wir bisher als bloße Thatſachen betrachtet haben, in der That die nothwendigen Ergebniſſe unſerer geiſtigen Anlage ſind. Wir wiſſen nun, daß, wie das Feuer und der Sturmwind, auch der Himmel und die Sonne nur durch Ausdrücke benannt werden konnten, die eine Bewegung bezeichneten. Ob wir dies eine Nothwendigkeit der Sprache oder des Denkens nennen, jedenfalls iſt es eine Nothwendigkeit, der wir nicht entrinnen können. Sobald dieſe himmliſchen Erſcheinungen zu Gegenſtänden der früheſten Beobachtung wurden, wurden ſie nach ihren mannigfaltigen Aeußerungen beſchrieben, beſonders nach denjenigen, welche das Leben und die Thaten der Menſchen beeinflußten. Später indeſſen wurden dieſe verſchiedenen Aeußerungen als ewige aufgefaßt, und der Träger derſelben, indem er mehr und mehr ſeiner äußerlichen Züge entkleidet wurde, galt als etwas Selbſtändiges, jenſeits der beſchränkten menſchlichen Erkenntniß, und ſchließlich als etwas Uebernatürliches und Unendliches. Dies führte ganz naturgemäß zu den zwei Phaſen des Henotheismus und Polytheismus und durch eine noch ſtärkere Abſtraktion zum Monotheismus, d. h. zur Erkenntniß eines Urhebers, eines Vaters und Gottes.“ (Phyſikaliſche Religion, S. 327.)

Es würde überflüſſig ſein, an dieſer Stelle auf den weitreichenden Werth ſolcher vergleichenden religionswiſſenſchaftlichen Unterſuchungen weitläufig einzugehen; nur zwei kurze Bemerkungen

mögen verſtattet ſein. Der eine, zunächſt in die Augen ſpringende Vortheil iſt der intellektuelle, daß wir erſt unter dieſer Perſpektive die Geſchichte des religiöſen Bewußtſeins verſtehen und würdigen lernen können und damit den richtigen Standpunkt der Beurtheilung uns erobern, der ſich gleich weit entfernt hält von dem intoleranten, offenbarungsgläubigen, erfahrungsfeindlichen Dogmatismus, der in aller Religion nur eine unglaubliche Verirrung und Schwäche der menſchlichen Geiſter ſehen will. Der zweite Gewinn liegt aber auf der ethiſchen Seite und iſt nicht minder werthvoll; nur durch dieſe pſychologiſche Zergliederung der einzelnen Elemente der religiöſen Vorſtellungen und durch ihre Rückführung auf die ſinnlichen Wahrnehmungen und phyſikaliſchen Beobachtungen können wir, wie ſchon eben angedeutet, die einzig zutreffende praktiſche Stellung gewinnen, die echte Toleranz und Nachſicht, die gerade auf dieſem Gebiete ſo unentbehrlich iſt. Ja dieſe Rückſicht vermag uns, wie Müller mit Recht hinzufügt, zu dem Gedanken bringen, auch unſer religiöſes Bekenntniß, ſo vollendet es immerhin anderen gegenüber ſein mag, nur als eins der vielen zu betrachten, die in größerer oder geringerer Entfernung ſich um die centrale Wahrheit bewegen. Den Zuſammenhang unſeres Glaubens mit der Sittlichkeit endlich, die ſchwierige Frage nach dem allgemein gültigen Gehalt der Religion, abgeſehen von allen zeitlichen Schlacken und Zuſätzen, und ihre Beziehung zu den letzten Räthſeln alles Wiſſens und Denkens, alles dies kann erſt einigermaßen der kritiſchen, wiſſenſchaftlichen Entſcheidung nahegebracht werden, wenn die exakte religionswiſſenſchaftliche Arbeit einer möglichſt umfaſſenden Vergleichung vorhergegangen iſt. Anderenfalls verfallen wir wieder dem alten Verhängniß, das ſich ſchon einmal ſo bitter an den kühnen Phantaſiebildern einer vorſchnellen, erfahrungsfeindlichen religionsphiloſophiſchen Spekulation gerächt hat.

Bislang haben wir, schon allein um dem Leser einen möglichst ungeschwächten Eindruck zu verschaffen, absichtlich mit jedem persönlichen Urtheil zurückgehalten; doch würden wir nicht gern die Meinung aufkommen lassen, daß wir nun alle Ausführungen des berühmten Sanskritforschers, ja seinen prinzipiellen Standpunkt nach allen Seiten hin zu vertreten geneigt wären. So wenig es sich an dieser Stelle um eine eingehende Kritik handeln kann, so sehr halten wir uns doch für verpflichtet, diese Bedenken und Abweichungen in aller Kürze zu konstatiren. Zunächst richtet sich das gegen die Ueberschätzung der ausschlaggebenden Bedeutung der Sprache, ein Moment freilich, das bei Max Müller sehr begreiflich und verzeihlich erscheint. Allein wie wenig die Sprache allein einen unmittelbaren Schluß auf die Höhe geistiger Entwickelung überhaupt gestattet, das erhellt schon aus der bloßen Erwägung, daß ein so intelligentes Volk wie die Chinesen sich bekanntlich mit einem sehr ungelenken Idiom behelfen, während die fast auf der untersten Stufe des Naturzustandes sich befindlichen Buschmänner Südafrikas eine sehr fein gegliederte Sprache besitzen. Sodann ist Müller nur allzusehr geneigt, die ja freilich schwer zugänglichen prähistorischen Zustände in einem rosigen, idealen Lichte zu sehen, mit den sich die thatsächlichen Beobachtungen und Analogien der Völkerkunde nicht recht in Einklang bringen lassen. Dazu kommt, daß er ohne weiteres die Gesittung und das soziale Leben, wie es uns in den Veden entgegentritt, für den ältesten Ansatzpunkt der menschlichen Entwickelung überhaupt nimmt, ein doch offenbar sehr strittiges Problem, das erst des sorgfältigsten Beweises bedürfte. Endlich hängt damit die Unterschätzung zusammen, die er den Resultaten der modernen Ethnologie zu theil werden läßt. Mag man über einzelne Fragen in dieser Wissenschaft zur Zeit noch zu keinem festen Abschluß gekommen sein und vielleicht aus Mangel an kritischem Material überhaupt nicht

kommen können, soviel ist allem Zweifel entrückt, daß die Anfänge des menschlichen Geschlechtes nicht mehr in der freundlichen Idylle der patriarchalischen Organisation gesucht werden können, mit der wir bisher, wie mit einer lichten Morgenröthe den Horizont verklärt haben. Aus der Nacht und Finsterniß einer unsäglichen Barbarei vielmehr führt erst die Bahn des durch mancherlei empfindliche Rückfälle unterbrochenen Fortschrittes zur späteren Kultur empor. Deshalb ist es auch unrichtig, den Fetischismus, wie Müller immer will, nur als lokale Entartung und Zersetzung zu betrachten, während er gerade umgekehrt im gewissen Sinne der universale Ausgangspunkt der religiösen Entwickelung überhaupt gewesen ist. Ja, er bezeichnet so sehr einen hervorragenden Faktor des religiösen Bewußtseins, daß er noch heutzutage, selbst in dem hochgepriesenen Christenthum für ein kundiges Auge überall als rudimentäre Schicht anzutreffen ist; in diesem Sinne hat der uralte Animismus durchaus noch nicht, wie eine gewisse vertrauensselige Richtung der modernen Naturwissenschaft sich und anderen gern einreden möchte, ausgelebt. Für das Studium aber der indogermanischen Mythologie und Religion möchte schwerlich ein kundigerer und gewissenhafterer Führer zu finden sein, als unser gefeierter Landsmann, und schon deshalb allein können wir seine Schriften nur auf das Dringendste der Beachtung empfehlen.

Religionswissenschaftliche Werke von Max Müller
(abgesehen von den eigentlich sprachwissenschaftlichen Untersuchungen).

1. Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, Straßburg 1874.
2. Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion, mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens, Straßburg 1880.
3. Natürliche Religion, Leipzig 1890.
4. Physikalische Religion, London 1891.

Herder

und das Weimarische Gymnasium.

Vortrag
im Volksbildungsverein zu Weimar am 12. Februar 1892.

Von

Dr. Otto Francke
in Weimar.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Das vor wenig Jahren öfters gehörte Wort, der Schulmeister habe die Schlachten bei Königgrätz und Sedan geschlagen, scheint heute fast ganz außer Kurs gekommen zu sein; die Würdigung der Lehrergebnisse unserer Schulen in Stadt und Land wenigstens ist vielfach einem anderen Maßstabe anheimgefallen. Das Interesse zwar für den Bestand und die von anderer Seite erhofften Wandlungen unserer höheren Schulen ist ein augenblicklich, wie vielleicht nie zuvor, in allen Schichten unseres Volkes äußerst lebendiges; ja zwei bewußte Heerlager mit sich zum Theil schroff gegenüberstehenden Massen haben sich gebildet; zur Auflösung der Disharmonien wurde im vergangenen Jahre die vielversprechende und noch mehr besprochene Berliner Konferenz berufen, deren Ergebnisse in einem dickleibigen, von deutscher Gründlichkeit und Geduld, nicht immer Duldsamkeit zeugenden Bande niedergelegt sind. Allen natürlich konnte es nicht recht gemacht werden, und da sind denn in deutschen Landen in nicht geringer Anzahl allerlei wohlmeinende Rathgeber aufgestanden, die, was sie, in bester Absicht vielleicht, aber auch im guten Glauben an eigene Unfehlbarkeit sich in den Kopf gesetzt, zur Klärung der Frage aller Welt verkündigten. Sie reden da mehrfach von verändertem Zeitgeist und freuen sich, wie sie's am Ende gar herrlich weit gebracht, ohne sich auf die

Möglichkeit zu beſinnen, daß am Ende auch hier Ben Akibas wohlbekannter und noch zu Recht beſtehender Spruch vor einer gewiſſen Schnellfertigkeit mit dem Worte warnen ſollte.

Bei den lauteſten Vorkämpfern im Streite wird der ruhig denkende Beurtheiler den bei der Behandlung der ſo lebhaft ventilirten Fragen unbedingt nothwendigen hiſtoriſchen Sinn vermiſſen. Sollte es denn nicht der Mühe werth ſein, ſich zu vergegenwärtigen, was vor uns dieſer oder jene weiſe Mann gedacht? Unter den für alle Zeiten grundlegenden, aber merkwürdigerweiſe von maßgebender Seite nicht im entfernteſten berückſichtigten großen Geiſtern einer früheren Zeit ſteht Gottfried Herder obenan.

Wenn es wahr iſt, daß den Dichtern bis zu einem gewiſſen Grade die Gabe der Vorahnung und Weiſſagung verliehen ward, ſo gilt das in beſonderem Maße von Herder inſofern, als er in ſeinen der Bildung unſeres Volkes dienenden Schriften zwar nicht die heutzutage beſtehende Gärung in Sachen der höheren Schulen vorausverkündet hat, dagegen — was viel mehr iſt — die brennenden Fragen unſerer Zeit in einem der ſeinigen entſprechenden Umfange mit einer unendlichen Fülle von Gedanken geradezu vorweggenommen hat.

Auf die Bedeutung dieſes Mannes für die Pädagogik und insbeſondere ſeines Einfluſſes auf die Entwickelung der Weimarſchen Gymnaſiums die Aufmerkſamkeit zu lenken, möge mir heute vergönnt ſein.

Schon frühzeitig, in der Schullehrerei aufgewachſen, hatte er bereits 1762 als Student in Königsberg am Friedericianum Unterricht ertheilt; ſpäter hatte er als Lehrer an der Domſchule zu Riga mit Auszeichnung ſeines Amtes gewaltet; einen Ruf als Schulinſpektor nach Petersburg lehnte er ab; nach mehrjähriger erfolgreicher Thätigkeit verließ er jedoch, geliebt von der Stadtgemeinde, angebetet von ſeinen Freunden, der Günſtling

des Gouverneurs und der Ritterschaft, die zweite Heimath auf baltischem Boden, um die Mahnung seines Genius zu erfüllen, der ihm unwiderstehlich zurief: „Nutze deine Jahre und blicke in die Welt!“ Es drängte ihn, andere Länder kennen zu lernen, und nun entwarf der fünfundzwanzigjährige Jüngling auf seiner Fahrt über Kopenhagen nach Nantes den Plan zu einer später in Riga zu gründenden Erziehungsanstalt.

Mit der ganzen Gluth seiner edlen Feuerseele ging er an die Arbeit des Reisetagebuches, worin er seine phantastischen, kühnen Umgestaltungsgedanken niederlegte. Im Spätsommer kommt er nach Nantes, das er nach kurzem Aufenthalte mit Paris vertauschte, um sich da in französischer Sprache und Litteratur einzuleben. Hier traf ihn nach anderthalb Monaten die Aufforderung, den Sohn des Fürstbischofs von Eutin als Instruktor und Reiseprediger ins Ausland zu begleiten. Dieser sehr gelegenen Einladung folgte Herder im Jahre 1770; allein mancherlei Mißverhältnisse machten der gemeinsamen Fahrt bald ein Ende. In Straßburg, wo er mit Goethe zusammentraf, erhielt er einen Ruf als Oberprediger und Konsistorialrath nach Bückeburg. Hier richtete Herder bei freilich unzureichenden Mitteln sein Augenmerk auch auf die im tiefen Verfall begriffenen Schulen. Im Mai 1773 führte er seine Braut, Caroline Flachsland, heim, und am 23. Mai 1776 wurde er auf Wielands Anregung und durch Goethes Bemühungen als Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Weimar gerufen.

Ehe wir in diesen Bannkreis treten, müssen wir, um den späteren still schaffenden und umbildenden Reformator recht würdigen zu können, uns einen Einblick verschaffen in die dem Beobachter von damals fast revolutionär erscheinenden Gedanken des stürmenden Drängers. Die wichtigste Urkunde der Bildungsgeschichte Herders ist das genannte Reisetagebuch aus dem Jahre 1769, wo Goethe 20 und Schiller 10 Jahre alt waren,

jenes denkwürdige Vermächtniß, das er am Bord des ihn nach Frankreich führenden Schiffes geschrieben hat. Wer diese Aufzeichnungen das erste Mal liest, dem wird es, wie Haym in seiner feinen Weise bemerkt, zu Muthe sein, wie wenn er eine in den Sturm gehängte Aeolsharfe in ahnungsvollen, ungeordneten, ineinander verschwimmenden Accorden erklingen hörte. Diese Accorde zu sammeln und zu einer harmonisch verständlichen Symphonie zu verweben, würde an dieser Stelle zu weit führen.

Nur einige wenige in losem Zusammenhange herauszugreifen, sei mir gestattet. Mit schwärmerischer Sehnsucht und einer Art von uns ganz unbegreiflicher Selbstanklage seufzt er nach der entschwundenen Jugendzeit zurück. Aufs tiefste beklagt er es, nur ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, nur ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften, ein Repositorium voll Papier und Bücher zu sein. Was er als Lehrer der Domschule nicht geleistet, das will er ganz gewiß als Leiter der Ritterschule nachholen. Er gedenkt dabei, „den menschlich wilden Emile Rousseaus zum Nationalkinde Livlands zu machen, und das, was der große Montesquieu für den Geist der Gesetze ausdachte, auf den Geist der Nationalerziehung einer friedlichen Provinz zu verwenden".

Der Grundzug der geplanten Anstalt nun, die aus drei auf längeres Verweilen berechneten Klassen bestehen sollte, ist ein durchaus realistischer: das non multa, sed multum wird dabei geradezu auf den Kopf gestellt. Die ersten Kenntnisse aus der Naturgeschichte, aus der Geschichte der Künste, Handwerke, Erfindungen, mathematische Begriffe von Tönen, Farben, Luft, Figuren, Maschinen sollen zuerst beigebracht, Geschichte und Geographie geplündert, von der heiligen Geschichte nur das, was wirklich menschlich ist, gelehrt werden. In der dritten abschließenden Klasse wünscht Herder Statistik, Oekonomie des

Landes, Gesetzgebung u. s. w. vorgetragen; hier soll auch abstrakte Philosophie gelehrt und die Theologie in ein System voll Philosophie eines Reimarus gebracht werden. Diese Schule ist demnach in jedem Sinne Realschule; die Polemik Bacons gegen die hohlen Abstraktionen, die Wort- und Streitweisheit der scholastischen Philosophie scheint aufs Pädagogische übertragen zu sein.

Denn „Sachen statt Worte, lebendige Anschauung statt todter Begriffe": das ist das immer wiederkehrende Stichwort dieses Lehrplans. Was nun den sprachlichen Unterricht angeht, so läßt sich leicht errathen, wie sich der gestalten sollte. Herders erste Forderung ist, daß „die Sprache nicht aus der Grammatik, sondern die Grammatik aus der Sprache gelernt werde"; und die nächste Folge ist, daß die Grundlage dieses Unterrichts die Muttersprache bilde. Erst später aber sollte der deutsche Unterrichte in besonderen Stunden gegeben werden, doch immer in beständiger Beziehung zum Realunterricht. Nach dem Unterricht in der Muttersprache setzt das Französische ein; denn das sei die leichteste und geordnetste, die in Europa gemeinste und unentbehrlichste, endlich die gebildetste Sprache; deshalb müsse sie „nach unserer Welt" selbst der lateinischen vorangehen. „Ich will," setzt Herder hinzu, „daß selbst der Gelehrte besser Französisch als Lateinisch könne!" In einer der untersten Klassen beginnt der Unterricht mit einer „Plapperstunde". Die zweite französische Klasse spricht und schreibt, und es gilt, Geschmack für die Schönheiten und Wendungen der Sprache den Schülern aus den besten Schriftstellern einzuüben. In einer dritten Klasse werden diese Lese- und Stilübungen bis ins Gebiet der Kritik und Philosophie fortgesetzt und nun zugleich die philosophische Grammatik dieser an sich schon philosophischen Sprache studirt.

„Erst hinter der französischen, noch besser auch erst nach der italienischen tritt nun die lateinische Sprache auf; zwar

nicht mit Sprechen, aber doch mit lebendigem Leſen.“ Eine zweite Klaſſe bildet den Stil an der Lektüre der römiſchen Hiſtoriker und Redner; eine dritte ſoll noch tiefer in den Genius der Sprache einführen, indem nun auch die Dichter hinzutreten.

Man erkennt in dieſen Forderungen unſchwer den Schüler Rouſſeaus, den Fragmentiſten Herder, kann es aber mit Rückſicht auf frühere Aeußerungen nicht verſtehen, daß er den Anfang des Griechiſchen erſt in die Sekunda verlegen will. Er ſei mit ſich, ſo ſagt er, über die Behandlung dieſer Sprache noch nicht im reinen; doch möchte er hier drei Stufen unterſcheiden und neben der Grammatik von Anfang an gleich die Lektüre der Schriftſteller hergehen laſſen; dieſe ſind: Herodot, Xenophon, Lucian und Homer.

Ueberblickt man nun aber das Ganze — ſo wird man den Kopf ſchütteln und ſich fragen: wie war es möglich, daß der hochfliegende, an der Hand der Griechen und Römer und durchs Studium der Geſchichte genährte Idealismus dieſes Mannes einem Realismus Platz machte, zu deſſen Verwirklichung ihm bei ſeiner eigenen Bildung die Vorbedingungen ſämtlich fehlten, ja daß er gelegentlich von ſeinen hohen Zielen zu äußerlichſtem Utilitarismus herabſank, zu Klugheitsrückſichten, zu Anbequemungen an das, was ſolch eine Schule dem livländiſchen Adel empfehlen könnte. Den Schlüſſel zur Löſung dieſes Räthſels finden wir, wenn wir uns in des herrlichen Mannes Seele verſetzen.

Es lagen darin der ideale Drang nach Verbeſſerung der Welt, gerade wie in der des jugendlichen Schiller, und andererſeits die Erkenntniß aller Mängel, die ſeiner eigenen Jugendbildung anhafteten. Ohne Unterlaß hören wir Herder die Klage wiederholen, wie er in Naturwiſſenſchaften verabſäumt, wie er Latein und Franzöſiſch gelernt habe, und wie ihm ſelbſt noch ſo viel zu einer anſchaulichen Erkenntniß der Alten fehle.

So kryſtalliſirt ſich eben in dieſem Schulplan weiter nichts, als ſein eigenes Bildungsideal, wie es ſich ihm in dieſer Zeit jugendlich ſchwärmeriſcher Gärung und des Mißbehagens an den letzten Beſchäftigungen vor Augen ſtellt.

Das phantaſtiſche Lehrgebäude Herders war — das darf man ja nicht überſehen — zugleich eine urgeſunde Reaktion, wie ſie nach phyſikaliſchen Geſetzen in gewiſſen Zwiſchenräumen auch im Haushalte der Natur aufzutreten pflegt, die Reaktion gegen eine einſeitige Bildungsrichtung, jene Richtung, die ſo köſtlich von Rabener in einer ſeiner Satiren gegeißelt wird, in dem „Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf niederen Schulen“. Ein paar bezeichnende Stellen aus dieſem Briefe ſeien hier angeführt:

„Ich habe mich ſechs Jahre lang in einer Schule aufgehalten, welche vor anderen Schulen einen Vorzug und zugleich den billigen Ruhm hat, daß viele große und gelehrte Männer den Grund ihres Glückes darin gelegt haben. . . . . Es wird uns Gelegenheit gegeben, die ältere und neuere Geſchichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie und andere davon abhängige Wiſſenſchaften. Man bemühte ſich, uns einen kleinen Vorgeſchmack von den Rechten eines jeden Reiches, und hauptſächlich unſeres Vaterlandes beizubringen. Es wurden Leute gehalten, welche die Jugend in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache unterrichten ſollten; ja, was beinahe unglaublich iſt, ſogar in der deutſchen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften wurden betrieben, ſoweit das auf Schulen möglich iſt. . . . . Was meinen Sie, mein Herr? Ich weiß, Sie laſſen mir die Gerechtigkeit widerfahren, und trauen mir zu, daß ich die koſtbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbt habe. . . . . Meine Bemerkungen waren weit rühmlicher; Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, die Redekunſt und die Logik: dies ſind die Wiſſenſchaften, worauf ich mich mit einem

unerſättlichen Fleiße und mit Ausſchließung aller anderen gelegt habe. Iſt es nicht kläglich, daß man die Jugend zur Erlernung der Geſchichte und beſonders unſerer gegenwärtigen Zeiten anhält? Dieſes vermehrt ihre leichtſinnige Neugierigkeit, zu der ſie ohnedem mehr als zugeneigt iſt. Aus dieſer Urſache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eitlen Ruhm nachſagen, daß mir das, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter iſt, als die Unruhe, worin Deutſchland durch den Tod des Kaiſers geſtürzt ſein ſoll. Wozu die Geographie und die zugehörigen Wiſſenſchaften nützen, das kann ich nicht einſehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimath gewußt, und ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weiß die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrſchaft. . . . . Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlandes lernen ſoll, ſolches ſcheint mir ein verwegenes Unternehmen zu ſein. Es ſind Geheimniſſe, die man nicht erforſchen, ſondern den Regenten überlaſſen muß, zu geſchweigen, daß man vielmals an den Höfen ſelbſt nicht weiß, was rechtens iſt. . . . Deutſch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unſer Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutſch reden, ungeachtet er niemals in dir Lehrſtunden kam, und meine Mutter verſtand mich allemal, wenn ich um Geld ſchrieb. . . . Daß die mathematiſchen Wiſſenſchaften getrieben werden, laſſe ich eher gelten. Es kommen doch immer griechiſche Wörter darinnen vor. Die lateiniſche Sprache erſchien mir ſo einnehmend und reizend, daß ich mich ſchäme, ein geboreuer Deutſcher zu ſein. In der griechiſchen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig ſage, wenn ich ſpreche, daß es reizend und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man ſie nicht bei Hofe einführt, und ich bin gewiß verſichert, ein Frauenzimmer würde bei einer griechiſchen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben

können. . . . . Meiner Abschiedsrede kann ich mich ohne einige Selbstliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen und insonderheit der Lacedämonier. In diesem Tone geht es fort; das beste ist dabei, daß es wirklich nicht schwer war, eine solche Satire zu schreiben. Wie Rabener, erhoben auch andere Schriftsteller ihre Stimme gegen verjährte Vorurtheile; auf allen Seiten schossen Verbesserungsvorschläge aus dem Boden hervor. Das 18. Jahrhundert war überhaupt vornehmlich ein didaktisches; die Aufgaben der Erziehung wurden damals in fast allen bedeutenderen Romanen zur Sprache gebracht. Von großem Einflusse waren neben Gellerts und Rousseaus Schriften, Männer wie Basedow und die Philanthropisten, gegen deren zuweitgehende Bestrebungen Herder sich später ganz energisch in Weimar wendete, wo er bei dem damaligen Zustande des Gymnasiums allerdings alle Hände voll zu thun hatte.

Im Jahre 1716 ward die Stadt- und Landschule zu Weimar durch Wilhelm Ernst, dessen weiter Blick und Herzensgüte einer guten Vorbedeutung gleichkamen, in ein Gymnasium verwandelt, und der große Philologe Jo. M. Gesner wurde Konrektor der Anstalt. Leider verließ dieser die Schule, als der Herzog Ernst August eine neue Lehrordnung einführte, die von dem Streben ausging, schon auf der Schule für den zukünftigen Beruf diejenigen vorzubereiten, „die Gott und dem Vaterlande in anderen politischen Aemtern, sonderlich im Militärstand, in ökonomischen, Polizei-, Kommerzien- und anderen Dingen, fürnehmlich aber als Kantons dienen wollen". Daher wurden eine Menge fremdartiger Dinge eingeführt, die jede Gründlichkeit des Sprachunterrichts ausschlossen. Die Sprachen sollten auf eine leichte und angenehme Art traktirt, alle „carnificien der memorie" vermieden und mehr auf den „judicieusen und ingenieusen Begriff" gesehen werden. Neue Lehrbücher der

Theologie und Moralphiloſophie, auch andere Kompendien mußten hergeſtellt werden, durch die die Schulen einen praegustum in militäriſchen und ökonomiſchen Dingen bekommen ſollten. Unter letzteren befand ſich Seckendorfs „Teutſcher Fürſtenſtaat“ und eine Einleitung in das ökonomiſche Polizei- und Kameralweſen. Beſondere maîtres lehrten Franzöſiſch und Italieniſch; Geſang und Muſik wurden ſorgſam gepflegt, ſo daß die Schüler Unterricht auf verſchiedenen Inſtrumenten erhielten und ein Konzertmeiſter ihnen auch die Grundzüge der Kompoſitionslehre mittheilte. Die neueſten italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Arien ſollten angeſchafft werden. „Ueberdies ſollten ſie (die Schüler) in denen exercitiis corporis, als Fechten, Reiten, Tanzen u. ſ. w., mechaniſchen und geometriſchen Operationibus, wie auch in der Civil- und Militärbaukunſt gleichfalls zu profitiren Gelegenheit umſonſt haben.“

Solche Beſtimmungen verurſachten natürlich den kraſſeſten Mangel aller klaſſiſchen Bildung und ärgſte Zucht- und Sittenloſigkeit: Bei Hochzeiten und Kindtaufen auf den Dörfern beſorgten Gymnaſiaſten die Tanzmuſik; auch für ſie ſelbſt fehlte es nicht an Schmauſereien und Trinkgelagen. An der Spitze der Anſtalt ſtand damals der unglückſelige Carpov, der vor lauter Kompendien-Theologie gerade ſeine ganze Amtszeit von 31 Jahren dazu gebraucht hatte, um das neue Teſtament nur ein einziges Mal durchzuleſen. Nach deſſen Tode berief Anna Amalia eine Art Schulrath, heute würde man ſagen, ſie ſtellte eine Schulenquete an, deren endliches Ergebniß eine Reihe vortrefflicher Verbeſſerungsvorſchläge des Jenenſer Profeſſors Danovius waren. Vor allen Dingen wurde jetzt endlich am rechten Orte Klage erhoben, daß die jungen Leute ganz ungenügend vorbereitet zur Univerſität kämen.

Der neue umfangreiche Lehrplan von Danovius, der noch in der Handſchrift vorhanden iſt, bezeichnet eine entſchiedene Rückkehr

von der ganz ſinnloſen hyperrealiſtiſchen Grundrichtung, war aber im einzelnen um ſo weniger ausreichend, als, abgeſehen von dem ausgezeichneten Direktor Heinze, alle anderen Lehrer zum Theil ganz ungeeignete Leute waren. Unter dieſen iſt am bekannteſten geblieben der Profeſſor K. A. Muſäus, der ſeit 1764 Pagenhofmeiſter geweſen und ſich mehr durch ſeine unendliche Gutmüthigkeit und vielfache, aber etwas zerſtreute Kenntniß, als durch beſondere Lehrgabe auszeichnete. Die Seele und einzige Stütze des Gymnaſiums war Heinze, ein Mann von gediegener Gelehrſamkeit und vortrefflichem Charakter. Leſſing redete von ihm als von dem feinſten und richtigſten Grammatiker unſerer Sprache, und Herder bezeugt, daß er Latein verſtanden und gelehrt habe, wie ein wahrer Römer.

Mit dem 1770 beginnenden Rektorate dieſes Mannes trifft Herders Wirkſamkeit am Gymnaſium zuſammen.

Am 1. Oktober 1776 erfolgte Herders Ankunft in Weimar. In ſeiner Beſtallung vom 11. Oktober intereſſirt folgende Faſſung: „Der Superintendent ſolle den großen und den kleinen Katechismus Luthers in einfältigem rechten Verſtande ohne Einmiſchung unnöthigen Wortgezänkes, Weitläuftigkeit und gefährliche Mißdeutung in gebührender Beſcheidenheit lehren.“ Zugleich wurden ihm ſämtliche Schulangelegenheiten des Landes, Ephorat, Vertheilung der Stipendien und die Abhaltung der Kandidaten-Examina anvertraut; ferner wurde er verpflichtet, bei den alljährigen Gymnaſialexamen, ſowie bei Einführung neuer Lehrer und bei Todesfällen an der Anſtalt Reden zu halten. Endlich ſollte er die Lehrſtunden unvermuthet beſuchen, zu prüfen, ob docentes und discentes ihrem Amte ein Genügen leiſten, und allenthalben, wo er Mängel finden ſollte, nöthige Erinnerung thun.

So im Auszug lautete die etwas ſeltſame Unterweiſung des großen Mannes. Die folgende Betrachtung mag lehren,

in welchem Sinne Herder seine Pflichten als Ephorus der Schulen aufgefaßt und sein Amt verwaltet hat.

Daß er in der ersten Zeit seines Weimarischen Aufenthaltes keinesfalls auf Rosen gebettet war, lehren u. a. seine gleichzeitigen Briefe; schlimmer noch war es, daß sein Eifer überall auf Hindernisse gerade in denjenigen Kreisen stieß, auf deren Entgegenkommen er angewiesen war.

Das erste, was Herder naturgemäß ins Auge faßte, war die Aufbesserung des niederen Schulwesens. Was noth that, war die Gründung eines Lehrerseminars; als erstes Erforderniß bezeichnet er darin die Auswahl guter Subjekte zum Lehrstande. Ohne Rücksicht auf den verderblichen Grundsatz, „daß, was nicht zum Pfluge tauge, zum Lehrstand gut sei," ohne Rücksicht auf den „Bauernstolz eines Vaters" habe nur gewissenhafte Prüfung über die Aufnahme zu entscheiden. Der eingehende Entwurf stieß aber an maßgebender Stelle auf allerlei Bedenken, so daß erst nach siebenjährigen Verhandlungen die entscheidende Verfügung des Landesherrn erfolgte, der seinerseits nicht die geringste Schuld an der unliebsamen Verzögerung hatte. Vielmehr besaß der Fürst, wie für alle großen Fragen der Neuzeit, das vollste Verständniß für die geistige Ausbildung seiner Landeskinder.

Am wenigsten konnte ihm der Zustand der vornehmsten Landesschule in Weimar gleichgültig sein, und Herder nahm sich dieser Anstalt von den ersten Monaten seiner Niederlassung mit geradezu väterlicher Fürsorge an. Seine Verdienste im einzelnen kennen zu lernen, müssen wir bei der Lückenhaftigkeit des noch vorhandenen Aktenmaterials uns vor allem den wunderherrlichen Schulreden zuwenden, die er seit 1777 mit nur seltenen Unterbrechungen bei feierlichem Anlasse im Gymnasium hielt, und die jetzt in Suphans ausgezeichneter Ausgabe der sämtlichen Werke Herders vollständig vorliegen. In diesen Reden wurde alles, was ihm die Seele erfüllte, seine wissen-

ſchaftliche, ſeine ſittliche Geſinnung, ſeine Anſichten über Menſchenthum und Gottheit zum lebendigen, zündenden Wort. Hier, wenn irgendwo, hat er, den die Natur zum Schriftſteller wie zum Redner geſchaffen, laut gedacht.

Er eifert darin gegen die Schäden, die ihm zuerſt und wie ſie ihm der Reihe nach aufſtießen: ſo 1778 gegen den zu frühen Abgang zur Akademie, in einer anderen Rede mahnt er geradezu vom Studium ab. „Zu Viele wollen ſtudiren“, ruft er, „zu Viele wollen Buchſtabenmänner werden. O werdet Geſchäftsmänner, liebe Jünglinge, Männer in vielerlei Geſchäften. Die Buchſtabenmänner ſind die unglücklichſten von allen; ihre Achtung nimmt ab, die der anderen zu. Jene werden bald verhungern müſſen. Nehmet den Meßkatalog. Die Mehrzahl der Bücher hat der Hunger diktirt, Zaubereien, Streitſchriften, Revolutionsſchriften lehrte der Hunger bellen. Wecket andere Gaben; werdet gute Werkleute, Handelsleute, Künſtler!“ Eine ähnliche Mahnung möchte man heute wieder erheben. Die Rede von 1780 über Vortheile und Nachtheile der heutigen Studirmethode läuft in Spott aus über diejenigen, die ſich ſtatt auf ernſte Studien auf galantiora legen; wie vortreffliche Winke weiß er das Jahr darauf in einer Rede über Schulübungen den Schülern über Anlegen von Kollektaneen, über richtiges Leſen u. ſ. w. zu geben. Er erbietet ſich ſelbſt, Privatarbeiten entgegenzunehmen, um daran Rathſchläge zu knüpfen. Ein andermal wieder eifert er gegen die „Selbſtgelehrten und Genieſchwärmer“ und zeigt den Nutzen ernſten ſchulmäßigen Lernens. Ueberall ſpricht er aus eigener Lehr- und Lernerfahrung; wie mancher möchte da gewünſcht haben, daß der Aufſeher zum Lehrer würde. Nach ſolcherlei Unterſuchungen konnte er 1785 zu einer vollſtändigen Reform ſchreiten und einen bis ins einzelne gehenden Schulplan mit genau beſtimmten Klaſſenzielen ausarbeiten. Dieſer Plan liegt nicht mehr vor; allein die leitende Idee iſt eben aus

den Schulreden und den noch vorhandenen Miniſterialeingaben, Briefen u. ſ. w. zu erkennen. Wir haben geſehen, daß Herder kein Freund der einſeitigen Lateinſchulen war; es erſchien ihm unzweckmäßig, daß um einiger Studirender willen „der Schlendrian der ſog. lateiniſchen Schulen durch die Klaſſen ſich fortziehe". Nicht jedoch der neue Plan galt als Hauptſache. „Ein blendender Typus" — mit dieſen Worten lehnt er den Druck desſelben ab — „iſt in einer halben Stunde zu entwerfen; er wird aber nachher eine Feſſel, in der 1¼ Jahrhundert lahm ſchleichet. Ueberdem hilft ein gedruckter Typus ja einer Reform, die von innen angefangen werden muß, nichts; hierzu iſt allein geltende Aufſicht und praktiſche Ausübung nötig." Durch perſönliches Eingreifen alſo ſuchte er die neue Verfaſſung in ſchonender Weiſe, von unten nach oben fortſchreitend, in Gang zu bringen. „Es iſt dies jetzt ſeine liebſte Arbeit" — ſchreibt Karoline Herder an Georg Müller — „er geht täglich hin; zwar iſt dies nur ein Verſuch. Etwas Neues oder Ganzes kann vor der Hand nicht werden. Indeſſen hat er einen eigenen Genuß an dieſem lebendigen Geſchäft, und wenn er an Prima kommt, wird er vielleicht ſelbſt eine Stunde dociren." Das Neue mußte vor der Hand mit unzureichenden Kräften durchgeſetzt werden; als den Hauptgeſichtspunkt der neuen Einrichtung bezeichnet er in der Rede vom Jahre 1787 die Erleichterung des Unterrichts durch Beſeitigung des Unnützen und Langweiligen, die Erſetzung des einheitlich Berufsmäßigen durch das allgemein Menſchliche. „Wir räumen" — ſagt er — „einen Haufen alter Saalbadereien weg, die, ob wir gleich nahe an der Saale wohnen, doch glücklicherweiſe nicht mehr unſere Saalbadereien ſein dürfen, weil wir was Beſſeres zu treiben wiſſen, und zu treiben lange gewünſcht haben. Man ſagt, was für dieſen taugt, taugt nicht für jenen; und es iſt wahr, ſobald man ſich auf die künftige Beſtimmung jedes einzelnen Jünglings einläßt.

Allein wenn man darauf ſehen wollte, ſollten ſtatt einer ſieben Schulen und ſtatt ſechs oder ſieben armer Lehrer dreißig daſein, wenn man ſo vornehm und ekel Schulen für Juriſten und Kuchenbäcker, für Kameraliſten und Leineweber haben wollte. Die öffentliche Schule iſt ein Inſtitut des Staates, alſo eine Pflanzſchule für junge Leute, nicht nur als künftige Bürger des Staates, ſondern auch und vorzüglich als Menſchen. Menſchen ſind wir eher, als wir Profeſſioniſten werden, und wehe uns, wenn wir nicht noch in unſerem künftigen Beruf Menſchen bleiben. . . . . Iſt das Meſſer einmal gewetzt, ſo kann man allerlei damit ſchneiden, und nicht jede Haushaltung hält ſich eben ein ander Gedeck, das Brot, ein anderes, das Fleiſch auseinanderzulegen. So iſt's auch mit der Schärfe und Politur des Verſtandes. . . . . Ob du an Griechen oder an Römern, ob an der Theologie oder an der Mathematik denken gelernt, alles gleichviel, wenn du nur mit ſo hellen, ſcharfen, polirten Waffen ins Feld der öffentlichen und der beſonderen Geſchäfte eintrittſt. . . . . Das Uebrige und Nähere der Kunſt wird dir künftig der Meiſter und die liebe Meiſterin Erfahrung ſchon ſelbſt ſagen. Ich halte es alſo für thöricht, wenn man bei jedem Schulbuche, beim Aeſop oder Phädrus, beim Kornel oder Anakreon, oder gar bei einzelnen Theilen einer Arbeit die Frage anſtellte: cui bono? In keinem anderen bono, als daß der Knabe reden und ſchreiben, ſowie Verſtand, ſeine Zunge, ſeine Feder brauchen lerne, oder daß ſein Geſchmack gereinigt, ſein Urtheil geſchärft und er gewahr werde, daß in ſeiner Bruſt ein Herz ſchlage. Nachher mag er Lehrſatz und Fabel, Geſchichte und Gedicht vergeſſen, wann und wo er will: genug, er hat an und mit ihnen, was er ſollte, gelernt. Und der Jüngling lernt nie zu viel; wenn er's nicht für andere lernt, lernt er's für ſich, zu ſeinem Nutzen, zu ſeiner Lehre und Erholung; wenn nicht für ſein Vaterland, ſo für andere Länder (denn rings um

Weimar iſt die Welt nicht aus); und je tüchtiger ein Menſch iſt, deſto mehr iſt er für mehrere Länder brauchbar. Fürs liebe Studiren ſoll der Menſch am wenigſten lernen, ſondern fürs Leben. So iſt's auch gut, wenn die Jugend viel und zwar mit Eifer lernt; ſtudiren ſoll ſie deswegen nicht; denn eigentlich ſollte kein Menſch ſtudiren, damit er ſtudire oder ſtudirt habe. . . Die Zeit iſt vorbei, da man einen Theologen ſeiner ſchönen Geſtikulation oder einen Juriſten ſeiner feinen Kniffe wegen zu ſeiner künftigen Lebensart beſtimmte; der Juriſt und der Theolog, der Poſamentirer und der Tiſchler ſollen, obwohl in ihren verſchiedenen Graden, geſcheite Menſchen ſein; ſie werden, was ſie werden, gut ſein, und damit genug!"

Der Menſch, das iſt die Grundlage aller Einſicht in die Kunſt der Erziehung, muß innerhalb ſeines Geſellſchaftskreiſes erzogen werden. Damit ſtellt ſich Herder in bewußten Gegenſatz zu Rouſſeau, der ſeinen Zögling von aller Kultur iſoliren will. „Von Kindheit empfangen wir", ruft Herder aus, „den beſten Theil unſeres Weſens von anderen durch Unterricht gleichſam durch mitgetheilte Erfahrung; das Haus der Eltern, der Schoß und die Bruſt der Mutter iſt unſere erſte Schule; das ganze menſchliche Geſchlecht iſt gewiſſermaßen eine durch alle Jahrhunderte fortgeſetzte Schule, und ein neugeborenes Kind, das, plötzlich dieſer Kette entriſſen, auf eine wüſte Inſel geſetzt würde, wäre mit allen ſeinem angeborenen Genie ein armes Thier, ja in zehnfachem Betracht elender als die Thiere." Darum, ſo lautet die weitere Forderung, ſollen Eltern und Lehrer zuſammen arbeiten.

Welches aber iſt die Aufgabe? Nicht genug iſt die Anhäufung von Kenntniſſen, die Erweiterung der Verſtandeskräfte. „Denn auch den Dämonen ſchreiben wir Verſtand zu, und in den Händen des Böſewichtes ſind vermehrte Mittel vermehrte Uebel." Die Hauptſache iſt daher Heranbildung des Charakters:

„Ein guter Wille bei einem ſchlechten Herzen iſt wie ein Tempel bei einer Mördergrube, und gute Wiſſenſchaften ohne Sitten iſt wie eine Perle im Kothe.“ Wie die Wiſſenſchaft, ſo erzieht auch die Kunſt zur Humanität; unglücklich, wer die griechiſche Kunſt anders betrachtet. Beſonders aber iſt die chriſtliche Religion ein Mittel zur reinſten Herzensbildung, zur verzeihenden Duldung, zur thätigen Liebe: Menſchenbildung geht über alle Berufsbildung.

Die Frage nach den Erziehungsmitteln im engeren Sinne beantwortet Herder mit der Mahnung zur Erforſchung der Geſchichte der bibliſchen, wie der profanen; dazu aber diene vornehmlich das eingehende Studium der alten Klaſſiker, weil ſie die reinſte Humanität in der edelſten Weiſe zum Ausdruck bringen. „Die Alten“ — ſo heißt es im 94. Humanitätsbrief — „ſchildern Charaktere, Grundſätze, Sitten, Meinungen; ihre beſten Schriftſteller zeigen auf die Tugend als das Zünglein der Wage menſchlicher Handlungen und den edelſten Kampfpreis des menſchlichen Lebens. Licht und Schatten ſtellen ſie dar, ſie contraſtiren und gruppiren Geſtalten und Sinnesarten, ſie flößen uns ſo das moraliſche Gefühl des Schicklichen, Großen, Schönen, Anmutigen und Edeln ein. Dieſes Gefühl, durch Leſen der Alten in uns zu wecken und zu erhalten, iſt um ſo nöthiger, da in der gegenwärtigen Welt eine Konvenienz in niederträchtigen, frechen Meinungen, die für Grundſätze gelten, dasſelbe ganz zu erſticken droht.“ — Neben dieſem einen vornehmlichen Mittel für die Erziehung zur Sittlichkeit nimmt Herder aber auch alle anderen nur immer möglichen Unterrichtszweige in richtigem Verhältniß zur Ausbildung ſämtlicher geiſtigen Kräfte des Jünglings in Anſpruch.

Eine kurze Wanderung durch die einzelnen Felder des Unterrichtsplanes wird die mitgetheilten allgemein gefaßten Grundzüge erläutern.

Wie billig, ſah Herder in der Bibel eine tiefe Quelle der Weisheit; bei Behandlung des alten Teſtamentes ſolle aber alles nur Jüdiſche und Aergerliche vermieden werden; die innige Bibelſprache Luthers indes ſei aufrecht zu erhalten, die lebendige Friſche des Originals dürfe nicht durch gekünſtelte, modiſche Paraphraſe geſchwächt werden.

Gleizeitig mit der bibliſchen ſei die Profangeſchichte zu betreiben. „Der Geiſt der Geſchichte behandelt die Menſchen als unter einem Sittengeſetze ſtehend, das in ihnen allein ſpricht, zuerſt linde warnt, dann härter ſtraft und jede gute Geſinnung durch ſich und ihre Folgen belohnt.“ In dieſer Beziehung iſt ihm Herodot ein lehrreiches Muſter, da er jedem Uebermuth ſeine Nemeſis zutheile. „Dieſes Maß der Nemeſis iſt der einzige und ewige Maßſtab aller Menſchengeſchichte“, es iſt dasſelbe, was Schiller ſo ausdrückt: die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. In Rückſicht auf die Methode, meint Herder, habe ſich der Unterricht nach dem Kulturfortſchritt zu richten; der Zögling müſſe alſo durch die einzelnen Stufen der Kulturentwickelung hindurchgeführt werden. So „kommt jede große Erfindung, Unterſuchung und That, jeder Schritt zur Abſchaffung von Mißbräuchen auf ſeine rechte Stelle, und ſo wird der Verfolg der Geſchichte für den jungen Lehrling ein Anblick der Karte der Menſchheit und des durch alle Laſter, Fehler und Tugenden zum Beſten ringenden menſchlichen Geiſtes. Wozu lernt man denn Geſchichte? Um einen falſchen Glanz anzuſtaunen? Um Miſſethaten, die, wer es auch ſei, Griechen, Römer, Deutſche, Franken, Kalmuken, Hunnen und Tataren als Menſchenwürger und Weltverwüſter begangen, gedankenlos oder mit knechtiſcher Ehrfurcht chronologiſch herzuzählen? Die Zeiten ſind vorüber. Menſchliches Urtheil ſoll durch die Geſchichte gebildet werden; ſonſt bleibt ſie ein verworrenes oder ſchädliches Buch. Auch Griechen und Römer ſollen wir mit dieſem Urtheil leſen.

Alexander, der Welteroberer, der Trunkenbold, der Grausame, der Eitle, und Alexander, der Beschützer der Künste, der Förderer der Wissenschaften, der Erbauer der Städte, der Ländervereiniger sind in derselben Person nicht eine Person, nicht zwei Personen von einem Werth. So mehrere vielköpfige und vielgesichtige Ungeheuer in der Geschichte. Die Geschichte ist ein Spiegel der Menschen und Menschenalter, ein Licht der Zeiten, eine Fackel der Wahrheit. Eben in ihr und durch sie müssen wir bewundern lernen, was zu bewundern, lieben lernen, was zu lieben, aber auch hassen, verachten, verabscheuen lernen, was abscheulich, häßlich, verächtlich ist; sonst werden wir veruntreuende Mörder der Menschengeschichte. Gute und böse Thaten sprechen zu uns, falsche Grundsätze und gerechte: unsere Zeit ruft sie in neueren Beispielen auf, stellt schreckliche und tröstende Aehnlichkeiten auf; die Engel oder Dämonen der Menschen sollen wir in der Geschichte kennen lernen: Geschichte in dieser räsonnirenden, d. h. vernünftigen Darstellung, das Lesen der alten nach den Grundsätzen der Alten, verglichen mit den Grundsätzen unserer Zeit."

Der Geschichte nun dient die Geographie; seine Gedanken über diese hat Herder in der berühmten Rede „von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Studiums der Geographie" niedergelegt. Ohne Geographie ist Geschichte ein Luftgebäude; man muß wissen, wo etwas geschehen. So wird die Geographie zu einer illuminirten Karte für die Einbildungskraft, ja fürs Urtheil; denn nur durch ihre Mitwirkung wird es deutlich, warum diese und keine anderen Völker solche und keine andere Rolle auf dem Schauplatz unserer Erde spielten; warum dies Reich lang, jenes kurz dauern mußte; warum die Monarchien und Reiche so und nicht anders aufeinanderfolgten, so und nicht anders zusammengrenzen, sich befehden, sich vereinigen konnten; woher die Wissenschaften und die Kultur,

die Erfindungen und Künſte dieſe und keine andere Laufbahn nahmen, und wie von der Höhe Aſiens durch Aſſyrer, Perſer, Aegypter, Griechen, Römer, Araber und andere Völker endlich der Ball der Weltbegebenheiten jetzt hierher, dann dorthin geſchoben worden. Kurz, die Geographie iſt die Baſis der Geſchichte, und die Geſchichte iſt nichts als eine in Bewegung geſetzte Geographie der Zeiten und Völker. Wer eine ohne die andere treibt, verſteht keine, und wer beide verachtet, ſollte wie der Maulwurf nicht auf, ſondern unter der Erde wohnen. Darum aber darf die Geographie nicht ein trockenes Namensverzeichniß von Ländern, Städten, Grenzen und Flüſſen ſein; das wäre nicht bloß eine trockene, nein auch unwürdig behandelte Wortkenntniß, die nicht nur nicht bildend, ſondern abſchreckend, ſaft- und kraftlos wäre.

Die Erde muß der Schüler kennen lernen nach der Bodenbeſchaffenheit, Produkten, Gattungen von Geſchöpfen, verſchiedenen Gebräuchen, Sitten, Religionen, Regierungsarten. Das alles, lebendig vorgetragen, erweckt in der Seele des Schülers lebhafte Bilder von dem Schauplatz, auf dem die Helden der Geſchichte gewandelt. Daß die Geographie von der Heimath ausgehen muß, iſt Herdern unumſtößliche Ueberzeugung; er hält die Anfangsgründe für das Schwerſte und fragt ſich, wie gehe ich von meiner ſichtlichen Situation aus? Wie finde ich eine Inſel, eine Halbinſel in der Natur? Wie kann das auf eine Karte kommen? Wie verhalten ſich Meer und Feſtland zu einander? Wie werden Flüſſe und Gebirge? Warum iſt die Erde rund? Wie ſchwebt ſie in der Luft? Wie werden Tag und Nacht? alles Aufgaben, die der Lehrer mit den Schülern in den erſten Schuljahren zu löſen habe. In der unterſten Klaſſe ſolle Geographie bloß naturhiſtoriſch gelehrt werden; da lernt der Schüler, wo Rennthiere und Elefanten, wo Affen und Kamele ſind, wo Kaffee und Thee wächſt, welche Nationen ſie holen,

wie die Leute aussehen, die dort und hier wohnen, u. dergl. Der Elefant und der Tiger, das Krokodil und der Walfisch interessiren einen Knaben weit mehr, als die acht Kurfürsten des heiligen römischen Reiches in ihren Hermelinmänteln und Pelzen. Durch die Naturgeschichte zeichnet sich jedes Land, jedes Meer, jede Insel, jedes Klima, jedes Menschengeschlecht, jeder Erdtheil mit unverlöschbarem Charakter aus, um so mehr, da diese Charaktere beständig sind und nicht mit dem Namen eines sterblichen Regenten wechseln. Das ägyptische Roß, das arabische Kamel, der indische Elephant, der afrikanische Löwe, der amerikanische Kaiman sind denkwürdigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder, als die wandelbaren Grenzen, die irgend ein trüglicher Friede zog und vielleicht der erste neue Krieg verändert. Und da alle Reiche der Natur einander so nahe grenzen, da die Kette aller Erdenwesen so verschlungen ineinanderhängt, so wird eines die Erinnerung des anderen. Der Berg erinnert an Metalle und Mineralien, an Quellen und Ströme, an die Wirkung der Atmosphäre, sowie an Thiere und Menschen, die ihn oder seinen Abhang bewohnen. Alles fügt sich aneinander und entwirft ein unvergeßliches Gemälde voll lehrreicher Züge, die in alle Wissenschaften übergehen. Hätten manche kurzsichtige, stolze, intolerante Barbaren, die sich einbilden, daß außer ihrem Erdwinkel kein Heil sei, und daß die Sonne der Vernunft nur in ihrer Höhle scheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geschichte besser gelernt: unmöglich würden sie die enge Binde ihres Hauptes zum Gehirnmesser der ganzen Welt und die Sitten ihres eingeschränkten Winkels zur Regel und Richtschnur aller Zeiten, aller Klimata und Völker gemacht haben."

Es ergiebt sich also aus dem Vorstehenden, daß Geographie, im Sinne Herders mannigfach und anschaulich gemacht, von der Naturgeschichte unabtrennlich ist. Die Naturgeschichte des zunächst Liegenden gehe aber auch hier voran; für die erste

Zeit empfiehlt Herder daher zunächſt „alle merkwürdigen Sachen, die man täglich braucht und ſieht und doch nicht kennt, Kaffee, Thee, Zucker, Gewürze, Bier, Wein, Brot u. ſ. w.“, überhaupt die gemeinſamen Bedürfniſſe des Lebens und die Thiere, die das Kind ſo lieb hat. In dieſen Unterricht ſollen ſich auch Künſte, Handwerke und Erfindungen einſchlingen, da ſie aus der Natur erwachſen ſind. Herder dringt, wie übrigens auch in der Geographie, dabei mit allem Nachdruck auf Anſchauung. Ein Schüler, ſagt Herder, der von Künſten und Handwerken ohne lebendige Anſchauung ſchwatzt, iſt noch ärger, als der von alledem nichts weiß. Gleich Rouſſeau verlangt auch Herder, daß die Zöglinge die Werkſtätten der Künſtler und Handwerker beſuchen. Rouſſeau und Herder ſind alſo Vorläufer Derer, die heutzutage den Handfertigkeitsunterricht empfehlen. Der Schüler ſoll nachahmen, was er geſehen. „Denn durchs Zeichnen bekommt er Verhältniſſe ins Auge, Fertigkeit in die Hand, Proportion in die Seele, wenn er auch die Schärfe der Demonſtration noch nicht oder nicht immer begriffen. Geometrie muß ein Knabe lernen, daß er ein Augenmaß, Richtſchnur, Intuition des Beweiſes und endlich die Neigung bekomme, in welcher praktiſchen Wiſſenſchaft es auch ſei, nicht oberflächlich, ſondern gründlich zu verfahren.“

Ueber den weiteren Betrieb der Mathematik, die damals noch ſehr vernachläſſigt war, finden ſich bei Herder nur wenige fragmentariſche Bemerkungen, ſo u. a. die folgende in ſeiner Rede „Vom falſchen Begriff der ſchönen Wiſſenſchaften“ aus dem Jahre 1782. „Was für ein Studium ſcheint dem Unwiſſenden trockener als die Mathematik, und welcher große Mathematiker fand nicht an ihr die ſüßeſten Reize? Galilei tröſtete ſich mit fernen Entdeckungen als mit der erhabenſten Schönheitslehre in ſeinen Banden, und Kepler wollte mit einer ſeiner Erfindungen das Geſchenk eines Herzogthums, wenn's

ihm der Kaiſer ſchenkte, nicht vertauſchen.“ Freilich dürfe Mathematik nicht zum bloßen Gedächtnißwerke herabſinken; die Schüler ſollten vielmehr angehalten werden, in den inneren Zuſammenhang der Sache einzudringen und die Aufmerkſamkeit auf abſtrakte Wahrheiten zu richten, wozu die Mathematik überhaupt mehr als ein anderes Studium geeignet iſt.

Dieſen Realien aber das Gegengewicht ſo ſtraff wie möglich zu halten, dazu müſſen die Sprachen dienen. Wir erinnern uns früherer Aeußerungen über dies Kapitel und begreifen es, wenn Herder die Pflege der Mutterſprache allen anderen vorausſchickt. Denn ſie zuerſt drückt ſich ins Gemüth ein, ſie allein ermöglicht für den Knaben einen treuen Ausdruck der Seele, ein darſtellendes Bild unſerer Gedanken und Empfindungen; ſie muß alſo Charakter haben und nicht Tönen gleich ſein, die man hinter dem Stege hervorgeigt. Der deutſche Unterricht darf aber nicht iſolirt ſein, ſondern iſt in Verbindung mit anderen Fächern zu ſetzen; eigene Erlebniſſe ſind ſprachlich ſchon frühzeitig zu bearbeiten. Vor dem Schreiben aber kommt immer das Leſen, und zwar iſt es lautes Leſen der beſten Schriften jeder Art, das Herder nicht eindringlich genug empfehlen kann. „Von der Fabel, vom Märchen an durch alle Gattungen des Vortrages ſollte das Beſte, das wir in unſerer Sprache ſowohl in eigenen Produkten als Ueberſetzungen haben, in jeder wohleingerichteten Schule durch alle Klaſſen laut geleſen und gelehrt werden. Kein klaſſiſcher Dichter und Proſaiſt ſollte ſein, an deſſen beſten Stellen ſich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtniß, die Einbildungskraft, der Verſtand und Witz lehrbegieriger Schüler geübt hätte. Alcibiades gab jenem Schulmeiſter zu Athen eine Maulſchelle, der den erſten klaſſiſchen Dichter ſeiner Sprache, den Homer, nicht in der Schule hatte; und wie fleißig die Griechen ihre beſten Schriftſteller laſen, auswendig lernten, nachahmten und ſich zu eigen machten,

klingt für unſere neue barbariſche Zeit beinahe wie ein altes Märchen." ... „Wie weit zurück wir in der Fertigkeit ſind, die Mutterſprache richtig zu gebrauchen, davon liegen die Erweiſe mit ihren traurigen Folgen am Tage. Nicht der Bauer, nicht der Handwerker allein reden größtentheils, zumal wenn ſie ſich gut ausdrücken wollen, ein verworrenes, abſcheuliches, verruchtes Deutſch, ſondern je höher hinauf, da geht's oft deſto ſchlechter, bis man auf der Spitze des Berges ſich des Deutſchen, das man nur mit Dienſtboten und Kammerjungfern ſpricht, gar ſchämt. . . . ." „Wer von euch, ihr Jünglinge, kennt Uz und Haller, Kleiſt und Klopſtock, Leſſing und Winckelmann, wie die Italiener ihren Arioſt und Taſſo, die Briten ihren Milton und Shakeſpeare? Lautes Leſen, auswendiges Vortragen bildet nicht nur die Schreibart, ſondern weckt eigene Gedanken, giebt dem Gemüthe Freude, dem Herzen einen Vorgeſchmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich iſt, einen Nationalcharakter."

Wie Herder ſo ſeine Schüler an den ewig friſchquellenden Jungbrunnen deutſcher Volksdichtung führte, ſo ſuchte er auch Grieche zu ſein mit Griechen und Römer mit Römern. Hatte er in früheren Jahren den Werth des Lateiniſchen infolge der unzulänglichen elenden Methode unterſchätzt, ſo verkündet er 1790, als er die Einführung beſonderer Plätze der Schüler für jedes Fach anzeigt: „Die lateiniſche Lektion bleibt die vornehmſte und gleichſam die ſtehende Arbeit, die dem Schüler ſeinen perpetuirlichen Rang giebt; denn ein Gymnaſium iſt eine lateiniſche Schule, und die lateiniſche Sprache iſt das Werkzeug der Wiſſenſchaften." Im ganzen erfahren wir wenig Einzelheiten über den lateiniſchen Unterricht; wir wiſſen aber beſtimmt, daß Herder großen Werth auf die Pflege eines guten Stils gelegt hat. Um das zu erreichen, empfahl er jetzt peinlich genaues Erlernen der Grammatik; nichts, ſo erklärt er 1783, rächt ſich ſo

ſehr, als vernachläſſigte Grammatik; denn ſie iſt ein Modell für Ordnung, Genauigkeit und Klarheit der Begriffe im Kopfe und das Urtheil im großen Labyrinthe der Worte und Sprachen. Die Grammatik ſei zumeiſt aus den Autoren zu abſtrahiren, ſo vergeude man doch nicht die ſchönſten Jugendjahre mit abgeriſſenen Sätzen. Ferne liegt es Herder dagegen, die Schriftſteller zum Schachte der Grammatik herabzuwürdigen, wo man doch ihnen Gold und Silber abgewinnen muß. Natürlich kam es ihm vor allem auf den Inhalt an, auf das Verſtändniß aller weſentlichen Realien und formellen Schönheiten, wobei ein rechtes Maß innezuhalten dem Takte und Geſchmacke des Lehrers überlaſſen blieb. „Wenn," ſo erhebt er warnend vor einem Zuviel ſeine Stimme — „wenn unter dem Text eines alten Autors ſich in den Anmerkungen oft über nichts ein ſchreckliches Gezänk erhebt, ſo laſſet uns vom blutigen Spiel dieſer Gladiatoren, die ſich zu Ehren des Verſtorbenen neben ſeinem Grabe würgen, hinwegſehen und ſie für das halten, was ſie ſind, Sklaven. Die Worte des Autors werden uns werther, wenn wir uns über die Waſſer der Sündfluth, die unten den Text überſchwemmt hat, zum Gipfel emporheben und da den friedlichen Oelzweig finden." Die Lektüre der lateiniſchen Schriftſteller nahm mit dem Kornel ihren Anfang, ſetzte ſich im Cäſar und Kurtius fort, während den oberſten Klaſſen Cicero, Vergil, Tacitus und Horaz zugewieſen waren. Ueber das Lateiniſche aber ſetzte Herder das Griechiſche. „Die griechiſche Sprache" — ſo lautet eine Stelle im 94. Humanitätsbrief — „iſt von der Bildung der Worte an bis zum Bau der Silbenmaße und Perioden ein Muſter des Wohlklanges, der Bedeutſamkeit und Grazie des Ausdruckes." Und es ſoll ihm unvergeſſen bleiben, daß er gerade dem Griechiſchen, deſſen Einführung ſchon Geßner eifrig, aber nicht mit erhofftem Erfolg angeſtrebt hatte, eine ehrenvolle Stellung in den Lehrplänen von Deutſchlands

Gymnaſien errang, nachdem er in Weimar mit ſeinem großen Beiſpiel vorangegangen war. Nicht warm genug kann Herder bei jeder Gelegenheit der Jugend das Leſen der alten Klaſſiker empfehlen. „Wer, unter welchen Vorwänden es ſei“ — ruft er einmal aus — „der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt, er kann den Schaden mit nichts erſetzen. Das war Julians Kunſtſtück, wodurch er ſeinen Feinden die tiefſte Wunde ſchlagen wollte.“

Noch bleibt ein Wort darüber zu ſagen, welchen Werth Herder dem Studium des Franzöſiſchen beimaß. Wohl hatte er den Franzoſen manches zu danken, woraus ſich ſein begeiſtertes Lob dieſer Sprache im Reiſejournal erklärt. Von der Ueberſchätzung dieſer Sprache war er in Weimar, ja zum Theil ſchon während ſeines Pariſer Aufenthaltes gänzlich zurückgekommen. Zwar macht er noch gewiſſe Zugeſtändniſſe, doch nicht ohne allerlei Einſchränkungen. „Ein gewiſſer Adel in Gedanken, eine gewiſſe Freiheit im Ausdruck, eine Politeſſe in der Manier der Worte und in der Wendung: das iſt das Gepräge der franzöſiſchen Sprache, wie der franzöſiſchen Sitten. Die Galanterie iſt ſo fein ausgebildet unter ihrem Volke, wie nirgends ſonſt. Immer bemüht, nicht Wahrheit der Empfindung zu ſchildern, iſt die Galanterie der franzöſiſchen Romane und die Koketterie des franzöſiſchen Stiles entſtanden, die immer zeigen muß, daß man zu leben und zu erobern weiß. . . . . Man will gefallen; dazu iſt der große Ueberfluß der Sprache an Anſtands-, Höflichkeits-, Umgangsausdrücken, an Bezeichnungen fürs Gefällige.“ Dabei liebt der Franzoſe die Veränderung; „man iſt der Wahrheit müde, man will was Neues; das Gefällige, das Amüſante iſt alles. Wer von dieſer Seite die franzöſiſche Sprache innehat, kennt ſie aus dem Grunde, kennt ſie als eine Kunſt, zu brilliren, kennt ſie als eine Logik der Lebensart. Insbeſondere wollen die Wendungen berechnet ſein; ſie ſind immer gedreht; ſie ſagen

nie, was ſie wollen; ſie machen immer eine Beziehung von dem, der da ſpricht, auf den, mit dem man ſpricht: ſie verſchieben alſo immer die Hauptſache zur Nebenſache. Die Alten kannten dies Ding galanter Verſchiebungen nicht. Viel leichter können wir uns unter Griechen und Römer, unter Spanier, Italiener und Engländer verſetzen, als in ihren Kreis anmuthiger Frivolitäten und Wortſpiele." Und wenn Herder an anderer Stelle noch hinzufügt, daß „galliſche Eitelkeit manchen hohen Begriff, manches edle Wort auch der alten Römerſprache entnervt und verderbt hat", ſo werden wir uns nicht wundern, wenn er in Weimar das Franzöſiſche in den Hintergrund treten ließ. Herder theilte alſo in der Schätzung der fremden Sprachen rückſichtlich ihres Bildungswerthes die Anſicht Schillers, die das bekannte Diſtichon „Deutſcher Genius" alſo ausſpricht:

Ringe, Deutſcher, nach römiſcher Kraft, nach griechiſcher Schönheit!
Beides gelang dir, doch nie glückte der galliſche Sprung.

Hier ſchließen wir unſere Wanderung durch das Stoffgebiet ab, das Herder dem Gymnaſium zuwies; wir können uns ungefähr einen Begriff bilden von den Anforderungen, die Herder an die Schüler geſtellt hat.

Mit Hülfe anderer Quellen will ich das Bild vervollſtändigen durch die Beantwortung der Fragen: Welche Wünſche hatte er für die gedeihliche Entwickelung des äußeren und inneren Lebens des von ihm geſchaffenen Organismus? und: Was that er zur Hebung und Aufbeſſerung der materiellen Lage der Lehrer und Schüler?

Um mit rein Aeußerlichem zu beginnen, ſo verlangte er: „Die Schule muß kein ſtaubiger Kerker ſein, in dem wie in eine dunkle Höhle junges Vieh zuſammengetrieben werde, damit es frohlockend hinten ausſchlage, wenn es dem Kerker entkommt." Sehr eindringlich eifert er ferner gegen überfüllte Klaſſen, gegen den Lehrermangel, infolgedeſſen es wohl vorkomme, daß der

eine Theil des gelehrten Bataillons träume, während der andere arbeite. Eine Schuld daran trage die Schwäche der Ankömmlinge, die aus niederen Klaſſen in höhere hinaufgehen und als unbefiederte Vögel im Neſt ſitzen müſſen, indes, die vor ihnen ſind, umherfliegen. Sie können kaum zirpen, indes ſie mit den Oberen der Klaſſe ſingen ſollen, und ſind alſo erbärmliche Gäſte, eine Laſt ihrer Mitſchüler und eine noch größere Laſt des Lehrers. Gegen dies Verderb alſo, den Riegel alles guten Fortganges in der geſamten Klaſſe, ſoll jeder Lehrer mit allen Kräften kämpfen. Das Uebel fängt von unten an und muß von unten hinauf geheilt werden.“ Andererſeits wäre, um die Schüler vor Ermüdung zu bewahren, für angemeſſene Abwechſelung im Lehrplane Sorge zu tragen; auch iſt dem einzelnen, erprobten Lehrer möglichſt freie Hand zu laſſen. Durch feſte Regelmäßigkeit in Arbeiten, Gewohnheiten und Sitten müſſe das Kind einen Geſchäftskalender in die Beine kriegen. Unbedingte Autorität des Rektors und des Lehrers ſei Haupterforderniß, nur die ſtrengſte Disziplin könne den Erfolg aller Mühe garantiren.

Und ſtrenge Ueberwachung that wirklich noth; die Führung der Schüler mochte in jenen Zeiten nicht immer tadellos ſein und erregte gelegentlich den Unwillen des Landesherrn, wie aus folgendem Billet deſſelben an Herder vom 5. Mai 1797 hervorgeht: „Erzeigen Sie mir den Gefallen, gelegentlich den Schullehrern in der Stadt Weimar aufzugeben, die jungen Leute in den Klaſſen zu ermahnen und dieſes oft zu wiederholen, ſich im Parke und an anderen öffentlichen Orten beſcheiden und ſittſam aufzuführen; namentlich iſt die Vermahnung von Sekunda abwärts an nöthig. Das Zeug iſt gewaltig übelgeſittet, lärmt, beſchmiert, beſchädigt und läuft bei jeder Kleinigkeit zuſammen. Die Lehrer können dieſem Unweſen wirklich am beſten ſteuern, da die Polizei ſolchen Kindern nicht viel thun kann.“ Natürlich

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

hat es Herder ſchon vorher nicht an eindringlichen Mahnungen fehlen laſſen, wenn er 1790 ausruft: „Alle Tabaks-, Bier- und Spielgeſellſchaften ſind für ein Gymnaſium die größte Schande, nnd doch muß ich's bedauernd ſagen, daß ſie nicht ausgetilgt ſind. Einer hindert den anderen durch ſeine Beſuche, damit er ja nicht allein ein fauler Bauch bleibe; alles dies ſteckt wie eine Peſt an und macht eine Schule zu einem Stalle der Thiere und zu einer Hölle des Satans. Unſer Gymnaſium iſt in einer kleinen Reſidenz, wo ſich jede Verführung ſehr leicht auf daſſelbe ausbreitet. Jeden Winter kommen Komödianten her, und zwar größtentheils elende Komödianten, die ſchwerlich verdienen, von einem Menſchen, der Geſchmack hat, jahraus jahrein geſehen zu werden. Für euch iſt dieſe höchſt mittelmäßige Bande gar nicht, glaubt mir dies auf mein ehrliches Wort! Ich haſſe das Theater nicht; aber ein ſchlechtes Theater iſt das jämmerlichſte Ding, nicht nur unter der Sonne, ſondern auch bei Abendlichtern. Und ſich mit dieſer Bande einzulaſſen, mit Komödianten Umgang zu haben, Komödiantenweiber zu beſuchen, Komödianten ihre Rolle abzuſchreiben und dergleichen, iſt einem Gymnaſiaſten durchaus unanſtändig. . . . Ein gutes Theaterſtück zu ſehen, iſt keine Sünde; nach ſchlechten aber zu laufen, iſt nicht nur Sünde, ſondern ungereimt, abgeſchmackt und kindiſch. Auch für euch wird die Zeit kommen, daß ihr Theaterſtücke ſehen könnt und beſſere, als hier größtentheils geſpielt werden. Ihr habt andere Geſchäfte, und euer Geſchmack iſt noch nicht gebildet, um ein gutes und ſchlechtes Stück unterſcheiden oder das erſtere gehörig nutzen zu können. Die kleinen Verdienſte überdem, ſich durch Abſchreiben der Rollen einen Freiplatz zu erwerben, ſind für einen Gymnaſiaſten niederträchtg und abſcheulich. Komödianten will unſer Gymnaſium nicht ziehen, und wer das zu werden Luſt hat, reiſe lieber heute ſtatt morgen!"

Digitized by Google

Dieſe außerordentliche Schärfe und Gereiztheit in dieſer Philippika erklärt ſich zur Genüge, wenn man bedenkt, daß von ſeiten des Theaters häufig Schüler des Gymnaſiums zur Vervollſtändigung des Chores der Oper und als Statiſten in Anſpruch genommen wurden. Die vielen Proben entvölkerten theilweiſe die Klaſſen; allerdings fand es mancher Schüler angenehmer, auf dem Theater zu agiren und Geld zu verdienen, als auf der Schulbank zu ſchwitzen. Natürlich erhob Herder zu wiederholten Malen ſeine Ermahnung gegen dieſen Mißbrauch, doch erreichte er nur die Verlegung der Proben außerhalb der Schulzeit. Goethe erklärte dem Herzog, daß ohne Mitwirkung der Schüler die Aufführung einer Oper unmöglich ſei, da das Einkommen des Theaters den Luxus eines eigenen Chores nicht geſtatte.

Unter dem Drucke ſolcher Verhältniſſe und im fortwährenden Kampfe mit ewig neuen Hinderniſſen, die ihm Unverſtand und Mißgunſt in den Weg legten, war es faſt ein Wunder, daß Herders Sorge für die Anſtalt nicht erlahmte, beſonders, da ſich zwiſchen ihm und dem ſeit 1790 als Direktor wirkenden ſelbſtgefälligen Allerweltsmann Böttiger ein überaus unerquickliches Verhältniß gebildet hatte.

Nur mit einer Art von Selbſtverleugnung konnte er ſo mancherlei Verbeſſerungen durchſetzen, wie z. B. Vermehrung des Lehrapparates, Anlegung einer Schulbibliothek, einer Schulkaſſe u. a. m. Man möchte es nicht glauben, wenn man in den Akten lieſt, welch unſelig lange Verhandlungen nothwendig waren, um den von Wilhelm Ernſt 1696 geſtifteten Freitiſch, der in die Hände von Oekonomen und Metzgern gekommen war, die durch Verabreichung von verdorbenem Fleiſch und Abfällen ihrer Küche die Stipendiaten von der Annahme der Wohlthat abſchreckten, in eine Ehrenbelohnung in Geld zu verwandeln.

Wie für die Schüler, ſo hatte er auch für die Lehrer ein warmes Herz. Er ſpricht es wiederholt aus, daß von ſeiten

des Staates mehr als bisher für die Lehrer gethan werden müſſe. „Der Staat“ — ſo heißt es in der 12. Rede — „muß der Landesſchule die Aufmerkſamkeit ſchenken, die ihr als der wichtigſten Angelegenheit des Staates, durch die ſeine künftigen Bürger und Diener in allen Ständen gebildet werden ſollen, gebührt. Die Lehrer derſelben müſſen zu leben haben und nicht wie der laſttragende Eſel nach einer Reihe ermattender Stunden von Dornen und Diſteln ſich nähren dürfen. Sie müſſen auch in ihrem Stande geehrt werden und nicht in Anſehung ihrer Perſon hinter einem Schreiber zurückſtehen, der nichts mehr als Buchſtaben zu malen weiß.“ In einer Eingabe ans Miniſterium aus dem Jahre 1787 führt er aus, „daß die Beſoldungen der Lehrer vor zwei Jahrhunderten geſtiftet ſeien; es iſt aber,“ fährt er fort, „Jedermann bekannt, wie ungeheuer ſich der Werth in dieſer Zeit verändert hat. Der Kaufmann und Handwerker geht in ſeinem Gewerbe mit dem Preiſe der Zeit fort, der fürſtliche Diener ſucht Vermehrung ſeines Gehaltes; dem Schullehrer aber wird zugemuthet, daß er noch im 16., 17. Jahrhundert lebe! Das iſt eine offenbare Ungerechtigkeit. . . . Was darf man von alſo bezahlten Männern fordern? Und was fordert man doch von ihnen? Und hat der Staat wohl ein dringenderes Bedürfniß, als die Erziehung der Jugend? Ich ſollte vom geiſtlichen Stande ſehr viel halten, da ich ſelbſt ein Geiſtlicher bin, und doch muß ich's bekennen, daß ich einen guten Schullehrer an unentbehrlicher Nutzbarkeit für den Staat einer Reihe mittelmäßiger Geiſtlicher vorziehe, die auf die gewöhnliche Weiſe ihr Geſetz und Evangelium predigen.“

So kann man es wohl verſtehen, wenn ein Privatbrief an den Miniſter Voigt vom 4. November 1787 alſo lautet:

„Wer hat ein mühſameres Amt, als ein Schullehrer? Weſſen Amt iſt nothwendiger und verdienſtvoller für den Staat, als das ſeinige? Welches Amt im Staate iſt, wie das ſeinige,

ſo gar ohne Lohn und Ehre? Jede aufgeklärte und humane Geſetzgebung fängt ſich dieſes Unrechtes an zu ſchämen; in katholiſchen und proteſtantiſchen Ländern verbeſſert man die Gehalte der Lehrer, die vor Jahrhunderten angeſetzt und für unſere Zeit gar nicht paſſend ſind; und Weimar, das den unverdienten Ruhm der Aufklärung hat, ſollte hinter dem ärmſten Staate vom armen Deutſchland zurückbleiben? — Die Schulſtellen ſind die geiſtlichſten des Landes; denn ſie ſind's allein und vorzüglich, die den Geiſt bilden und ſchärfen, die brauchbare Mitbürger des Staates bereiten und ohne welche, d. i. mit dem darbenden Verfall einer Schule, nichts anders als geiſtloſe Barbarei entſtünde."

In ſolchen und ähnlichen Vorhalten, die ſich unſchwer vermehren laſſen, ſorgte Herder, ſelbſt mit Hintanſetzung eigener Intereſſen unabläſſig für Hebung des Lehrerſtandes mit wahrhaft rührender Hoffnungsfreudigkeit bis an ſein Ende. Gern hätte er, um bei der Ueberfüllung der Anſtalt Erleichterung zu ſchaffen, noch eine neue ſo nöthige Profeſſur eingeführt. „Es war dies ſein heißeſter Wunſch" — ſchreibt ein Vierteljahr nach ſeinem Ende Karoline an J. G. Müller — ach, hierzu war nur weniges Geld nöthig, und Niemand reichte es her. Denken Sie ſich ſeine Geduld vom erſten bis zum letzten Jahre, wo der Herzog und ſeine Rathgeber die Schulen als die untauglichſten Einrichtungen anſahen! In dieſer langen Zeit von 27 Jahren hat er bloß durch Einziehung einiger Pfarrſtellen und durch einen geringen Beitrag des Landes und des Herzogs einen Fonds gewonnen, durch den die Lehrer am Gymnaſium in ihrer drückenden Armuth verbeſſert worden ſind." Uebrigens thut die erregte Frau in dieſem Briefe dem großen Fürſten entſchiedenes Unrecht, da dieſer einige Zeit nach Herders Tode dem Präſidenten des Oberkonſiſtoriums folgenden Auftrag gab: „Den Direktoren des Gymnaſiums, des Landſchullehrerſeminars und der Bürgerſchulen,

ingleichen ſämtlichen Lehrern iſt unſere landesfürſtliche beſondere Theilnahme an ihrem Wirken und unſere Aufmerkſamkeit auf ſolches, mit der Verſicherung zu erkennen zu geben, daß wir keinen Zweig des Staatsdienſtes höher achten."

Uebrigens fehlt es auch ſonſt nicht an Zeugniſſen für das unbegrenzte Vertrauen, das gerade Karl Auguſt Herdern entgegengebracht hat; die fürſtliche Anerkennung mochte den unermüdlichen Mann für manche fehlgeſchlagene Hoffnung tröſten und entſchädigen.

Menſchlich ſchöner freilich berühren uns heute die Urtheile zweier hervorragender Schüler Herders, des berühmten Naturforſchers und Theologen Gotthilf H. Schubert und des ſpäteren Oberkonſiſtorialraths Peucer.

Schubert hielt es für werth, das Urtheil, das er als Primaner 1797/98 über Herder in Weimar fällte, ſeiner Selbſtbiographie einzuverleiben. Dasſelbe lautet:

„Ich würde Schulpforta jeder anderen Schule vorziehen; nur Weimar iſt mir lieber. Denn dort lebt ein Mann, den ich, wenn es ſein müßte, zu Fuß und barfuß, in Hitze und Froſt, Hunger und Durſt mitten hinein nach Aſien nachziehen möchte, um mich an ſeinem Anblicke und ſeinem Worte zu erfreuen und zu beleben; dieſer Mann heißt Herder." Noch im Jahre 1836 gedenkt er der ſchönen Zeit in Weimar in einem Briefe an einen Schulfreund mit den Worten: „Was uns damals ſo befreundete, das war die gemeinſame Liebe zu einem hohen, edlen Greis, zu einem großen Verſtorbenen, der Ihnen in ſeinen Schriften, mir aber überdies noch durch Wort und That ein Führer auf der Bahn des Erkennens und Wirkens geweſen iſt, die gemeinſame Liebe zu Herder. Das Andenken an dieſen theuren Mann iſt mir auf meiner Reiſe, auf der Fahrt durch die Propontis und vorüber an den Küſten von Troja, mit einer ſolchen Lebhaftigkeit nachgegangen, daß mir ganze Stellen aus ſeinen Werken vor die Seele traten, daß mir

es war, als ſei ich geſtern in Weimar geweſen und habe die Stimme vernommen, welche längſt für das Ohr aus Staub, nicht aber für ein Herz voll dankbarer Liebe und Ehrfurcht verſtummt iſt.“ Und der Weimariſche Oberkonſiſtorialrath Peucer, der drei Jahre lang Herders Unterricht genoſſen, entwirft folgendes ſchöne Bild: „Herders Nähe, auch als Vorgeſetzter und Ephorus, war wohlthuend wie die Fühlingsſonne. Mit unbeſchreiblicher Liebe und Ehrfurcht hingen ſämtliche Schüler an ihm, und jedes Wort, das er ſprach, war ein Orakelſpruch. Wenn er das Katheder betrat, um öffentlich zu uns zu reden, ſo war es, als umflöſſe ihn ein Heiligenſchein; ſein Blick, ſein Ton waren die eines Sehers. Er ſprach einfach, aber jedes ſeiner Worte drang tief in die Herzen. Im Tadel war er ernſt und gemeſſen; wenn er lobte, war er zum Entzücken liebenswürdig.“

Dieſe Auslaſſungen ſind wohlthuende Bekenntniſſe ſchöner Seelen und ſicherlich nicht überſchäumende Wallungen augenblicklichen Eindruckes. Herder, der, um mit Jean Paul zu reden, die Ströme aller Wiſſenſchaften in ſein himmelſpiegelndes Meer aufnahm, der die geſamte Geſchichte als eine ununterbrochene, durch Irrthum und Wahrheit untrennbar vorſchreitende Entwickelung zur Vollendung betrachtete, er würde in der Erkenntniß, daß die Schule durch Allgemeinbildung einen jeden für die verſchiedenſten Aufgaben des ſpäteren Lebens vorzubereiten berufen iſt, auch heute, wenn er bei der gegenwärtigen Bewegung den Mund nochmals eröffnen könnte, für eine verſöhnende Vereinigung von praktiſchem Realismus und herzbildendem Idealismus ſeine Stimme abgeben. Durch ſcharfes Erkennen einander ſcheinbar entgegenwirkender Mächte und durch ihre glückliche Vereinigung zu einer einzigen, nach einem Ziele ſtrebenden Kraft würde Herder ein neues Leben wachrufen helfen, getreu ſeinem Grundſatz, den wir ja alle kennen: Licht, Liebe, Leben!

Die Speiseverbote.

Ein Problem der Völkerkunde.

Von

Dr. H. Schurtz,
Privatdocenten an der Universität Leipzig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1893.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Es fehlt in der deutschen ethnologischen Litteratur nicht an zusammenfassenden Arbeiten über die Speiseverbote, die bei den verschiedensten Völkern der Erde im Gebrauch sind. Wir verdanken Richard Andree eine Abhandlung, die eine große Menge einzelner Beispiele zusammenstellt,[1] und nicht weniger reich an dergleichen ist eine umfangreiche Studie Karl Haberlands über Gebräuche und Aberglauben beim Essen.[2] Wenn hier abermals der Versuch unternommen wird, diese Gruppe eigenthümlicher Sitten zu behandeln, so ist doch keineswegs beabsichtigt, die eben genannten Anhäufungen schätzbaren Materials noch um einige Dutzende oder Hunderte von Beispielen zu vermehren; es wird im Gegentheil möglich sein, öfter auf diese Vorarbeiten zu verweisen und die Fülle der Einzelheiten, die den klaren Umblick so häufig stört, dadurch einzuschränken. Dagegen soll versucht werden, die mannigfaltigen Speiseverbote unter einen bestimmten Gesichtspunkt zu bringen; es soll der Entwickelungsgang einer Gruppe von Gebräuchen dargelegt und damit angedeutet werden, auf welchem Wege es der Völkerkunde gelingen kann, Ordnung und Licht in das bunte Durcheinander menschlicher Sitten und Anschauungen zu bringen. Auch die Völkerkunde hat ja ihre Gesetze, wenn sie auch schwerer zu finden sind und häufigeren Ausnahmen unterliegen, als die Gesetze anderer

Wiſſenſchaften. Es iſt unerläßlich, über dieſe grundſätzlichen Fragen einige Worte vorauszuſchicken.

Die Völkerkunde beſitzt eine Grundlage, die außerordentlich feſt und ſicher zu ſein ſcheint: Es ſind die greifbaren, dauerhaften Beſitzthümer des Menſchen, die Gegenſtände der Natur, die er durch ſeine Arbeit umgeſtaltet und ſeinen Zwecken dienſtbar gemacht hat, — Waffen alſo und Geräthe, Kleider und Schmuck, Hütten und Boote, Kunſtwerke und Inſtrumente aller Art. Dieſe Dinge laſſen ſich ſammeln, ordnen, beſtimmen; eine ganze Gruppe kleiner, in ihrer Art exakter Hülfswiſſenſchaften entwickelt ſich damit und geſtattet Vielen die Mitarbeit an der ethnologiſchen Forſchung, die nicht die Zeit und das Bedürfniß haben, das Ganze der Völkerkunde in ſich aufzunehmen. Auf ein weit bedenklicheres Gebiet ſcheinen wir uns hinauszuwagen, wenn wir nun auch den geiſtigen Aeußerungen der Menſchheit nähertreten und den urſprünglichen Gedanken nachgehen, die den Sitten und Bräuchen der Völker zu Grunde liegen. Und doch iſt der Unterſchied nicht groß. An jenen Geräthen und Waffen intereſſirte uns doch auch nicht in erſter Linie das Stoffliche, das uns höchſtens über die Herkunft der Gegenſtände unterrichtet, ſondern die Gedankenentwickelung, die in ihnen zum plaſtiſchen Ausdruck kommt. Freilich iſt das, was uns ſo unmittelbar vor Augen ſteht, zuverläſſiger als ein Bericht, der uns zunächſt doch nur ſagt, wie ſich eine Sitte im Kopfe eines beſtimmten Beobachters malt; aber dafür können wir auf dieſem Wege, wenn es das Glück will, tiefer in das Weſen eines Volksthums eindringen, als auf irgend einem anderen.

Es liegt nahe und iſt für den Anfang durchaus berechtigt, die einzelnen Angaben der völkerkundlichen Forſchung zunächſt zu ordnen, wie man die Gegenſtände eines Muſeums ordnet, das Verwandte zuſammenzuſtellen und mit objektivem Blick die Ergebniſſe zu überſchauen. Das iſt die Methode, die Adolf

Baſtian in ſeinen überaus zahlreichen Werken begründet und durchgeführt hat und die ihn veranlaßte, ſeine Lehre vom „Völkergedanken“ aufzuſtellen. In der That entrollt ſich, wenn wir dieſem Führer folgen, ein großartiges Bild: Die Menſchheit erſcheint nicht mehr als ein bunter Haufe feindlich getrennter Völker, ſondern als ein gewaltiger Organismus, in deſſen Adern allenthalben das gleiche Blut dahinſtrömt, deſſen Entwickelung verborgenen, aber unerſchütterlichen Geſetzen folgt.

Viel weiter aber können wir auf dieſem Wege nicht kommen, wir können nicht einmal prüfen, ob dieſes Bild in allen ſeinen Zügen richtig iſt. Unzählige Male ſehen wir geiſtige Errungenſchaften wandern, ſehen ſie von einem Volke aus auf zahlreiche Nachbarvölker übergehen und auf allen Straßen des Weltverkehrs ſich vorwärtsbewegen. Da regt ſich denn die Frage, ob viele dieſer Völkergedanken nicht einfach entlehnt ſind und ob ſie, indem ſie damit an der einen Seite an Wichtigkeit verlieren, nicht wenigſtens dazu dienen können, alte Völkerbeziehungen nachzuweiſen, deren Spuren ſonſt völlig erloſchen ſind? Darauf hat die bis aufs Aeußerſte getriebene Induktion Baſtians keine Antwort. So irrthümlich es auch iſt, das ganze Weſen der Völkerkunde auf das bloße Aufſuchen dieſer Völkerbeziehungen zu beſchränken und ſie damit zu einer Hülfswiſſenſchaft herabzudrücken, ſo unerläßlich iſt es doch, dieſe Seite der Forſchung beſtändig im Auge zu behalten. Aber auch dort, wo der eigentliche Kern der Ethnologie liegt, fördert uns die Lehre vom Völkergedanken nicht mehr. Die Völkerkunde kann ſich nicht mit dem Bewußtſein begnügen, *daß* etwas vorhanden iſt, — ſie muß fragen, *wie* es entſtanden iſt und *warum* es ſich in beſtimmter Richtung entwickelt hat. Hier liegt die Grenze, über die die Ethnologie hinüber muß, wenn ſie aus einer deſkriptiven Wiſſenſchaft zu einer echten Geiſteswiſſenſchaft ſich fortbilden will. So kann es denn, um auf unſer Thema vorläufig wieder hin-

zuweiſen, nicht ausreichen, die einzelnen Speiſeverbote aufzuzählen und in Gruppen zu ordnen, — ebenſowenig können wir, geſtützt auf die bequeme Entlehnungstheorie, alle tiefere Forſchung als überflüſſig kühl von uns abweiſen: die Frage nach der Urſache der Speiſeverbote muß beantwortet werden, ſofern von einer gründlichen Behandlung des Problems überhaupt die Rede ſein ſoll. Aber auch hier müſſen wir, da jede Voreiligkeit verhängnißvoll ſein würde, zunächſt einen vorſichtigen Blick um uns werfen.

Auf die Frage nach der Urſache ethnologiſcher Thatſachen ſcheint es meiſt ungemein leicht, eine befriedigende Antwort zu finden: die Völker ſelbſt geben uns Auskunft über den Urſprung ihrer Sitten. Dieſe Angaben ſind häufig derart, daß ſie nicht unmittelbar zum Widerſpruch reizen; aber ſelbſt der Gläubigſte muß mißtrauiſch werden, wenn er vernimmt, daß die Schildkröten aus dem Kopfe einer Göttin entſtanden ſind und daher von den Tonganern nicht gegeſſen werden, oder daß die Katzen auf Nias von einer Frau abſtammen, die Mäuſe verzehrte, weshalb Frauen das Fleiſch dieſes Thieres nicht genießen dürfen.[1] Solche Erfahrungen ermuthigen uns nicht, dem Zeugniß des Volkes blindlings zu vertrauen, obwohl es ebenſo falſch wäre, es nunmehr grundſätzlich zu verwerfen. Auch ohnedies würde aber die bunte Maſſe der Volksangaben Bedenken erregen; wenn eine Sitte, wie die der Speiſeverbote, allenthalben auf der Erde ſich einſtellt, dann *muß* eine gemeinſame Urſache zu Grunde liegen. Von einer Uebertragung der Speiſeverbote aus einem Mittelpunkte von Volk zu Volk kann nur in wenigen Fällen die Rede ſein, denn die Verſchiedenheit der einzelnen Erſcheinungen iſt dafür wieder weitaus zu groß.

Und doch könnte man am Daſein eines gemeinſamen Beweggrundes völlig verzweifeln, wenn man die Entſtehung einer beſtimmten Sitte bei den Völkern der Erde zu verfolgen ſucht.

Eine ganze Reihe von Urſachen ſcheint ſich da zu ergeben, die in ihrer Art alle berechtigt ſind, alle wirklich den Beſtand der Sitte ermöglichen helfen. Nur durch Willkürlichkeiten und gewaltſame Eingriffe ſcheint es möglich zu ſein, Ordnung in dieſen Wirrwarr zu bringen, — aber die Thatſachen zu Gunſten einer Theorie zuſtutzen, heißt nicht die Wiſſenſchaft fördern. Doch der Weg iſt nur ſcheinbar verſperrt. Daß wir dieſe mannigfaltigen Beweggründe als wirkſam anerkennen und dabei doch den Glauben an eine erſte Grundurſache bewahren dürfen, das verdanken wir der Erkenntniß eines ethnologiſchen Geſetzes, das wir als das „Geſetz vom Wechſel der Beweggründe" oder mit dem Manne, der es zum erſten Male klarer erkannt und ausgeſprochen hat, mit Wilhelm Wundt, als „Geſetz der Transformation der Sitte" bezeichnen können.[4] Wundt hat das Thema vom Standpunkte des Philoſophen behandelt, der nicht in allen Punkten dem des Ethnologen entſpricht; die folgende Darlegung des Geſetzes deckt ſich denn auch nur zum Theil mit den Anſichten Wundts.

Eine Sitte bleibt, dieſem Geſetze gemäß, oft in ihrer Form unverändert beſtehen, aber der Zweck, dem ſie dient, ändert ſich vollſtändig. Dieſe Erſcheinung iſt ſo fremdartig, daß man zunächſt an ihrer Wahrheit zweifeln möchte. Das Gegentheil, das ebenfalls häufig vorkommt — Aenderung der Mittel zur Erreichung eines bleibenden Zweckes —, iſt viel verſtändlicher; wenn z. B. die Abſicht, den Feind aus der Ferne zu verwunden, ſich dauernd erhält, aber nach und nach auf verſchiedene Weiſe befriedigt wird, wenn Bogen und Pfeil, Wurfkeule, Bumerang, Schleuderſtein oder das kleinkalibrige Gewehr dieſem Zwecke dienen müſſen, dann iſt der Vorgang durchaus klar, und es iſt anzunehmen, daß auch Sitten und Bräuche ſich in ähnlicher Weiſe umbilden werden, wie hier die Waffe. Glücklicherweiſe fehlt es auch für das Gegentheil, für

die Umwandlung der Beweggründe an überzeugenden Beiſpielen nicht. Eine Waffe kann ſich nicht nur fortentwickeln, indem ſie verbeſſert und für ihren Zweck geeigneter gemacht wird, — ſie kann auch in ein anderes Geräth übergehen, das ganz anderen Abſichten dient als die Waffe, aus dem es entſtanden iſt. So wird das Wurfmeſſer zum Beil, der Bogen zum Muſikinſtrument, die Keule zum Scepter; andererſeits kann aus dem Ruder eine Kriegskeule, aus dem Boote das Dach eines Hauſes werden, wie in Polyneſien. Wie dieſe einfachen Geräthe ändern auch die Bräuche der Völker ihren Zweck, ohne ihre Form aufzugeben. Wundt führt als Beiſpiel die Leichenſchmäuſe an, und ich möchte dieſelbe Sitte kurz beſprechen, nicht weil es an Stoff fehlt, ſondern weil die Anſichten Wundts über die Art der Umwandlung ſchwerlich ganz das Richtige treffen.[5]

Die Gewohnheit, die noch in manchem ländlichen Bezirke Deutſchlands herrſcht, am Begräbnißtage ein feierliches Mahl im Hauſe des Verſtorbenen abzuhalten, führt uns in ihren Anfängen weit zurück. Das Verhältniß des Menſchen zum Verſtorbenen war früher und iſt bei vielen Naturvölkern noch heute wenig erfreulich; die Furcht, daß der Todte als bösartiges Geſpenſt wiederkehren und die Erben ſeines Gutes beunruhigen könnte, beherrſcht alle Vorſtellungen und führt zu einer ganzen Gruppe von Sitten, die darauf hinauslaufen, dem Verſtorbenen das Wiederkommen zu verleiden. Man ſchafft die Leiche durch ein Loch in der Mauer hinaus, das man ſogleich wieder verſchließt, man lärmt oder ſchießt hinter ihr her, räuchert mit übelriechenden Stoffen, verläßt oder verbrennt wohl gar die Hütte, die dem Todten gehörte. Auf der anderen Seite ſucht man ihm das Grab behaglich zu machen, giebt ihm Waffen und Geräthe, ſelbſt Thiere und Sklaven mit und bringt, was für unſeren Fall am wichtigſten iſt, Speiſen und Getränke zum Grabe. So iſt Geſpenſterfurcht die erſte Urſache der Sitte, die

Todten mit Nahrung zu verſehen, und auch in den ſpäteren Umwandlungen wirkt ſie unter der Oberfläche noch immer nach. Dieſe Wandlungen ſtellen ſich bald ein. Wie der Sinn der Menſchen und ihr Verhältniß zu einander allmählich einen milderen und edleren Charakter annimmt, ſo ſchwindet auch die Scheu vor dem Todten und ſeinem Haß. Die Liebe, die wir ihm während des Lebens entgegengebracht haben und die er erwidert hat, wirkt auch dem Verſtorbenen gegenüber fort, und unmerklich wandelt ſich der unfreundliche Sinn des Todtenopfers in den Ausdruck liebevoller Fürſorge. Die Gewohnheit, dem Todten Speiſen an das Grab zu bringen, ändert ſich nicht, aber der Zweck der Sitte iſt völlig mit einem anderen vertauſcht worden, der nun den Brauch ſeinerſeits aufrechthält und neu befeſtigt: der Todte wird von ſeinen Nachkommen gepflegt, wie er ſelbſt bei ſeinen Lebzeiten ſie genährt und unterſtützt hat. Indes iſt die Umbildung damit nicht beendet; eine neue Anſicht, die die meiſten Opferbräuche beeinflußt hat, beginnt auch die Todtenopfer in ihren Kreis zu ziehen. Man bemerkte, daß der Todte die Speiſen nicht berührte, daß ſie nutzlos zu Grunde gingen, und ſchloß daraus, daß der Geiſt des Verſtorbenen wohl nur den geiſtigen Theil der Speiſen genieße. Dann aber ſchien es den Leidtragenden erlaubt, das Körperliche ſelbſt zu verzehren und gemeinſam mit dem Todten eine Art Erinnerungsmahl zu feiern. So entſtanden aus den Todtenopfern Schmauſereien auf dem Grabe, wie wir ſie ſelbſt in Rußland und in anderen Theilen Europas noch vereinzelt antreffen. Damit aber lag die Gefahr nahe, daß die Sitte unverſtändlich wurde, bis man dann den Schmaus in die Wohnung des Verſtorbenen verlegte und endlich dahin kam, Eſſen und Trinken als den einzigen, letzten Zweck der Feier zu betrachten.

Das Beiſpiel zeigt uns, wie eine Urſache, die ich als die primäre bezeichnen möchte, überall der Sitte urſprünglich zu

Grunde liegt; primär darf ſie nicht nur deshalb heißen, weil ſie zeitlich immer die erſte iſt und bei kulturarmen Völkern immer von neuem das Entſtehen der Todtenopfer veranlaſſen kann, ſondern auch deshalb, weil ihre Wirkung ſelbſt unter dem Wechſel der Motive nicht ganz erliſcht. Wir ſehen die Sitte nicht nur auf den verſchiedenſten Stufen der Entwickelung bei den einzelnen Völkern angelangt, auch innerhalb eines Volkes iſt die Umwandlung der Beweggründe nicht gleichmäßig durchgeführt, und wo das neue Motiv vorübergehend ſeine Wirkung zu verlieren droht, tritt das alte gern einmal ergänzend ein. Der auf niedriger Stufe der Moral Zurückgebliebene unterliegt naturgemäß dieſem Einfluſſe am erſten; wenn ihn die liebevolle Geſinnung nicht zur Erfüllung ſeiner Pflicht gegen die Todten bewegt, dann iſt er der Furcht vor den Verſtorbenen um ſo zugänglicher. So iſt auch bei ganzen Volksgenoſſenſchaften eine Rückbildung der Sitte, ein Zurückgreifen auf die erſte Urſache nicht unmöglich.

Dieſen primären Beweggründen menſchlicher Sitten können wir alle übrigen nach und nach ſich entwickelnden als ſekundäre gegenüberſtellen. Die ſekundären Urſachen ſind es denn auch, die allen Ueberblick auf dieſem Gebiete erſchweren, die den Forſcher wieder und immer wieder auf falſche Fährte locken. Man muß die Verwirrung kennen, die aus dieſem Grunde z. B. in der vergleichenden Mythologie herrſcht, um das Geſetz vom Wechſel der Motive in ſeiner ganzen Wichtigkeit für die Wiſſenſchaft der Ethnologie zu verſtehen. Allerdings ſind nicht alle ſekundären Urſachen im ſtande, uns irre zu führen; neben wirklich bedeutungsvollen und wirkſamen finden ſich Verlegenheitsgründe, die eigentlich nur eine unverſtändlich gewordene Sitte dem Neugierigen gegenüber erklären ſollen, ohne daß ſie an ſich Kraft genug hätten, dieſe Sitte aufrecht zu halten. Wenn man in Aegypten den Thierkultus, deſſen man ſich zu

ſchämen begann, ſchließlich ſymboliſch deutete,[6] ſo haben wir hier einen dieſer hohlen, ſekundären Gründe, der ſchwerlich von tieferem Einfluſſe auf die Gläubigen war. Um ſo ſeltſamer iſt es, daß dieſe Sitte ſich erhielt, ja daß anderswo Bräuche zu beobachten ſind, die Niemand mehr verſteht, die überhaupt nicht mehr begründet werden und doch nicht ausſterben, — und dies führt uns zu einer dritten, zur letzten Gruppe von Motiven.

Bei der Unterſuchung der primären und ſekundären Gründe gewinnt man oft den Eindruck, daß dieſe Gründe vielleicht nie ganz lebendig, nie dem Volke wirklich gegenwärtig geweſen ſind. Das könnte zu einem voreiligen Vergleich mit der Thierwelt verleiten, unter der ſich ja auch Gebräuche finden, die unmöglich das Ergebniß wirklichen Nachdenkens ſind. Das Wort Inſtinkt ſcheint ſich hier wieder einmal zur rechten Zeit einzuſtellen. Daß undeutliche Gefühle gerade unter den primären Urſachen nicht ſelten vorkommen, werden wir allerdings bald ſehen; aber die Erſcheinung erklärt ſich auf andere Weiſe meiſt beſſer und einfacher: Es iſt gar nicht nöthig, daß die ganze Maſſe eines Volkes dauernd oder auch nur vorübergehend den eigentlichen Zweck einer Sitte begreift, wenn nur Einzelne, vor deren Einſicht und Einfluß man ſich beugt, mit ihrem Beiſpiele und ihrer Autorität vorangehen. Iſt aber ein Brauch einmal eingeführt, dann verſchwindet leicht die Frage nach der Urſache, — er iſt ein Theil des Volkslebens geworden, und der Zwang der Geſellſchaft hält ihn aufrecht. Aus dieſer Quelle fließt auch der Gehorſam, den die Mode in ihrem ewigen Wechſel findet; ihre wirklichen Urſachen ſind oft kindiſch und ſonderbar, aber ſie können es ſein, da man ſie gar nicht wiſſen mag. So bilden der Einfluß einzelner hervorragender Menſchen, die Nachahmungsſucht und der Zwang, den der Stamm oder die Geſellſchaft mit ihren Ueberlieferungen ausübt, eine Gruppe von Beweggründen, die als tertiäre den anderen gegenüber ſtehen.

Selbſt die Kulturvölker ſind reich an Bräuchen, die nur noch durch dieſe tertiären Gründe gehalten werden. Unter den Millionen, die täglich den Hut zum Gruße lüften, denkt dabei ſchwerlich ein Einziger an die erſte Urſache der Sitte;[7] die Gewohnheit, einem Nieſenden einen Glückwunſch zuzurufen,[8] beginnt erſt jetzt an ihrer Unverſtändlichkeit allmählich zu Grunde zu gehen, u. ſ. w.

Die tertiären Motive ſind übrigens von den anderen nicht ſo grundverſchieden, wie man denken ſollte, ja wir finden in ihnen vielleicht den Schlüſſel zum Verſtändniß der ganzen ſonderbaren Erſcheinung, die uns als Wechſel der Beweggründe entgegentritt. Das Hängen am Althergebrachten iſt gerade unter primitiven Völkern außerordentlich groß, jede Aenderung, jeder Fortſchritt kann von den geiſtigen Führern und Reformatoren nur mühſam, unter beſtändigen Kämpfen und Reibungen durchgeſetzt werden. Die plötzliche überraſchende Einführung einer neuen Sitte oder Anſchauung würde auf allgemeinen Widerſtand ſtoßen, und ſo liegt es nahe, gerade die Aeußerlichkeiten, die am meiſten in die Augen fallen, ruhig beſtehen zu laſſen, aber ſie anderen, neuen Zwecken dienſtbar zu machen. Das Volk läßt ſich, um einen Vergleich zu brauchen, den neuen König gefallen, wenn er nur den Schmuck und den Mantel ſeines Vorgängers trägt. Dieſe Erſcheinung tritt auch in Kunſt und Dichtung, am auffallendſten aber in den Sagen und Märchen hervor; namentlich die letzteren müſſen ſich den vorhandenen Muſtern anpaſſen, wenn ſie unter der Kinderwelt, die in ſo vielen Stücken die Zuſtände eines Naturvolkes wiederholt, populär werden ſollen.

Selbſt außerhalb des engeren Gebietes der Völkerkunde begegnet uns ein ähnlicher Vorgang im Bedeutungswandel der Wörter. Jede Sprache beſitzt eine Anzahl von Wörtern, die im Laufe der Zeit ihre Form wenig oder gar nicht, wohl

aber ihren Sinn geändert haben, ſo im Deutſchen „ſchlecht“, „vielleicht“, denen das noch mitten in der Umdeutung ſtehende „jedenfalls“ anzufügen iſt. Ebenſo behilft man ſich neuen Erfindungen und Entdeckungen gegenüber weit lieber mit der Anpaſſung alter Worte an einen neuen Sinn, als daß man ſich der Mühe unterzöge, neue Wörter zu bilden und im Volke einzuführen.[9]

Sind uns dieſe Geſetze einmal geläufig, dann werden wir auch verſuchen können, an einer ſo wunderlich gemiſchten Gruppe von Gebräuchen, wie es die Speiſeverbote ſind, die Wirkſamkeit dieſer Geſetze nachzuweiſen und damit zum vollen Verſtändniß des Gegenſtandes zu gelangen. Es gilt, die primäre Urſache aufzuſuchen, — und hier müſſen wir wieder an einem Wegweiſer vorübergehen, der uns den Urgrund der Erſcheinung zu zeigen verſpricht, in Wahrheit aber den Arm nach einer ganz falſchen Richtung ausſtreckt; hier wie bei ſo vielen anderen Sitten ſoll in der Religion die letzte Wurzel der Entwickelung zu ſuchen ſein. Das iſt ein Irrthum, dem leider ſelbſt Wundt unterlegen iſt.

Es iſt freilich überaus bequem, alles Mögliche auf die Religion zurückzuführen und nun zu glauben, daß hier die Grenze der Forſchung erreicht und alle weitere Unterſuchung überflüſſig iſt. Man bedenkt gar nicht, was für ein gemiſchtes, unorganiſches Gebilde die „Religion“ eines Naturvolkes iſt, wie die Grenze zwiſchen Volksſitte und religiöſem Gebrauche völlig verſchwimmt! Daß Handlungen, die dem Gemeinwohl ſchaden, mit der Zeit auch als Sünde gegen die Götter aufgefaßt werden, geſchieht bei weitem öfter als das Gegentheil, ja alles Ungewohnte erſcheint zuletzt auch religiös bedenklich. Hat man doch im waſſerarmen Hochaſien, dem klaſſiſchen Lande der Unreinlichkeit, ſogar religiöſe Bedenken gegen das Waſchen! Hunderte anderer Beiſpiele ließen ſich anführen. So kann es nicht ſcharf

genug betont werden, daß die Forſchung niemals ohne weiteres vor ſogenannten religiöſen Urſachen Halt machen darf. Gerade unter den primären Beweggründen ſind die religiöſen ſelten, um ſo häufiger finden ſie ſich unter den ſekundären und vor allem den tertiären. Eine Sünde gegen die Geſellſchaft iſt zugleich ein Vergehen gegen den Gott, der dieſe Geſellſchaft beſchützt. Und ſelbſt wenn eine primäre Urſache auf dem im engeren Sinne religiöſen Gebiete liegt, iſt noch eine genauere Unterſuchung und Begrenzung dieſer Beweggründe unumgänglich. Bei den Speiſeverboten werden wir die Religion in zweiter Linie ſehr wirkſam finden, aber auf die Grundurſache führt ſie uns nicht.

Um den primären Grund für die meiſten — allerdings nicht für alle — Speiſeverbote aufzufinden, ſind wir genöthigt, die Unmenge dieſer Bräuche vergleichend zu überſchauen und nach beſtimmten Geſichtspunkten zu ordnen. Da erkennen wir bald, daß manche Speiſen dauernd, manche nur vorübergehend verboten ſind, aber wir ſehen auch ein, daß nur die erſte dieſer beiden Gruppen von tieferem Intereſſe für uns iſt. Bei einer Speiſe, die grundſätzlich unterſagt iſt, muß die Urſache in der Speiſe ſelbſt liegen; bei einer anderen, die nur zu Zeiten oder unter beſtimmten Umſtänden verſchmäht wird, braucht dies nicht nothwendig der Fall zu ſein, und das eigentliche Faſten endlich, das jede Speiſe vermeiden läßt, hängt, wie ſich zeigen wird, nur locker mit der Gruppe der eigentlichen Speiſeverbote zuſammen.

Faſſen wir aber die dauernden Verbote ins Auge, dann tritt uns eine Erſcheinung entgegen, die wir unmöglich als bloßen Zufall betrachten dürfen: unter den beiden großen Nahrungsquellen der Menſchheit, dem Thier- und dem Pflanzenreiche, wird das erſtere von einer unendlich viel größeren Zahl von Speiſeverboten betroffen als das letztere. Das Verhältniß iſt ſo ungleich, daß es ſchwer wird, eine nennenswerthe Menge

von eßbaren Pflanzen zu finden, die irgendwo auf der Erde dauernd dem Genuſſe entzogen ſind, ohne daß der unmittelbare Anlaß des Verbotes ſofort zu Tage träte. So werden von den Tunguſen viele Arten genießbarer Beeren verſchmäht aus dem einfachen Grunde, weil man ſie für giftig hält und offenbar Niemand eine Probe anſtellen mag.[10] Ueber Verbote, die mit dem Tabuſyſtem zuſammenhängen, wird weiter unten die Rede ſein; ſie entſtammen einer beſonderen Gedankenentwickelung. Am häufigſten wird noch die Bohne grundſätzlich verbannt, — aber dieſe Sitte dürfte den Faſtengebräuchen anzureihen ſein, die übrigens auch das Fleiſch am erſten und am energiſchten unterſagen. Auch daß die buddhiſtiſchen Prieſter die erregenden Zwiebelgewächſe, Lauch, Knoblauch u. ſ. w. meiden, dürfte auf naheliegende Urſachen zurückgehen; alle dieſe Einzelheiten beſtätigen eher die Regel, der ſie zu widerſprechen ſcheinen.

Eine Erſcheinung, die überall auf der Erde in dieſer Weiſe hervortritt, muß auf einer Eigenthümlichkeit des Menſchen beruhen, die allenthalben wirkſam und lebendig iſt, die ebenſo bei den Kulturvölkern zu finden ſein muß, wie bei dem zurückgebliebenſten Völkchen Afrikas oder Auſtraliens. Die Selbſtbeobachtung, eines der bedeutungsvollſten Hülfsmittel der vergleichenden Völkerkunde, im Verein mit der Beobachtung der uns umgebenden uns verwandten und daher leicht verſtändlichen Menſchen muß uns auf den rechten Weg bringen.

Da ergiebt ſich denn, daß Fleiſchſpeiſen immer und überall weit leichter Empfindungen des Ekels hervorrufen, als irgendwelche Beſtandtheile der Pflanzenkoſt. Selbſtverſtändlich kann auch eine pflanzliche Speiſe, z. B. eine Frucht, widerliche Empfindungen erwecken, wenn ſie beſchmutzt, verfault oder mit einem unangenehmen Geruche behaftet iſt, — aber hier liegt das Ekelhafte entweder nicht im Weſen der Frucht ſelbſt oder wird durch die Vorſtellung hervorgerufen, daß ſie ungenießbar iſt. Natürlich

werden wir uns auch hüten, ſie zu eſſen, wenn wir ſie für giftig halten, — aber daß wir uns von einer friſchen, verlockend ausſehenden Frucht mit wirklichen Gefühlen des Ekels abwenden, kommt nicht vor oder beruht auf ganz nebenſächlichen Umſtänden.[11] Ganz anders mit dem Fleiſche! Die Erkenntniß, Pferdefleiſch ſtatt Rinderbraten gegeſſen zu haben, kann eine ganze Tiſchgeſellſchaft zu den Aeußerungen des heftigſten Ekels, ja zum Erbrechen bringen; dem Genuß von Hundefleiſch auch nur zuzuſehen, iſt Vielen überaus peinlich. Ebenſo heftig äußert ſich die Abneigung gewiſſen niederen Thieren gegenüber, die nicht zur allgemeinen Volksnahrung zählen und zuerſt oft mit Widerwillen und Mißtrauen genoſſen werden: Hummern, Krabben, Meerſpinnen, Auſtern, Mießmuſcheln, Froſchſchenkel u dgl. eröffnen dieſe Reihe; die Gemeinde der Schneckeneſſer iſt nicht ſehr groß, und an Maikäfer und Spinnen haben ſich immer nur einzelne Verwegene herangewagt. Welchen Abſcheu erweckt ferner eine harmloſe Fliege in der Suppe oder im Biere, eine Schnecke im Salate, eine Raupe oder ein Regenwurm im Gemüſe! Selbſt wer ſich ziemlich frei von all' dieſen Abneigungen weiß, würde ſchwerlich an einem Kannibalenſchmauſe theilnehmen wollen, — und doch iſt das Menſchenfleiſch, wie man wohl glauben muß, wohlſchmeckend und keineswegs ungeſund.

Man würde ſehr irren, wenn man dieſen Abſcheu vor gewiſſen — aber überall verſchiedenen — Fleiſchſpeiſen auf die Europäer beſchränkt glauben wollte; er tritt überall hervor, wo Speiſeverbote irgendwelcher Art in Kraft ſind. Alle ungewohnten Fleiſchſpeiſen erregen leicht Ekel. Am bezeichnendſten iſt vielleicht eine Angabe Prſchewalskys: Einer ſeiner mongoliſchen Diener erbrach ſich vor Ekel, als er den Reiſenden eine Ente verzehren ſah, da die Waſſervögel niemals von den Mongolen genoſſen werden; derſelbe zartfühlende Mann verſpeiſte dagegen mit Behagen ungewaſchene Hammeldärme.[12]

Dieſer Ekel nun vor allen Fleiſchſpeiſen, die man nicht auf der Tafel zu ſehen gewohnt iſt, oder die nicht wenigſtens von Thieren ſtammen, deren Verwandte man zu verzehren pflegt, iſt die primäre Urſache der überwiegenden Mehrzahl der Speiſeverbote. Wir können uns mit dieſer Erkenntniß begnügen und auf ihr, als einer unerklärlichen, aber auch unbeſtreitbaren Thatſache einſtweilen Fuß faſſen. Aber es mag geſtattet ſein, der Erſcheinung tiefer nachzugehen und wenigſtens den Verſuch zu machen, ſie zu erklären. Mehr als Hypotheſen ſind auf dieſem Gebiete vorläufig überhaupt nicht möglich, ſolange die Anfänge der Menſchheitsgeſchichte noch in ſo tiefem Dunkel verborgen liegen.

Ich glaube, daß die ganze Erſcheinung nichts weiter iſt als ein Vererbungsreſt. Der Menſch iſt ſeiner ganzen körperlichen Anlage nach kein Raubthier; ihm fehlen die natürlichen Waffen des räuberiſchen Karnivoren, und wenn auch ſein Bau gewiſſe Uebergänge zum Fleiſchfreſſer zeigt, ſo lehrt doch ein Blick auf ſeine nächſten Verwandten, die anthropomorphen Affen, daß er wie dieſe urſprünglich zu den Frugivoren zählt.[13] Schon ſehr früh allerdings muß er begonnen haben, ſich daneben der Fleiſchkoſt zuzuwenden und dadurch die Grundlage ſeines Daſeins außerordentlich zu verbreitern. Ein ſolcher Vorgang iſt nichts unerhörtes; begünſtigt wurde er dadurch, daß der Menſch nach und nach ſich zu einem, wenn man ſo ſagen darf, künſtlichen Raubthier ausbildete, ſich mit Waffen verſah, die ihn auch ſtärkeren Thieren gefährlich machten, und durch das Feuer ein Mittel erlangte, das Fleiſch genießbarer und verdaulicher zu machen. Unter den beiden Erfindungen iſt die der Waffe für unſern Fall unbedingt wichtiger, da ſie ohnehin der Entdeckung des Feuers wahrſcheinlich vorangegangen iſt.[14] Rohes Fleiſch wird noch jetzt von gewiſſen Stämmen gewohnheitsmäßig verzehrt, ſo von den Eskimos, deren Name wörtlich „Roh-

fleiſcheſſer“ bedeutet. Die bedeutende Entwickelung des Kauapparates, die wir infolgedeſſen bei den Eskimos nachweiſen können, findet ſich an gewiſſen prähiſtoriſchen Schädelreſten wieder (beſonders an den Kieferfragmenten von Lanaulette und der Schipkahöhle). Bei vielen Völkern weiſen noch Spuren verſchiedener Art auf ähnliche Sitten hin.[15] Wenn ſomit durch das Feuer die Gewohnheit des Fleiſcheſſens nicht erſt ermöglicht, ſondern nur erleichtert worden iſt, ſo muß dafür zugeſtanden werden, daß die Aufſchließung und Erweichung der Speiſen, die durch das Kochen und Braten herbeigeführt wird, einer weiteren Umbildung des Kauapparates und damit des ganzen Schädels Einhalt gethan hat. Dies ſcheint eine der Urſachen zu ſein, weshalb der Uebergang zum eigentlichen Raubthier in ſeinen Anfängen ſtecken bleiben mußte, weshalb ſich alſo auch ein Reſt frugivoriſcher Anſchauung ſo lebendig erhalten konnte, daß er immer von neuem in den verſchiedenſten Speiſeverboten zu Tage tritt. Hiſtoriſche Beweiſe für dieſe ganze Entwickelung finden ſich — das muß zugeſtanden werden — ſo gut wie gar nicht, wenn wir nicht gerade den bekannten vegetariſchen Pfahlbau von Lagozza heranziehen wollen, ebenſowenig läßt ſich beweiſen, daß erſt die Kälte und Pflanzenarmuth der Diluvialzeit den Menſchen die Fleiſchnahrung aufgezwungen hätte. Die Anfänge der ganzen Erſcheinung liegen in ſehr weiter Ferne, vielleicht ſchon in der Tertiärzeit, da ein großer Theil der noch immer zweifelhaften Funde aus dieſer entlegenen Periode aus Steinſplittern, den primitivſten Waffen, beſteht. Selbſt unter den Affen finden ſich ja bereits Neſträuber, die an Eiern und Fleiſch Geſchmack gefunden haben.

Iſt dieſe Erklärung richtig, dann erwachſen die Speiſeverbote aus einer ſehr tiefen und ſehr wirkſamen Grundlage, dann erklärt es ſich auch ohne weiteres, warum bei aller Abweichung im einzelnen es doch immer wieder die große Gruppe

der Fleiſchſpeiſen iſt, die von dieſen Verboten betroffen wird. Die primäre Urſache iſt ſomit keine klare Vorſtellung, ſondern ein dunkles Gefühl, das je nach dem Anſtoße ſich in der mannigfaltigſten Weiſe äußern und entwickeln kann, das aber auch noch wirkt, wenn es längſt von ſekundären Beweggründen erſetzt und beſeitigt ſcheint.

Und hier ſtehen wir nicht vor einer Ausnahme, ſondern vor einem Falle, der uns noch öfter entgegentritt. Eine den Speiſeverboten verwandte Sitte vieler Völker, die es als unanſtändig hinſtellt, einem Eſſenden zuzuſehen, iſt von Karl von den Steinen ſehr gut mit der Gewohnheit der Thiere verglichen worden, ihren Raub beiſeite zu ſchleppen und entfernt von den anderen zu verzehren. Selbſt im Kulturmenſchen regt ſich leicht noch ein unangenehmes Gefühl, wenn er beim Eſſen ſcharf beobachtet oder von anderen Perſonen eingeengt wird. Bei uns entwickelt ſich keine beſondere Sitte aus dieſer Empfindung, weil ein Streit um die Nahrung ſchwerlich mehr vorkommen wird. Bei Naturvölkern aber kann ſich recht wohl das Verbot des Zuſehens herausbilden und endlich ſelbſt ein Gefühl der Beſchämung eintreten, wenn dieſes Verbot verletzt wird. Auch eine Gruppe geſchlechtlicher Schamgefühle mit ihren Folgeerſcheinungen läßt ſich hier anreihen, wenn auch nicht das Entſtehen der Kleidung auf dergleichen zurückführt, wie Karl von den Steinen will.

Daß nun die primäre Urſache der Speiſeverbote ohne weiteres dazu führen wird, aus der Liſte der bereits als genießbar erprobten Nahrungsmittel einige zu ſtreichen, iſt nicht gut möglich. Wohl aber kann ſie hindern, daß neu eingeführte Thiere überhaupt als Speiſe betrachtet werden; man kommt gar nicht auf den Gedanken, ſie zu verzehren. Glücklicherweiſe ſtehen uns hier ein paar überzeugende Beiſpiele, die aus Braſilien berichtet werden, zu Gebote. In dieſem Lande ſind,

wie in ganz Amerika, die Hühner erſt durch die Europäer eingeführt worden, von denen ſie in gewohnter Weiſe ausgenutzt werden. Die Indianerſtämme aber, zu denen das Haushuhn gelangt iſt, füttern und ſchützen es zwar, verzehren aber weder die Eier noch das Thier ſelbſt; wenigſtens berichtet es Ehrenreich ausdrücklich von den Karaya in Goyaz[16] und Karl von den Steinen, der dasſelbe von den Yuruna am oberen Schingu erzählt,[17] fügt hinzu: „Es iſt gewiß ein zarter Zug in der Natur des Indianers, daß er ſich nicht entſchließen kann, Thiere, die er ſelbſt mit Liebe aufgezogen hat, zu eſſen. Selbſt daß wir Hühnereier aßen, war den Yuruna offenbar ſehr unmoraliſch vorgekommen.“

Uebrigens ſind die Hühner nicht die einzigen Thiere, die unbehelligt als Hausthiere im edleren Sinne im Indianerdorf bleiben und ſogar durch Bemalung und Putz künſtlich verſchönert werden. Offenbar liegt hier ſchon ein Uebergang zu einer anderen Gruppe von Speiſeverboten vor — ſolchen mit ſekundären ſittlichen Motiven —, auf die wir zurückzukommen haben. Was die Hühner insbeſondere anbelangt, ſo finden wir ſie auffallend oft in ähnlicher Lage wie in Braſilien, ohne daß wir die Entſtehung des Gebrauches genauer verfolgen können. Auf Hainan z. B., wo man auch an die Einführung des Geflügels vom Feſtlande her denken darf, treibt das Volk Hühnerzucht, verzehrt aber äußerſt ſelten ein Huhn oder ein Ei.[18] In einem anderen Inſelgebiete, dem alten Britannien, war Hühnerfleiſch unterſagt;[19] ferner meiden es die Somali,[20] im alten Indien wurde es ſamt dem Schweinefleiſch am erſten verboten[21] u. ſ. w. Auch die Taube hat oft ein ähnliches Schickſal.[22]

In den meiſten Fällen wird irgend ein Anſtoß nöthig ſein, ein ſekundärer Beweggrund, der dazu führt, daß unter den Thieren eine gewiſſe Auswahl getroffen wird. Dieſer Anſtoß kann zunächſt ſehr kleinlicher Natur ſein, aber doch,

wenn nur die tertiären Beweggründe ſich wirkſam genug erweiſen, dauernden Einfluß üben. So vermag die perſönliche Abneigung eines einflußreichen Menſchen, eines Häuptlings oder Prieſters, gegen irgend eine Speiſe ſchließlich dem ganzen Volke bleibenden Widerwillen gegen dieſes Nahrungsmittel einzuflößen. Was dieſen Einzelnen zu ſeiner Abneigung veranlaßt hat, iſt dabei ganz gleichgültig, obgleich die primäre Urſache auch in dieſem Falle immer die Grundlage bilden wird. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß ſelbſt die unberechenbaren Launen Geiſteskranker einmal maßgebend werden, da ja dieſe Art von Leuten leicht in den Geruch der Heiligkeit kommt und ſogar die prieſterliche Würde erlangen kann.

Noch bedeutſamer tritt dieſe Launenhaftigkeit in den zahlloſen Speiſeverboten hervor, von denen ſich Schwangere und Wöchnerinnen, ja ſelbſt deren Gatten und Verwandte eingeengt ſehen. Noch im Mittelalter wurde auch in Europa ein Werth auf die „Gelüſte" der Schwangeren gelegt, der uns das Entſtehen derartiger Bräuche bei kulturarmen Völkern leicht verſtehen läßt.

Hatte ein Weib einmal Widerwillen gegen irgend eine Speiſe gezeigt, dann verſagte man ſie wohl auch anderen, und dieſe Sitte gewann alsbald größere Kraft, wenn man verſuchte, ſie logiſch zu begründen; gerade hier tritt ein höchſt intereſſanter Wechſel der Motive ein. So darf nach Petrowitſch[23] die ſchwangere Serbin keine Fiſche eſſen, weil ſonſt das Kind erſt ſehr ſpät ſprechen lernt; ſie darf keine Schnecken verzehren, weil ſonſt das Kind ſchleimig wird, kein Haſenfleiſch, wenn ſie nicht will, daß das Kind ſpäter mit offenen Augen ſchläft oder daß es ſchielt. Iſt aber die Phantaſie einmal auf dieſem Gebiete rege geworden, dann iſt kein Halten mehr, und aus einer ſekundären Wurzel heraus erwachſen, wie Paraſiten auf einem alten Stamme, neue und immer neue Speiſeverbote.

Und nicht die Frauen allein werden betroffen; dort, wo die Couvade herrſcht, muß auch der Mann ſeine Diät dem Kinde zuliebe einſchränken und zahlreiche Fleiſchſpeiſen verſchmähen. Es iſt nicht unmöglich, daß ſich auf dieſem Wege ſchließlich allgemeingültige Speiſeverbote entwickeln.

Wenn hier der Anſtoß von einzelnen Menſchen ausgeht und ſich allmählich auf die Geſamtheit überträgt, ſo können andererſeits gewiſſe Eigenſchaften der Thiere dazu führen, daß man ſie als verdächtig oder als unrein betrachtet. In erſter Linie ſtehen hier wirkliche oder vermeintliche Schädlichkeiten, die den Genuß irgend einer Fleiſchart gefährlich machen. So mag beiläufig erwähnt ſein, daß der Genuß von Aas nicht überall gemieden wird; beſonders unter den Negern hat die Erfahrung, daß der Genuß halbverfaulten Fleiſches ſchwere Schädigungen nach ſich zieht, noch nicht überall die Sitte oder das Gebot ins Leben gerufen, derartige Speiſen zu verſchmähen.[24] Bei den Hebräern iſt dagegen der Genuß des gefallenen oder von wilden Thieren zerriſſenen Viehes förmlich unterſagt.[25] Zu den Thieren nun, deren Fleiſch ſich unter Umſtänden als ſchädlich erwieſen hat und aus dieſem Grunde überhaupt gemieden wird, gehört vor allem das Schwein: Nicht nur bei den Juden und Mohammedanern, ſondern auch bei vielen Naturvölkern bleibt ſein Fleiſch unbenutzt, wird ſogar mit Abſcheu zurückgewieſen. Viel bedeutſamer als dieſe wirklichen Gefahren ſind aber die eingebildeten, auf die eine ganze Reihe von Speiſeverboten zurückzuführen iſt. So ſcheint man die Schlangen faſt überall zu meiden, offenbar in dem Glauben, daß der Genuß ihres Fleiſches ebenſo verderblich wirken müſſe, wie ihr Biß. Aus dieſem leicht verſtändlichen Irrthum entwickeln ſich andere. Auch die Thiere, die nur Aehnlichkeiten mit den Schlangen haben, erſcheinen verdächtig, ſo insbeſondere die ſchuppenloſen Fiſche, ja die Fiſche überhaupt. Den Juden

sind Fische, die nicht Floßfedern und Schuppen haben, verboten; die ostafrikanischen Hamiten verschmähen fast sämtlich die Fische und begründen diese Abneigung ausdrücklich mit der Angabe, daß die Fische Schlangen seien. Dieselbe Abneigung und dieselbe Ursache finden wir bei allen südafrikanischen Negern, die nicht einmal Fische mit der Hand berühren mögen.[26] Natürlich sind auch andere Motive des Verbots denkbar; wenn in einzelnen Gauen des alten Aegyptens bestimmte Fische verboten waren, so beruht dies wahrscheinlich, wie die meisten Speisegesetze der Aegypter, auf totemistischen Ideen.[27] Ferner ist nicht zu vergessen, daß man leicht ein Speiseverbot, dessen eigentliche Ursache man nicht mehr kannte, nachträglich auf irgend eine Schädlichkeit der Speise zurückzuführen suchte, so daß gerade in diesem Falle alle Angaben mit Mißtrauen aufzunehmen sind. Immerhin bleibt manches übrig, was hier anzureihen ist. Viele Thiere gelten als unheimliche, zauberhafte Geschöpfe, deren Fleisch man nicht zu verzehren wagt, so namentlich nächtliche oder seltsam gefärbte und gestaltete Thiere; gerade von Nachtthieren vermuthet man außerdem leicht, daß die Seele Verstorbener in ihnen verkörpert sind, und so geht diese ganze Gruppe von Anschauungen unmerklich in eine andere, nachher zu erwähnende über.

Zeigt sich bei der Uebertragung des Abscheues vor Schlangen auf die Fische, wie leicht bloße Aehnlichkeiten bestimmend einzuwirken vermögen, so ist es nicht zu verwundern, daß dergleichen sich auch in anderer Richtung wiederholt. Gewisse Thiere erregen Ekel wegen ihrer schmutzigen Gewohnheiten oder ihrer widerlichen Nahrung; namentlich die Abneigung gegen die letztere überträgt sich leicht auf das Thier, das ja seinen Körper aus dieser Nahrung aufbaut. So erscheinen Thiere, die Leichen oder Exkremente verzehren, leicht ekelhaft, andere werden ihrer Unreinlichkeit wegen gemieden. Der Widerwille gegen Eier, der

auffallend oft zu beobachten iſt,[28] dürfte auf ähnlichen Vorſtellungen beruhen; wenigſtens erzählt Reichard, daß die Waniamweſi die Eier für Exkremente der Vögel halten und daß ſie ſtets mit Aeußerungen des Abſcheues zufahen, wenn der Reiſende dieſes Nahrungsmittel genoß.[29] Dieſelbe Idee fand Hildebrand bei den Wakamba und Wanika.[30] Oft genügt auch irgendwelche Aeußerlichkeit eines Thieres, die an etwas Widerliches erinnern mag, um ein Speiſeverbot hervorzurufen. Die eben genannten Waniamweſi, ſonſt durchaus nicht wähleriſch, verſchmähen das Fleiſch der Geſchirrantilope, angeblich weil es Hautausſchläge hervorruft; als tieferer Grund ſtellte ſich jedoch die Zeichnung des Felles heraus, auf die man ſtets mit Abſcheu hinwies. Es iſt intereſſant, daß Reichard in dieſem Falle auch eine Uebertragung des Verbots auf einen anderen Stamm, und zwar auf Grund des ſekundären Motivs, beobachten konnte. Ein Küſtenneger hatte das Fleiſch der Antilope gegeſſen, als er aber zufällig bald darauf an einem Hautausſchlag erkrankte, machte dies einen ſo tiefen Eindruck auf ſeine Gefährten, daß ſie von da an ebenfalls die Geſchirrantilope grundſätzlich verſchmähten.[31]

Die Ideen über Reinheit und Unreinheit, die ſo beſtimmend auf die Speiſegeſetze und die Lebensgewohnheiten ganzer Völker eingewirkt haben, gehen in den meiſten Fällen auf Vorſtellungen von körperlicher Reinlichkeit zurück und gehören alſo urſprünglich hierher. Nur iſt bei der Betrachtung dieſe Gruppe von Ideen ſtets zu bedenken, daß die Begriffe von Reinlichkeit bei den einzelnen Völkern außerordentlich verſchieden ſind. Dem Hindu gilt das Waſſer ſeines heiligen Teiches für rein, auch wenn es voll Unrath iſt oder Leichen in ihm gewaſchen werden; den Hirtenvölkern Afrikas, die ihre Gefäße mit dem Urin der Kuh ausſpülen, erſcheint dieſe Flüſſigkeit, die ihr geliebtes Herdenthier liefert, vor allen anderen als die reinſte und edelſte.

Der Mongole endlich, dem das Waſchen ſo gut wie unbekannt iſt, ſchreibt dem Feuer die Kraft zu, körperliche und geiſtige Reinheit zu bewirken. Daß es demgemäß viele Speiſeverbote geben wird, die auf Reinlichkeitsvorſtellungen beruhen, wenn wir uns auch den Gedankengang ohne genauere Kenntniß des Volkes nicht klar machen können, iſt mindeſtens wahrſcheinlich.

Es waren mehr äußerliche, zufällige Beweggründe, die in den bisher erwähnten Fällen zur primären Urſache hinzutreten mußten, um ſie lebendig und beſtimmt werden zu laſſen. Ihnen allen ſteht nun eine ſchärfer umgreuzte, in ſich geſchloſſene Gruppe ſekundärer Motive gegenüber, die wir kurzweg als ſolche ſittlicher Art bezeichnen dürfen. Es iſt leichter, dieſe Motive durch Beiſpiele zu erläutern, als ihre Entſtehung, die mit der ganzen ethiſchen Entwickelung des Menſchengeſchlechtes zuſammenhängt, in abſtrakter Weiſe aus dem Weſen des Menſchen abzuleiten. Das am beſtimmteſten dieſer Gruppe angehörige Nahrungsmittel iſt nun unbedingt das Menſchenfleiſch.

Den Menſchen ſelbſt als Speiſe zu betrachten, erſcheint noch jetzt vielen Völkern als durchaus berechtigt. Die Entſtehung des Kannibalismus iſt ein ſehr anziehendes Problem, das bei näherer Unterſuchung den Wechſel der verſchiedenen Beweggründe in vorzüglicher Weiſe erkennen läßt, dem wir aber hier gänzlich aus dem Wege gehen können. Daß der Menſch das Fleiſch ſeiner Geſchlechtsgenoſſen ohne Schaden verzehren kann, daß auch der Geſchmack der Speiſe an ſich nichts Widerliches hat, iſt längſt bewieſen; für uns handelt es ſich darum, das Verſchwinden des Kannibalismus zu beobachten, mit anderen Worten, das Entſtehen eines Speiſeverbotes, das den Genuß von Menſchenfleiſch unterſagt. Der Rückgang der Menſchenfreſſerei, die einſt ſo außerordentlich verbreitet war, daß wohl jedes Volk in ſeiner Vorzeit eine Periode des Kannibalismus gehabt hat, iſt gerade gegenwärtig an vielen Punkten des Erdballes

zu beobachten. Die Einwirkung der Kulturvölker läßt ſich dabei gewiß nicht verkennen, aber der Rückgang hat ſich in einzelnen Gebieten, wie auf manchen Inſeln der Südſee, völlig ſelbſtſtändig vollzogen.

Man kann behaupten, daß mit der ſteigenden Kultur überall die Verdrängung des Kannibalismus Hand in Hand geht, wenn es auch an einzelnen Rückfällen niemals gefehlt hat. Wir, die wir den barbariſchen Brauch nur noch vom Hörenſagen kennen, empfinden einfach Ekel vor Menſchenfleiſch, ohne dieſes Gefühl zunächſt genauer begründen zu können. Mit dem Aufhören der Gewohnheit macht ſich der primäre Widerwille ſofort geltend und verdunkelt alle anderen Beweggründe.

In Wahrheit aber haben wir das Verſchwinden des Kannibalismus, den Anſtoß alſo, der die primäre Urſache erſt wirkſam macht, auf ethiſche Motive zurückzuführen. Je größer mit der ſteigenden Kultur der Kreis der befreundeten Menſchen wird, je mehr die vernichtenden Kämpfe der kleinen Stämme untereinander verſchwinden, deſto mehr erſtarken die ſittlichen Gefühle, denen endlich auch der abſcheuliche Gebrauch, den Mitmenſchen als völlig zu vertilgenden Gegner oder als bloßes Nahrungsmittel zu betrachten, erliegen muß. Der Rückgang der Menſchenfreſſerei erfolgt nun faſt überall in zweierlei Art, — ebenfalls ein charakteriſtiſcher, ſich bei anderen Gelegenheiten wiederholender Vorgang.

Einmal nämlich wird der Kannibalismus, der vorher, ſobald nur Menſchenfleiſch zu haben war, vom ganzen Volke ausgeübt wurde, in der verſchiedenſten Weiſe eingeſchränkt. So zunächſt zeitlich, — nur an beſtimmten Feſttagen, nur zu beſonderen religiöſen Zwecken finden noch allgemeine Kannibalenſchmäuſe ſtatt. Ferner vermindert man die Zahl der Perſonen, die am Schmauſe theilnehmen; Frauen und Kinder werden zuerſt ausgeſchloſſen, dann auch der größte Theil der Männer, ſo daß

endlich nur der Häuptling oder der Prieſter das zweifelhafte Vorrecht bewahrt, Menſchenfleiſch genießen zu dürfen oder zu müſſen. Außerdem aber verſchmäht man es allmählich, die Getödteten völlig zu verzehren, ſondern begnügt ſich mit einem Theile des Körpers, von dem man — in ſekundärer Begründung der Sitte — glaubt, daß er die Kraft oder Klugheit des Todten auf den Eſſenden übertragen werde; ſolche Theile ſind namentlich das Herz, die Leber, das Gehirn, die Augen, die Zunge oder die Nieren. Dieſe verſchiedenen Arten des Rückganges, die man unter dem Namen der Einſchränkung zuſammenfaſſen kann, treten oft nebeneinander auf.

Aber noch in einer anderen Weiſe kann das Verſchwinden eines Brauches ſtattfinden, wenn wir auch dieſe zweite Art in unſerem Falle ſelten feſtſtellen können: man kann ſie als die Methode der Stellvertretung bezeichnen. Am häufigſten und ſicherſten beobachtet man ſie beim Verſchwinden der Menſchenopfer, die ja mit dem Kannibalismus einigermaßen verwandt ſind; in der Regel treten Thiere an die Stelle der Menſchen, wohl auch Holzbilder oder andere Gegenſtände. So beerdigte man in Peru nicht mehr die Sklaven eines Verſtorbenen mit ihm, ſondern nur deren Bilder,[32] und in Aegypten ſcheint man ſchon früh das Menſchenopfer, das der Nilgott zur Zeit der Fluth erhielt, durch eine Wachspuppe erſetzt zu haben.[33] Zwiebelköpfe brachte Numa nach altrömiſcher Sage dem Jupiter ſtatt der verlangten Menſchenköpfe dar, und in ähnlicher Weiſe ſchmücken die chriſtianiſirten Kopfjäger Indoneſiens ihr Haus ſtatt mit Menſchenſchädeln jetzt mit Maiskolben oder Rinderköpfen. Es iſt klar, daß Kannibalenmahlzeiten nur dort in nachweisbarer Art durch das Verſchmauſen irgendwelcher Thiere erſetzt worden ſind, wo eine gewiſſe religiöſe Feierlichkeit mit dem Brauche verbunden war. Das iſt aber ſeltener der Fall, als man glauben ſollte. Immerhin fehlt es nicht ganz an Bei-

ſpielen, deren eines glücklicherweiſe in Guſtav Nachtigal einen ausgezeichneten Beobachter gefunden hat. In Darfur nämlich wurde in früherer Zeit bei der „großen Paukenfeier“ eine Jungfrau geopfert und von den Großen des Landes verſpeiſt. Dieſer Schmaus, der namentlich den Anſchauungen des Islam ſchnurſtracks zuwiderlief, iſt durch ein eigenthümliches Mahl erſetzt worden, halbverweſte Hammeleingeweide nämlich, die in ranziger, zwei Jahre alter Butter gebraten werden. Der Vorgang iſt intereſſant, da er beweiſt, daß man das Widerliche des Menſchenſchmauſes für die Hauptſache gehalten und ihn infolgedeſſen mit einer ähnlich ſcheußlichen Speiſe vertauſcht hat. Wer bei dem Mahle huſtete oder Ekel zu erkennen gab, wurde ſofort erſchlagen, weil er dem Könige feindlich geſinnt wäre; doch war auch hierin zu Nachtigals Zeit ſchon eine Milderung eingetreten.[34]

Daß der Kannibalismus dem ſittlichen Fortſchritte der Menſchheit weichen muß, iſt zweifellos; aber dieſe ganze Entwickelung kann nicht dabei ſtehen bleiben, den Menſchen aus der Liſte der genießbaren Geſchöpfe zu ſtreichen. In zwei Richtungen bildet ſich die Idee weiter fort: es wird einerſeits das menſchenähnlichſte Thier, der Affe mit ſeinen zahlreichen Unterarten, eben dieſer Aehnlichkeit wegen verſchmäht, und auf der anderen Seite treten gewiſſe Hausthiere dem Menſchen ſo nahe, daß man ſich mit ihren ſonſtigen Leiſtungen begnügt, ſie aber nicht mehr zum Lohne für dieſe Dienſte verzehren mag. Was die Affen anlangt, ſo haben europäiſche Reiſende oft über den Widerwillen berichtet, den ihnen Affenfleiſch und ſelbſt die Jagd auf dieſe Thiere einflößte;[35] es iſt wenigſtens zu vermuthen, daß dieſer Ekel es iſt, der in Abeſſinien und anderwärts die Eingeborenen auf das Fleiſch dieſer Ebenbilder des Menſchen verzichten läßt. Intereſſanter und mannigfaltiger ſind dagegen die Anſchauungen, die zur Schonung verſchiedener Haus-

thiere geführt haben. Daß man den Parallelismus dieſer Erſcheinung mit dem Verſchwinden der Anthropophagie auch in entlegenen Kulturgebieten erkannt hat, beweiſt eine merkwürdige Angabe des japaniſchen Chroniſten Môzokki, die von dem Einfalle der Mongolen in Japan im Jahre 1281 n. Chr. handelt.[36] „Da die Räuberſcharen," ſagt er, „als ein fremdes Geſchlecht der nördlichen Gegenden das Angeſicht von Menſchen, die Herzen wilder Thiere hatten, ſo läßt ſich denken, daß ſie ſich nicht wie Menſchen betrugen. Wenn ein Mann ſo lange, bis ihn die Arme ſchmerzten, gekämpft hatte und nach rühmlicher Gegenwehr gefallen war, drängten ſie ſich, untereinander ſtreitend, hinzu und raubten den Leichnam. Dann riſſen ſie ihm den Bauch auf, nahmen die Eingeweide heraus und aßen die Leber. Wie hätten Leute, die ſolche Thaten verübten, ſich des Fleiſches der Rinder und Pferde enthalten ſollen? Sie raubten ſie, erſchlugen ſie, ſchlürften ihr Blut und aßen ihr Fleiſch."

Rinder und Pferde gehören in der That zu den wichtigſten Hausthieren, die von Speiſeverboten betroffen worden ſind; ein Thier iſt indeſſen noch vor ihnen zu nennen, deſſen Stellung zum Menſchen einzig daſteht und überdies den Angehörigen eines Kulturvolkes in ihrer ſittlichen Bedeutung am verſtändlichſten iſt, — es iſt der Hund. Aus einem läſtigen Geſellen, der den Ueberreſten der Jagdbeute nachzog und dem Menſchen im Nothfalle ſelbſt als Speiſe dienen mußte, hat er ſich zum nützlichen Jagdgefährten und endlich zu einem treuen Freunde des Menſchen aufgeſchwungen. Ihn zu eſſen, gilt daher vielen Völkern als unrecht, ja wir finden ungemein oft Hundeeſſer und Kannibalen als idemiſch genannt.[37] Anderwärts gehört dagegen der Hund zu den Schlachtthieren und wird ſogar als ſolches maſſenhaft gezüchtet und gemäſtet.[38] Von der ärmeren Bevölkerung mancher Landſtriche Deutſchlands wird Hundefleiſch

noch jetzt nicht verschmäht; im übrigen kann man wohl sagen, daß in Europa ein ungeschriebenes Speiseverbot den Hund vor solcher Ausnutzung bewahrt. Dem Besitzer eines anhänglichen Hundes muß der Gedanke, dieses Thier zu verspeisen, widerlich und unmoralisch erscheinen; etwas verdunkelt wird die Ursache der Erscheinung dadurch, daß ein unangenehmer Geruch dem Hundefleische anhaftet, so daß es nicht als besonderer Leckerbissen gelten kann.

Diese Eigenthümlichkeit, die eine andere Erklärung wenigstens denkbar erscheinen läßt, fehlt dem Fleische des Rindes, das dennoch oft und ganz ausdrücklich von Speiseverboten betroffen wird. Wenn der Hund nur ausnahmsweise, so im alten Iran,[39] in die Reihe der heiligen und unverletzlichen Thiere aufrückt, so wird das Rind weit öfter dieser Ehre theilhaftig. Hierbei ist oft eine bestimmte Entwickelung, ein Wechseln der Motive zu beobachten, das um so merkwürdiger ist, als auch in diesem Falle ein rein egoistischer durch einen sittlichen Beweggrund verdrängt wird.

Wir finden bei Nomadenstämmen, deren Reichthum in ihren Herden beruht, oft eine große Abneigung, diese Herden durch das Schlachten einzelner Rinder zu verkleinern. Die Kühe, deren Milch man genießt, schont man ohnehin nach Möglichkeit, aber auch von der Tödtung anderer Rinder hält den Besitzer ein Gefühl ab, dem man wohl nicht Unrecht thut, wenn man es vorerst einfach als Geiz bezeichnet. Sehr bald mischt sich dem eine gewisse Zuneigung zu einzelnen besonders schönen Thieren bei, die endlich zur förmlichen Vergötterung, mindestens aber zu bestimmten Speiseverboten führt. Die Keime dieser Anschauungen können wir am besten bei einigen afrikanischen Hirtenstämmen, ihre weitere Fortbildung bei den indischen Ariern beobachten, die als Nomaden in ihre neue Heimath einzogen. So schlachtet der Herero, der sich überdies

durch eine Art totemiſtiſcher Speiſegeſetze eingeengt fühlt, höchſt ungern ein Rind; auf ähnlichen Ideen beruht es wohl, daß die Waganda ihrem Stammvater Kintu eine Abneigung gegen das Schlachten des Viehes zuſchreiben, das nie in der Nähe ſeiner Hütte getödtet werden durfte.[40] Den Uebergang zu ſittlichen Beweggründen erkennt man am deutlichſten bei den Dinka. Die Leute dieſes herdenreichen Volkes an oberen Nil eſſen zwar Rindfleiſch, aber nur ſolches von fremden Rindern; ſelbſt wenn eines ihrer eigenen Thiere fällt, betheiligen ſie ſich nicht an der Mahlzeit.[41] Von hier bis zum völligen Verbote des Rindfleiſches iſt nur ein Schritt. Bei den Indern und manchen anderen Volke iſt vor allem die Kuh ein heiliges und unverletzliches Thier geworden; ihre Eigenſchaft als Milchſpenderin, alſo urſprünglich ein rein praktiſches Grundmotiv iſt auch hier die Wurzel der religiöſen Entwickelung. In ganz ähnlicher Weiſe gelangt bei ackerbauenden Völkern der nützliche Pflugſtier zu einer bevorzugten Stellung, ſo bei Griechen und Römern, die ausdrücklich verboten, ihn zu tödten, und dieſes Verbot auf ſittliche Beweggründe zurückführten. Man opferte nach Aelian den pflügenden Ochſen nicht, weil auch er ein Landmann wäre und die Mühe und Arbeit des Menſchen theilte;[42] Varro nennt ihn den Gefährten des Menſchen in ländlicher Arbeit und den Diener der Ceres, den zu ſchlachten in alter Zeit bei Todesſtrafe verboten war.[43] Plinius kennt noch Verbannung als Strafe für den Frevel.[44] Dasſelbe Verbot finden wir in Birma und China.[45]

Sehr lehrreich iſt die Beobachtung, wie man dem ſittlichen Beweggrunde wieder durch einen praktiſchen Halt zu geben wußte. Wir finden im Alterthume allgemein die Anſchauung, daß Stierblut giftig wirkt und mehreren geſchichtlichen Perſönlichkeiten als Todestrank gedient hat.[46] Es iſt derſelbe Gedankengang, der uns veranlaßt, naſchhaften Kindern irgend eine verlockende Speiſe als giftig zu bezeichnen.

In Europa hat ſich dieſe heilige Scheu auf die Dauer nicht halten können, das Rind iſt im vollſten Sinne des Wortes zum Schlachtthiere geworden, deſſen Fleiſch aus keinem ſittlichen Grunde und von keiner Bevölkerungsklaſſe mehr verſchmäht wird. Gewiſſermaßen an die Stelle des Rindes iſt dagegen ein anderes Thier getreten, das als Freund und Gehülfe dem Menſchen vielleicht noch unſchätzbarer iſt, — das Pferd.

Pferdefleiſch wird allerdings auch bei uns in Menge verzehrt, aber doch nur von der ärmeren Bevölkerung, der dieſes billige und dabei wohlſchmeckende Nahrungsmittel ſehr willkommen iſt; auf der Tafel der beſſer geſtellten Klaſſen will es ſich trotz mannigfacher Bemühungen [47] nicht einbürgern, und ſo kommt es, daß es Niemand einfallen wird, Pferde als Schlachtvieh zu züchten, was an ſich recht wohl möglich wäre. Bei vielen Völkern iſt Pferdefleiſch eine beliebte Speiſe [48], beſonders bei den Nomadenſtämmen Hochaſiens, die auffallenderweiſe trotz der Hochſchätzung des Pferdes es zu keinem Speiſeverbote gebracht haben; nur den Lamas iſt Pferde- und Kamelfleiſch unterſagt. Den alten Germanen galt bekanntlich das Pferd nicht nur als Schlachtthier, ſondern war auch das bevorzugte Opfer der Götter, deſſen Schädel, auf die „Neidſtangen“ oder den Dachgiebel gepflanzt, Gefahr und Unheil von den Gehöften fern hielt. Hierbei iſt zu bedenken, daß in älterer Zeit wilde oder verwilderte Pferde in den deutſchen Wäldern lebten, und ferner, daß die Germanen kein Reitervolk waren und das Pferd bei ihnen nicht die wichtige Rolle ſpielte, wie ſpäter zur Zeit der ritterlichen Kampfweiſe. Im Süden Europas indeſſen war damals das Pferdefleiſch bereits von der Tafel verbannt, und dieſes Speiſeverbot verbreitete ſich nun mit dem Chriſtenthum, als ob es zu dieſem gehörte, auch im Norden. An und für ſich kennt ja das Chriſtenthum keine Speiſeverbote; dennoch galt es damals ſchon als Kennzeichen des Chriſten, daß

er die Faſten hielt und gewiſſen Fleiſchſpeiſen überhaupt entſagte. In einem Schreiben des Papſtes Zacharias an Bonifazius finden ſich dieſe „chriſtlichen“ Speiſeverbote. Es war demnach unterſagt, das Fleiſch gewiſſer Geflügelarten zu eſſen, namentlich das der Dohlen, Krähen und Störche; noch weit mehr aber ſollte das Fleiſch der Biber, Haſen und Wildpferde gemieden werden.[49] Es iſt klar, daß hier Verbote zuſammengeſtellt ſind, die aus ſehr verſchiedenen Quellen fließen; der Haſe erſcheint merkwürdigerweiſe auch anderwärts, ſo vielfach in Nordamerika, unter den verbotenen Thieren, ohne daß die Urſache deutlich wird. Die Erwähnung des „equus silvaticus“ ſcheint zu beweiſen, daß man das zahme Pferd damals in Deutſchland auch nicht mehr aß, da es ſonſt ſicher beſonders genannt wäre. Trotz der päpſtlichen Verwarnung wurde übrigens das Wildpferd noch lange nachher ſelbſt von Geiſtlichen verzehrt, wie die Stelle eines in St. Gallen ums Jahr 1000 gefertigten Gedichtes beweiſt:

Sit feralis equi caro dulcis in hac cruce Christi.[50]

In Island behielt man ſich ſogar bei Einführung des Chriſtenthums das Pferdefleiſcheſſen ausdrücklich vor.[51] Die Idee, daß es „unchriſtlich“ iſt, Pferdefleiſch zu verzehren, hat ſich bis in die Neuzeit nicht verloren. Es iſt ſehr intereſſant, zu leſen, wie Denham, der erſte Erforſcher Bornus, ſich überzeugt, daß die Musgu keine Chriſten ſind, obwohl ſie von den Muhammedanern ſo genannt werden: Er ſieht, daß ſie Pferdefleiſch eſſen, und verhehlt dann auch nicht ſeinen Abſcheu vor dieſer Ruchloſigkeit. Trotz aller Verſchrobenheit liegt dieſer Anſchauung doch das ſehr richtige Bewußtſein zu Grunde, daß wir dem Pferdefleiſche aus ſittlichen Beweggründen entſagt haben und in dieſem Verbote einen äußeren Ausdruck unſerer Kultur erkennen müſſen.

Andere Hausthiere erringen ſich hier und da eine ähnliche Stellung wie das Pferd. Kamelfleiſch iſt in der Mongolei, wie

ſchon erwähnt, wenigſtens den Lamas verboten; in Arabien ißt man es, aber es gab früher heilige Kamele, die geſchont wurden,[52] und die Kopten verſchmähen das Kamelfleiſch überhaupt.[53] Von den Kaffern wird das Fleiſch des Elefanten mit der ausdrücklichen Begründung vermieden, daß dieſes Thier wegen ſeiner Klugheit dem Menſchen zu nahe ſteht.[54] Ob die Hauskatze in Aegypten aus totemiſtiſchen Beweggründen verehrt und ſchließlich gezähmt wurde, wie Viktor Hehn will, oder ob man ſie nicht tödten wollte, weil ſie zum Hausthiere geworden war, iſt fraglich; jedenfalls hat ſich die Schonung der Katze von allen altägyptiſchen Vorſchriften am zäheſten bis zur Gegenwart erhalten, wenn auch durch das neue Motiv geſtützt, daß Muhammed die Katzen geliebt haben ſoll.[55] In Deutſchland — wenigſtens im Erzgebirge, wie ich ſelbſt feſtſtellen konnte — herrſcht im Volke noch die Anſchauung, daß das Ertränken junger Katzen Unglück bringt; Katzenfleiſch iſt genießbar, aber auch durch ein ungeſchriebenes Speiſegeſetz verpehmt.

Wie eine Fortentwicklung dieſer Schonung der Hausthiere endlich in Indien zum völligen Verbote des Fleiſchgenuſſes geführt hat, iſt bekannt genug. Erwähnt ſei nur, daß nicht etwa erſt dem Buddhismus dieſe Ideen zu verdanken ſind, da im Gegentheil nach der Sage Buddha ſelbſt, wenn auch nur ausnahmsweiſe, Fleiſch gegeſſen hat, und der ältere Jainismus in dieſer Hinſicht den Buddhismus bei weitem an Folgerichtigkeit überbietet; vielmehr lag die Neigung zur Askeſe und Thierfreundlichkeit lange vor Buddha ſchon im Charakter des indiſchen Volkes, dem längſt die vediſchen Götter und Sitten, dieſe Erzeugniſſe eines friſchen, ſorgloſen Nomadenlebens, nicht mehr zuſagten.

Daß es übrigens nöthig war, die Grundlagen dieſer Gruppe moraliſcher Speiſeverbote noch ausführlich darzulegen, beweiſt hinlänglich, wie ſehr auch hier die tertiären Motive alle anderen überwuchert und verſchleiert haben. Die primären und ſekun-

däre Urſachen wirken unter der Oberfläche mit, aber ſie kommen nicht mehr zum Bewußtſein.

Eng verwandt mit den eben geſchilderten Verboten und doch in ganz anderer Weiſe entwickelt ſind die Speiſegeſetze, die auf totemiſtiſcher Grundlage beruhen. Das Weſen des Totemismus ausführlich zu ſchildern, iſt an dieſer Stelle nicht wohl möglich, zumal der Begriff des Wortes, je nachdem er weiter oder enger gefaßt wird, etwas ſchwankt. Die Angabe mag genügen, daß die Geſchlechtsgenoſſenſchaften innerhalb eines Stammes, wie ſie namentlich bei den Indianern Nordamerikas vorkommen, ſich oft durch beſondere Wappenthiere voneinander unterſcheiden, neben denen ausnahmsweiſe auch Pflanzen und andere Abzeichen verwendet werden. Das Wappenthier ſteht in engſter Beziehung zur Geſchlechtsgenoſſenſchaft, gilt als verwandt mit ihr, indem ein gemeinſamer thieriſcher Stammvater beide verbindet, und wird infolgedeſſen meiſt geſchont und ſogar förmlich verehrt. Da in der Algokinſprache derartige Wappenthiere als Totems bezeichnet werden, iſt das Wort Totemismus gebildet und von der Wiſſenſchaft allgemein angenommen worden. Am bekannteſten ſind die Geſchlechtsgenoſſenſchaften der Irokeſen, deren Stammesthiere Bär, Wolf, Schildkröte, Biber, Reh, Schnepfe, Reiher und Falke waren; bei den Tlinkit im nordweſtlichen Amerika ſind Wolf, Rabe, Bär, Walfiſch, Lachs und Froſch zu nennen, die Muskoki zerfallen in 20, einzelne Tinnehſtämme angeblich ſogar in 28 Geſchlechter mit ebenſovielen Wappenthieren. Dem Totemismus der Amerikaner entſpricht faſt vollkommen das Kobongiſyſtem der Auſtralier, und Spuren der Erſcheinung ſind auch bei anderen Völkern zu finden.

Es ſcheinen meiſt Jägervölker zu ſein, bei denen ſich totemiſtiſche Ideen entwickeln. Der Jäger ſteht ja den Thieren, die ihm theils als Speiſe dienen, theils als Mitbewerber um die Beute auftreten, nicht durchaus feindſelig gegenüber; ihre

Liſt oder Tapferkeit imponirt ihm, und gar nicht ſelten findet ſich der Gedanke, daß es eine Art freiwilliges Entgegenkommen der Jagdthiere oder doch ihres Genius iſt, wenn ſie ſich fangen laſſen. Thierfabeln, an denen alle Jagdvölker reich ſind, bekunden genügend, daß man Menſch und Thier für gleichartig hält, weit verbreitet iſt auch der Glaube an die Möglichkeit einer zeitweiligen Verwandlung lebender Menſchen in Thiere [56]. Am wichtigſten aber iſt die Thatſache, daß wir unter den zahlloſen Ideen über das Fortleben des Menſchen nach dem Tode verhältnißmäßig am häufigſten die von einer Verwandlung in Thiere oder Pflanzen vertreten finden. Glaubt man einmal in einer gewiſſen Thierart die Ahnen des Volkes zu ſehen, dann braucht man nur einen Schritt weiter zu gehen, um das Volk ſelbſt von einem thieriſchen Ahnherrn abzuleiten, dieſen Ahnherrn, ja das ganze Thiergeſchlecht zu verehren und damit den Totemismus förmlich zu begründen. Wie ſich dabei die Verehrung eines einzelnen Thieres oft über ganze Völkergruppen verbreiten kann, lehrt die Sage vom „großen Haſen", der den meiſten nordamerikaniſchen Stämmen als der gemeinſame Stammvater der Raſſe gilt. [57]

Wie man annehmen darf, ſind zahlreichere Speiſegebote auf den Totemismus zurückzuführen, als es dem Unkundigen ſcheinen möchte. So ſind die heiligen Thiere der Aegypter zum größten Theile die alten Wappenthiere der einzelnen Gaue, ihre Verehrung daher oft auf beſtimmte Theile des Landes beſchränkt. Noch zur Römerzeit kam es zu förmlichen Kriegen zwiſchen verſchiedenen oberägyptiſchen Gauen, weil die Leute des einen Gaues nicht dulden wollten, daß man im Nachbargau ihr heiliges Thieren ſchlachtete und verzehrte [58]. Aber ſelbſt ein Theil der jüdiſchen Speiſegeſetze mag totemiſtiſchen Urſprungs ſein, wie namentlich der amerikaniſche Ethnolog G. Mallery zu beweiſen ſucht. [59] Er nimmt eine Theilung des iſraelitiſchen

Volkes in eine Anzahl von Geſchlechtsgenoſſenſchaften an, die zur Zeit des Auszuges noch ihre verſchiedenen Wappenthiere (Schwein, Maus, Wildeſel, Kaninchen u. ſ. w.) verehrt und geſchont hätten, bis dann ſpäter alle einzelnen Speiſegeſetze ſich über das ganze Volk verbreiteten und nun nach veränderten Geſichtspunkten geordnet und vermehrt wurden. Jedenfalls iſt dieſe Anregung höchſt beachtenswerth.

Bei all dieſen Erwägungen drängt ſich die Thatſache immer wieder auf, daß aus allgemein verbreiteten Wurzeln heraus ſich lokale Bräuche entwickeln, deren Eigenart ihnen oft eine ganz beſondere Stellung zuweiſt. Eine ſolche „ethnologiſche Provinz" in Bezug auf Speiſeverbote iſt Weſtafrika, wo es zwar an rein totemiſtiſchen Anſchauungen nicht fehlt, wo aber doch eine ganz beſondere, in die bisherigen Rubriken kaum einzureihende Art von Speiſegeſetzen vorherrſcht. Man könnte von einem Totemismus reden, der nicht für eine Geſchlechtsgenoſſenſchaft, ſondern nur für die einzelne Perſon gültig iſt, wenn nicht auch dieſer Ausdruck ungenügend erſchiene. Jedenfalls hat der Gebrauch ſeine Wandlungen hinter ſich, die mit dem vorhandenen Material noch nicht vollkommen nachzuweiſen ſind. Gegenwärtig ſteht es ſo, daß jeder Einzelne ſich eines höheren Schutzes durch Beachtung gewiſſer Regeln verſichert, deren Mehrzahl aus Speiſeverboten beſteht; daneben finden ſich auch andere Verbote, z. B. das Meer oder einen Weißen zu ſehen u. ſ. w. [60] Was für Schutzgeiſter eigentlich durch Beobachtung dieſer Regeln günſtig geſtimmt werden, ſcheint, dem phantaſieloſen Weſen des Negers entſprechend, den Beſchützten ſelbſt nicht ganz klar zu ſein. Die Wahl des „Fetiſchs" geſchieht auf ganz verſchiedene Weiſe, und hier liegen die Thatſachen, die uns die Entwickelung des Brauches wenigſtens ahnen laſſen. Es kommt vor, daß man die zu meidenden „Fetiſchthiere" im Traume erblickt [61], was an den Glauben vieler Indianerſtämme erinnert; ferner ſetzt man Kindern

Digitized by Google

verſchiedene Speiſen vor und betrachtet die, gegen die ſie Abneigung zeigen, fortan als verboten (Xina).[62] Endlich giebt es bereits beſtimmte Fetiſche, die feſte Abzeichen und Verbote beſitzen und von Erwachſenen freiwillig erwählt werden.[63] So ſcheint aus totemiſtiſcher Wurzel eine Gruppe von Sitten hervorgewachſen zu ſein, die nunmehr eher den Faſtengebräuchen zuzurechnen ſind und damit eigentlich aus der Hauptgruppe der Speiſeverbote ganz ausſcheiden. Die Quelle des gegenwärtigen, allerdings ſekundären Beweggrundes giebt Baſtian ſehr ſchön in folgenden Worten: „Durch alle primitiven Völkerſtämme geht eine heilige Scheu gegen Benutzung der von der Natur gebotenen Erzeugniſſe im Pflanzen- und Thierreich; ſie zweifeln, ob den Menſchen das Recht zuſteht, ſich einen Gegenſtand anzueignen, den eine fremde unbegreifliche Macht geſchaffen und auf welchen dieſelbe ihr eigenes Eigenthumsrecht beanſpruchen möchte.“[64]

In mancher anderen Richtung noch können ſich die Grundideen weiter entwickeln. Der Glaube an Seelenwanderung veranlaßt oft eine Enthaltſamkeit, die nur von einzelnen Perſonen beſtimmten Thieren gegenüber beobachtet wird; ſo berichtet Hayes, daß ein Eskimoweib aus Vorſicht nur noch das Fleiſch von Vögeln genoß, weil ein Zauberer ihr geſagt hatte, daß ihr verſtorbener Gatte in ein Walroß verwandelt wäre. Ferner aber liegt die Befürchtung nahe, daß der Geiſt eines Thieres einmal in den Menſchen übergeht und Krankheit oder Beſeſſenheit hervorruft. Man vermeidet deshalb gewiſſe Thiere überhaupt, oder doch die Theile, in denen man den Sitz der Seele vermuthet; das Verbot des Blutgenuſſes bei den Juden und manchen anderen Völkern mag auf dieſe Vorſtellung zurückgehen. Die Scheu vor dem Verzehren von Thierköpfen, die wir bei den Aegyptern,[65] und von Menſchenköpfen, die wir noch heute bei den Kannibalen Queenslands finden,[66] gehört vielleicht hierher, obwohl der Gedanke an eine ſittliche Quelle dieſes Widerwillens

auch nahe genug liegt: der Kopf, in dem wir das ganze Weſen eines Geſchöpfes konzentrirt vor uns ſehen, erregt am leichteſten Mitleid und Abſcheu.

Ein ſekundärer Grund vieler Speiſeverbote, der oft alle urſprünglichen Motive in den Schatten ſtellt, iſt endlich noch zu erwähnen. Der Gedanke, daß die verbotenen Thiere unrein ſind, führt bald dazu, auch die Menſchen als unrein zu verachten, die das Fleiſch dieſer Thiere genießen. Damit werden die Speiſegeſetze das allerwirkſamſte Mittel der Abſonderung, das nun mit Bewußtſein weiter durchgeführt und für den neuen Zweck immer geeigneter gemacht wird: nicht nur die verbotenen Speiſen ſind unrein, ſondern auch alle Speiſen, die von unreiner Hand bereitet oder nur berührt ſind; ſelbſt der Schatten des vorübergehenden Europäers, der auf die Mahlzeit des Hindu fällt, macht dieſe ungenießbar. So wird der ſekundäre Zweck wieder die ſelbſtändige Urſache neuer Geſetze, die in ihrer Weſenheit an dem Umſtande kenntlich ſind, daß auch erlaubte Speiſen aus irgendwelchem Grunde unrein werden können; daneben halten ſich auch die urſprünglichen Geſetze, die ebenfalls erweitert und paſſend verändert werden. So ſind die Speiſeverbote der Juden entſtanden, die einen Komplex ſehr verſchiedenartiger Gebräuche umfaſſen. Aeußerlich, weil ebenfalls jetzt der Raſſen- und Kaſtentrennung dienend, ähneln die Speiſegeſetze der Hindu denen der Juden, obwohl die Quellen beider — abgeſehen natürlich von der allgemeinen primären Urſache — keineswegs übereinſtimmen.

Die Beweggründe, die aus den Speiſeverboten Mittel der Vereinigung und Abſonderung werden ließen, ſind im Grunde ſchon tertiärer Art: der Zwang der Geſellſchaft tritt hier in ſeine Rechte, genau wie bei der Kleidermode, wenn wir ſie mit Ihering als einen beſtändig wiederholten Verſuch der wohlhabenderen Geſellſchaftsklaſſen betrachten, ſich von der Maſſe ab-

zuſondern. Wie ſtark im übrigen die tertiären Urſachen das Beſtehen aller geſchriebenen und ungeſchriebenen Speiſeverbote unterſtützen, braucht ebenſowenig ausführlich dargelegt zu werden, wie die Thatſache, daß auch das primäre Motiv nie ganz ſeine Wirkſamkeit verliert und immer beſtrebt iſt, neue Verbote zu ſchaffen und alte zu befeſtigen.

Hatten alle bisher erwähnten Speiſeverbote ſomit eine gemeinſame Grundlage, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß außer ihnen noch Geſetze beſtehen, deren Wurzeln anderswo zu ſuchen ſind. Zwei Gruppen von Verboten ſind hier zu nennen, die das Eine gemeinſam haben, daß ſie zeitlich begrenzt ſind, alſo nicht eine beſtimmte Speiſe dauernd unterſagen, ſondern nur auf eine gewiſſe Zeit einige oder ſogar alle Nahrungsmittel verbieten. Es ſind dies einerſeits die Faſtengebräuche mit allen ihren Abarten, andererſeits die Speiſegeſetze, die mit dem Syſtem des Tabu zuſammenhängen. Beide Gruppen, die hier nur flüchtig beſprochen werden können, bieten eine Fülle der ſchwierigſten Probleme, deren Verdunkelung auch hier durch den Wechſel der Beweggründe verurſacht wird.

Ueber die Entſtehung des Faſtens läßt ſich wenigſtens ſoviel ſagen, daß man es längſt unwillkürlich übte, ehe es ſich zu einer bewußten Handlung umbildete; jedes Volk, das nicht unter außerordentlich günſtigen Bedingungen lebt oder über alle Hülfsmittel der Kultur gebietet, hat Perioden, in denen die Nahrung nicht für die Menge des Volkes ausreicht und der Hunger chroniſch wird. Die Frage iſt nur, wie man auf den Gedanken kam, freiwillig zu hungern, mit anderen Worten, welche Annehmlichkeit oder welchen Nutzen man ſich von dieſer Entſagung verſprach, — und hier beginnen die Schwierigkeiten. Es wäre denkbar, daß ein freiwilliges Faſten zunächſt nur das allzuraſche Verzehren der Vorräthe hindern ſollte, bis die Enthaltſamkeit ſekundär zum religiöſen Verdienſte wurde, — dann

würde das Faſten den tabuiſtiſchen Bräuchen ſehr nahe ſtehen. Ebenſo könnte der Faſtende ſich urſprünglich die Speiſe entzogen haben, um ſie den Verſtorbenen oder den Göttern zu opfern. Dieſe Erklärungen wären annehmbar genug, wenn nicht eine andere, die durch zahlreiche Belege unterſtützt wird, mindeſtens ebenſo beachtenswerth erſchiene und uns ermuthigte, den Brauch in eine ganz andere Gruppe von Sitten einzureihen. Der Schwächezuſtand, der anhaltendem Hungern folgt, erzeugt leicht Sinnestäuſchungen, Viſionen, wie ſie als „Verſuchungen" oder „Erſcheinungen" in zahlreichen Heiligenlegenden wiederkehren. Dem Naturmenſchen ſind dieſe Dinge mehr als wüſte Traumbilder, ſie geſtatten ihm, wie er glaubt, den Blick in die Zukunft und den Verkehr mit Geiſtern, und er iſt ſehr geneigt, dieſe Folgen eines unfreiwilligen Hungerns nunmehr abſichtlich hervorzurufen.[67] In dieſem Sinne iſt das Faſten nur eines jener zahlloſen Mittel, Ekſtaſe und Viſionen zu erzeugen, die bei allen Naturvölkern gebräuchlich ſind: Schlafloſigkeit, wilder Tanz, Geſchrei und Geſang, einſchläfernde Muſik, Räucherungen, Narkotika, geiſtige Getränke u. ſ. w. ſind da zu nennen. Mag die Urſache des Faſtens nun ſein, welche ſie will, ſicher iſt, daß ſich überall die Neigung zeigt, die Enthaltſamkeit als verdienſtvolle religiöſe Handlung zu betrachten. Sehr bemerkenswerth iſt übrigens, wie die primäre Urſache der anderen Speiſeverbote auch hier noch einen gewiſſen Einfluß geltend macht: als gelinderen Grad des Faſtens finden wir überall das Vermeiden des Fleiſchgenuſſes.

Faſt noch ſchwieriger als die Frage nach dem Urſprung des Faſtens iſt die nach der Entſtehung des Tabuismus zu beantworten; auf den Verſuch einer Löſung des Problems läßt ſich diesmal um ſo leichter verzichten, als die Speiſegeſetze nur einen Bruchtheil der zahlreichen Verbote bilden, die vor allem in Polyneſien ſich zu einem verwickelten Syſtem herausgebildet

haben. Wichtig ist nur der Zweck vieler tabuistischer Speiseverbote, der jedenfalls sekundär ist, aber den Verboten wenigstens Sinn und Halt giebt: das Tabuiren gewisser Pflanzen- oder Thierarten auf bestimmte Zeit soll verhindern, daß sie ausgerottet oder in gefährlicher Weise vermindert werden. Es ist dies eine Anschauung, die sich auf kleinen Inseln mit ihren geringen Hülfsmitteln fast mit Nothwendigkeit entwickeln mußte und auch auf anderen Gebieten geltend macht; mannigfaltig sind z. B. die Mittel, einer bedenklichen Vermehrung der Volkszahl vorzubeugen und auch auf diese Weise Hungersnöthe von vornherein unmöglich zu machen. Das Tabusystem ist offenbar diesem Zwecke erst angepaßt worden, aber er ist so wichtig, daß er auch in anderen Theilen der Erde sich geltend macht. Die merkwürdigen westafrikanischen Speiseverbote (Xina und Quixille) werden unter Umständen auch angewendet, um bei drohendem Mißwachs den Verbrauch im voraus zu beschränken.[68] Bei den Kaffern ist die Berührung der Ernte vor einem bestimmten Zeitpunkte selbst dem Eigenthümer untersagt, und demselben Volke galt es für Unrecht, Kälber zu schlachten.[69] Wie so oft, sind auch hier Dinge, die der Gemeinschaft des Volkes nachtheilig sind, zugleich als sittlich und religiös verwerflich hingestellt. Auch unter den zoroastrischen Gesetzen findet sich ein Verbot, junge Lämmer ohne Noth zu tödten,[70] und dem orthodoxen Russen erscheint das Schlachten der Kälber noch jetzt als sündhaft; man will die Thiere nicht vernichten, bevor sie ihr Geschlecht fortgepflanzt haben. Haberland[71] hat auch einige Beispiele gesammelt, die sich auf den Genuß unreifer Früchte beziehen. In Rußland durfte früher kein Apfel vor dem Apfelfeste am 6. August, in England keiner vor dem 15. oder 25. Juli gegessen werden, in Böotien war der Genuß frischer Früchte vor dem Herbstäquinoktium verboten u. s. w. Nüchterne, oder durchaus vollgültige Parallelen zu diesen Verboten sind unsere Jagd-

geſetze, die dem Wilde eine beſtimmte Schonzeit zubilligen; das Religiöſe iſt auch bei den tabuiſtiſchen Bräuchen nur Beiwerk, nur ſekundärer Beweggrund, aber nicht der Kern.[72]

So iſt es gar nicht möglich, alle Speiſegeſetze gewaltſam in eine Schablone zu preſſen; aber wir verſtehen wenigſtens, warum wir auf eine ſchematiſche Behandlung verzichten können, ohne deshalb überhaupt vor den Problemen zurückweichen zu müſſen. Auch die Völkerkunde hat ihre Geſetze, und vielleicht das wichtigſte iſt das Geſetz vom Wechſel der Beweggründe und Zwecke, das diesmal an einem der auffallendſten Beiſpiele durchzuführen verſucht worden iſt.

Anmerkungen.

[1] Ethnographiſche Parallelen I, S 114—127.

[2] Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft, Bd. 17 und 18 (1887 und 88).

[3] Modigliani, Un viaggio a Nias, S. 627.

[4] W. Wundt, Ethik, S. 97 ff.

[5] Nach ſeiner Anſicht iſt die früheſte Form des Leichenſchmauſes ein Opfermahl für den Verſtorbenen, das ſich dann in ein Opfermahl für die Götter und endlich in einen Erinnerungsſchmaus umwandelt, deſſen letzter Zweck endlich der bloße ſinnliche Genuß iſt.

[6] Wiedemann, Die Religion der alten Aegypter, S. 96.

[7] Ueber dieſes Problem vgl. meine „Grundzüge einer Philoſophie der Tracht", S. 121 f.

[8] Der Brauch knüpft an eine der verſchiedenen Vorſtellungen von der Seele an, die man in dieſem Falle im Hauch verkörpert und bei dem exploſionsartigen Herausſtoßen der Luft gefährdet glaubt.

[9] Ueber den Bedeutungswandel der Wörter vgl. Wundt a. a. O.; ferner H. Lehmann, Der Bedeutungswandel im Franzöſiſchen (Erlangen 1884).

[10] Orlow i. d. Ztſchr. f. allgemeine Erdkunde, N. F. V, S. 51.

[11] Jeder kennt gewiſſe Speiſen, die ihm perſönlich widerlich ſind; meiſt liegt die Urſache tiefer, als es auf den erſten Blick ſcheint, denn namentlich Kinder zeigen ſich inſtinktiv wähleriſch und verſchmähen oft

Dinge, die Erwachsene als besondere Leckerbissen betrachten. Als Gegenstück ist daran zu erinnern, daß von Kindern die Milch kaum jemals grundsätzlich zurückgewiesen wird, während sie zahlreichen Erwachsenen zuwider ist.

[12] Prschewalsky, Reisen in der Mongolei, S. 48.

[13] Derselben Ansicht ist Wundt, der erst nach der Entdeckung des Feuers das Fleischessen beginnen läßt, ebenso Peschel (Völkerkunde, 6. Aufl., S. 158 f.), dessen Bemerkungen über karnivore Affen zu vergleichen sind (a. a. O., S. 159). Gerland (Anthropologische Beiträge, S. 91) spricht sich weniger entschieden in diesem Sinne aus, macht aber (S. 94) die Bemerkung: In der Vorzeit war der Fruchtbaum völliger Herr, ja Tyrann des Menschen.

[14] Vgl. darüber meinen „Katechismus der Völkerkunde" S. 36.

[15] Beispiele bei Haberland, a. a. O. 17, S. 373. Ueber Methoden, das Fleisch durch Reiben und Treten genießbar zu machen, ebenda 17, S. 370.

[16] Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 14. Derselbe Forscher berichtet, daß man die Hühner wenigstens zum Tauschhandel verwendet, so daß sie geradezu als Geld dienen. (Globus B. 62, S. 101.)

[17] K. v. d. Steinen, Durch Central-Brasilien, S. 262.

[18] Globus, Bd. 50, S. 330.

[19] Cäsar, Bell. Gall. V, 12.

[20] Andree, Ethnogr. Parallelen 1, S. 123.

[21] Lassen, Indische Alterthumskunde 1, S. 297.

[22] So bei den Russen vgl. Andree, a. a. O. S. 121. Ueber die Tauben von Mekka vgl. Ritter, Erdkunde 13, S. 90. Andere Beispiele bei Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere, S. 461.

[23] Ausland 1876, S. 494.

[24] Noch nicht z. B. bei den Wanjamwesi (Reichardt i. d. Ztschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde z. Berlin, 24, S. 322). den Bongo (Schweinfurth, Im Herzen von Afrika 1, S. 301). den Kaffern (Kropf, Die Xosakaffern, S. 99). Vgl. auch F. Müller, Ethnographie, S. 158.

[25] 3. Mose 17, 15.

[26] Beispiele bei Andree, Parallelen 1, S. 125.

[27] Immerhin ist es merkwürdig, daß in der altägyptischen Schrift das Zeichen des Fisches die Bedeutung „verabscheuen, das Verabscheuenswerthe" haben kann. (Dümichen, Geschichte des alten Aegyptens, S. 275.)

[28] Andree, Parallelen 1, S. 126. Vgl. auch Ratzel, Völkerkunde II, S. 54, Kropf, Die Xosakaffern, S. 102.

[29] Reichardt i. d. Ztschr. d. Berliner Ges. f. Erdkunde 24, S. 321.

[30] Hildebrandt i. d. Ztschr. f. Ethnologie 1878. S. 378. Auch diese Völker rechnen die Fische zu den Schlangen; die Hühner verschmäht man angeblich, weil sie zu den unreinen Geiern gehören.

Digitized by Google

[31] Reichardt a. a. O., S. 321.

[32] Müller, Die amerikaniſchen Urreligionen, S. 379.

[33] G. Ebers, Das Alte in Kairo, S. 31.

[34] G. Nachtigal. Sahara und Sudan III, S. 439.

[35] Vgl. z. B. Juncker, Reiſen in Afrika, S. 237; C. Bock, Unter den Kannibalen von Borneo, S. 80; W. Munzinger, Ztſchr. f. allgemeine Erdkunde 8, S. 151; J. Dybowski, La route du Tchad S. 140.

[36] Ueberſetzt von Pfizmaier i. d. Sitzungsber. d. kaiſ. Akademie d. Wiſſenſch. zu Wien, Phil.-hiſt. Kl. Bd. 78, S. 138.

[37] So bekanntlich in vielen Theilen Chinas, auch in Korea nach Jakobſen (Globus, Bd. 52, S. 61). Stämme am unteren Sambeſi züchten Hunde ſtatt der Rinder, die ihnen von den räuberiſchen Makalaka geraubt worden ſind (Ratzel, Völkerkunde I, S. 58 d. Einl.). — Merkwürdig iſt der ſüdchineſiſche Glaube, daß Jeder, der am Tage Sut Hundefleiſch ißt, nachts vom Geiſte des gegeſſenen Hundes heimgeſucht wird. (Katſcher, Bilder a. d. chineſiſchen Leben, S. 251.)

[38] Peſchel, Völkerkunde, S. 164. Bei Opfern tritt der Hund, was auf ähnliche Gedankenverbindungen ſchließen läßt, oft an die Stelle des Menſchen. (Beiſpiel b. Andree, Parallelen I, S. 19.)

[39] Geiger, Oſtiraniſche Kultur, S. 371. Herodot 1, 140. — Als heilig erſcheint der Hund nach Dalton auch bei den Baoris in Bengalen. (Ztſchr. f. Ethnologie 6, S. 380.)

[40] Felkin, Notes on the Waganda Tribe, S. 764 und 66.

[41] Schweinfurth, Im Herzen von Afrika I, S. 178. — Auch die Wahehe, obwohl im Beſitze bedeutender Herden, eſſen nur wenig Fleiſch. (Ausland 1891, S. 63.)

[42] Claud. Aelian. V. Hist. 5, 14.

[43] Varro de re rust. 2, 5.

[44] Plinius Hist. nat. 8, 180. — Das Verbot wird noch erwähnt von Valerius Maximus (8, 6), Columella (de re rust. 6) und Aelian (Hist. animal. 12, 54). Vgl. auch den Spruch des Pythagoras: *βοὸς ἀροτῆρος ἀπέχεσθαι.*

[45] Baſtian i. d. Ztſchr. f. Ethnologie 1, S. 46 und 64.

[46] König Pſammetich von Aegypten nach Herodot 3, 15; ferner König Midas und Themiſtokles. Vgl. auch Haberland a. a. O. 17, S. 364.

[47] In Paris bemüht ſich namentlich der Thierarzt Decroix, das Pferdefleiſch populär zu machen. Die Zeitungen berichteten 1892 von einem Bankett, das er zu dieſem Zwecke veranſtaltet hatte und wo in feurigen Reden das Vorurtheil gegen Pferdefleiſch bekämpft wurde.

[48] Beiſpiele giebt B. Langkavel in ſeiner Abhandlung „Pferde und Naturvölker (Internat. Archiv f. Ethnographie I, S. 52).

[49] ....in primis volatilibus, id est de graculis et corniculis atque ciconiis. Quae omnino cavendae sunt ab esu Christianorum. Etiam et fibri et lepores et equi silvatici multo amplius vitandi.

[50] Mitth. d. antiquar. Geſellſchaft in Zürich, III, 2, S. 99.

[51] Langlavel a. a. O., S. 53.

[52] Ztſchr. f. Ethnologie 1, S. 46.

[53] Andree, Parallelen 1, S. 121.

[54] F. Müller, Ethnographie, S. 189.

[55] Wiedemann, Die Religion der alten Aegypter, S. 99.

[56] Beiſpiele bei Andree, Parallelen 1, S. 62—80.

[57] Müller, Die amerikaniſchen Urreligionen, S. 123.

[58] Wiedemann a. a. O., S. 99.

[59] G. Mallery, Iſraeliten und Indianer, überſ. v. Krauß, S. 80. Uebrigens glaubt ſchon Plutarch, daß die Juden urſprünglich aus Verehrung das Schwein geſchont haben.

[60] K. Baſtian, Loangoküſte 1, S. 186.

[61] Baſtian, Ztſchr. f. Ethnologie 6, S. 7.

[62] Baſtian a. a. O., S. 15.

[63] Baſtian, Loangoküſte 1, S. 188.

[64] a. a. O. 1, S. 355.

[65] Herodot 2, 39.

[66] K. Lumholtz, Unter Menſchenfreſſern, S 317.

[67] Beiſpiele giebt Haberland a. a. O. 18, S. 29 f.

[68] Baſtian, Loangoküſte 2, S. 39.

[69] Kropf, Die Kafirkaffern, S. 102.

[70] Spiegel, Eraniſche Alterthumskunde 1, S. 696.

[71] A. a. O. 18, S. 17.

[72] Es mag geſtattet ſein, wenigſtens in einer Anmerkung auf die wahrſcheinliche primäre Urſache des Tabuismus hinzuweiſen, die mit der Urſache der Leichenſchmäuſe zuſammenfällt, — die Geſpenſterfurcht. Hier und da verbieten noch die ſtrengſten Tabugeſetze den Genuß von Speiſen, die einem Verſtorbenen gehört haben. Auf den Nikobaren z. B. dürfen die Kokosnüſſe, die das Eigenthum eines kürzlich Geſtorbenen ſind, weder gepflückt noch gegeſſen werden (vgl. W. Svoboda i. Internat. Archiv f. Ethnogr. VI. S. 26.) Die Uebertragung ſolcher Verbote auch auf das Eigenthum lebender Perſonen, zunächſt der Prieſter und Häuptlinge, lag ſehr nahe.

Der Dichter Ennius.

Von

Lucian Mueller.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Wenn man von der deutschen Frau in der Vorzeit spricht, so meint man allgemein die Germanin, die zur Zeit der Feindseligkeiten zwischen Römern und Deutschen, also ungefähr um die Wende unserer Zeitrechnung lebte und in ihrem Thun und Treiben von den Schriftstellern der Alten in so prächtigen Farben geschildert worden ist. In diesem Sinne scheinen auch alle Vorträge und Aufsätze bisher abgefaßt zu sein, die dieses Thema zum Gegenstand der Behandlung genommen haben. Natürlich, die einzige Quelle, aus der alle diese Autoren ihren Stoff schöpfen konnten, blieben stets nur die geschichtlichen Aufzeichnungen der Griechen und Römer oder die deutsche Sage, mithin Dokumente, die doch recht jugendlichen Alters im Vergleich zu den Jahrtausenden sind, seit denen unsere Vorfahren bereits in Mittel- und Nordeuropa nachweislich ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Wer aus dieser Zeit Kunde erhalten will, der muß über die schriftlichen Nachrichten, ja selbst über die mündliche Ueberlieferung und lebendige Erinnerung hinaus bis ins graue Alterthum zurückgehen. Ihm vermögen nur die steinernen Runen der Urgeschichte Aufschluß zu geben in Gestalt der urgeschichtlichen Fundstücke aus dem Schoße der Mutter Erde, als da sind hinterlassenes Haus- und Kriegsgeräth aus Stein, Knochen, Thon und Metall, Knochenreste, Grabstätten, Niederlassungen u. a. m. Freilich gehört hierzu eine umfassende Kenntniß auf dem Gebiete der Urgeschichte, die sich nicht auf

ein enges Gebiet der Heimath beſchränken darf, ſondern auf ganz Europa und noch darüber hinaus erſtrecken muß. Durch dieſe Methode iſt unſer Wiſſen von dem Leben und Treiben unſerer Vorfahren bedeutend erweitert worden. Wir kennen durch ſie unſere Altvordern aus einer Zeit, die vordem aller Kenntnißnahme entrückt zu ſein ſchien, beinahe beſſer als die aus manchen Zeitabſchnitten unſerer Geſchichte. Freilich wollen wir uns nicht verhehlen, daß dieſes unſeres Wiſſen noch viele Lücken aufweiſt, daß manche Kluft noch zu überbrücken bleibt; indeſſen ſteht zu hoffen, daß bei dem rüſtigen Fortſchreiten der vorgeſchichtlichen Forſchung auch dieſe ſich mit der Zeit ausfüllen laſſen werden.

Das Bild von dem Leben und Treiben der vorgeſchichtlichen deutſchen Frau, das wir im folgenden auf Grund der zahlreichen prähiſtoriſchen Fundſtücke zu konſtruiren verſuchen wollen, wird im gewiſſen Sinne einſeitig ausfallen, inſofern es vorwiegend die materielle Seite zum Ausdruck bringen wird, alſo Wohnung, Ernährung, Kleidung, Beſchäftigung und Schmuck der Germanin, weniger die ideale Seite, da nach dieſer Richtung hin die Funde nur einen beſchränkten Rückſchluß geſtatten. Wo uns die Funde aus ſpeciell deutſchem Gebiete im Stich laſſen, werden wir das Material aus der Vorzeit der angrenzenden Länder (Oeſterreich und Nordſchweiz) herzunehmen und durch Vergleich das fehlende Stück zu unſerem moſaikartigen Bilde zu ergänzen haben. — Von dieſen Geſichtspunkten aus mögen die folgenden Zeilen Beurtheilung finden.

Ehe wir dem eigentlichen Thema näher treten, dürften vielleicht einige erläuternde Bemerkungen allgemeinen Inhaltes über die Eintheilung der Urgeſchichte des beſſeren Verſtändniſſes wegen am Platze ſein. Man theilt dieſelbe, ſoweit ſie für die Exiſtenz des Menſchen in Betracht kommt, in drei zeitlich aufeinander folgende Perioden ein: in das paläolithiſche

oder ältere Steinzeitalter, auch Diluvium genannt, in das neolithiſche oder jüngere Steinzeitalter und in die Metallzeit. — Die älteſten Spuren des menſchlichen Daſeins in Europa führen in die paläolitiſche Periode zurück. Wenn es auch gewagt erſcheint, eine ſoweit zurückliegende Zeitepoche ziffermäßig berechnen zu wollen, ſo kann man immerhin doch einen Verſuch machen, dieſelbe aufs ungefähre abzuſchätzen, wobei es auf einige Jahrtauſende mehr oder weniger nicht ankommt. Setzen wir demzufolge aus Gründen, auf die wir nicht näher eingehen wollen, den Beginn dieſer Periode ungefähr ums Jahr 200000, ihr Ende ums Jahr 12000 v. Chr. Die Kultur ſteckte damals gleichſam noch in den Kinderſchuhen. Der Menſch kannte weder Metalle, noch zahme Thiere oder Ackerbau. Seine geſamten Hülfsmittel beſtanden in Stein- und Knochengeräthen der roheſten Form, die er ſich aus Feuerſteinknollen und Thierknochen zurechtſchlug. Zeitgenoſſen waren die Rieſen in der Thierwelt, wie Mammuth, Rieſenhirſch, Auerochs, Nashorn und andere Thiere des Diluviums, deren Fleiſch die Nahrung für den paläolithiſchen Menſchen abgab. — Die auf das Diluvium folgende jüngere Steinzeit, deren Beginn für Mitteleuropa ums Jahr 12000 fallen mag, weiſt eine neue, ganz abweichende Kulturrichtung auf, die bereits auf die Bezeichnung Civiliſation Anſpruch machen darf. Dieſelbe fand höchſtwahrſcheinlich durch das Vordringen einer neuen Völkerfamilie Eingang, die vom Südoſten her in Mitteleuropa auftauchte und Ackerbau und Viehzucht einführte. Man iſt gewohnt, dieſe neuen Ankömmlinge als Mitglieder der großen indogermaniſchen Völkerfamilie aufzufaſſen und ſie als Arier zu bezeichnen, zu denen auch di Germanen zu ſtellen ſind. Zu dieſem Zeitpunkt tritt uns alſo die deutſche Frau zum erſten Male in der Vorgeſchichte entgegen. Die neolithiſche Kulturperiode charakteriſirt ſich im allgemeinen kurz dadurch, daß der Menſch zur Zeit zwar immer noch ſeine

meiſten Waffen und Werkzeuge aus Stein und Knochen verfertigte, jedoch ſolche ſchon zu poliren und zu ſchleifen verſtand, außerdem dadurch, daß er, wie ſchon geſagt, Ackerbau und Viehzucht trieb. Dieſe Kulturrichtung fand ungefähr ums Jahr 2000—1500 v. Chr. ihren Abſchluß durch die Einführung der Metalle, zuerſt des Kupfers, dann der Bronze, einer Miſchung von Kupfer und Zinn. Dieſes Metall trat alsbald ſeine ausſchließliche Herrſchaft an, indem es nicht nur allgemein zum Schmuck, ſondern auch zu Waffen und Werkzeugen verarbeitet wurde. Als um Jahr 500 v. Chr. dann auch die Kenntniß des Eiſens in Mitteleuropa Eingang fand, kam auch dieſes Metall zur Anfertigung von mancherlei Geräthſchaften, im beſonderen der Schmuckgegenſtände in Verwendung. Es iſt dies die ſogenannte Hallſtattperiode oder die ältere Eiſenzeit im Gegenſatz zu der mittleren Eiſenzeit, der Latèneperiode, zu welcher Eiſen ſchon allgemeinere Verbreitung gefunden hatte. Damit nähern wir uns bereits dem Beginne unſerer Zeitrechnung, alſo der für Deutſchland ſchon hiſtoriſchen Zeit.

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen gehen wir nunmehr zu unſerem Thema über. Obwohl die deutſche Frau erſt zur jüngeren Steinzeit auf der Bildfläche erſcheint, wollen wir doch auch das Leben und Treiben ihrer Vorgängerin, des diluvialen Weibes, mit in den Kreis unſerer Betrachtung ziehen, ſchon um die Gegenſätze zwiſchen beiden lichtvoller hervortreten zu laſſen. Das Heim des paläolithiſchen Menſchen, wenn anders dieſer Ausdruck ſchon gerechtfertigt iſt, war ein höchſt primitives, das jeglichen Komfortes entbehrte: je nach der Oertlichkeit eine Höhle oder eine im Kies angelegte, allenfalls noch mit Laubwerk zum Schutz gegen die Witterung gedeckte Grube, deren Boden gleichzeitig die Stelle von Schlafſtätte, Tiſch und Herd vertrat. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß bei dem unſtäten Treiben des Mannes — die Jagd machte ſeine Hauptbeſchäftigung aus —

ein häufiger Wechsel in dem Aufenthaltsorte eintreten mußte; es leuchtet ferner ein, daß unter solchen Verhältnissen und bei so niedrigem Kulturgrade an das Bestehen geregelter ehelicher Verhältnisse kaum zu denken war. Wo der herumschweifende Jäger ein weibliches Wesen antraf, das seinen thierischen Trieb wachrief, hielt er eine Zeitlang mit ihm zusammen, nahm es vielleicht auch als fernere Lebensgefährtin bei seinen weiteren Wanderungen mit sich auf den Weg oder aber ließ es als „Strohwitwe" für immer im Stich.

Putzsucht und Koketterie kennzeichnen bereits das Weib, wo es uns zum ersten Male auf der Erde entgegentritt. Kleidung trugen zwar diese Schönen der älteren Steinzeit für gewöhnlich noch nicht, aber sie verstanden es wohl, ihre körperlichen Reize durch allerhand Schmuck zu erhöhen. Dies lehren uns die urgeschichtlichen Fundstücke. Freilich vermögen diese Schmucksachen des Diluviums mit denen unseres Zeitalters nicht den geringsten Vergleich auszuhalten; denn es sind höchst einfache und dürftige Schöpfungen, wie sie meistens schon die Natur von selbst darbietet, aber dabei doch ganz originelle: Zähne vom Bären, Höhlenlöwen, Pferd, Wolf, Fuchs, sowie Eberhauer, Unterkiefer kleiner Thiere — kurz alles, was die Jagd abwarf, ferner Muscheln und Schalen von Weichthieren, die, durchbohrt, auf einen Streifen aus Leder oder eine Thiersehne aufgezogen, als Halsband, Ohrgehänge oder Arm- resp. Fußreifen getragen wurden. Wohlhabendere Evastöchter behängten sich auch wohl mit durchlochten oder sogar geschnitzten Plättchen aus Elfenbein oder Rennthiergeweih, mit Stücken Fett, auffälligen resp. bunten Gesteinstücken u. a. m. Doch wir sind in der Aufzählung des Putzes noch nicht zu Ende. Versuchen wir in die Boudoirgeheimnisse ein wenig tiefer einzudringen, so erfahren wir, daß auch bereits Schminke als Toilettenmittel in Anwendung kam, und zwar in Gestalt unschuldigen Ockers von gelber oder röthlicher Farbe,

— es ist dies derselbe Farbstoff, mit dem wir unsere Stubendielen streichen —, ferner des Braunsteins oder Graphits, Farbstoffe, die nicht nur zur Verschönerung des Teints, sondern der ganzen Körperoberfläche dienten. Wie Fraas vermuthet, wurden dieselben vielleicht mit Rennthierfett vermischt auf die Haut gestrichen; es scheint sich demnach in der That um eine Art Schminke gehandelt zu haben. Solche Schminktöpfchen hat man verschiedentlich, z. B. zu Andernach, in der Gudenushöhle u. a. O. aufgefunden. — Ferner scheint es bei den paläolithischen Damen auch Brauch gewesen zu sein, sich nach Art der Indianer auf Wangen, Brust und Arm mittelst Tättowirung Verzierungen anzubringen. Wir kennen eine kleine Darstellung aus der diluvialen Höhle zu Laugerie-Basse in Frankreich, die uns zu solcher Annahme berechtigt. Es ist dies eine Geweihsprosse, auf der sich ein mit Einschnitten (?) verzierter menschlicher Arm eingravirt findet. — Die Form und Herstellung des Körperschmuckes, wie wir sie soeben aus dem paläolithischen Steinzeitalter geschildert haben, ist den Reiseberichten zufolge noch die nämliche bei verschiedenen, auf niederer Kulturstufe, gleichsam noch im Steinzeitalter lebenden Naturvölkern.

Wie schon am Eingange betont, existirte zu der Zeit, von der wir sprechen, noch kein Haushalt: Küchenverwaltung, Handfertigkeiten, Kindererziehung und ähnliche Beschäftigungen, die heutzutage in den Wirkungskreis der Hausfrau fallen, stellten gar keine oder höchstens nur sehr geringe Anforderungen an das Weib. — Halten wir bei den sog. Wilden der Neuzeit nach der Beschäftigungsweise der Frau Umschau, so finden wir, daß in erster Linie die Anfertigung des Topfgeräthes zu solchen Obliegenheiten gehört. Die paläolithische Frau war besser als diese ihre modernen Mitschwestern daran; denn die Kunst der Keramik war zur Zeit noch unbekannt. Indessen das Fehlen irdenen Geschirres involvirt noch nicht, dem Diluvium die Methode des

Kochens abzusprechen. Das Garmachen der Speisen geschah, wie man es bei niederen Völkerschaften verschiedentlich noch beobachten kann, in der einfachen Weise, daß in eine Erdgrube, die mit Thon oder Lehm ausgeschmiert oder mit einer Thierhaut ausgekleidet war, oder in einen Trog aus einem im Innern verwitterten Baumstamm Wasser und Fleisch zusammen hineingeschüttet und durch glühend gemachte Steine zum Sieden gebracht wurden. Daß ein ähnliches Verfahren bereits zur Urzeit bestand, schließen wir mit Hörnes aus einem Funde aus der Gudenushöhle in Niederösterreich: mehreren ganz durchglühten Quarzgeröllen. — Ein anderes Verfahren, das möglicherweise auch bereits in Anwendung kam, ist das Braten resp. Rösten am Spieß, wenn auch nicht gerade in der entwickelten Weise, wie es bei Volksfesten (Ochsenbraten) noch heutzutage geübt wird — denn Eisen gab es ja noch nicht, und ein Holzspieß wäre sicherlich dabei verbrannt —, sondern vielleicht nur in der Art, wie man kleinere Thiere, im besondern Fische gegenwärtig (in Ungarn, Bayern, bei den Indianern) zu rösten pflegt, die man auf Stecken oder starken Ruthen aufgespießt im spitzen Winkel zur Erde in diese feststeckt und über Glimmfeuer langsam zum Rösten bringt. — Die Speisenkarte wies zur paläolithischen Periode bereits eine immerhin bedeutende Auswahl auf: hauptsächlich waren es jene mächtigen diluvialen Säugethiere, deren Fleisch die Mahlzeiten für den Menschen abgab: Mammuth, Rhinoceros, Rennthier, Pferd, Urstier, Riesenhirsch, Höhlenlöwe, Wildschwein u. a. m.

Das Thier wurde für gewöhnlich an Ort und Stelle, wo es eine Beute des Jägers geworden war, in seine Stücke zerlegt, wobei sicherlich das Weib hilfreiche Hand leistete. Die Haut wurde mittelst eines Feuersteinmessers aufgeschnitten und das Fell abgestreift, indem man mit falzbeinähnlichen Werkzeugen aus Rennthiergeweih nachhalf. An diese Procedur schloß

ſich das Ausweiden an. Das friſch ausſtrömende Blut wurde mittelſt der hohlen Hand oder löffelartig ausgehöhlter Knochenwerkzeuge aufgefangen und noch warm getrunken; möglicherweiſe leckte man es auch nach Art der Hunde auf. Sodann wurde der Schädel durch Steinbeile geöffnet und ſein noch warmer Inhalt, der für einen Hauptleckerbiſſen galt, an Ort und Stelle verſpeiſt. Dann erſt ging es an das Zerlegen des Thieres. Die weniger brauchbaren, ſchwer fortzuſchaffenden Stücke, wie der Rumpf, blieben zurück; dagegen wurden der Kopf, der Hals, ſowie die Extremitäten, an denen das meiſte Fleiſch zu ſitzen pflegt, nach Hauſe mitgeſchleppt. Hier fand die weitere Zerlegung und Zubereitung des erlegten Thieres ſtatt. Mittelſt Stein- und Knochengeräthe, die in ihrer Form an Beile oder Meſſer erinnern, wurde das Fleiſch gelöſt; die Knochen wurden noch weiter ausgenutzt, im beſonderen die markhaltigen Röhrenknochen wegen ihres ſchmackhaften Inhaltes aufgeſchlagen. Zum Zertrümmern derſelben dienten maſſive Bärenunterkiefer mit ſtehengebliebenem Eckzahn, die ſich als Hammer bequem handhaben ließen, oder an Ort und Stelle aufgeleſene Feldſteine. Solche fauſtgroße Hammerſteine kamen z. B. in Schuſſenried in Württemberg haufenweiſe zum Vorſchein, desgleichen größere Gneisplatten von 1—2 Quadratfuß Größe, die vielleicht als Schlachtblöcke oder auch als Herdſteine Verwendung fanden.

Das mehr oder minder gar gekochte Mahl wurde, ohne große Umſtände zu machen, verſchlungen. Gabeln gab es noch nicht; die Finger dienten als ſolche, die hohle Hand als Löffel. Wir kennen zwar löffelartige Gebilde, d. h. rinnenartig ausgehöhlte Geweihſtücke von 3—4 dem Länge (Schuſſenquelle); ihre für den gewöhnlichen Gebrauch zu bedeutende Größe ſpricht aber eher dafür, daß ſie zum Auffangen des Blutes oder zum Auslöffeln des Gehirnes gedient haben mögen. — In Ermangelung von Thongefäßen benutzte man auch wohl hier und dort (Schuſſen-

quelle z. B.) zur Aufbewahrung von Flüſſigkeiten oder als Trinkbecher die Schädel der erlegten Thiere.

Neben der Zubereitung der Speiſen lag dem Weibe höchſtwahrſcheinlich auch noch die Herſtellung der zur Jagd und zum Abhäuten der Beute erforderlichen Geräthſchaften ob; in den ſpäteren Jahrtauſenden der paläolithiſchen Periode kam hierzu noch die Anfertigung der Kleidung. Urſprünglich gingen der diluviale Menſch und auch ſeine beſſere Hälfte unbekleidet einher, vielleicht auch nur zur wärmeren Jahreszeit. Wir beſitzen einige intereſſante Belege hierfür in Geſtalt einiger höchſt einfach ausgeführter, aber recht charakteriſtiſcher Darſtellungen menſchlicher Weſen auf Knochenſtücken. So zeigt u. a. eine Gravirung auf einem Schulterblattfragment aus der ſchon erwähnten Höhle zu Laugerie-Baſſe eine unbekleidete, aber mit Armbändern geſchmückte weibliche Figur. — Erſt gegen Ende der paläolithiſchen Zeit ſcheint entſprechend der fortſchreitenden Geſittung auch die Bekleidung des Körpers in Mode gekommen zu ſein; höchſt primitiv war ſie ſicherlich noch, denn Spinnen und Flechten waren noch unbekannte Fertigkeiten. Sie beſtand vermuthlich nur in einem Stück Fell, das als Mäntelchen über die Schulter oder die Hüften geworfen wurde, oder in das der Menſch auch vollſtändig hineinkroch. Da mag es nun zu den Obliegenheiten des Weibes gehört haben, dieſe Felle herzurichten d. h. ſie mittelſt Feuerſteinſchaber abzukratzen, zu glätten und mit Fett geſchmeidig zu machen, ferner ſie zu zuſchneiden und durch Näthe aus Lederſtreifen, Sehnen oder Darmſtreifen zu vereinigen. Daß hierzu ſchon Nadeln, Stichel, Pfriemen und Ahlen in Gebrauch waren, beweiſen verſchiedentliche Funde; in der Gudenushöhle z. B. hat man mehrere ſolcher, immerhin recht zierlich gearbeiteter Nähnadeln von 3,7—7,2 cm Länge gefunden, die aus dem Schulterblatt des Rennthieres geſchnitzt ſind und an dem einen Ende eine vermuthlich mittelſt einer ſteinernen Spitze hergeſtellte Durchbohrung tragen.

Dieſem äußerſt primitiven Kulturzuſtande, wie wir ihn geſchildert haben, nach zu ſchließen, muß die Stellung der Frau, wie überhaupt bei allen rohen Völkerſchaften, eine recht untergeordnete geweſen ſein. Ein ganz anderes Bild dagegen gewinnen wir von dem Leben und Treiben der Frau in der kulturgeſchichtlich ſchon fortgeſchritteneren Periode, der jüngeren Steinzeit. Der endloſe und ſchließlich aufreibende Kampf ums Daſein während der paläolithiſchen Periode brachte ſchließlich geradeſo wie die gewaltigen Thiere des Diluviums auch ihren Zeitgenoſſen, den Menſchen, allmählich zum Verſchwinden. An ſeine Stelle trat ein neues, friedliches und mehr ſeßhaftes Geſchlecht, das zu Beginn desjenigen Kulturabſchnittes, den wir als neolithiſches Zeitalter bezeichnen, vermuthlich aus Südoſten nach Mitteleuropa einwanderte und Hausthiere ſowie Kulturpflanzen mit ſich brachte. Arier waren es wohl oder, ſpeciell für die deutſchen Landſtrecken geſagt, germaniſche oder ſolchen verwandte (vorauseilende) Völkerſtämme, die zu Trägern neolithiſcher Kultur und Geſittung wurden.

Die Niederlaſſungen und Wohnräume dieſes Zeitalters waren dem höheren Kulturgrade gemäß ſchon freundlicher und ihrem Zwecke entſprechender eingerichtet als vordem. Die Anlage dieſer Behauſungen war von den lokalen Verhältniſſen abhängig. In gebirgigen Gegenden, z. B. in der fränkiſchen Schweiz, in Polen, Oberitalien ꝛc., waren es wiederum Höhlen oder Grotten, deren Inneres zum Aufenthaltsort umgeſtaltet wurde; auf ebenem Tarrain, z. B. im norddeutſchen oder ungariſchen Tieflande, aus Fachwerk oder Rohrhalmen aufgerichtete und mit Lehm ausgeſtrichene Hütten, deren meiſt runder Boden entweder plan war oder tiefer als das Erdniveau lag und im letzteren Falle öfters noch Vorrathsräume barg (ſo in Lengyel); in waſſerreichen Niederungen endlich, z. B. in der Nordſchweiz, waren es Pfahlbauten, auf Roſtpfählen mitten in

einem See oder Fluß errichtete blockhausähnliche Anlagen. Die Einrichtung einer ſolchen Niederlaſſung beſtand in dem zum Leben nöthigſten Mobiliar — Tiſch- und Bankreſte hat man in den ſchweizeriſchen Pfahlbauten angetroffen —, in Küchengeräthſchaften allerlei Art, wie Tellern, Töpfen, Krügen, Bechern, Sieben, Tiegeln, Löffeln u. a. m., ſowie in einem Webſtuhle. Dementſprechend muß auch der Wirkungskreis der neolithiſchen Hausfrau ſchon ein recht umfangreicher geweſen ſein.

Ohne Zweifel lag ihr nunmehr die Anfertigung des Topfgeräthes ob, in der ſie vollends ihren künſtleriſchen Sinn und ihre Handfertigkeit bethätigen konnte. Daß dies auch wirklich der Fall war, beweiſt jene Pracht von Gefäßen, die uns aus den neolithiſchen Niederlaſſungen, im beſonderen aus den der ſchweizeriſchen Pfahlbauten entgegentritt.

Die Mannigfaltigkeit in den Geſchirrformen geſtattet wohl den Rückſchluß, daß auch die Kochkunſt bereits einen höheren Grad von Vervollkommnung erreicht haben muß. Dazu kommt, daß Ackerbau und Viehzucht eine ziemliche Auswahl in den Speiſen erlaubten. Verſuchen wir einmal, in die Töpfe unſerer neolithiſchen Urgroßmütter zu gucken, und wir werden ſtaunen, daß der Inhalt ſich wenig von dem der Töpfe aus unſerer heutigen Zeit unterſchied. Während der paläolithiſche Menſch auf Bärenſchinken, Mammuthrücken, Löwenfilet und Rennthiermark angewieſen war, brachte jetzt die Hausfrau neben Wildbret zahmerer Art, wie Hirſch, Reh, Eber, auch ſchon Schweine-, Rind- und Hammelbraten, ſowie allerlei Geflügel auf den Tiſch. Weitere Abwechſelung erhielt die Speiſenkarte durch die Erzeugniſſe der Seen und Flüſſe, wie Auſtern, Hechte, Barſche, Forellen u. a. m.; den Nachtiſch endlich bildeten Kompottſorten verſchiedener Art, wie Aepfel, Birnen, Pflaumen, Schlehen, Heidelbeeren, Preiſelbeeren u. ſ. w. im rohen oder geſchmorten Zuſtande. Dieſem reichhaltigen Speiſenprogramm zufolge muß

es nicht übel gewesen sein, beim neolithischen Mitteleuropäer vor circa 6—8 Tausend Jahren an der Tafel gesessen zu haben. — Die Herstellung der Speisen fand in Kochtöpfen statt, wohl in derselben Weise wie bei uns. Eigenartig war dagegen die Art des Brotbackens. Der Teig wurde auf einer glühend-heiß gemachten Steinplatte ausgebreitet und mit glühender Asche bestreut: so entstanden Brote, die auf der Unterseite flach, auf der Oberseite gewölbt und uneben aussehen. Die dichte Konsistenz der rundlichen, 1 Zoll bis 15 Linien dicken und 4—5 Zoll im Durchmesser großen Brote läßt darauf schließen, daß dieselben keine Hefe als Zusatz erhielten, es war demnach eine Art Zwieback. Dagegen wurden dem Teige Leindotter- und Leinsamen als Würze beigemengt oder auf das fertig geformte Brot aufgestreut. Auffällig ist, daß die Brote, die sich unter den Speiseüberresten aus den schweizerrischen Pfahlbauten erhalten haben, nur aus Weizen- und Hirsemehl gebacken sind, nicht aus Gerstenmehl. Da nun aber auch Körner dieser Halmfrucht unter den daselbst aufgespeicherten Getreidevorräthen ziemlich zahlreich vorkommen, so muß die Gerste eine andere Verwendung gefunden haben: vermuthlich zur Bereitung von Bier. Denn den Nachrichten der Alten zufolge war ungehopfter Gerstensaft schon frühzeitig ein über ganz Europa verbreitetes und geschätztes Getränk. Besonderer Beliebtheit erfreute sich das keltische Bier, dessen Zubereitung im Hause stattfand und vielleicht auch den weiblichen Wesen zufiel. Der Ausschank geschah durch Kellner. Wie heimelt uns die Schilderung an, die Posidonius, ein Schriftsteller im Anfange des 1. Jahrhunderts v. Chr., von einer keltischen Gastwirthschaft entwirft: „Aus demselben Fasse wird fleißig Seidel nach Seidel verzapft und von den Kellnern rechts und links ausgetheilt.“ — Rebenblut scheint zur Zeit der neolithischen Kultur in Mittel- und Nordeuropa noch unbekannt gewesen zu sein; denn einmal

fehlen unter den vorgeſchichtlichen Funden die zum Keltern erforderlichen Geräthſchaften, zum andern war bei dem ſtrengen Klima der damaligen Zeit an ein Fortkommen des Weinſtockes kaum zu denken; auch Oberitalien zeitigte damals noch keine genießbaren Trauben.

Eine weitere Beſchäftigung der germaniſchen Frau zur jüngeren Steinzeit war das Spinnen und Weben. Nicht nur allerhand Geräthe, die auf die Webetechnik Bezug haben, wie aus Rippenknochen hergeſtellte Flachshecheln, Spindeln, Spulen, Haſpelbeſtandtheile, Spinnwürtel und Webegewichte, legen von der Verbreitung der Webekunſt Zeugniß ab, ſondern auch eine ganze Anzahl wohlerhaltener Gewebſtücke.

Das Spinnen wurde mittelſt der Handſpindel beſorgt; denn das Spinnrad iſt eine Erfindung, die um mehrere Jahrtauſende jünger iſt. Die Spindel haben wir uns als ein aus hartem Holze — in ſpäterer Zeit benutzte man zu ihrer Anfertigung das Holz des Euvonymus europäus, eines Strauches, der deswegen den Namen Spindelbaum erhielt — geſchnitztes, oben ſpitz zulaufendes, unten mehr abgerundetes, 30—35 cm langes Stäbchen zu denken, dem in einer Entfernung von wenigen Centimetern vom unteren Ende ein thönerner oder beinerner Spinnwürtel feſt aufgeſteckt war. Solche Spinnwürtel ſind allenthalben in vorgeſchichtlichen Niederlaſſungen und Grabſtätten der neolithiſchen Periode gefunden worden: kreisrunde Gebilde von linſen-, mahlſtein-, kugel- oder ſtumpfkegelförmiger Geſtalt (4—5 cm Durchmeſſer, $2^1/_2$—4 cm Höhe), die der Höhe nach durchbohrt ſind, um auf die Spindel in der ſoeben geſchilderten Weiſe geſteckt zu werden. Die Wolle, in ſpäterer Zeit auch der Flachs — zur nordeuropäiſchen jüngeren Stein- und auch noch zur Bronzezeit ſcheinen nur wollene Gewebe angefertigt worden zu ſein — wurden, wie jetzt noch üblich, um einen Wockenſtock gewunden, der ſenkrecht in die Erde zu ſtecken

kam. — Nachdem der Anfangsfaden von dem am Wocken aufgeſteckten Wollbündel gezogen und mittelſt einer einfachen Schlinge an der Spindelſpitze befeſtigt war, zog die Spinnerin mit den Fingern der linken Hand die Faſerbüſchel vom Wocken aus, vereinigte dieſelben mit dem Anfangsfaden auf der Spindel und gab dieſer mit den Fingern der rechten Hand eine drehende Bewegung, die ſich dem durch die Spindel beſchwerten Faden mittheilte. War dann der Faden ausgeſponnen, d. h. die Spindel allmählich auf den Fußboden herabgeſchwebt, ſo ergriff die Spinnerin dieſelbe und wickelte, indem ſie ſie auf den Schoß ſetzte oder gegen die Bruſt ſtemmte, den Faden durch drehende Bewegung auf. Sodann wurde der Faden von neuem an der Spindel befeſtigt, dieſelbe in quirlende Bewegung geſetzt, und der geſchilderte Vorgang wiederholte ſich ſo weiter fort.

An das Spinnen ſchloß ſich das Weben an, das gleichfalls zur Hausinduſtrie zählte und den weiblichen Familienmitgliedern oblag. (Die Worte Weib und Weben ſollen denſelben Urſprung haben.) Die Gewebe, die zur jüngeren Steinzeit in Mittel- und Nordeuropa hergeſtellt wurden, beſtehen, wie Verfaſſer nachgewieſen hat, ausſchließlich in taffetartigem oder leinewandbindigem Gewebe; die Anfertigung des Köpers war damals noch unbekannt. — Das Weben iſt eigentlich nur ein modificirtes Flechten. Der erſte Webſtuhl mag von einem Flechtrahmen nur wenig Abweichendes geboten haben; auf ihm wurden die Garnfäden der Länge nach aufgeſpannt reſp. bei fortlaufender Kette an dem einen Ende durch herabhängende Gewichte ſtraff gehalten und der Quere nach von gleichfalls parallelen Fäden in der Weiſe gekreuzt, daß jeder Querfaden (der Einſchlag) abwechſelnd über und unter einen Längsfaden (die Kette) zu liegen kam. Es iſt dies der horizontale Webſtuhl. Seine weitere Ausführung iſt der wagerechte Webſtuhl,

wie er uns bereits zur jüngeren Steinzeit Mitteleuropas entgegentritt. In einer neolithiſchen Pfahlbaute der ſchweizeriſchen Seen wurden Ueberreſte von einem Webſtuhle aufgedeckt, die für eine vertikale Aufſtellung desſelben ſprechen; es waren dies zwei, 40—50 cm voneinander entfernt liegende bearbeitete Hölzer, zwiſchen denen 12 Thonkegel, alſo Webegewichte oder Zettelſtrecker lagen. Hiernach zu urtheilen, lag der ſteinzeitliche Stoff noch nicht einmal einfach breit. Er beſtand, wie die Funde lehren, in zwar grobem Leinewandgewebe, das aber die Hausmacherleinewand unſerer Zeit gut in die Schranken fordern konnte.

Außer im Spinnen und Weben waren unſere Frauen der Steinzeit auch in der Herſtellung von Filirarbeiten ſchon bewandert. Dies ſehen wir u. a. in einem mit beſonderer Kunſtfertigkeit geknüpften Haarnetz von ſorgſamſt feinſter Ausführung, das in einer Pfahlbaute zu Robenhauſen aufgefunden wurde. Auch an Filirwerkzeugen fehlt es hier und da nicht unter den Ueberreſten. Häkelnadeln z. B. fand man in ziemlicher Menge in einer fränkiſchen Höhle. Sie ſind aus Knochen, mit Vorliebe aus den Rippen eines großen Wiederkäuers, angefertigt und zeigen einen geglätteten Handgriff und an der Spitze einen ziemlich abgeſchliffenen Haken — ein deutlicher Beweis für fleißige Benutzung von zarter Hand. Aus der Durchbohrung, welche dieſe Nadeln am Griffende tragen, geht außerdem noch hervor, daß ſie von der Hausfrau am Gürtel getragen wurden, vielleicht um ſchadhafte Stellen, z. B. an den Fiſchernetzen, an Ort und Stelle ſogleich ausbeſſern zu können. — Mit der gleichen Geſchicklichkeit wie die Häkelnadel verſtanden unſere Urmütter der neolithiſchen Zeit auch die Nähnadel zu führen. Wir kennen ſolche Nähnadeln aus denſelben ſteinzeitlichen Höhlen Oberfrankens. Sie ſind gleichfalls aus Knochen angefertigt, aber viel kleiner als die Häkelnadeln, zum Theil

rund, gut zugeſpitzt und geöhrt; einzelne Exemplare weiſen ſogar mehrere Oehre auf. — Schöne Stickmuſter treten uns unter den neolithiſchen Funden aus den ſchweizeriſchen Pfahlbauten mehrfach entgegen. Mir fällt hierbei ein Stück Gewand aus einem Pfahlbau zu Irgenhauſen ein, welches von Fäden in der Weiſe durchzogen iſt, daß man ſogleich erkennt, es handelt ſich hierbei um gewiſſe hineingeſtickte Deſſins. Ein anderes Gewand, das freilich nicht in natura erhalten iſt, ſondern als Bekleidung auf einer Thonfigur aus der Pfahlbaute zu Laibach zur Darſtellung gebracht iſt, trägt vorn in der Mittellinie, ſowie an der Obernaht am Arme einen bortenartigen Beſatz, der ſich aus quadratiſchen Verzierungen mit einem Andreaskreuz zuſammengeſetzt und ſich gleichfalls als Stickerei, vielleicht auch als aufgeſetzte Tuch- oder Pelzfleckchen deuten läßt.

Wir haben uns in unſerer bisherigen Betrachtung über die weiblichen Handfertigkeiten zur neolithiſchen Periode vorzugsweiſe auf die Fundſtücke aus ſüddeutſchen, ſchweizeriſchen und öſterreichiſchen Niederlaſſungen berufen. Sind wir darnach berechtigt, ſolche auch bei den in der norddeutſchen Tiefebene wohnenden Völkerſchaften dieſer Kulturperiode vorauszuſetzen? Sicherlich wohl. Wenn wir auch keinen direkten Beweis für ſolche Annahme in den vorgeſchichtlichen Funden beſitzen, ſo berechtigt uns hierzu dennoch die verhältnißmäßig hochentwickelte Keramik, ſowie die zahlreich aufgefundenen Spinnwürtel, Flachshecheln und Webegewichte.

Nach alledem können wir der germaniſchen, wie überhaupt der neolithiſchen Frau einen gewiſſen Sinn für das Edle und Schöne nicht abſprechen, den ſie überdies auch in der Ausſchmückung ihres Körpers zu bethätigen ſuchte. Da das Material für die Herſtellung von Schmuckſachen noch ſo ziemlich dasſelbe wie zur älteren Steinzeit war, nämlich Stein, Knochen, Muſchel-

ſchalen, gegen Ausgang der jüngeren Steinzeit auch hin und wieder Kupfer, ſo darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir hier faſt dieſelben Zierrathen wiederfinden wie vordem, nur in einer etwas gefälligeren und weniger maſſiven Form. Obenan ſtehen hiervon durchbohrte Zähne vom Pferd, Wolf, Bär, Eber und Hund, die entweder einzeln als Amulett, beziehungsweiſe als Ohrgehänge oder auch zu einer Kette nebeneinander gereiht um den Hals getragen wurden. Kuglige oder eckige Perlen aus Bein oder Thon, zu kleinen Ringen zugeſchnittene Muſchelſtückchen von perlmutterähnlichem Glanz, die überaus häufig, z. B. in den fränkiſchen Höhlen, vorkommen und möglicherweiſe auch als Zierrath an den Gewändern ſaßen, ferner Thonſtückchen, die entweder durch punktförmige, bald kreisförmig, bald in geraden Linien angeordnete Vertiefungen oder durch rinnenartige, bald parallel laufende, bald ſich kreuzende Furchen reich ornamentirt erſcheinen, ſowie in einzelnen Gegenden der Bernſtein vervollſtändigten das Schmuckinventar.

Die Kleidung mag in einem linnenen Untergewande und einem wollenen Obergewande beſtanden haben, das durch Knochennadeln, Dornen oder zugeſpitzte Holzſtückchen, über den Hüften wahrſcheinlich durch einen Gürtel aus Baſt oder Leder zuſammengehalten wurde. — Geſchnitzte Einſtechkämme aus Buchsbaumholz, eigentlich Doppelkämme, d. h. zwei aneinander gelegte Kämme, die durch einen beide umgreifenden Griff miteinander verbunden waren, ſowie Nadeln aus Bein oder Holz dienten zur Befeſtigung der hochfriſirten Haare, die wohl bei Wohlhabenderen noch von einem feinen Haarnetz überdeckt wurden.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung noch einmal zur Beſchäftigungsweiſe der Frau zur jüngeren Steinzeit zurück. Neben dem Haushaltungsweſen ſtellte auch die Beſorgung der

Landwirthſchaft und des Viehſtandes mancherlei Anforderungen an das Weib. Während der Mann den Pflug führte, ging ſeine beſſere Hälfte mit der Saat in der Schürze aus Linnenſtoff hinterher. Zur Zeit der Ernte gab es ſodann für ſie alle Hände voll zu thun. Auf dem Felde hieß es da in erſter Linie das Getreide mähen, aber nicht mit der Senſe, ſondern mühſam mit dem geſchweiften Steinmeſſer oder der kupfernen Handſichel, denn damals war es noch Brauch, das Korn dicht unter der Aehre abzuſchneiden. War das Getreide hereingebracht, dann fand ſich im Hauſe wieder neue Arbeit. Das Ausdreſchen beſorgte zwar das Vieh; das Reinigen und Zerkleinern der Körner dagegen der Menſch. Von den Pfahlbauern wenigſtens ſcheint auf die Reinigung des Getreides von Spreu und Unkräutern ſchon Gewicht gelegt worden zu ſein; denn man hat dieſe haufenweis unter den Kehrichtabfällen ihrer Behauſung angetroffen. Das gereinigte Getreide wurde mittelſt Handmühlen gemahlen, oder richtiger geſagt, zerquetſcht. Solche Mühlen, die allenthalben unter den vorgeſchichtlichen Funden vorkommen und die den Beweis liefern, daß ihre Beſitzer die Körnerfrüchte bereits kannten, wenngleich ſie uns auch keine Reſte derſelben hinterlaſſen haben, beſtanden aus zwei glatten Feldſteinen von gehörigen Dimenſionen, die, durch die Hand in rotirende Bewegung geſetzt, das zwiſchen ihnen liegende Getreide zerquetſchten und je nach der Mühe, die ſich die ſchönen Müllerinnen dabei gaben, bald feineres, bald gröberes Mehl lieferten.

Wir übergehen die Pflege des Viehs und wollen nur noch einen Augenblick bei der Milchwirthſchaft verweilen. — Ob die ſteinzeitlichen Bewohner Mitteleuropas ſich ſchon auf die Butterbereitung verſtanden, hält ſchwer zu ſagen. Die klaſſiſchen Völker des Alterthums haben nachweislich noch nichts von der Butter gewußt. Hingegen ſollen die päoniſchen Pfahlbauern

den Nachrichten der Alten zufolge (Hecataeus) es verſtanden haben, „aus Milch ein Oel“ zu gewinnen, mit dem ſie ihren Körper einſalbten. Daß ſie dasſelbe auch als Speiſenzuſatz verwandten, wird nicht geſagt. Bei manchen Völkerſchaften der Neuzeit ſoll noch ein Abſcheu gegen Butter beſtehen. Andererſeits werden Scythen ſund Thracier als Butteresſer im Alterthum geſchildert. Bei dem Mangel an Beweiſen müſſen wir es unentſchieden laſſen, ob die Germanen ſchon die Kenntniß der Butterbereitung beſaßen. Dagegen dürfen wir bei ihnen wohl eine ſolche für die Käſebereitung vorausſetzen. Das Verfahren war vielleicht ein ähnliches, wie es heutzutage noch gewiſſe turkomeniſche Stämme üben. Sie laſſen kondenſirte Milch zur Säuerung kommen und die dabei gefällten Flocken, zu runden Kügelchen geformt, an der Sonne trocknen. Dieſen Kurut — ſo nennen ſie die Kügelchen — führen ſie als Reiſevorrath mit ſich und zerreiben ihn im Bedarfsfalle mit Waſſer zu einer Art ſaurer Milch. Tacitus ſpricht von dem lac concretum der Germanen, womit er vielleicht dieſe Art Käſe, alſo Quark gemeint hat.

Wir haben bisher die ethiſche Seite des Weibes ganz unberückſichtigt gelaſſen, aus dem einfachen Grunde, weil ſwir in dieſem Punkte nur auf Vermuthungen angewieſen ſind. Entſprechend dem ziemlich hohen Kulturgrade des neolithiſchen Zeitalters dürfen wir wohl annehmen, daß Moral und Sitte ſchon damals zu ihrem Rechte beſtanden, daß im beſondern jene drei Tugenden die germaniſche Frau bereits damals auszeichneten, die an ihren Nachkommen die römiſchen Schriftſteller noch rühmen: Liebe zum Gatten, zu den Kindern und zu dem Vaterlande. Deutlicher zeigt ſich dies ſchon in der darauf folgenden Bronzezeit, wie wir weiter unten noch ſehen werden.

Was zunächſt die Beſchäftigungsweiſe der Hausfrau in dieſer Periode betrifft, ſo iſt kaum anzunehmen, daß dieſelbe

durch die Einführung der Bronze eine merkliche Abänderung von der gewohnten im neolithiſchen Steinzeitalter erfahren hat. Mehr beeinflußt wurden dagegen durch die neue Kulturrichtung Putz und Schmuck. — Ueber die Kleidung der Germanin ſind wir gerade zur Bronzezeit ſo gut unterrichtet, wie wohl zu keiner anderen Periode der europäiſchen Urgeſchichte. Wir beſitzen nämlich eine Anzahl in Baumſärgen beigeſetzter Leichen, die ſich dank der konſervirenden Eigenſchaften des ſie umgebenden Mediums ſowohl ſelbſt als auch ihre Bekleidung ausgezeichnet erhalten haben, ſo daß wir alle Einzelheiten an ihnen ſtudiren können. Das Material aller Gewänder iſt Wollenſtoff. Unter einem großen Mantel aus Wolle und eingewebten Thierhaaren trug die Todte einen Anzug, beſtehend aus einer kürzeren Jacke mit Aermeln, deren Näthe unter dieſen und in der Mitte des Rückens verlaufen, und einem langen Rock aus demſelben Stoff, der um die Taille von einem gröberen wollenen Bande und darüber noch von einem feineren, anſcheinend in drei Streifen gewebten und mit ſchönen dicken Quaſten verzierten Gürtel zuſammengehalten wurde. Die nach vorn offene Jacke hielt eine im Sarge gefundene Bronzeſpange zuſammen. Die langen wohl erhaltenen Haare ſcheinen mit einem Haarkamme, der ebenfalls ſich im Sarge vorfand, urſprünglich aufgeſteckt geweſen zu ſein und wurden durch ein aus Wollfäden zierlich geknüpftes Haarnetz zuſammengehalten. Von Schmuckſachen fanden ſich bei der Leiche noch ein ſpiraliger Fingerring, zwei Armbänder und ein großer gewundener Reif, der möglicherweiſe ein Diadem oder einen Halsring vorſtellt. — Verweilen wir noch einen Augenblick bei den Schmuckſachen. Es leuchtet ein, daß ſogleich nach dem Bekanntwerden der Bronze in denjenigen Ländern, die noch keine Kenntniß von den Metallen beſaßen, im beſonderen die Kunſtinduſtrie ſich dieſe neue Erſcheinung zu nutze machte, und dies um ſo mehr,

da bereits vollentwickelte, geſchmackvolle Formen, die zugleich mit dem Rohmaterial importirt wurden, die Vorbilder abgaben. Alsbald begann ſich der Schönheits- und Formenſinn in üppiger Weiſe zu entwickeln, wovon die reiche Ausſtattung der Gräber Zeugniß ablegt. Wir kommen auf dieſen Punkt noch einmal ausführlich zurück.

Zunächſt ſoll uns die ältere Eiſenzeit, die Hallſtattperiode, eingehender beſchäftigen. Für dieſen Zeitabſchnitt geſtatten uns die überaus zahlreichen Grabfunde, in Deutſchland ſpeciell die Fundſtücke vom ſogen. Lauſitzer Typus (Lauſitz, Schleſien, Sachſen, Poſen, Pommern), ein einheitliches Bild von Leben und Treiben der vorgeſchichtlichen Frau, im beſonderen der Germanin, um die Mitte des letzten Jahrtauſends v. Chr. zu rekonſtuiren.

Das Heim der deutſchen Frau bildete nach den von Jentſch im Neißethale aufgefundenen Haustrümmern eine aus Fachwerk mit Rohrgeflecht und Lehmbewurf errichtete Hütte, oder ein aus Rollholz geſchichtetes und in den Fugen gleichfalls mittelſt Lehm gedichtetes Blockhaus, das zum Theil in den Boden eingeſenkt war und von einem ziemlich tief herabhängenden Strohdache überdeckt wurde. — In anderen Gegenden, z. B. Thüringen, Sachſen, Priegnitz ꝛc., waren Hütten von rundlicher Form, wie ſie die Germanen von ihren neolithiſchen Vorfahren übernommen hatten, noch üblich. Solche Form, die einem Bienenkorbe nicht unähnlich ſieht, ohne Fenſter und mit hoch gelegener Thüröffnung, zeigen die Darſtellungen der Behauſung nordiſcher Barbaren, die ſich auf der Siegesſäule des Marc Aurel finden. Die gleiche Form finden wir in verſchiedenen Hausurnen wieder, Thongefäßen, die Nachbildungen der vorgeſchichtlichen Häuſer zur Bronze- und Eiſenzeit ſind. Dieſen Modellen zufolge beſtanden die germaniſchen Hütten in einem runden Oberbau, deſſen aus Flechtwerk aufgebaute und mit Lehmbewurf gedichtete Wände

ſich nach oben zu bis auf eine runde Oeffnung kugelartig vereinigten, ſo daß ein Vergleich mit einem Backofen oder Bienenkorb nicht unpaſſend erſcheint. Dieſe Oeffnungen, die offenbar zum Abzug des Rauches dienten, konnten bei Regenwetter oder Schneegeſtöber durch eine Art Kappe geſchloſſen werden. Dies können wir wenigſtens aus einigen Hausurnen vermuthen, deren Dach einem aufgelegten Deckel mit Knopf gleicht. Dieſe Annahme findet ihre weitere Beſtätigung in einigen in Schleswig-Holſtein aufgefundenen Thondeckeln, die man bisher ausſchließlich in vorgeſchichtlichen Wohnplätzen, niemals in Gräbern beobachtet hat. Es ſind maſſive, oben gewölbte, unten flache runde Thonſcheiben mit einem Knopf in der Mitte von 9 Pfund Gewicht, die wegen ihrer Schwere unmöglich als Topfdeckel Verwendung gefunden haben können. Wir haben es hier höchſtwahrſcheinlich, worauf Meſtorf hingewieſen hat, mit ſolchen Schutzkappen vorgeſchichtlicher Hütten zu thun. — Der Eingang zum Innern dieſer Hütten lag, den thönernen Nachbildungen nach zu urtheilen, ziemlich hoch und glich mehr einem Loche zum Hineinkriechen, als einer bequemen Thür. Er wurde durch eine in Falzen ruhende Einſatzthür geſchloſſen gehalten, die man mittelſt eines durch Oeſen verſchiebbaren Querbalkens verriegeln konnte.

Dem beſcheidenen Raume, den eine ſolche altgermaniſche Hütte einnahm, entſprach ihre ebenſo beſcheidene Einrichtung. Den Mittelpunkt bildete der Herd, nicht ein Aufbau von Steinen, ſondern eine flache Stelle des feſtgeſtampften Eſtrichs. Unter dem ſpärlichen Inventar des Hauſes fehlte nicht der Webſtuhl: auf zwei zwieſelartig gegabelten, ſenkrecht aufgerichteten Pfählen ruhte ein Querſtab, an dem die Kettfäden herabhingen und durch thönerne oder ſteinerne Zettelſtrecker von zwei bis drei Pfund Gewicht in Kugelform ſtraff gehalten wurden. Es iſt dies dieſelbe Form des vertikalen Webſtuhles,

wie wir ſie ſchon aus der Zeit der neolithiſchen Pfahlbauten kennen gelernt haben. Der wollene Faden wurde mit der Handſpindel geſponnen, wie die vielfach aufgefundenen perlenförmigen Spinnwürtel vermuthen laſſen. Stoffreſte fehlen uns leider bisher aus dieſen Gegenden; vorzugsweiſe mag Wolle Verwendung gefunden haben, jedoch iſt den Nachrichten der römiſchen Schriftſteller zufolge nicht auszuſchließen, daß zu ihrer Zeit die germaniſchen Frauen auch ſchon in der Herſtellung leinener Gewänder erfahren waren. Daß ſie ferner den gewebten Stoff nicht nur zu Kleidern zurechtſchnitten, ſondern auch zu anderen Arbeiten mit Geſchmack zu verwenden verſtanden, lehren uns die thönernen Nachbildungen ſchwellender Kiſſen, die zum Kinderſpielzeug gehörten.

Die Tracht der Germanin beſtand nach den Angaben des Tacitus in einem eng anliegenden leinenen Hemd, einem ärmelloſen, vorn offenen Leibchen und einem wollenen Obergewande, das durch eine Fibel oder ein anderes ſpitziges Geräth zuſammengehalten wurde. Ob ſchon ums Jahr 500 v. Chr., mit dem wir uns im beſonderen hier beſchäftigen, dieſe Kleidung üblich war, oder noch die oben geſchilderte aus der Bronzezeit, läßt ſich nicht ſagen. Jedenfalls war dieſelbe auch ſchon damals, wenn auch nicht ſo oft wie heute, der Mode, für die der ſüdliche Einfluß maßgebend war, unterworfen. — Die Hüften pflegte ein aus Leder oder Zeug angefertigter Gürtel zu umſchließen, der überaus reich mit getriebenen Ornamenten aus Bronze verziert war und nicht minder reich ausgeſtattete Verſchlußſtücke: Gürtelblech und Haken — Schnallen waren damals noch unbekannt — trug. Wohlhabende Frauen trugen einen ebenſolchen Gürtel noch als Schärpe von der linken Schulter zur rechten Hüfte; außerdem pflegten ſie — was für das Hallſtattzeitalter geradezu charakteriſtiſch iſt — den Gürtel und, wo es ſonſt anging, auch das Obergewand mit allerlei Zierath nach

Art der oberbayeriſchen Mädchen zu behängen. Dieſe Zierrathen beſtanden in radförmig durchbrochenen Scheiben, in Kettchen, die ihrerſeits wieder mit Bronzeblechen von allerlei Form, den ſogen. Klapperblechen, behängt waren, in Figürchen u. a. m. — Eine ſo ausgeputzte Evastochter der Hallſtattperiode muß hiernach keinen üblen Anblick gewährt haben, wenn ſie im flimmernden und klingenden Glanze ihres ſo prächtigen Bronzeſchmuckes einherſchritt: die geſchmeidigen Handgelenke und üppigen Unterarme ſchmückten bronzene oder goldene Bänder oder Reifen von beſonderer Schönheit, die manchmal ſogar eine erſtaunliche Größe beſaßen und nicht ſelten eins über das andere geſchichtet oder als ein einziges großes Exemplar in ſpiraliger Anordnung bis zur Schulter hinaufreichten. In ähnlicher Weiſe waren die Unterſchenkel geſchmückt. An den Fingern ſaßen Ringe von zierlicher Form und Ausführung. Den Hals zierten Colliers aus Bronze- oder Bernſtein-, auch Emailleperlen, ferner gewundene Bronze- oder Goldreifen oder geſtanzte halbkreisförmige Platten, die manchmal, dachziegelartig übereinander gelegt, bis tief auf die Bruſt herabhingen. Das hoch aufgekämmte Haar hielten Kämme aus Bronze oder Knochen, ſowie Einſtechnadeln von beſonders kunſtvoller Arbeit zuſammen; beſſer ſituirte Frauen flochten ſich in ihr Haar wohl auch einen Gold- oder Bronzereif hinein oder ſchmückten ihre Stirn mit einer Art Diadem. Auch auf die Verzierung der Gewänder wurde, wie ſchon ausgeführt, große Sorgfalt verwandt und, wo es nur anging, dieſelben mit allerlei glänzenden Zierrathen behängt. Die Stelle von Knöpfen vertraten die ſog. Fibeln, d. h. größere oder kleinere Gewandnadeln nach Art unſerer Sicherheitsnadeln. Es iſt unmöglich, hier in Kürze die Fülle der Formen zu ſchildern, welche alle dieſe Schmuckſachen und beſonders die Fibeln aufweiſen; um ſie kennen zu lernen, muß man ſchon ein vorgeſchichtliches Muſeum beſuchen; die obige Zuſammenſtellung

giebt nur einen ſchwachen Begriff von dieſer Pracht und dieſem Außenglanz zur Hallſtattperiode.

Wir verlaſſen das Kapitel über Putz und Schmuck und wenden uns wieder den ernſteren Beſtrebungen des Hallſtattweibes, ihrem Wirken im Haushalte zu. Hier haben wir ſpeciell wieder die germaniſche Frau vor Augen. Betrachten wir zuerſt das Wirthſchaftsgeräth. Wir ſtaunen hier über die große Mannigfaltigkeit in den Geſchirrformen, die, man könnte faſt behaupten, eine viel größere iſt als ſie gegenwärtig unſere Keramik ſchafft: Näpfe, Schüſſeln, Schalen, Teller, Tiegel, Taſſen, Thonlöffel, mächtige Terrinen, tonnenförmige und blumentopfähnliche Gefäße, Töpfe, Fläſchchen Kannen, Krüge, Pokale, Stürzen u. a. m. gehörten zum altgermaniſchen Küchengeräth. Dazu kommen noch verſchiedene Gefäße von ganz bizarren Formen, über deren Bedeutung man ſich nicht recht klar iſt: getheilte Gefäße, die als Lampen gedeutet worden ſind, durchſchlagähnliche Becken mit Löchern von Strohhalmdicke, die nach der Anſicht der Einen bei der Speiſenzubereitung Verwendung fanden, nach Annahme der Anderen zum Transportiren der Kohlengluth von einem Orte zum anderen benutzt wurden, an den Seitenwänden durchbrochene glockenartige Gefäße von Doppelkegelform, die vielleicht Räuchergefäße oder auch Unterſätze für Topfgeſchirr in der Feuersgluth darſtellen ꝛc. — Bei dieſer reichen Auswahl von Küchengeſchirr muß das Kochen für die germaniſche Hausfrau ſicherlich ein Vergnügen geweſen ſein. Ueber die Tafelgenüſſe, die ſie dem Gatten zu bereiten verſtand, ſind wir im Grunde genommen weniger unterrichtet als zur neolithiſchen Zeit. Das Rohmaterial für die Speiſen war ſicherlich dasſelbe wie früher; nur die Zubereitung mag eine beſſere geweſen ſein. Vorwiegend beſtand die Nahrung in Fleiſchkoſt: neben den Erträgen der Jagd und des Fiſchfangs kam das Fleiſch der verſchiedenen Hausthiere, die man hielt, wie Rind, Pferd, Schwein, Ziege

und Schaf, auf den Tiſch. Unter den vegetabiliſchen Nahrungsmitteln ſtehen die Cerealien und Leguminoſen obenan. Wie die pflanzlichen Funde beweiſen, wurden von den Halmfrüchten Weizen und Gerſte bereits in verſchiedenen Sorten, ferner Hirſe, anſcheinend auch Hafer, von den Hülſenfrüchten Bohnen, Erbſen und Linſen auf den Feldern der Germanen angebaut; der Roggen fehlte dagegen noch unter den damals kultivirten Getreidearten. — Von den Früchten des Waldes wurden Aepfel, Zwetſchen, Vogelkirſchen, in einzelnen Gegenden auch Birnen, ferner Himbeeren, Brombeeren, Erdbeeren genoſſen. — Wir übergehen die Einzelheiten der germaniſchen Küchenkunſt, da wir uns über dieſelbe ſchon an anderer Stelle im Zuſammenhange ausgelaſſen haben und aus Mangel an darauf bezüglichem Material nichts Neues hinzuzufügen im ſtande ſind.

Dafür wollen wir uns etwas eingehender mit der ſittlichen Größe der Germanin beſchäftigen. Wir hoben bereits hervor, daß die Römer ihren Landsleuten drei Haupteigenſchaften der germaniſchen Frau als Vorbild hinſtellten: ihre Hingabe an den Gatten, ihre Anhänglichkeit zu den Kindern und ihre Liebe zum Vaterlande.

Das eheliche Verhältniß zwiſchen den beiden Gatten ſoll ein inniges geweſen ſein, trotzdem die altgermaniſche Ehe eigentlich nur eine Art Kauf war. Nachdem zwiſchen den beiderſeitigen Partien, ſo führt Joh. Scherr aus, der Kaufpreis ausbedungen war, wurde die Braut, der die bis dahin loſe getragenen Haare unter eine Haube geſteckt worden waren — woher unſer Ausdruck „unter die Haube kommen“ für Heirathen ſtammt —, vom Vater oder Vormunde dem Bräutigam vorgeſtellt, der von dieſem ein Schwert erhielt, zum Zeichen, daß ihm von jetzt an nicht nur die Herrſchaft über ſeine Gattin, ſondern auch die Pflicht der Beſchützung zukomme. Der Bräutigam küßte ſodann die Braut, ſteckte ihr ein Ringlein an die linke Hand, und die

Ehe war geſchloſſen. — In gleich zärtlicher Weiſe wie an dem Gatten hing die Germanin an ihren Kindern. Wenn wir auch für dieſes innige Verhältniß gerade keine handgreiflichen Beweiſe beſitzen, ſo geſtattet doch der Umſtand, daß Mutter und Kind ſich oft genug in einer gemeinſamen Totenurne beigeſetzt finden, den Rückſchluß, daß ein gleiches Zuſammenleben auch bei Lebzeiten zwiſchen beiden Theilen beſtanden haben mag. Für einen engeren Anſchluß der Familienmitglieder aneinander ſpricht in gleicher Weiſe die Thatſache, daß die germaniſchen Volksſtämme zwiſchen Elbe und Oder bis zur Weichſel hin die vorbenannten Ueberreſte ihrer Angehörigen in einer gemeinſamen Grabſtätte, gleichſam einer Familiengruft (rechteckige Einfriedigungen aus mauerartig übereinander geſetzten Feldſteinen) beizuſetzen pflegten. Die Geräthſchaften, denen man bei Lebzeiten die Hauptbeſchäftigung geweiht hatte, folgten dem Todten mit ins Grab, offenbar, damit dieſe ſich ihrer auch im Jenſeits, in der Walhalla, noch bedienen könnten: den Männern ihre Waffen, den Frauen Miniaturnachbildungen des Küchengeſchirrs, Spindel und Webegewichte, ſowie Schmuckgeräthe, den Kindern endlich ihre Lieblingsſpielſachen. Dieſer Umſtand ſpricht augenſcheinlich dafür, daß die alten Germanen bereits an ein Fortdauern des Lebens nach dem Tode glaubten.

Mit ſolchem Glauben dürfte auch die Erſcheinung in Zuſammenhang ſtehen, daß ſich verſchiedentlich an den Leichenurnen abſichtlich angebrachte Durchbohrungen der Wand vorfinden, die manchmal durch ein dünnes Glimmerblättchen verſchloſſen ſind — Fenſter, durch welches die Seele ihren Weg ins Jenſeits nehmen ſollte. Das Kinderſpielzeug, das den Kleinen ins Grab mitgegeben wurde, beſteht in kleinen niedlichen Gefäßchen, wahren Nippſachen, in Schnabeltäßchen, die zur Kinderernährung gedient haben mögen, und vor allem in Klappern, hohlen Thongebilden, die die Form einer Birne oder eines Apfels, auch eines Thieres,

z. B. eines Gänschens, Schweines, oder eines Tönnchens, Fläſchchens, einer Hantel oder eines Kiſſens u. dergl. m. haben und in ihrem Innern Stein- oder Thonküchelchen einſchließen, die bei Bewegungen ein klapperndes Geräuſch von ſich geben. Als Kinderſpielzeug ſind wohl auch jene Kieſelſteine von unregelmäßiger Geſtalt und je zwei bis acht Gramm Gewicht zu deuten, die Jentſch in einer Ecke einer germaniſchen Wohnung zu ungefähr 150 Stück zuſammengehäuft aufdeckte.

Zu der Anhänglichkeit an die Familie geſellte ſich als dritte Eigenſchaft der Germanin die Liebe zum Vaterlande hinzu. Mit derſelben Geſchicklichkeit und derſelben Opferwilligkeit, mit der ſie im Haushalte ihres Amtes waltete, verſtand ſie es im Nothfalle, wenn es galt, das Vaterland zu retten, auch das Schwert zu führen. Die vorgeſchichtlichen Funde aus der Bronzezeit lehren, daß Dolch und Schwert, die ſelbſtgewählten Abzeichen des kriegeriſchen Sinnes, die Germanin ins Jenſeits hinüber begleiteten. Die römiſchen Schriftſteller führen verſchiedene Beiſpiele für ihre Tapferkeit an. Es ſei in dieſer Beziehung nur an zwei Fakta erinnert: an den Kampfesmuth, mit der ſich die germaniſchen Frauen auf den raudiſchen Feldern in die Schlacht ſtürzten, und an die Selbſtverleuguung, mit der ſie bei einer anderen Gelegenheit, als ſie gefangen genommen waren und keine Zuſage der Unverletzlichkeit ihrer Perſon erhielten, zuerſt ihren Kindern und dann ſich ſelbſt den Tod gaben. Die deutſche Heldenſage verkörperte ſolche Seelengröße der germaniſchen Frau in der Perſon der Gudrun, Brunhilde und Thusnelda. Und die nordiſche Walküre würde demnach nicht eine in der Phantaſie des Dichters entſtandene Erſcheinung, ſondern ein der reinen Wirklichkeit enſprechendes Weſen ſein.

Zum Schluß noch einige Worte über die äußere Erſcheinung der vorgeſchichtlichen Germanin. — Leider, ſo müſſen wir geſtehen, iſt unſer Wiſſen nach dieſer Richtung hin noch ein

abſolut unvollkommenes. Wenn uns ein Rückſchluß von der Gegenwart auf fernzurückliegende Zeiten geſtattet iſt, dann können wir uns die Germanin als eine ſtattliche Perſon von hellblonden Haaren, blauen Augen und ziemlich weißem Teint, wofern derſelbe nicht durch die Arbeit im Freien oft genug eine leichte Bräunung erfahren hat, vorſtellen. Freilich mögen auch brünette Elemente darunter vertreten geweſen ſein; indeſſen dürfte der helle Typus vor dem Dunklen im Durchſchnitt das Uebergewicht gehabt haben. Mit ſolcher Annahme ſtimmen auch die ſpärlichen Angaben der alten Schriftſteller über die körperlichen Eigenſchaften der Germanin überein. — Was die Körpergröße betrifft, ſo ſind wir hierüber ebenſowenig orientirt. Man könnte ſich zwar vorſtellen, daß dieſelbe ſich mit Leichtigkeit aus den Skelettreſten der Vorzeit herleiten ließe; allein man möge dabei einmal in Betracht ziehen, daß Skelette aus den uns intereſſirenden Gebieten und Zeiten nicht gerade häufig ſind, denn, wie ſchon erwähnt, pflegte ein großer Theil der deutſchen Volksſtämme ſeine Todten zu Aſche zu verbrennen; zum anderen möge man auch bedenken, daß die wenigen erhaltenen Skelette in ſo ſchlechtem Zuſtande auf uns gekommen ſind, daß es kaum möglich iſt, einen Schenkelknochen, geſchweige denn den ganzen Körper zu meſſen. So erklärt es ſich auch, daß wir in der archäologiſchen Litteratur vergebens nach diesbezüglichen Angaben ſuchen. Die einzige derartige Publikation bezieht ſich auf ein Nachbargebiet, das Gräberfeld von Hallſtatt im Salzkammergut. Wenn auch in demſelben keine Germaninnen gerade beſtattet ſind, ſo ſei doch der Vollſtändigkeit halber dasſelbe hier noch berückſichtigt. Die daſelbſt ausgegrabenen weiblichen Skelette hatten eine Durchſchnittslänge von 5 Fuß 4 Zoll (= 1,67 m), mithin eine recht ſtattliche Größe.

Das Leben der Sprache.

Vortrag,
gehalten in der litterariſchen Geſellſchaft zu Danzig.

Von

Dr. Alfred Roſenſtein
in Danzig.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1893.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

I.

Der fruchtbare Gedanke der Entwickelung, welcher gegenwärtig die wissenschaftliche Forschung beherrscht, hat auch auf die Wissenschaft der Sprache tiefgehende Einwirkung geübt. Wie das Emporkommen dieser Wissenschaft zusammenfällt mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften, so war auch so manche Anschauungsweise der Naturwissenschaft maßgebend für linguistische und sprachpsychologische Betrachtungen. Das hat unleugbare Vortheile für die Sprachwissenschaft gehabt, zugleich aber auch oft manchen Unterschied zwischen dem Gegenstande der einen und dem der anderen Wissenschaft übersehen lassen. Indem man sich gewöhnte, die Sprache als einen Organismus zu betrachten, glaubte man, auf ihre Erforschung dieselben wissenschaftlichen Kategorieen anwenden zu dürfen, welche der Naturforscher der Betrachtung der Organismen, die der Thier- und Pflanzenwelt angehören, zu Grunde legt. Soviel Aehnlichkeit zwischen dem Leben der Thiere und Pflanzen und dem der Sprache nun auch bestehen mag, so sollte man sich doch stets bewußt bleiben, daß die Sprache nur *vergleichsweise* ein Organismus genannt werden darf. An sich kommt der Sprache keineswegs jene Selbständigkeit des Seins zu, wie etwa der Pflanze oder dem Thiere. Jede Sprache ist in ihrem Bestehen gebunden an die Menschen, die sie sprechen; mit diesen Menschen

und durch sie entsteht die Sprache, lebt und vergeht sie; ohne den physiologischen und psychologischen Gesetzen gemäß lebenden und sich entwickelnden Menschen keine Sprache. „Sprache ist nur", wie Wegener treffend bemerkt,[1] „ein Kollektivname, also eine Abstraktion, für gewisse Muskelbewegungen des Menschen welche mit einem bestimmten Sinne bei vielen Personen einer gesellschaftlichen Gruppe verknüpft, oder, wie der psychologische Terminus lautet, mit gewissen Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen assoziirt sind."

Man kann diese Gebundenheit der Sprache an eine gesellschaftliche Gruppe menschlicher Individuen nicht stark genug betonen, da die gegentheilige Auffassung der Sprache, welche im eigentlichen Sinne in derselben einen Organismus sieht, zu Ergebnissen gelangt, die mit den Erfahrungsthatsachen der Seelenlehre nicht zu vereinbaren sind, und andererseits da sich selber große Schwierigkeiten bereitet, wo eine unbefangenere Auffassung leicht eine richtige Antwort auf sprachpsychologische Probleme findet.

Nicht minder bedeutsam wie für das theoretische Verständniß des Lebens der Sprache dürfte sich die physiologische und psychologische Betrachtung sprachlichen Lebens für die Praxis erweisen. Wenn gegenwärtig auch noch ein heftiger Kampf der Meinungen darüber tobt, welches die richtige Methode des Sprachunterrichtes sei, so beweist doch schon die bloße Thatsache eines derartigen Kampfes und das Feld, auf dem er geführt wird, wie die Anschauungen der Sprachpsychologie Gemeingut der pädagogischen Praxis zu werden beginnen.

Ist aber die Sprache als ein Theil der gesamten Lebensäußerungen des Menschen aufzufassen, so werden wir gut thun, die Bedingungen gerade dieser eigenthümlichen Lebensäußerungen etwas näher ins Auge zu fassen. Welches auch, immer der Ursprung der Sprache sein mag, soviel steht fest

daß ſie kein Erzeugniß einer reflektirenden Vernunft iſt, ſo wenig wie die anderen willkürlichen Bewegungen unſeres Körpers. Aber ebenſo ſehr wie die anderen willkürlichen Bewegungen des Körpers in der Art, wie ſie von den Einzelnen vollzogen werden, ein Ergebniß der urſprünglichen Einwirkung des Willens und der Gewöhnung ſind, wie wir von der Art dieſer Bewegungen auf ein entſprechendes Innere ſchließen, ſo iſt auch die Sprache in der Art, wie ſie von den Einzelnen geäußert wird, die Außenſeite einer geiſtigen That und einer beſtimmten Gewöhnung des Willens. Es iſt das Verdienſt Wilhelm von Humboldts, ſonnenhelle Klarheit in die Auffaſſung des Weſens der Sprache gebracht zu haben. In der Abhandlung „Ueber die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwickelung des Menſchengeſchlechtes (urſprünglich Einleitung in die Kawiſprache)“ heißt es: „Die Sprache iſt das bildende Organ des Gedankens. Die intellektuelle Thätigkeit, durchaus geiſtig, durchaus innerlich, und gewiſſermaßen ſpurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache ſind daher eins und unzertrennlich voneinander. Die unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der urſprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menſchlichen Natur.“

Alles Weiterleben der Sprache ſetzt aber voraus ein von einer früheren Generation geſchaffenes Sprachgut und die ſelbſtthätige Wiedererzeugung desſelben durch die gegenwärtige und nachfolgende. Demnach iſt das Weiterleben der Sprache weſentlich an kulturelle Bedingungen geknüpft. Wenn gewiſſe Idiome der Papuas und der Rothhäute ein ſo kurzes Leben führen, daß eine einzige Generation Sprachen entſtehen und vergehen und unter einer anderen Form wieder aufleben ſieht,

ſo daß die Greiſe die Jünglinge nicht mehr verſtehen, ſo iſt dies ein ſicheres Anzeichen dafür, wie locker und loſe das Kulturband iſt, welches die einzelnen Individuen dieſer Stämme zu einer Geſamtheit vereinigt, in wie geringem Maße hier die Erfüllung der Bedingung für jedwede Kultur, das Vorhandenſein einer Ueberlieferung, möglich und wirkſam iſt. Um ſo ungeſtörter geht aber, während eine Sprachentwickelung nicht vorhanden iſt, unter dieſen Stämmen eine fortwährende Neuſchöpfung vor ſich. Den umgekehrten Fall treffen wir bei den Sprachen der Kulturvölker an. Wie ihre geſamte Kultur nur dadurch möglich geworden iſt, daß das einmal materiell und geiſtig Erworbene feſtgehalten wurde und auf lange Zeit hin zwar in mehr oder minder ſchneller Veränderung der Form, aber ohne Verminderung der urſprünglichen Subſtanz wirkſam blieb, ſo iſt von einer Neuſchöpfung, ſelbſt wenn wir die Sprache durch weite Zeiträume hin verfolgen, kaum eine Spur zu bemerken, während die Sprachentwickelung in Abſtänden von Menſchenaltern ſich mit Leichtigkeit feſtſtellen läßt. Dieſe Entwickelung der Sprache unterliegt denſelben Bedingungen, wie die Geſamtentwickelung der Kultur. Die Kultur einer jeden Zeit iſt beeinflußt von zwei in ihrer Richtung auseinandergehenden Strebungen, der, im Alten zu beharren, und der anderen an ſeine Stelle das im Gedanken vorausgenommene (ſcheinbar oder wirklich) Beſſere zu ſetzen. Dem Gange der Kultur entſprechend läßt ſich auch in der Entwickelung der Sprache bald ein größeres Streben nach Veränderung, bald ein größeres nach Beharrung feſtſtellen, das Leben aber iſt bedingt durch die Wirkſamkeit beider Faktoren. Steht die Sprache ſtille, giebt ſie der Tendenz nach Veränderung nicht nach, ſo iſt ſie gefährdet. „Wenn eine falſche Achtung vor der Tradition“, ſagt Darmeſteter,[2] „der Sprache verbietet, dem Laufe der Gedanken zu folgen und ein Widerſpruch entſteht zwiſchen dem Denken des Volkes und der

Form, in welche es dasſelbe kleidet, ſo kann die Sprache kraftlos werden und untergehen. Wir haben dafür ein berühmtes Beiſpiel in dem klaſſiſchen Latein, dem Latein der Schriftſteller und der vornehmen römiſchen Geſellſchaft; dieſe Kunſtſprache folgte nicht dem Volkslatein in dem freien Spiel ſeiner Entwickelung, nahm vielmehr feſte kryſtalliſche Geſtalt in der Achtung vor einer geheiligten Form an und ſtarb gegen Ende des römiſchen Reiches an Erſchöpfung, während ſich an ſeine Stelle jenes Volksidiom ſetzte, welches ſo kraftvoll und lebensſtrotzend war, daß eine zahlreiche Familie von Sprachen und eine noch zahlreichere von Dialekten aus ſeinem Schoß hervorging, völlig bereit, ſeinerſeits das Reich zu erobern, welches von dem Kunſtlatein aufgegeben wurde."

Wirkt dem Streben nach Veränderung keine andere Tendenz entgegen, bleibt es ungehemmt ſich ſelbſt überlaſſen, ſo bildet ſich die Sprache mit reißender Geſchwindigkeit um, und ſie geräth entweder nach einigen Generationen in einen dem früheren ſo unähnlichen Zuſtand, daß man ſie mit Recht als eine neue Sprache betrachtet, oder ſie zerfällt in eine Reihe Dialekte, welche ſich ins unendliche ſpalten und wieder ſpalten. Nur in der vereinigten Wirkſamkeit beider Tendenzen, der erhaltenden und der verändernden, iſt Dauer und Leben der Sprache zugleich möglich; nie freilich äußern beide Kräfte ſich zu gleicher Zeit mit derſelben Stärke; wie in der geſunden Entwickelung eines Staatsweſens bald das Streben nach Erhaltung, bald das nach Neuerung ſich ſtärker geltend macht, wie die Geſundheit und Lebensfähigkeit des Staatsweſens auf dem freien, nicht durch mechaniſchen Eingriff entſtellten Spiel beider Kräfte beruht, ſo wird die Sprache bald mehr durch erhaltende, bald mehr durch neuernde Strebungen beeinflußt; jeder mechaniſche Eingriff in das Sprachleben, wie er z. B. von den Fremdwörterfeinden verſucht worden iſt, hat ſtets eine zweiſchneidige

Bedeutung. Richtet er ſich, wie das eingreifende Meſſer des Chirurgen, nach den Geſetzen und Bedingungen organiſchen Lebens, ſo vermag er ſprachliche *Auswüchſe* wohl zu beſeitigen; zerrt er in roher Verkennung dieſer Bedingungen an jenen Auswüchſen, reißt er ſie blind mit dem geſunden Gewebe ab, auf dem ſie ſitzen, ſo vernichtet er um eines unſchönen Fleckens willen die Geſundheit des Sprachkörpers, wie der quackſalberude Arzt und Staatsmann ähnlicher Auswüchſe wegen die Geſundheit des körperlichen und ſtaatlichen Lebens zerſtören.

Die wahre Einwirkung des Einzelnen auf die Geſamtſchöpfung liegt auch hier nicht auf dem Gebiete einer nach andersartigen Zwecken reflektirt handelnden Vernunft, ſondern einer reinen, freien, aus dem innerſten Weſen ſtammenden urſprünglichen und unmittelbaren Lebensäußerung. Der allgemeine Satz, daß den *Stoff* unſeres geſamten Lebens uns die Außenwelt giebt, ſeine *Geſtaltung* aber die freie That des eigenen Geiſtes iſt, dieſer allgemeine Satz gilt auch für das Verhältniß des Einzelnen zur Sprache. Das Sprachgut und die Formen, in die es zu drücken iſt, erhalte ich überliefert; *wie* ich mich beider bediene, hängt von der Geſamtrichtung meines geiſtigen und ſittlichen Weſens ab. Wer in der Sprache das Mittel ſieht, ſeine Gedanken darzuſtellen, wird anders ſprechen, als der, welcher ſie für geſchaffen hält, um ſeine Gedanken zu verbergen; wer überzeugen will, anders, als wer nur zu überreden ſucht; wer Begeiſterung für Freiheit und Recht hat, anders, als der, welcher für Unfreiheit und Unrecht eintritt — kurz, ſtets wird die Sprachäußerung der Ausfluß des inneren Weſens ſein, und eine unnatürliche Sprache wird auf ein ver- oder entſtelltes Weſen ſchließen laſſen. Eben darum iſt ſeit alten Zeiten, im kleinen wie im großen, alle echte Einwirkung des Einzelnen auf die Sprache von dem Inneren nach dem Außen gerichtet; Luther hätte die Sprache nie reformirt, wenn er nicht

ein Reformator der Ideen, ein Geiſteskämpfer, geweſen wäre; die Sprache der Heroen unſerer Litteratur wäre nicht ihre eigenartige Sprache geworden, wenn nicht eigenartige Gedanken die Geiſter jener Zeit bewegt hätten.

Dem Einfluſſe des Einzelnen gleicht derjenige geſellſchaftlicher Gruppen auf die Sprache. Die Sprache des 18. Jahrhunderts war die des gebildeten Bürgerthums, einer Zeit, welche gründliche Gedanken dachte, edle Gefühle auszuleben ſtrebte; die Sprache der Gegenwart, anknüpfend an die theure Erbſchaft des 18. Jahrhunderts, iſt die Sprache einer viel breiteren Volksſchicht, welche ſich weniger dem Gange ſpekulativer Gedanken hingiebt, als ſicher in der ihr gewordenen Hinterlaſſenſchaft ein von der Vernunft geleitetes Wollen kraftvoll und frei zu entwickeln ſtrebt. Die litterariſchen Organe jener Geſellſchaft waren Bücher, die der heutigen ſind Zeitungen und Revueen. Mit dieſer einzigen Thatſache ſchon iſt die Veränderung, welche ſeit jener Zeit die Sprache erfahren hat, charakteriſirt. Ein Buch, welches die Zeit bewegen will, kann nur wirken durch Rückſichtnahme auf Gründlichkeit, Ausführlichkeit und Geſchmack der Darſtellung, durch ſeine Gedanken weit mehr, als die Thatſachen, an die es anknüpft. Die Zeitung dagegen — wer würde ſie leſen, wenn ſie nicht jeden Tag neue Thatſachen brächte, Thatſachen, die in ihrer Geſamtheit ſchon an ſich eine beredte Sprache ſprechen, die einen Jeden zum Urtheil auffordern, ob das eigene Wohl in der ſolidariſchen Verbindung mit der Geſamtheit gefördert oder bedroht erſcheint? Daher ſind die Grundtugenden einer Zeitung nicht Ausführlichkeit im Detail, ſondern prägnante Kürze, nicht erſchöpfende Darlegung, ſondern vollſtändige Mittheilung, nicht Schönheit des Ausdruckes, ſondern Präziſion. Dasſelbe Schauſpiel ſozialpolitiſcher Ein- und Rückwirkungen auf die Sprache ließe ſich auch an der Sprache längſt vergangener vaterländiſcher Zeit

beobachten, z. B. an der Zeit des geiſtlich-ritterlichen Feudalſtaates. Mit dem Aufblühen des Ritterthumes, einer Schöpfung internationaler Kultur im 12. und 13. Jahrhundert, kommt auch eine Reihe von meiſtens franzöſiſchen Bezeichnungen, Redewendungen, ja, ein eigener Hofſtil (Minneſänger, im Gegenſatz zu den Spielleuten des Volkes) in die Sprache, der mit dem Zurücktreten des Ritterthumes als Hauptkulturträgers wieder ſchwindet. Aber mehr noch: die Kulturen der Völker in ihrer gegenſeitigen Berührung, in dem lebendigen Austauſch ihrer materiellen und geiſtigen Erzeugniſſe haben, wie die Sprache aller Kulturvölker lehrt, ihre Spuren in jeder Kulturſprache zurückgelaſſen und nach Lage der Sache zurücklaſſen müſſen. So hat an das urſprünglich keltiſche Eiland Britannien die Fluthwelle der Reihe nach Römer, Sachſen und Angeln, Dänen und Normannen herangeſpült, und alle dieſe Völkerſchaften haben deutlich erkennbare Spuren in der Sprache zurückgelaſſen, die tiefſten die Normannen, deren Wortſchatz mit dem der Sachſen zum heutigen Engliſch verſchmolz, wie aus der Verſchmelzung beider Nationen ein Volk wurde. In ähnlicher Weiſe hat der ſiegreiche Weltzug des Islams auf die morgenländiſchen Sprachen eingewirkt; das Perſiſche, ſeinem Baue nach auch heute noch eine indogermaniſche Sprache, iſt von dem Arabiſchen ſo überſchwemmt worden, daß ſein heimiſcher Wortſchatz in dem fremden Elemente faſt ertränkt erſcheint. An anderen Stellen wiederum hat friedlicher Verkehr gleiche, nur allmählicher ſich geltend machende Wirkung gehabt, wie feindliche Eroberung. In der That müßte ja ein Volk ſich mit einer chineſiſchen Mauer gegen ſeine Umgebung abgrenzen, wollte es fremdländiſchen Einfluß auf ſeine Kultur und ſeinen Sprachſchatz fernhalten. Aus dieſer engen Verbindung von Kultur und Sprache hat darum die Kulturgeſchichte nicht weniger als die Sprachgeſchichte Nutzen gezogen. Treffend bemerkt O. Schrader,[3]

daß, wenn das viel geſchmähte und viel verfolgte Fremdwort dem Anſturme der Puriſten alter und neuer Zeit erlegen wäre, es mit ſich eine der reinſten und reichlichſt fließenden Quellen kulturgeſchichtlicher Forſchung begraben hätte. Schrader macht beſonders auf gewiſſe Klaſſen des indogermaniſchen Wortſchatzes, wie der Benennungen der Kulturpflanzen oder der Waren des internationalen Handelsaustauſches, aufmerkſam, die ſich in beſonders hohem Grade als „Wanderwörter" erweiſen. Von Beiſpielen führt er im einzelnen an: „Das griechiſch-lateiniſche σηρικόν-sericum „Seide" führt bis nach China. Die griechiſchen Ausdrücke für Affe, Pfau, Papagei, Baumwolle, Pfeffer, Reis, Zucker, Sandelholz, Aloe, Narde, Koſtos, Smaragd ſtammen aus Indien. Die Namen für Weihrauch, Myrrhe, Balſam gehen aus von den ſemitiſchen Stämmen des glücklichen Arabiens. Elfenbein, Ebenholz, Gummi ſind altägyptiſchen Urſprunges, und auch der europäiſche Norden hat in dem lateiniſchen glesum und, nach Schraders Anſicht, auch in dem homeriſchen ἤλεκτρον zwei barbariſche Namen dem klaſſiſchen Wortſchatz einverleibt." Ob die Wege dieſer Wörter von Schrader jedesmal richtig angegeben ſind, bleibe dahingeſtellt. Aber wenn auch die Beiſpiele einer genauen Prüfung des linguiſtiſchen Thatbeſtandes nicht in jedem einzelnen Falle Stich halten dürften, ſo iſt doch das ausgeſprochene Prinzip, daß Sprache und Kultur in inniger Wechſelwirkung ſtehen, zweifellos richtig und durch die Geſchichte beider auf das klarſte bewieſen.

II.

Wir haben die Bedingungen ſprachlichen Lebens inſoweit kennen gelernt, als ſie gewiſſermaßen von außen auf die Sprache einwirken, als ſie hervortreten in der geiſtigen und ſittlichen Kultur des Einzelnen, der Stände und Klaſſen der Geſellſchaft, der Nationen und der Wechſelwirkung der Nationen aufein-

ander. Hierbei konnten wir die Sprache als etwas jeder Zeit in ſeiner Geſamtheit Gegebenes, gleichſam als ein Gut, das, losgelöſt von der Perſon des Beſitzers, eine eigene Exiſtenz hat, anſehen. Ein ſolches Gut iſt aber die Sprache keineswegs; ſie gleicht nicht unſerer Kleidung, den Zieraten der Frauen, die nach Belieben getragen oder in den Schrank gethan werden können. Sprache iſt nur vorhanden in dem Augenblicke, da ſie erzeugt wird; mit dem Falle entſteht und ſtirbt das Wort; das ganze große Schriftthum, von den Weden bis auf Darwin und Ibſen, dieſe gewaltige Quelle des Wahren und Schönen, iſt, von außen geſehen, nur Pflanzen- und Holzfaſer mit darübergeſtrichenen metalliſchen oder organiſchen Subſtanzen. Nur wenn die Zeichen zu unſerer Seele ſprechen, wenn jene früh geübte Aſſoziation zwiſchen dieſen Zeichen und dem Zuſammenſpiele gewiſſer motoriſcher Nerven und die andere Aſſoziation zwiſchen dem durch motoriſchen Nerv und Muskel producirten Laut und dem Vorſtellungsbilde zum Hebel wird eines entſprechenden Innervationsgefühles und alſo auch eines entſprechenden Vorſtellungsbildes — erſt dann wird das Todte wieder lebendig, ſtehen die Geiſter der Vergangenheit wieder auf und nehmen theil an jenem Kampfe zwiſchen Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht, Gut und Böſe, dem Kampfe, der von Anbeginn der Welt ununterbrochen gekämpft wird bis zu dem Tage, da das Gottesreich auf Erden eine Wahrheit wird. Sprache — um ohne Bild zu ſprechen — iſt nicht Subſtanz, ſondern Bewegung, Bewegung der Luft durch leibliche Organe und Bewegung dieſer wiederum durch Erregungsvorgänge unſeres Bewußtſeins in einem einzigen ungetrennten Akt mit beſtimmter zweckmäßiger Wirkung. Ich ſage „zweckmäßiger Wirkung“, nicht „Zweck“, um nicht die Vorſtellung hervorzurufen von einer auf zielbewußte Zwecke reflektirenden und hinarbeitenden Vernunft. Ebenſowenig freilich iſt die Sprache

ein Naturprodukt, an deſſen Erzeugung das menſchliche Bewußtſein gar nicht betheiligt wäre, eine Reflexbewegung, von welcher der Redende ſelbſt nichts weiß, von der er vielleicht nachträglich erſt merkt, daß ſie ein zweckmäßiges Hülfsmittel ſei, um ſeine Gedanken an Andere mitzuteilen. Die Reflexbewegungen ſind mechaniſche Erfolge gewiſſer Verbindungen ſenſoriſcher und motoriſcher Elemente innerhalb des centralen Nervenſyſtems. Solche Reflexe mögen immerhin bei der Entwickelung unſerer Bewegungen, alſo auch derjenigen der Sprache, mitwirken. Aber ſo wenig wir deshalb nun unſere willkürlichen Ortsbewegungen Reflexe nennen werden, ebenſowenig ſind wir berechtigt, die Sprache auf eine Reflexbewegung zurückzuführen. Der erſte Schrei des Neugeborenen iſt vielleicht ein Reflex, der durch die Einwirkung der Kälte veranlaßt wird, ebenſo wie die mimiſchen Bewegungen, die durch Einwirkung ſaurer, bitterer und anderer Geſchmacksreize eintreten. Aber alle dieſe Bewegungen bilden weder eine Laut- noch Geberdenſprache, ſo unvollkommen man ſich dieſe auch denken möge. Es gehen alſo beide heute vielfach vertretenen Theorien in der grundſätzlichen Auffaſſung der Sprache fehl, und zwar liegt der Fehler, wie Wilhelm Wundt in ſeinem Eſſay:[4] „Sprache und Denken“ ſchlagend nachweiſt, in der Verkennung desjenigen Antheils, welcher dem Willen bei jeder Spracherzeugung zufällt. Dieſen Antheil durch eine pſychologiſche Beſtimmung des Willensbegriffes ſicher geſtellt und von ihm aus Licht in das Problem der jedesmaligen Spracherzeugung gebracht zu haben, iſt das Verdienſt Wundts. „Der Wille“, bemerkt Wnndt mit Recht, „iſt an und für ſich noch nicht Wahl, nicht eine nach vorangegangener Ueberlegung eintretende Bevorzugung. Die Wahl ſetzt den Willen voraus und eben deshalb verwechſelt man beide. Aber ihre Verſchiedenheit tritt gerade darin hervor, daß jeder Wahl Willensakte vorangehen müſſen. Die Motive, zwiſchen denen

wir wählen, hat erſt der Wille zur Wahl geſtellt. Der einfache Willensakt iſt eine unmittelbare Aeußerung unſeres Selbſtbewußtſeins, welches ſich gleichzeitig nach außen und innen richtet." In dieſem Sinne iſt die Sprache, das äußerlich gewordene Denken, zu trennen von jedem Schauſpiel der ohne Eingreifen des Willens ablaufenden Aſſoziationen; ſie iſt vielmehr „die äußere Willenshandlung, welche die innere als deren angemeſſene Ausdrucksbewegung begleitet. Daß ſie Willenshandlung iſt, das verräth ſich in der That ſofort, wenn wir den das ſprechende Denken begleitenden inneren Zuſtand mit jenem vergleichen, wo ungeſtört die Aſſoziation herrſcht. Während es für den letzteren Bedingung iſt, daß wir uns möglichſt paſſiv verhalten, indem wir uns den von ſelbſt im Bewußtſein auftauchenden Vorſtellungen hingeben, fordern Denken und Sprechen ein fortwährendes Eingreifen aktiver Willensthätigkeit. Hier muß zwiſchen den zuſtrömenden Aſſoziationen die paſſende ausgewählt, dort muß zu einer gegebenen Vorſtellung die zugehörige Ergänzung geſucht, oder eine verwickelte Geſamtvorſtellung muß zweckmäßig in ihre Theile gegliedert werden. Zu alledem iſt der Wille nöthig, der freilich das Material von Vorſtellungen, über das unſer Bewußtſein verfügt, weder erzeugen noch bereithalten kann, der es aber beherrſcheu muß, wenn es zu den Zwecken des Denkens überhaupt dienlich ſein ſoll."

Fragen wir uns nun, welches wohl die urſprüngliche Geſtalt war, in der die innere Willenshandlung äußeren Ausdruck erhielt. Es iſt klar, daß dies nicht der gegliederte Satz ſein kann, der in dem kunſtvollen, abgerundeten Verhältniß ſeiner Glieder zu einander eine lange Zeit der Sprachentfaltung zur Vorausſetzung hat. Andererſeits kann aber das Urſprüngliche nur der Satz, nicht das die einzelne Vorſtellung vertretende Wort ſein, denn da die Sprache urſprünglich Ausdruck einer Willens-

handlung iſt, ſo kann letztere, wie jede Handlung, nur durch einen Satz ausgedrückt werden, der in unſerem Falle zunächſt imperativiſchen Sinn haben wird. Dieſe ſcheinbare Verlegenheit, welche auf dem Boden unſerer Grundanſchauung erwächſt, löſt ſich auch auf dem Boden derſelben ſehr leicht.

Schon die Beobachtung, die wir an der noch heute fließenden Quelle fortwährender Spracherzeugung, an der Sprache der Kinder und der Geberdenſprache der Taubſtummen machen können, giebt uns für die Auflöſung der vorliegenden Schwierigkeit einen bedeutſamen Fingerzeig. Die Aeußerungen des Kindes beſtehen unleugbar in rudimentären Sätzen. In der Regel ſprechen Erwachſene zu Kindern in ausgebildeten Sätzen, und doch eignet ſich das Kind nicht alle Wörter dieſer Sätze an, ſondern nur diejenigen, welche feſtzuhalten ſein kindliches Bewußtſein ein Intereſſe hat. Schon äußerlich heben ſich für ſein Bewußtſein dieſe Wörter aus dem Satzganzen heraus, denn die Wörter desſelben Satzes haben verſchiedene Stärke der Betonung, alſo muß auch die Empfindung des hörenden Kindes von verſchiedener Stärke ſein. Da nun die betonten Wörter die für den Sinn wichtigſten Beſtandtheile des Satzes ſind und zugleich bei der Begrenztheit der Kindeswelt die konſtant wiederkehrenden Elemente in dem variablen Sprachſchatz bilden, ſo wird das Kind gerade durch die beſondere Stärke und Konſtanz der für ſeine Bedürfniſſe und ſeine Vorſtellungswelt wichtigſten Wörter auch dieſe am eheſten kennen und anwenden lernen. Aber es wird dieſes Wort nur dann anwenden, wenn wiederum ſein Bewußtſein ein Intereſſe an einer ſolchen Anwendung hat, d. h. als Aeußerung ſeines Willens oder des mit ſeiner Empfindung verbundenen Gefühles. So ruft das Kind „oppa“ und drückt damit in ſeiner Art dasſelbe aus, wie in ſpäterem Alter durch den Satz: Ich möchte auf den Arm (oder Schoß) genommen werden. Oder es ruft „Milch“, und es ſagt in ſeiner Weiſe:

Digitized by Google

Ich wünſche Milch zu trinken, denn ich habe Hunger und Durſt; ebenſo beſagt: „Puppe“: Ich will mit der Puppe ſpielen; und wieder in ganz anderem Tone „Ticktack“: Dieſe Uhr, die du da in der Hand haſt, macht ja ein eigenthümliches Geräuſch, ungefähr Ticktack. Alle dieſe Worte: „Mama“, „Milch“, „Kuckelicht“, „Ticktack“, „Puppe“, „oppa“ u. a. vertreten Sätze, ſie werden nur bei beſtimmten Veranlaſſungen, in einem ganz beſtimmt nüancirten Tone und mit mehr oder minder ſtarken Geberden geäußert. Eben dieſe jedesmal vorhandenen Bedingungen ihrer Aeußerung, die beſtimmte Situation, der beſtimmt nüancirte Ton und die begleitende Geberde erklären uns auch, warum die Erwachſenen ſogleich das Wort in dem Sinne des Kindes als ſeine Gedankenäußerung oder ſeinen Satz verſtehen. Sobald das Kind „oppa“ ſagt, ergänzt der Hörende die nicht ausgedrückten Vorſtellungen aus den Daten der Situation, des Tones und der Geberde. Dieſer ganze Vorgang läßt ſich auch grammatiſch darſtellen und verſtehen. Der einfache Satz beſteht bekanntlich aus Subjekt und Prädikat, dem, von dem etwas ausgeſagt wird, und dem, was ausgeſagt wird. Das für das Bewußtſein wichtigere von dieſen beiden Elementen iſt offenbar das Prädikat, die Ausſage, weil es das Intereſſirende und Neue iſt, während das Subjekt die Bedeutung des intereſſeloſen Bekannten, des in der Anſchauung bereits Exiſtirenden, hat. Allerdings findet dies Verhältniß zwiſchen grammatiſchem Subjekt und grammatiſchem Prädikat nicht immer ſtatt. Bei der Betonung: **Dein Vater** hat es geſagt, iſt das Neue, uns Intereſſirende das grammatiſche Subjekt, welches aber pſychologiſch Prädikat iſt. Dies tritt auch grammatiſch erkennbar hervor, wenn wir den Satz umformen in: „Der, welcher es geſagt hat, iſt Dein Vater.“

Demnach dürfen wir ſagen, daß das Kind von den beiden elementaren Beſtandtheilen des Satzes nur dem pſychologiſch

Werthvolleren, dem Prädikat, Ausdruck giebt. Nur dieſes ſteht im Vordergrunde ſeines Bewußtſeins und erhält Ausdruck, das Subjekt aber, das Gegebene, bilden die Situation, der Ton und die Geberde. Darum aber klingt die Aeußerung des Kindes ſo energiſch und ſo eigenthümlich nüancirt, weil ſeine geſamte ſeeliſche Erregung und Thätigkeit ſich auf dieſes Prädikat und ſeine Wiedergabe im Wort konzentrirt, weil ſeine ganze Seele von dieſer einzigen Vorſtellung bewegt wird. Je mehr aber unter dem Einfluß der erwachſenen Umgebung das Seelenleben des Kindes ſich entfaltet, ſobald vor allem der kleine Egoiſt in ſeinem Ich auch ein werthvolles Subjekt zu entdecken anfängt, gewinnt der Satz eine grammatiſche Geſtalt. Es heißt nicht mehr: Kuchen, ſondern Paul Kuchen haben; und ſobald die Entdeckung gemacht iſt, daß es mit dieſem Subjekt ſeine ganz beſondere Bewandtniß hat, heißt es: Ich Kuchen haben, ſo daß nur noch ein Schritt zum vollendeten Satz: Ich will Kuchen haben und ähnlich, iſt. Aber ſelbſt dann fehlen jene die Worte erläuternden Subjektsmomente nicht ganz; iſt die Geberde, vor allem die Mitbewegung des Körpers, unter dem Einfluß der Erziehung auch nicht mehr ſo ſtark, ſo iſt ſie doch immer vorhanden, gleichwie eigenthümliche Nüancirung und Fall des Tones, und wie ſehr auch alles dieſes im ſpäteren Leben ſich abſchwächt, ganz verſchwindet es nie, am wenigſten Nüancirung und Fall des Tones, die auch den Worten des Erwachſenen erſt ihre Bedeutung und ihren Charakter geben. Wieviel pſychologiſche Wahrheit gewinnen ſo die Worte Claudias in Leſſings „Emilia Galotti", die ſie Marinelli entgegenſchleudert: „Der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen! Verſtehen Sie nun? Ich verſtand es erſt auch nicht; obſchon mit einem Tone geſprochen — mit einem Tone! — Ich höre ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß ſie dieſen Ton nicht ſogleich verſtanden."

Iſt es nun richtig, daß die urſprüngliche Sprachentwickelung denſelben Weg genommen, den ſie, mutatis mutandis, immer von neuem in der Entwickelung des Einzelnen durchläuft, ſo werden wir uns auch alle Sprachentfaltung als hervorgegangen aus der Gliederung in Subjekt und Prädikat zu denken haben, und zwar ſo, daß zunächſt dem pſychologiſchen Prädikat und dann erſt, gewiſſermaßen zur beſtimmten Färbung und Retouchirung des von dem Gedanken gegebenen Abbildes, auch dem pſychologiſchen Subjekte Ausdruck gegeben wurde, weil man nachträglich empfand, daß dieſes durch jene Expoſitionselemente der Situation, des Tones und der Geberde doch zu ſchattenhaft, zu farblos gegeben war. Sehr klar tritt dieſes — um nur ein Beiſpiel anzuführen — in der Verbalflexion im Indogermaniſchen hervor. In dem griechiſchen tithemi, ich ſetze, haben wir das Zuſammentreten zweier Elemente, der Vorſtellung des Prädikates, vertreten durch den Wortſtamm tithe und der Vorſtellung des Subjektes, vertreten durch das die Perſon bezeichnende pronominale Suffix mi. Sehr bezeichnend nun wird dieſes dem Wortſtamme nachgeſetzt, und es iſt dem Verbalſtamme gegenüber ſo ſchwach betont, daß es ſich dieſem enklitiſch anſchließt und ſeine Selbſtändigkeit als Wort vollſtändig einbüßt. Das weiſt unleugbar darauf hin, daß im Vordergrunde des Bewußtſeins die Vorſtellung des pſychologiſchen Prädikates der Handlung ſtand und darum auch zuerſt Ausdruck gewann, während das logiſche Subjekt als Retouchirung hinzutrat. Wurde eine derartige Verbindung ſtehend, mechaniſirt, ſo verſchmolzen die beiden Vorſtellungen zu einer, und auch die beiden Worte zu einer Verbindung. Derſelbe Vorgang erklärt uns die indogermaniſche Nominalflexion, wenn auch die Bedeutung der ebenfalls nachgeſetzten Nominalſuffixe uns unbekannt iſt. Durch das immer größere Verſtummen der urſprünglich bedeutungsvollen Endung wurde alsdann einer neueren höheren Art der Konjugation und

Deklination der Weg gebahnt, wie sie in den romanischen und späteren germanischen Sprachen vorliegt.

So läßt sich die gesamte, so reich entwickelte Syntax der indogermanischen Sprachen aus diesem Prinzip der Zweigliederung von Prädikat und nachträglich nüancirendem Subjekt herleiten; indem die ursprüngliche Verbindung zweier Elemente zu einem verschmolz, zu einem einzigen erstarkte und mechanisirt wurde, war eine neue reichere Gliederung und Verbindung ermöglicht, die ebenfalls das Schicksal der ursprünglichen theilen konnte. So hat sich im Laufe der Jahrhunderte jene reiche Sprachmechanik herausgebildet, über die der entwickelte Mensch der Gegenwart frei verfügt.[5] Nur durch diesen in sich fertigen Mechanismus der Sprache wird es uns erklärlich, wie, im Gegensatz zum Kinde, der erwachsene und erzogene Mensch nicht mehr ruft: Bier Wein, Mutter, sondern je nachdem: Ich bitte Sie um eine Flasche Wein; geben Sie mir ein Glas Bier; die Mutter ist in das Zimmer gekommen. Alle diese Sätze werden ohne irgendwelche Schwierigkeit bei normaler Hirnfunktion geäußert, wofern den Redenden nur eine deutliche Vorstellung erfüllt. Denn die Aeußerung der Worte für die Vorstellungen, in die wir den komplexen Gedanken zerlegen, und die Herstellung einer festen Verbindung dieser Worte ist kein Werk des absichtlich verfahrenden Intellektes, sondern einer höchst kunstvollen, mit der Entwickelung der Sprache ausgebildeten und durch die Sprachaneignung von jedem einzelnen Individuum erworbenen Mechanik. Jeder, ob gebildet oder ungebildet, dem ein Gedanke vor dem Bewußtsein steht, sucht nicht erst lange nach den Wörtern, die er zur Wiedergabe derselben verwenden will, sondern er verläßt sich darauf, daß sie sogleich sich einstellen und diejenige Ordnung annehmen werden, die die sprachgewohnte ist. Treffend weist ja auf den Mechanismus alles Sprechens die deutsche Redensart hin: Sprechen, wie einem

der Schnabel gewachſen iſt, wobei es denn freilich immer noch ſehr darauf ankommt, ob beſagter Schnabel gut oder ſchlecht gewachſen iſt. Andererſeits arbeitet auch das Bewußtſein des Hörers unter der Wirkſamkeit gleicher Mechanik. Sein geiſtiges Ohr verweilt nicht bei allen durch den Satz dargebotenen Wörtern mit derſelben Spannung und Aufmerkſamkeit; gewohnheitsmäßig werden nur die das Bewußtſein am meiſten intereſſirenden Vorſtellungen, ſchon durch den Ton markirt, feſtgehalten und zu einer Geſamtvorſtellung verbunden. Einen treffenden Beleg hierfür bildet der ſogenannte Zeitungstiger, der Schrecken aller Kellner und Konditorjungen. In unglaublich ſchneller Zeit vermag er einen Haufen Zeitungen durchzuſehen, und immer neue Papierhekatomben müſſen für den Leſevirtuoſen herbeigeſchafft werden. Er hat eben die Mechanik des Leſens und Verſtehens ſich ſo zu eigen gemacht, daß er ſofort aus jedem Satze die zum Verſtändniß der Geſamtmittheilung wichtigſten Wörter herausnimmt, die entſprechenden Vorſtellungen feſthält und ſo ſehr ſchnell in den Beſitz der ihn intereſſirenden Mittheilung gelangt. Es muß übrigens bemerkt werden, daß auch der ſprachgewandte Menſch nur unter Umſtänden auf vollſtändige Gliederung ſeiner Gedanken bedacht iſt, daß er ſehr oft auf die Sprachſtufe des Kindes zurückfällt. Nur dann, wenn ſeine Gedanken eine deutlich erkennbare Geſtalt für alle Sprachgenoſſen, gegenwärtige wie abweſende, jetzige wie nachkommende, mit ſeinen Anſchauungen vertraute wie gänzlich unbekannte, gewinnen ſollen, gliedert er ſo kunſtvoll, als ihm die Sprache und ſein Talent, dieſelbe zu handhaben, erlauben; dann ſchickt er, um Spannung zu erregen, eine deutliche Expoſition voraus, weil ſie in der Anſchauung nicht gegeben iſt — mit anderen Worten: er bedient ſich der Schriftſprache. Wo aber, wie in der Umgangsſprache, der Erwachſene darauf rechnen kann, ſchon durch die Situation im Verſtändniß ſeiner Worte

bedeutend unterſtützt zu werden, iſt auch er viel ungenauer in ſeiner Ausdrucksweiſe und giebt nur den wichtigſten Gedankenelementen, dem pſychologiſchen Prädikate, wie wir es oben nannten, Ausdruck. „Kinder, zu Tiſch“, ruft die Mutter. „Kellner, ein Bier, ein Kaffee“, beſtellen wir im Reſtaurant. „Müller, überſetzen!“ ruft der Lehrer ſeinem Schüler zu. „Feuer!“ rufen die Wächter — lauter Sätze, die vom Standpunkte der Grammatik unvollkommen, aber völlig zweckentſprechend und verſtändlich gebaut ſind. Sie führen uns zum Bewußtſein, daß es auch ein geiſtiges Trägheitsgeſetz giebt, oder, wie man es genannt hat, ein Prinzip des geringſten Kraftaufwandes, wonach alle Thätigkeit, alſo auch die des Denkens und Sprechens, die Tendenz hat, mit möglichſt geringen Mitteln möglichſt große Wirkungen zu erreichen, wie ja auch eine ähnliche Tendenz in der Entwickelung der geſamten Natur ſich nicht verkennen läßt, aber noch deutlicher in der Darſtellung des Schönen in der Kunſt hervortritt,[6] ſo daß die Sprache auch unter dieſem Geſichtspunkte ihr Doppelweſen, Naturprodukt und Werk des freien Geiſtes zugleich, nicht verleugnet.

III.

Noch entſchiedener enthüllt ſich uns die Zwienatur der Sprache, wenn wir die Betrachtung von der Entwickelung der Form auf diejenige des Stoffes lenken. Wie überall, ſind auch in der Sprache Form und Stoff ſtets eng miteinander verbunden; bei allen wirklichen Sprachen gilt auch hier die Regel: Keine Form ohne Stoff, kein Stoff ohne Form. Dennoch hat die pſychologiſche Analyſe ein Recht, das in Wirklichkeit ſtets Verbundene in der Reflexion zu trennen, und von Plato bis auf die Philoſophie der Gegenwart hat die Unterſuchung von dieſem Rechte Gebrauch gemacht, weil der Stoff, wie ſchon Plato erkannte, etwas im Weſen von der Form durchaus Ver-

ſchiedenes iſt. Der Stoff der Sprache ſind aber Wörter, die beſtimmten Vorſtellungen entſprechen. Daß das Wort in ſeiner iſolirten Exiſtenz nicht etwas Primäres, Urſprüngliches iſt, haben wir ſchon vorhin betont. Erſt aus den Sätzen heraus gewinnt es als das konſtantere Element unter anderen variableren eine ſolche iſolirte Exiſtenz; es bildet und befeſtigt ſich in der Seele des Kindes, wie in der einer Sprachgemeinſchaft eine Verbindung von beſtimmten Worten mit beſtimmten Vorſtellungen. Welches auch immer die Entſtehung der dieſen Vorſtellungen entſprechenden Wörter geweſen ſein mag, ſo ſteht ſoviel feſt, daß urſprünglich dieſe Wörter nur dem ſinnfälligſten Elemente der Vorſtellung Ausdruck liehen, weil auch in dieſem Falle das Intereſſe des Bewußtſeins, das allein auf dieſe eine Seite der Vorſtellung ging, ſich geltend machte.

So bedeutet, um an bekannte Beiſpiele zu erinnern, das Wort Menſch der Denkende dens, Zahn der Eſſende, Himmel das Deckende, das lat. coelum das Gewölbte, weil eben urſprünglich der Menſch als der Denkende, Zahn als der Eſſende u. ſ. w. dem Bewußtſein ſich erſchloſſen und ſo von ihm appercipirt wurden. Nun aber erhebt ſich die Frage: Wie ſind die Wörter bei bleibendem oder eigenen Lautgeſetzen gemäß ſich umgeſtaltendem Laut im Laufe der Sprachentwickelung zu Trägern von viel reicher geſtalteten Vorſtellungen geworden, wie kommt es, daß manchmal ein Wort eine Bedeutung annimmt, die völlig disparat ſeiner urſprünglichen iſt — kurz, welchen Bedingungen unterliegt das Leben der Wörter? Die Beantwortung dieſer Frage iſt Gegenſtand einer eigenen Disziplin, der ſog. Bedeutungslehre, geworden, welche beſonders ſeit dem letzten Jahrzehnt von deutſchen und franzöſiſchen Gelehrten eifrig gepflegt worden iſt.[7]

Es iſt klar, daß eine Veränderung der Bedeutung der Wörter zunächſt ihren Grund haben wird in einer Veränderung der entſprechenden Vorſtellungen. Vor allem ſind diejenigen

Wörter, die Bezug auf die Lebensverhältniſſe des Einzelnen und der Gemeinſchaft haben, einem mit der Kultur Schritt haltenden Bedeutungswechſel unterworfen. Die urſprünglichen Verhältniſſe waren einfach; ſie ſpiegelte das Wort ab; aber mit der Zeit erweiterten ſie ſich und mit ihnen die Vorſtellungen, während das alte Wort blieb, da der Uebergang von der früheren Stufe der Entwickelung zur ſpäteren ein allmählicher, ſtetiger war und als ſolcher dem Bewußtſein ſich entzog. Verfolgt man die Bedeutung derartiger Wörter von ihrem Entſtehen an bis auf die Gegenwart, d. h. ermittelt man das zu verſchiedenen Zeiten verſchieden geſtaltete Vorſtellungsbild, ſo rollt ſich zugleich die ganze Geſchichte der Inſtitutioneu, deren Bezeichnungen ſie ſind, vor dem Forſcher auf. Unſer Wort „König“ führt uns mit ſeinem urſprünglichen „kunic (Geſchlechtsvater)“ zurück in eine Zeit patriachaliſcher Verfaſſung, wo der Stammvater der Herrſcher über die Seinen war; connétable = comes stabuli, wie Marſchall maréchal (Roßknecht) weiſen zurück auf die Anfänge des Lehnsſtaates, ebenſo „Herzog,“ das urſprünglich nur „Heerführer“ bedeutet.

Allen dieſen Wörtern entſprechen Vorſtellungen, die ein Aggregat von Elementen enthalten, welche nur durch das Band einer ganz beſtimmten Culturſtufe zuſammengehalten werden. Es giebt aber Vorſtellungen und dementſprechend Wörter, in denen eine engere innerliche Verbindung der Elemente beſteht, in denen das eine das andere näher beſtimmt. Ich erinnere an zuſammengeſetzte Wörter, wie Taſchenbuch, Federmeſſer, Theelöffel. In dieſen Wörtern, welche unſerem Bewußtſein nur eine Vorſtellung erwecken, liegt urſprünglich die Verbindung einer Haupt- und einer Nebenvorſtellung vor. Da aber dieſe Nebenvorſtellung das Wort in eine zu enge Sphäre verweiſt, ſo wird ſie allmählich von dem Bewußtſein nicht feſtgehalten, d. h. das Wort erweitert ſeine Bedeutung. Wer denkt

daran, daß er ſich des Theelöffels nur zum Thee, des Federmeſſers nur zum Schneiden der Gänſefedern (!) bedienen dürfte? Zudem hat unſer Denken das Beſtreben, ſich in den Beſitz möglichſt allgemeiner Vorſtellungen zu ſetzen, indem es das Gemeinſame verſchiedener ähnlicher Fälle feſthält, während es über die (in der Nebenvorſtellung liegenden) Unterſchiede hinweggeht. So bedeutet unſer „Tiſchler", „Schreiner" urſprünglich nur einen Verfertiger von Tiſchen, bez. Schreinen; bald aber erweitert ſich der Sinn der Wörter zu dem eines „Verfertigers von hölzernen Geräthen." Das franzöſiſche boucher von bouc (Bock) bezeichnet urſprünglich nur den, der den Ziegenbock ſchlachtet und ſein Fleiſch verkauft. Das Wort hat ſich zu der allgemeinen Bedeutung „Fleiſcher", „Metzger" entwickelt. Enfant vom lateiniſchen infans iſt eigentlich das Kind, das noch nicht ſprechen kann, von in (deutſch un) und fari-ſprechen; enfant iſt „Kind" ohne dieſe Beſchränkung. Saison vom lateiniſchen satio bezeichnet eigentlich die paſſende Zeit zum Säen. Von dem Begriff der Zeit, die zum Säen paſſend iſt, iſt man zu der Bedeutung gekommen „Zeit, die für irgend eine beſtimmte Thätigkeit, Pflanzen, Ernten u. ſ. w., ſich eignet", und daraus iſt „günſtige Zeit" und „Jahreszeit" entſtanden. Von morsellus, dem Diminutiv von morsus = Biſſen iſt morceau abzuleiten; die eigentliche Bedeutung iſt alſo „ein Biſſen" dann überhaupt „ein Stück". Ebenſo iſt ja auch unſer „bißchen" das Diminutiv von Biſſen, woran wohl Niemand bei dem Gebrauche des Wortes mehr denkt. Faner ſtammt von faenum = Heu und heißt urſprünglich: das Heu wenden, es trocknen laſſen; se faner gebraucht man von jeder Pflanze, es heißt „welken." Aehnlich hat ſich die Bedeutung von joncher erweitert. Das Subſtantiv jonc, von juncus ſtammend, heißt Binſe; davon iſt abgeleitet joncher: die Straßen, durch die die Prozeſſionen gingen, mit Binſen beſtreuen; dann erloſch, wie bei dem vorigen Wort, das

Bewußtſein von der begleitenden Nebenvorſtellung, und man gebrauchte joncher (z. B. in der Verbindung joncher de fleurs) in der Bedeutung von „beſtreuen“. Die Erweiterung der Bedeutung durch Ausſcheiden einſchränkender Elemente läßt ſich beſonders bei ſolchen Wörtern konſtatiren, die aus der Sprache der Technik in die allgemeine gedrungen ſind. Équipage (abſtammend von gotiſchen skip = Schiff bedeutet urſprünglich nur Ausrüſtung des Schiffes. Es war ein terminus technicus der Marine und vertrat als ſolcher gewiß eine ſehr ausgebildete Vorſtellung; in dem Bewußtſein des Laien hingegen bedeutete équipage etwas ſehr Unbeſtimmtes, Abſtraktes, und es wurde daher in einem allgemeineren Sinne genommen, als „Ausrüſtung“ ſchlechtweg. (Aus der Bedeutung „Ausrüſtung“ entwickelte ſich die von Geräth, dann ſpeziell Fahrgeräth, Fahrzeug). In ähnlicher Weiſe erhält das lateiniſche hastellarius Werkſtätte zur Anfertigung von Stäben (hastulae), Tiſchlerwerkſtätte die erweiterte Bedeutung „Werkſtätte“.

Der Erweiterung der Bedeutung ſteht gegenüber die Verengerung. Ein Wort, das einer gewiſſen Zeit der Vertreter einer allgemeinen Vorſtellung geweſen iſt, kann in dieſer Geltung durch andere ihren Sinn erweiternde oder durch ähnlichen Sinn habende gefährdet werden; es kann ſich die Verbindung dieſes Wortes mit einer ganz beſtimmten Sache beſonders ſtark im Bewußtſein befeſtigen, weil gerade ſie die am häufigſten vorkommende iſt. So werden in ihrem Kampf um das Daſein die allgemeineren Bedeutungen zurückgedrängt, und die ſpezielle, verengerte, erhält ſich. Wir brauchen, um das zu verſtehen, uns nur an die gegenwärtige Erfahrung zu halten, die uns immer, wo es ſich um Fragen des Lebens der Sprache handelt, den unmittelbarſten Aufſchluß giebt. Das Wort „Zeitung“ hat zweifelsohne für den heutigen Deutſchen einen ganz ausgeprägten Vorſtellungsinhalt; wir verknüpfen mit dem Worte die Vor-

ſtellung eines newspaper, und doch brauchen wir uns nur der Phraſe „das iſt eine angenehme, ſchlimme Zeitung“ zu erinnern, um den allgemeinen Sinn des Wortes „Nachricht“ zu erkennen. Dieſelbe Bedeutung hat urſprünglich auch das Wort „Depeſche“. Für uns iſt aber die durch das Wort dargebotene Vorſtellung auf das engſte mit der von der Uebermittelung durch den elektriſchen Draht und der amtlichen Zuſtellung verbunden. Eine ſozialgeſchichtlich ſehr intereſſante Bedeutungsverengerung liegt auch in dem Worte „Arbeiter“ vor; die allgemeine Bedeutung weicht hier ſtark der verengerten „Lohnarbeiter, Handarbeiter,“ ſo daß die anderen am Ende zwar „arbeiten,“ aber doch keine „Arbeiter“ ſind. Im Franzöſiſchen wiederum iſt es der Landmann, der allein die Ehre zu „arbeiten“ für ſich in Anſpruch genommen hat, denn das franzöſiſche labourer (lateiniſch laborare) iſt eigentlich arbeiten, jetzt das Land bearbeiten. Das lateiniſche pomum = Frucht wird im Franzöſiſchen zu pomme mit eingeſchränkter Bedeutung Apfel, d. h. Frucht par excellence. Im Deutſchen bezeichnet der Bauer zunächſt nur einen Mitbewohner, Geſellen. Das Wort zieht ſich alsdann durch die Bedeutung „Nachbar auf dem Lande“ hindurch auf die heutige zurück. Unſer Braut muß urſprünglich gleichfalls eine allgemeinere Bedeutung gehabt haben, es bezeichnet im Mittelhochdeutſchen die junge Frau, die Neuvermählte; das verwandte gothiſche Wort hatt den Sinn von Schwiegertochter. Gatte iſt urſprünglich nichts als Genoſſe, der jemand gleich iſt. Noch im Hochdeutſchen iſt die heutige Bedeutung des Wortes ſelten; ſie erlangt über die Synonyma erſt im vorigen Jahrhundert Geltung. Eine Bedeutungsveränderung läßt ſich namentlich an ſolchen Subſtantiven wahrnehmen, die einen leicht erkennbaren Urſprung von dem Zeitwort, gewöhnlich dem Partizip desſelben, genommen haben. So bedeutet Getreide im Mittelhochdeutſchen „getregede“ alles was getragen wird, Kleidung, Gepäck, dann aber insbeſondere, was der Erdboden trägt, und

ſchließlich nur ganz beſtimmte Nährfrüchte. Docht und Draht haben urſprünglich nur dieſelbe Bedeutung: das Gedrehte, Faden. Wenn ſie ihren heute ſo ſehr ſpecialiſirten Sinn angenommen haben, ſo hängt das ſicher mit dem Umſtande zuſammen, daß ſie Wörter der Technik geworden ſind, Wörter, die aus der allgemeinen Sprache in ſpezielle Kreiſe (hier des Handwerks, der Induſtrie) gedrungen und von hier aus mit verengerter Bedeutung in die allgemeine Sprache zurückgekehrt ſind. Das Unterſcheidungsbedürfniß, verbunden mit der obenerwähnten ſteten Verwendung des Wortes in Beziehung zu ganz beſtimmten Objekten, wird in derartigen Berufskreiſen eine derartige Specialiſirung begünſtigen. Wer weiß nicht, wie viele Ausdrücke, die uns in der Umgangsſprache nicht begegnen, der Forſtmann, der Handwerker, der Militär u. ſ. w. haben, Ausdrücke für Dinge und Verhältniſſe, Beziehungen, welche uns erſt mit dem Worte zum rechten Bewußtſein gekommen ſind. So bedeutet das franzöſiche meute — unſer Meute — eigentliche Haufe allgemein; als Jagdausdruck nimmt es den ſpeziellen Sinn „Haufe von Hunden“ an; faon gilt urſprünglich von dem Jungen jedes Thieres, erſt allmählich bedeutet es nur Junges des Rehes, Rehkalb. Ganz derſelbe Vorgang liegt unſerem Füllen zu Grunde, das ebenfalls urſprünglich die allgemeinere Bedeutung „junges Thier“ hatte, und desgleichen iſt Gaul männliches Thier überhaupt. Das lateiniſche jumentum = Zugthier, Laſtthier wird von Pferden, Maulthieren und Eſeln gebraucht, jument beſchränkt ſich auf das Pferd und bezeichnet nur Stute. Morve = Rotz der Pferde geht zurück auf morbus = Krankheit und erhält die verengerte Bedeutung, weil, wie Littré ſagt, Rotz die Pferdekrankheit par excellence iſt.

Erweiterung und Verengerung der Bedeutung ſind Wandlungen, welche den Werth der Wörter als Mittel der Vorſtellungeu betreffen. Jede Vorſtellung des Geiſtes iſt aber mit einem gewiſſen Gefühl verbunden, welches uns gegenüber

der Wichtigkeit des rein gedanklichen Elementes allerdings vielfach nicht zum Bewußtſein kommt, gelegentlich aber ſehr kräftig ſich geltend machen kann. Wir können uns ſehr leicht dieſe Gefühlsſeite der Vorſtellung, wenn ich es ſo nennen darf, zum Bewußtſein bringen, wenn wir uns die Wirkung zu erklären ſuchen, die der lyriſche und lyriſch-epiſche Dichter auf uns übt. Wenn wir zu einem Gedichte greifen, ſind wir ſo geſtimmt (oder ſollen es doch ſein), daß wir eine Bewegung unſeres Gefühles erwarten. Die Worte des Gedichtes werden daher weniger die ihnen entſprechenden Vorſtellungen, als die mit ihnen verbundenen Gefühle in uns wachrufen. Werden wir z. B. nicht gleich in eine ganz beſondere Stimmung verſetzt, wenn der Dichter fragt: Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind? und in der folgenden Zeile andere Gefühlsſaiten hinzuerklingen läßt durch die Antwort: Es iſt der Vater mit ſeinem Kind! Dieſe Antwort, welche auf unſer Vorſtellen bezogen, doch ziemlich inhaltsleer iſt, vermag unſer Gefühl außerordentlich zu intereſſiren. Könnte der Dichter überhaupt eine ſo große Wirkung mit ſeinem Inventarium an Sternen, Blumen, Wellen, Bergen, Hainen, Schluchten u. ſ. w. erzielen, wenn er nicht den bloßen Widerhall der Gefühle erweckte, die, den Vorſtellungen dieſer Dinge anhaftend, in uns ſchlafen? Darum wählt er auch, wo ihm in Bezug auf die Vorſtellung mehrere Wörter zur Verfügung ſtehen, immer dasjenige, das den größten Gefühlswerth hat. So ſagt er im Schwunge der Diktion Roß für Pferd, Hain für Wald, Nachen für Kahn, Gold für Geld, Jüngling für junger Menſch, Greis für alter Mann u. ſ. w., während andererſeits eine komiſche Wirkung hervorgerufen wird, wenn wir uns im alltäglichen Geſpräche jener Ausdrücke ſtatt dieſer bedienen. Die Gegenüberſtellung jener edlen Worte und der gewöhnlichen Bezeichnungen läßt uns auch das eigenthümliche Verhältniß erkennen, in welchem der Gefühlswerth

der Wörter zu dem eigentlichen Vorſtellungswerth ſteht. Man darf dies Verhältniß kurz dahin formuliren, daß, je größer der Gefühlswerth eines Wortes iſt, deſto geringer der eigentliche Vorſtellungswerth, und umgekehrt. So ſind z. B. Kopf, Backe, Bauch im Gedicht ſchwer zu verwenden, weil ſie zu ſehr an die „rohe" Wirklichkeit erinnern, während die poetiſchen Worte Haupt, Wange, Leib gleichſam das Körperliche abgeſtreift haben.

Doch die Sprache des Dichters iſt nicht die einzige, in der die Wörter einen Gefühlswerth beſitzen; ſie macht nur von dieſen Wörtern einen beſonders hervorſtechenden Gebrauch. Und das könnte ſie nicht, wenn nicht jene Verbindung von Gefühl und Vorſtellung in der Bedeutung der Wörter eine allgemeine ſprachliche Erſcheinung wäre. Jener Gefühlswerth tritt namentlich in ſolchen Wörtern als Begleiter gewiſſer äſthetiſcher oder ethiſcher Auffaſſungen hervor, welche ſich mit den Vorſtellungen verknüpfen, welche die verſchiedenen Nationen, Stände, Parteien, Geſchlechter, Altersſtufen voneinander haben. So verwandeln ſich dieſe Gattungen (Nationen, Stände ꝛc.) in Repräſentanten ethiſcher Vorſtellungen. Da es nun in der Natur der Sache liegt, daß der mit dieſen ethiſchen Auffaſſungen verbundene Gefühlswerth etwas Schwankendes, Unbeſtimmtes haben wird, da derſelbe objektive Thatbeſtand ſehr verſchiedene Stimmungen des Subjektes hervorrufen kann, ſo iſt dadurch ein weiterer Wandel der Bedeutung gegeben, den man herkömmlich als Differenzirung des Wortes nach der Seite des guten oder böſen Sinnes bezeichnet.

Der Wechſel in der Bedeutung der hierher gehörigen Wörter wirft zugleich ein ſcharfes Licht auf die Kulturentwickelung des Volkes, wie umgekehrt dieſe ſelbſt jenen Wechſel beleuchtet. So werden wir uns wiederum der innigen Verbindung, in der äußere und innere Bedingungen auf das Leben der Sprache einwirken, bewußt.

In den ethiſchen Werthen, die gewiſſen Vorſtellungen beigelegt werden, erkennen wir oft recht eigentlich, weß Geiſtes Kind die Sprache jedesmal iſt. Wenn im Lateiniſchen urbanus (ſtädtiſch) die Bedeutung höflich, manierlich annimmt, hingegen villanus (dörflich) zur Bezeichnung des Tölpels dient, ſo ſehen wir, wie die vornehme ſtädtiſche Bevölkerung ſelbſt den Geiſt der Sprache beſtimmt. Dieſer äſthetiſch-ethiſche Gegenſatz zwiſchen Stadt und Land offenbart ſich natürlich auch in der modernen Sprache. Villain iſt nicht mehr bloß Tölpel, ſondern Schurke, naif (von nativus = der Leibeigene) kindlich, manant der Einfaltspinſel, eigentlich der Burgfleckenbewohner. Unſer deutſches „Tölpel" iſt identiſch mit Dörfer (mittelhochdeutſch törpel, dörpel, eigentlich dörper) d. h. Dorfbewohner. In der Stadt ſelbſt ſind es wieder die einzelnen Stände, die einander herabſetzen, indem ſie mit ſcharfem Blick und gewandter Zunge die charakteriſtiſchen Spuren, welche dem Individuum von ſeinem Berufe her anhaften, erfaſſen und karikirend im Wort feſthalten. Unter dem „Schulmeiſter" verſtehen wir gelegentlich einen zum Lehrhaften hinneigenden, auf das Kleine Gewicht legenden Menſchen; das italieniſche Wort für Schulmeiſter, „pedante" hat überwiegend dieſe Bedeutung. Pfaffe iſt eine im Mittelalter durchaus ehrenwerthe Bezeichnung für „Geiſtlicher"; erſt allmählich bezeichnet das Wort einen Geiſtlichen, wie er nicht ſein ſoll. Gewiſſe Stände verfolgt das Volksvorurtheil mit unausrottbarer Hartnäckigkeit. Warum friert man gerade wie ein Schneider, warum iſt einer redſelig wie eine alte Waſchfrau, warum iſt einer etwas verſchroben wie ein 99er (d. h. Apotheker, weil ſie 99 % nehmen)? Eine unverſchämte Rechnung nennt der Franzoſe terme d'apothicaire, wir eine Doktorrechnung. Von einem Menſchen, der nicht über ſeine eigenen kleinen Intereſſen ſieht, ſagen wir, er hat eine Krämerſeele. Andererſeits hat die Eigenliebe ſelbſt, im Bunde wiederum mit der Entfaltung des Kulturlebens, anderen Wörtern

veredelnde Bedeutung geliehen. Frank (vom Namen des Volksstammes abgeleitet) bezeichnet frei, offen; deutſch hat oft die Bedeutung klar, deutlich; hübſch iſt = mittelhochdeutſch hübeſch, d. h. höfiſch. Adel bedeutet eigentlich nur Geſchlecht; da aber der Vornehme nur ein (rückwärts zu verfolgendes) Geſchlecht kannte, gewann es die gegenwärtige Bedeutung. Ritter bezeichnet jetzt etwas viel Vornehmeres, als das urſprünglich gleichbedeutende Reiter, ſeit der Zeit, als Heinrich I. die Anfänge zu einem beſonderen Reiterſtand gelegt hatte (vergl. franzöſiſch chevalier und cavalier). Hohe ethiſche Vorſtellungen umſpielen naturgemäß auch die Bezeichnungen der Altersſtufen der Geſchlechter. Man denke an Knabe, Bube, Greis (engliſch Earl = der Aeltere), Seigneur (aus dem lateiniſchen senior, der ältere). Ein Fräulein würde ſich ſchwerlich als Mamſell bezeichnen laſſen, und doch iſt Mamſell dem franzöſiſchen demoiselle entſprungen; gleiche Verwandtſchaft des urſprünglichen Sinnes offenbaren auch Dame (domina = Herrin) und maîtresse = Herrin.

Die Bedeutungsentwicklungen der Wörter, welche ſittliche Begriffe und ſittliche Eigenſchaften bezeichnen, würde ein eigenes, ſehr intereſſantes Kapitel erfordern; ihr Studium würde vielleicht Licht auf die Entwicklung der ſittlichen Begriffe ſelbſt werfen. Iſt es in dieſer Hinſicht z. B. nicht ſehr bemerkenswerth, daß frei urſprünglich nur hold, geliebt bedeutet und das Verhältniß des Höheren zum Niederen bezeichnet, herrlich, gerade wie im Lateiniſchen egregius (von e grege = aus der Herde hervorragend) das dem Höheren eignende iſt? Aus der Sphäre des eigenen Intereſſes hoben ſich in die Sphäre ſittlicher Anſchauungen eine Reihe von Wörtern, wie Tugend, das urſprünglich nur Brauchbarkeit, Tauglichkeit bezeichnete, fromm, eigentlich nutzbringend, ebenſo gut und baß, beſſer. Andere Wörter für ethiſche Vorſtellungen haben urſprünglich eine indifferente Bedeutung; ſchlimm iſt eigentlich ſchräg; ſchwierig (nicht

von ſchwer abzuleiten) eigentlich voller Geſchwüre. Schlecht hat ſeine urſprüngliche Bedeutung ſchlicht noch in der Wendung ſchlecht und recht bewahrt; gemein iſt urſprünglich das allen Gemeinſame, wie das franzöſiſche banal. Die äſthetiſchen Bezeichnungen gehen oft auf Ausdrücke für ſinnliche Wahrnehmungen zurück. Schön bedeutet urſprünglich glänzend; garſtig iſt eigentlich ranzig. Geſchmack und geſchmackvoll erinnern noch lebhaft an ihren Urſprung aus der Sinnlichkeit. — Doch wozu Beiſpiele häufen in einem Falle, der wie kein anderer in der uns beſchäftigenden Frage durch unſere eigene Wahrnehmung beſtätigt wird? Haben doch die Vorſtellungen in uns ſelbſt einen jederzeit ſchwankenden Gefühlswerth, je nach Größe und Intenſität des Gefühles, nach Neigung und Abneigung, nach Intereſſe und ſittlicher Anſchauung.

„C'est le ton qui fait la musique", ſagt der Franzoſe, und der Ton, die Gefühlsfärbung iſt es in der That, welcher die eigentliche Bedeutung unſerem Worte leiht. Dieſes Gefühl iſt der Zauber, der das Wort umſchwebt, der Zauber, der erklärt, warum der Menſch ſo ſtark durch Worte erregt werden kann. Eine Welt des Gefühles liegt in Worten wie „Vaterland", „Menſchheit", „Religion", eine dunkle düſtere Welt in „Elend", „Not", „Sorge"; wer dieſe Worte gebraucht, beſchwört dieſe Welten herauf und giebt uns ſelber erhebende oder niederdrückende Stimmungen. Nationen und Parteien ſehen wir auf Worte ſich ſtützen, die einen großen mächtigen Klang haben und bewahren, wenn längſt das, was ſie eigentlich bezeichnen, ein Anderes geworden iſt, und es wäre keine undankbare Aufgabe, einmal dem Einfluſſe dieſer eigenthümlichen Erſcheinung des Gefühlswerthes der Wörter auf die öffentliche Anſchauung nachzugehen.

Letztlich ſind auch jene oben (S. 21) gekennzeichneten ſeeliſchen Vorgänge, die wir uns aus einer Art geiſtigen

Trägheitsgeſetzes zu erklären ſuchten, eine Quelle ſteten, weit um ſich greifenden Bedeutungswandels. Wir bezeichnen denſelben zum Unterſchied von dem bisher geſchilderten, der im geſetzmäßigen Apperceptionsvorgängen ſeinen Grund hat, als aſſoziativen, da bei ihm zufällige Aſſoziationen die Hauptrolle ſpielen; darum iſt auch, während es bei dem apperceptiven Bedeutungswandel die Geſchichte der Vorſtellung war welche ein Licht warf auf den Wandel der Bedeutung, bei dem aſſoziativen die Geſchichte des Wortes, aus der klar wird, weshalb gerade mit ihm eine gewiſſe Vorſtellung verbunden wird. Indem eben das Wort, unſeren früheren Ausführungen entſprechend, ſeinen eigentlichen Sinn erſt durch die Verbindung mit anderen erhält, geſchieht es, daß oft die Vorſtellung ihre ſprachliche Zerlegung findet durch Bezeichnung eines allgemeineren und eines ſie einſchränkenden Elementes, daß alsdann nach Vollzug der Zerlegung nur der Ausdruck für das allgemeinere Element oder für das einſchränkende an Stelle des Ganzen tritt. Für beide Fälle haben wir Beiſpiele in Menge. So iſt im Lateiniſchen cohors urſprünglich Gehege, cohors militum ein Gehege (Maß einer beſtimmten Anzahl von) Soldaten, allmählich aber tritt für cohors militum einfach cohors auf. Das franzöſiſche bas bezeichnet eigentlich nur den unteren Theil eines Gegenſtandes, daher bas de chausses = der untere Theil der Fußbekleidung (im Gegenſatz zu haut de chausses) = der Strumpf; nach Ausſcheiden des determinirenden Elementes gelangt bas allein zur ſpeziellen Bedeutung „Strumpf“. Belege des zweiten Falles (Feſthalten des determinirenden Elementes) ſind das franzöſiſche bonnet für chapeau de bonnet, feutre für un chapeau de feutre. Auch im Deutſchen ſagt man ein Filz für Filzhut; ferner ſog. hiſtoriſche Worte, wie ein Bajonett [Bayonnet] (nach der Stadt Bayonne) ein Cognac u. a. Bei der Bezeichnung einer beſtimmten Lokalität pflegt in der Regel die allgemeine Angabe

des Lokals (Stadt, Kirche, Schule und ähnliches) wegzubleiben. So ſteht im Lateiniſchen Moneta für templum Junonis Monetae, Notre-Dame für l'église de Notre-Dame, St. Pauli für Vorſtadt St. Pauli.

Seiner Natur nach kann dieſer aſſoziative Bedeutungswechſel den Anlaß zu den bunteſten Metamorphoſen einer Bedeutung geben. Was hat an ſich z. B. ein Binſenkorb mit dem Tabak zu ſchaffen? Und doch bedeutet im Franzöſiſchen canastre (Tabak), urſprünglich Binſenkorb (zum Verpacken des Tabaks). Dasſelbe Wort, das die Beſprechung der Heiligen Schrift (collation) bezeichnet, erhält ſpäter die ſehr profane Bedeutung Mahlzeit (weil eine ſolche ſich gewöhnlich an die collation im erſten Sinne anſchloß). Das Lateiniſche copia (Abſchrift) erklärt ſich nur aus der ſtehenden Wendung facere copiam = eine Fülle (von Exemplaren) herſtellen.

So führt denn ſchließlich die Sprache in dieſen ihren letztgeſchilderten Hervorbringungen ein ſcheinbar launenhaftes, unzuverläſſiges Leben. Und doch — nur ſcheinbar. Denn was auf den erſten Blick ſcheinbarer Laune entſpringt, das zeigt ſich uns, näher beſehen, als ein Ausfluß tief in dem menſchlichen Seelenleben begründeter Geſetze. So kommen wir auch dieſen Erſcheinungen gegenüber zu derſelben Anſchauung, von der wir ausgegangen ſind, und die wir am Ende unſerer Ausführungen nicht beſſer zuſammenfaſſen können, als mit den Worten, die Ernſt Curtius einſt in Göttingen bei Gelegenheit der Feſtrede zur akademiſchen Preisvertheilung 1857 geſprochen hat: „Die Sprache ſteht in der Mitte zwiſchen den beiden Gebieten der Natur und des Geiſtes. Auf der einen Seite ein natürlich Gewordenes, das keines Menſchen Witz erſonnen und gebildet hat, das aus der Natur des menſchlichen Weſens mit Nothwendigkeit hervorgeht, und deſſen Geſtaltung von der Willkür des Einzelnen ebenſo unabhängig iſt, wie der Organismus des

Leibes und wie der Bau der Pflanze; auf der anderen Seite aber eine freie That des Geiſtes, welcher nirgends den Stoff ſelbſtändiger zu beherrſchen ſcheint. Darum giebt es kein treueres Abbild des Volks- und Menſchengeiſtes, als die Sprache; mit der Feſtſtellung ſeiner Sprache beginnt die ſelbſtſtändige Geſchichte jedes Volkes, und der Einzelne bekundet ſeine geiſtige Reife, indem er der Sprache mächtig iſt. So wunderbar vereinigt ſie in ſich das Weſen freier Selbſtbeſtimmung und natürlicher Entwickelung, ſo durchdringt ſich in ihr Freiheit und Nothwendigkeit."

Anmerkungen.

[1] Wegener, Unterſuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, Halle 1885, S. 4.

[2] Arſène Darmeſteter, La vie des mots étudiée dans leurs significations. Deuxième édition, Paris 1887, S. 13.

[3] O. Schrader, Ueber den Gedanken einer Kulturgeſchichte der Indogermanen auf ſprachwiſſenſchaftlicher Grundlage, Jena 1887.

[4] Wilhelm Wundt, Eſſays, Leipzig 1885.

[5] Vergl. A. Roſenſtein, Die pſychologiſchen Bedingungen des Bedeutungswechſels der Wörter, Danzig 1884, und Ph. Wegener, Unterſuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, Halle 1885.

[6] „Mit möglichſt geringen Mitteln möglichſt viel ausdrücken," war ein Lieblingsſpruch Beethovens.

[7] Vergl. die citirten Schriften von Darmeſteter und Roſenſtein, ferner Wölfflin, Vortrag über Bedeutungswandel auf der 39. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Zürich 1887.

Ist es möglich, die deutsche Auswanderung nach Kleinasien zu lenken?

Vortrag,
gehalten vor der Kolonial- und der Geographischen Gesellschaft zu Hannover.

Von

Dr. E. Oehlmann
in Hannover-Linden.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Mit Wehmuth muß es den Deutſchen erfüllen, wenn er ſieht, wie das Gebiet der räumlichen Verbreitung ſeiner Nation in Europa immer kleiner wird. Nicht allein, daß verwandte Stämme, die Flamingen in Belgien, die Bataver und Frieſen in den Niederlanden, ſich völlig abgetrennt haben, auch die Ahnen einer rein deutſch ſprechenden Bevölkerung, der rund 2,1 Millionen deutſcher Schweizer[1] ſind längſt den gleichen Weg gegangen und regeln ihre deutſchen oder franzöſiſchen Neigungen vor allem nach den Fragen des materiellen Vortheils. Immerhin ſind ſie nach Abſtammung und Sprache doch Deutſche geblieben. Reißend aber iſt unſer Volksthum am Südabhange der Alpen ſeit dem Mittelalter zurückgegangen, verloren ſind ihm hier weite Landſtriche Venetiens und der Lombardei, die es einſt bedeckte; es iſt hier verſchwunden, Spuren nur zurücklaſſend in dem ſtattlicheren Wuchſe der Norditaliener, worin dieſe ihre ſüdlichen Landsleute gar ſehr überragen, Spuren in der uns manchmal ganz teutoniſch oder gothiſch anmuthenden Frauenſchönheit Mailands, deſſen ſtolzeſter Bau, der marmorne Dom, von der Kunſt deutſcher Werkmeiſter zeugt. Wie abbröckelnde Riffe in der ſteigenden Fluth liegen da noch am Monte Roſa einige deutſche Dörfer, die „ſieben Gemeinden" (sette comuni) bei Vicenza, die „dreizehn Gemeinden" (tredeci comuni) bei Verona. Auf der großen Straße, die vom Brenner

hinab nach dem schönen Süden führt, liegt die Sprachgrenze zwar im ganzen noch an derselben Stelle wie vor Jahrhunderten, nämlich zwischen den Ortschaften Welsch-Metz und Deutsch-Metz, aber zu beiden Seiten dringt im Gebirge das Italienerthum, zu dem das deutsche Blut den besten Einschlag geliefert hat, so mächtig gegen Norden vor, daß das herrliche Südtirol mit seinen röthlich glühenden Dolomiten, den leuchtenden Schneebergen, seiner Pflanzenpracht, seinen feurigen Weinen für unsere Nationalität im ganzen als verloren angesehen werden muß. Dies nur ein Beispiel für viele! Nicht so schlimm, aber doch auch besorglich genug steht es in vielen anderen Kronländern des Habsburger Doppelreiches, so in Siebenbürgen, so in Böhmen. Ist es doch noch nicht so gar lange her, daß der deutsche Stamm in diesem gesegnetsten aller Kronländer überwog, jetzt aber zählt es (nach der Zählung von 1891) nur 2 175 000 Deutsche gegen 3 638 000 Tschechen, und die Königsstadt an der Moldau birgt gar 87 % Tschechen. Hoch und ideal sind die Ziele des „Deutschen Schulvereins", aber seine Mittel sind viel zu schwach, um auch nur einen ausreichenden Schutzdamm gegen die fremden Sprachen errichten, geschweige denn zum Wiedererobern helfen zu können. — In den russischen Ostseeprovinzen, deren Eroberung zu den stolzesten Erinnerungen unseres Volksthums gehört, leben nur noch 107 000 Deutsche, sie aber, wie die Hunderttausende, die in den Ackerbauansiedelungen an der mittleren Wolga und um den nördlichen Bogen des Pontus herum eine neue Heimath gegründet haben, deren Sitze z. B. auf den Stielerschen Karten in breiten rothen Flecken hervorleuchten, sie alle sind vor die Alternative gestellt: „Friß, Vogel, oder stirb!" d. h. „Werdet russisch, oder hebt euch von dannen!" Glücklicher sind wir ja im Reiche daran, aber das Gefühl der Sicherheit, das es einflößen mag, ist doch nicht ungetrübt, muß es doch in etwa den Gedanken

bei den Bewohnern einer an ſich wohlverwahrten Feſte gleichen, deren fernerliegende Forts eins nach dem anderen fallen. Will es doch auch ſcheinen, als ob das Germaniſirungswerk auf unſerem alten Siedelungsgebiete im Nordoſten zu einem gewiſſen Stillſtande gekommen iſt trotz der im übrigen ja vielfach angefochtenen Thätigkeit der Anſiedelungskommiſſion. Im Norden aber dringt die deutſche Sprache ganz entſchieden gegen die däniſche vor, und in einem Jahrhundert darf es heißen nicht nur „frei", ſondern auch „deutſch bis zur Königsau". Schade nur, daß der Gewinn hier auf Koſten nicht eines ganz fremden, ſondern eines ſtammverwandten Volkes erfolgt, das nur zur Zeit im Schmollwinkel ſitzt. Wiedergewonnen iſt im Südoſten der alte alemanniſche Boden zwiſchen dem Rhein und der Maas, und deſſen urdeutſche, altanſäſſige Bevölkerung wird ſich ſchließlich wohl oder übel fügen müſſen. Für die, welche es nicht wollen und lieber es mit dem galliſchen Hahn als mit dem deutſchen Aar halten, iſt Erſatz genug vorhanden.

Denn, mit Freuden ſei es geſagt, glückliche Volkskraft iſt im Gebiete der ſchwarz-weiß-rothen Flagge noch genug vorhanden. Seit der Gründung des Reiches hat deſſen Bevölkerung ſich um rund 10 Millionen oder 25 % vermehrt, und dabei ſind von 1882—1891 im Jahresdurchſchnitte 124000 Menſchen ausgewandert! Am ſtärkſten war die überſeeiſche Auswanderung im Jahre 1882 mit 203585, am ſchwächſten 1886 mit 83225 Köpfen; 1892 betrug ſie 116393. Die geſamte Auswandererzahl von 1820 bis 1890 iſt auf 5½ Millionen Menſchen anzuſchlagen, deren lebende Nachkommen jetzt mindeſtens die doppelte Zahl ausmachen müßten. Es würden demnach heute ſeit 70 Jahren in den fremden Erdtheilen 11 Millionen Deutſche als getrennte, aber nicht entfremdete Söhne des Vaterlandes angeſiedelt ſein, wenn ſie eben noch Deutſche und nicht zum Theil ſchon verloren wären, zum großen Theil verloren

gehen müßten. Denn was iſt aus ihnen geworden, und was wird aus ihnen werden? Von den 1 237 000 deutſchen Auswanderern jenes zehnjährigen Zeitraumes ſind nachweislich gezogen nach

der Union	1 135 000,
Braſilien	20 379,
anderen amerikaniſchen Ländern	18 360,
Auſtralien	7 602,
Afrika	3 947,
Aſien	1 294.

Die Union empfing alſo über 91 % der Maſſe, und insgeſamt muß ſie ſeit 1820 ungefähr 4 Millionen Deutſche verſchlungen haben. Es iſt ja nun nicht zu bezweifeln, daß das Deutſchthum da, wo es in geſchloſſenen Maſſen zuſammenwohnt, wie in den nördlichen Staaten an den canadiſchen Seen, wohl noch etliche Jahrzehnte ſeine Eigenart bewahren mag, aber ſchließlich muß es doch der alles auffaugenden Kraft des neuengliſchen Volksſtammes der Union erliegen. Oder mit anderen Worten, es wird aufgehen in das große Völkergemiſch, das berufen iſt, zwiſchen dem Stillen und dem Atlantiſchen Ozean eine Art neuer Nation mit engliſcher Sprache zu bilden, und in Körperbau, Geſichtsſchnitt und geiſtigen Eigenſchaften ſtark daran iſt, ganz eigene Bildungen zu zeitigen.

Günſtiger ſcheint die Sache im britiſchen Canada zu liegen, denn den britiſchen Bewohnern dieſer annoch mit dem Mutterlande loſe verbundenen Kolonien wohnt anſcheinend ebenſo wie den britiſchen Anſiedlern des Auſtralfeſtlandes nicht jene verſchmelzende Kraft inne, die ihre Vettern unter Uncle Sams (U. S.) Banner beſitzen. Der britiſche Volkstheil Canadas iſt nicht im ſtande geweſen, vom Beſtande der dort vertretenen franzöſiſchen Nationalität im Laufe von 100 Jahren beachtenswerthe Stücke abzubröckeln: von rund 5 Millionen Bewohnern ſind 1 300 000 eingeborene Franzoſen, und gerade dies Beſtehen

einer uns zwar augenblicklich nicht gerade vertrauten Nationalität inmitten des englischen Völkermeeres könnte der selbständigen Entwickelung anderer Nationalitäten gewissermaßen einen Rückhalt bieten. Also ethnographisch wäre Canada ein günstiger Boden, wie es dies auch nach Fruchtbarkeit und Klima ist. Doch ist bisher der deutsche Bestandtheil noch nicht sehr erheblich, nämlich nur 1/4 Million. Bleibt sodann noch der südliche Theil von Südamerika. Aber es hat bisher durchaus nicht gelingen wollen, den Strom der Auswanderung in irgendwie beträchtlichem Maße nach Südbrasilien abzulenken, und Argentinien wie Chile scheinen der romanischen Einwanderung verfallen zu sein. Es bliebe endlich auch noch Ecuadôr, das trotz seines an beängstigende Hitze erinnernden Namens in den höheren Lagen auf weite Strecken hin günstige Klimaverhältnisse bietet. Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß der Strom der deutschen Heimathflüchtigen demnächst diese zuletzt genannten Länder aufsuchen wird, wenn die Union mit ihrer liebenswürdigen Sperre vorgehen sollte, womit sie, durch Rücksichten auf Andere nicht behindert, ihre Weltausstellung verschönern wollte und mit der sie über kurz oder lang doch einmal Ernst machen wird. Ganz hoffnungslos steht die Sache des Deutschthums in diesen nicht-unionistischen Ländern Amerikas nicht. Aber schließlich wird — wie Kärger[2] mit Recht sagt — „die Natur der Dinge doch dazu führen, den panamerikanischen Bestrebungen über alle Gegenströmungen in absehbarer Zeit zum Siege zu verhelfen, und der dann mit Sicherheit erfolgende brutale Abschluß Ganzamerikas gegen alles, was von Europa kommt, wird alle jene Hoffnungen vernichten, die das deutsche Mutterland in die Pflege der wirthschaftlichen und nationalen Beziehungen zu seinen Söhnen jenseits des Meeres zu setzen gewohnt war".

Von unseren eigenen Schutzgebieten brauchen wir in dem Sinne der Ansiedelung großer Mengen unserer Landsleute nicht

zu reden. Wohin aber denn mit unſeren Landsleuten, die alljährlich die Fahrt über See antreten und die wir doch nicht mit dem Augenblicke verloren geben wollen, verloren geben dürfen, wo ſie das Deck des Auswandererſchiffes betreten? Wie die Dinge jetzt liegen, bleibt uns ja kaum etwas anderes übrig, als die alljährliche Abſonderung eines reichlichen Hunderttauſend wie eine Art Naturnothwendigkeit anzuſehen, der am wenigſten durch Zwang und ebenſowenig durch Ableitung in ein europäiſches Land — zur Zeit wenigſtens — vorzubeugen iſt. Auch die Regierungen ſind ja längſt von der Gepflogenheit zurückgekommen, die Wandernden als ſtrafwürdige Flüchtlinge anzuſehen, denen ganz recht geſchehe, wenn ihnen im Auslande möglichſt viel Unangenehmes begegne. Die Neigung zum Strafen wird verdrängt durch das Streben, auch den losgelöſten Kindern des Vaterlandes zu helfen und zu nützen.

Wohin aber dann mit ihnen? Giebt es nirgend auf dem weiten Erdenrunde Länder, die durch Klima, Boden, politiſche Verhältniſſe und nicht zu dichte, ſchon vorhandene Bevölkerung die Möglichkeit bieten, den deutſchen Auswanderern ein neues Heim zu bieten, in dem ſie ihre Sprache, ihre Sitte und ihr Vaterlandsgefühl nicht aufzugeben brauchen? Es kann nicht ſcharf genug hervorgehoben werden, daß bei dieſer Frage nicht etwa der Hintergedanke eine Rolle ſpielen darf, derartige Siedelungen über kurz oder lang mit dem Reiche auch politiſch verbinden, neue „Schutzgebiete“ aus ihnen geſtalten zu wollen. Es gilt vielmehr, ihn ernſthaft zu unterdrücken, ſonſt möchte es gleich von vornherein ſchlecht ſtehen um unſere Ausſichten. Treten wir mit ſolchen Erwägungen an die Frage heran, ſo bieten ſich zu ihrer Löſung kaum andere Stätten als Südafrika und Vorderaſien, genauer Kleinaſien. Dieſes letztere verdient vor allem in Betracht genommen zu werden.

Kleinasien, dieses für uns halb verschollene Land, ist plötzlich in den Vordergrund der allgemeinen Theilnahme gerückt durch die mit Ende des vorigen Jahres eintreffende Nachricht, daß in seinem Nordwestwinkel eine Bahn, die Eisenbahn vom Bosporus nach Angora, unter deutscher Leitung und mit deutschem Gelde fertig gestellt worden ist. Der im Jahre 1888 begonnene Bau hatte schon lange die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die Aktien der „Gesellschaft der anatolischen Bahnen" galten als ein gutes Papier an der Börse; 5% Zinsen wurden pünktlich bezahlt. Eine ganze Fluth von Broschüren ist aufgetaucht, die sich nicht nur mit jener Bahn, sondern auch mit dem Lande, das sie erschließen soll, dann aber mit der Frage beschäftigt: Kann Kleinasien für uns ein Kolonisationsland werden? Zwei dieser Broschüren seien neben der von Kärger hier genannt:

Forchhammer: „Die Eisenbahn von Ismid nach Angora." Berlin, Ernst u. Sohn. (Wesentlich technisch, doch auch andere Seiten berührend.)

Dernburg: „Auf deutscher Bahn in Kleinasien." Berlin, Julius Springer. 1892. (In Feuilletonweise geschrieben, angenehm zu lesen, dabei nicht oberflächlich.)

Der günstige Beginn der Arbeit, die Theilnahme für unser Volksthum und seine Söhne, die über das Meer hinausstreben, zwingen uns die Frage auf: Was ist Kleinasien, und was kann es uns werden?

Wie das Osmanenreich in Europa eigentlich bis zum letzten russischen Kriege halb eine terra incognita für uns war, so erst recht Kleinasien; und lange Jahrzehnte sind hier so wenig Fortschritte unserer Kenntniß zugewachsen, daß der betreffende Theil von Karl Ritters klassischem „Asien" noch immer nicht als veraltet gelten kann. In neuerer Zeit ist allerdings Eingehenderes geboten durch Luschans Forschungen

und durch Tſchihatſcheffs Werk, L'Asie mineure, und in der Aufnahme der Bodengeſtalt hat das Anſehnlichſte der Altmeiſter der deutſchen Kartographie, der Profeſſor Kiepert, geleiſtet. Von ihm iſt ganz jüngſt eine große Karte des weſtlichen Kleinaſiens erſchienen, die jedoch nur etwa bis zum 30. Grade oſtwärts reicht, während Angora ſchon unter 33° liegt und das im übrigen gegen das armeniſche Gebirge ſchlecht abzugrenzende Hochland doch wohl bis zum 38. Grade zu rechnen iſt. Auch iſt dieſe Karte nicht billig. Dem, der ſich über den jetzigen Stand unſerer Kenntniſſe vom „Lande des Sonnenaufgangs“ [3] genauer unterrichten will, als dieſe wenigen Worte zu bieten vermögen, ohne tiefere Studien zu beabſichtigen, ſei empfohlen, die betreffenden Theile in Sievers' „Aſien“ (Berlin und Wien 1892) nachzuleſen.

Kleinaſien, dieſer einſtige Sitz einer hohen menſchlichen Entwickelung, einer dichten Beſiedelung, einer großartigen Erzeugung von Früchten und Korn aller Art, wurde — weil zu wenig gekannt — bei uns bisher entſchieden zu ungünſtig beurtheilt. Man ſtellte ſich nur vor alpenhohe Randgebirge mit ſchwindelnden Pfaden, engen Felſenthoren und allerdings lachenden, nach dem Meere hinab ſich ſenkenden Stufen — aber dahinter gleich die Wüſte, kaum bewohnt, ganz wenig nur für den Ackerbau gewonnen, voll öder Salzſteppen, mit unwirthlichen Flüſſen, einer halbwilden Bevölkerung und einzelnen barbariſchen oder klaſſiſchen Trümmerhaufen. Die Geſchichte von Krösus und ſeinem Hálys, der ewig junge „Aufſtieg“ der 10000 wackeren Griechen, der Alexanderzug und etliche Erinnerungen aus den Kreuzfahrten, von dem ſchrecklichen Durſte der ſchwäbiſchen Ritter:

„Als Kaiſer Rothbart lobeſam
Zum heiligen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüſt und leer“ —

das ungefähr hat unſeren Vorſtellungen von dieſem Lande die Färbung gegeben. In der That, es giebt ein ähnliches Gebiet dort, das man aber nicht als Wüſte, ſondern als Steppe, als echte inner-aſiatiſche Steppe bezeichnen muß, mitten hinter den hohen Randgebirgen des Südens. Es iſt voll von großen Salzſeen, deren einer, der Tüs-tſchöllü, 770 m hoch gelegen und doppelt ſo groß wie der Genfer See, mit einer Salzkruſte bedeckt iſt, die ſogar Pferde zu tragen vermag. Aber dieſe Oede umfaßt höchſtens ein Fünftel des Landes, das Frankreich an Größe ziemlich nahe kommt oder dem Deutſchen Reiche ohne die Provinz Schleſien oder Hannover. Jene Steppe rückt vom 31. bis zum 34. Grade von Greenwich und nordwärts nur bis zum 39. Parallelkreiſe (d. i. etwa die Breite von Cagliari am Südende Sardiniens), während die Nordküſte ſich doch ſtark dem 42. Parallelkreiſe (d. i. der Breite von Rom) nähert, ja ihn bei der alten Pflanzſtadt Sinob überſchreitet und das ſchöne Weſtende dieſes wie eine lockende Brücke nach Europa vorgeſchobenen Gliedes von Aſien faſt den 26. Grad von Greenwich erreicht. Rechnen wir ſelbſt noch ein weiteres Fünftel für unbebaubare Hochgebirge, die aber immerhin doch Wald tragen könnten und auch noch ſtellenweiſe tragen, ſo behalten wir an 300000 qkm, alſo ein Gebiet, ſo groß wie das Königreich Preußen, zur Beſiedelung geeigneten und zum großen Theile hervorragend dazu geeigneten Bodens.

Am Oſtende des Steppenhochlandes erhebt ſich der vulkaniſche, aber nicht mehr thätige, dreifach gegipfelte Erdjas oder Argäus, der ſelbſt auf dieſer reichlich 1000 m hohen Ebene wirkungsvoll weit in die Ferne ſchaut, denn er mißt annähernd 4000 m. An ſeinem Fuße vorüber zieht im Südoſten der kurze Antitaurus, und weiter ſüdlich beginnt der Taurus, deſſen Wellenlinien der Südküſte eine freundliche Gliederung geben. Sie laſſen kleinen Küſtenebenen Raum, ſo der pamphyliſchen

oder der von Adalia, der von Adana, dem alten Cilicien, in das der Finger Cyperns hinein weiſt. Dieſe Küſtenſtriche ſind zwar im Sommer tropiſch heiß, entbehren aber nicht der Befeuchtung, wie die zahlloſen Gebirgsflüßchen beweiſen, die ins Mittelmeer ihr eiſiges Waſſer hinabſenden und in deren einem, dem Kalykadnos, heute Göck-ſu, Kaiſer Friedrich I. ſeinen Tod fand. Die Gebirge des Nordrandes, die keinen gemeinſamen Namen führen und als pontiſches Küſtengebirge zu bezeichnen wären, verlaufen auf dem Kartenbilde in platteren Wellenlinien; ſie empfangen noch ſtärkeren Regen vom Pontus her, ſenden eine Unmenge kleiner Gewäſſer ins Meer und tragen noch ſchöne Eichenwälder, während dieſe anderswo zumeiſt unter der Hand der waldverwüſtenden Osmanli gefallen und in elenden Buſchwald verwandelt ſind. Im Norden ſteigen die Gipfel der Randketten bis über 2300, im Süden über 3500 m an. Im Winter ſind ſie bis tief hinab mit Schnee bedeckt. Beſonders gerühmt wird die Schönheit der Lage bei den Städten an der inneren Seite des Nordrandes, ſo bei Tokad mit ſeinen Eiſengruben ſchwindelhaften Angedenkens und Amaſia, der Vaterſtadt des großen Strabon; auch bei Angora, das, ſchon weiter in die Hochebene hineingerückt, 870 m hoch liegt, während andere Städte, wie Konia, Kaiſarieh und Afun Karahiſſar, in Brockenhöhe und noch darüber hinaus liegen. Die heutige Aermlichkeit dieſer uralten Städte der Hochebene wird von der freundlichen Mutter Natur mit dem grünen Mantel üppigen Pflanzenwuchſes verdeckt. Meiſtens erhebt ſich über ihnen ein Kaſtell, das aus der Kreuzfahrer-, der Römer-, der Perſer- oder noch viel älterer Zeit herrührt und in ſeiner Zerbröckelung einen ungemein maleriſchen Anblick gewährt. Die Rieſenzüge der Geſchichte, die über das Brückenland zwiſchen Aſien und Europa dahingerauſcht ſind, haben hier eine Fülle uralter, zum Theil noch gar nicht enträthſelter Spuren und ein Trümmerfeld hinterlaſſen, das in ſeiner Geſamtheit

noch großartiger ist als dasjenige Roms. Da sind die Trümmer von Pessinunt, wo der Tempel der Göttermutter Kybele stand, deren Stein sich die Römer zum Schutze ihrer Stadt entliehen, als der Punier vor den Thoren stand. Da wird ebenfalls unweit der deutschen Bahn die (allerdings nicht beglaubigte) Grabstätte Hannibals selbst gezeigt; Ismid, das alte Nicomedia, die Stadt Kaiser Diokletians, in der er seine große Christenverfolgung anordnete, nicht weit davon Isnik oder Nicäa, die Stadt der weltbestimmenden Konzilien und der Kreuzfahrer, der Augustustempel von Angora, dem alten Ancyra, der das für die geschichtliche Forschung so wichtige, allbekannte monumentum Ancyranum geliefert hat. Jasili Kaja, mit dem phrygischen Königsgrabe, angeblich dem des Midas, und seinen großartigen Felseninschriften, am Fuße des Keschisch-Dagh, das ist der alte mysische Olymp, 2500 m hoch; in der Landschaft Erthogrul das schöne Brussa mit seinen berühmten warmen Quellen, der Herrschersitz der Osmanen, ehe sie Konstantinopel nahmen. Felsinschriften, Grabmäler, assyrische Löwenköpfe begegnen auf Schritt und Tritt. Doch genug davon! Nicht um in diesen geschichtlichen Erinnerungen zu schwelgen, nenne ich diese Stätten, an denen Sage, Geschichte und Trümmer von alter, dichter Besiedelung zeugen, sondern als Beweis, daß gar viele vordem diesen Boden der Besiedelung werth gefunden haben. Er ist es auch noch heute, er ist nicht schlechter geworden, nur die Menschen haben ihn vernachlässigt.

Zwischen dem Taurus und dem pontischen Küstengebirge erhebt sich also diese Hochebene von Anadoli, wie es scheint, noch wieder durch zahlreiche, im ganzen parallele, von Osten nach Westen laufende Ketten gefaltet. Wie es scheint, kann man nur sagen, denn noch ist dieser Boden keineswegs hinreichend erforscht; doch daß es so ist, darauf läßt sich mit einiger Sicherheit schließen aus dem seltsamen rechtwinkeligen

Umſpringen der Flüſſe um die Gebirgskanten. Sie müſſen ſich in zahlloſen, weit geöffneten Winkellinien und Bogen, die viel ſtärker ſind als beim Main oder bei dem Juraſluſſe Doubs, den Weg in den Pontus ſuchen. So der Sakaria, neben dem die deutſche Bahn nach Angora hinaufſteigt und deſſen Lauf oft vor Pflanzenwildniß und Felsgewirr überhaupt nicht zu verfolgen iſt; der Salzfluß des Kröſus, der Hálys, heute Kiſil-Írmak, d. i. rother Fluß, dem der rothe Salzthon Geſchmack und Farbe verliehen hat; vor allem, noch weiter öſtlich, der Jeſchil-Irmak, deſſen ſeltſamer Bogenlauf auf der Karte ſofort in die Augen ſpringt. Für das weſtliche Kleinaſien, das die Kiepertſche Karte bewältigt hat, ſind dieſe Parallelketten hinreichend bekannt. Nach beiden Längsſeiten vielfach verzweigt, ziehen ſie nach dem ägäiſchen Meere hin und bilden, je weiter nach Weſten, einen anmuthigen Wechſel von fruchtbaren, mäßig hohen Gebirgszügen, breiten Thälern, ſchön gewundenen Flüſſen, heißen Quellen — ein Land, das von üppiger Fruchtbarkeit ſtrotzt und den ſchönſten der Erde an die Seite zu ſtellen iſt. Man braucht nur einige Namen zu nennen, wie das Tmolusgebirge, das bei Smyrna endet, den Sipylos, den Kas-Dagh, die alte Ida, auf deren Höhe Zeus die Schickſale der Troer und Achäer in goldener Wage wog. Dazwiſchen Flüſſe, wie den ſprüchwörtlich gewordenen Mäander, jetzt Menderez; den Gedis, d. i. der alte Hermos, der leider die Unart hatte, den Hafen von Smyrna zuſchlämmen zu wollen, bis er jetzt durch einen Kanal unſchädlich gemacht iſt. Ueberhaupt arbeiten die ſinkſtoffreichen Flüſſe des Weſtens daran, das, was der verhältnißmäßig junge Einbruch des ägäiſchen Meeres und ſeine Brandungswelle zerſtört haben, wieder zu erſetzen, und manche Stätte altdoriſchen Glanzes und joniſchen Seelebens haben ihre Anſchwemmungen bis zur Unkenntlichkeit verändert. Das iſt der ſchöne Weſten der Halbinſel, deſſen

Handelsblüthe und Landwirthschaft weder Krieg noch Osmanli-Herrschaft zu vernichten vermocht haben, und diesem schönen Westen gehört, wenigstens zum Theil, auch die deutsche Bahn an.

Diese Bahn beginnt (ich folge hier größentheils der Darstellung Forchhammers) bei Haidar Pascha gegenüber Konstantinopel. Ihren Ausgangspunkt nach Skútari, der anatolischen Vorstadt Konstantinopels, zu verlegen, ist möglich, aber bisher noch wegen der hohen Grunderwerbskosten unterblieben. Von Haidar Pascha bis Ismid läuft die Bahn längs der blauen Fluthen des Marmarameeres, und bis hierher ist sie von der türkischen Regierung 1874 fertig gestellt worden, wo ihr das Geld zum Weiterbau ausging. Wegen der Seichtigkeit des Golfes von Ismid hat die deutsche Gesellschaft bei Derindsche, seinem Ausgange zu, einen Landungsplatz anlegen lassen, der ein großer Hafenplatz werden kann. Die Fortsetzung der Bahn ist 1888 durch einen Vertrag der Deutschen Bank in Berlin mit der Ottomanischen Regierung geregelt worden. Daraufhin wurde die „Société des chemins de fer d'Anatolie" gegründet mit einem Grundkapital von 36 Millionen Mark. Die Regierung verkaufte ihr für 6 Millionen die schon fertige Linie Haidar Pascha bis Ismid, gewährleistete ihr dafür 10300 Fr. kilometrische Roheinnahmen und 15000 für die weitere Strecke bis Angora nebst 5% Verzinsung während der Bauzeit. Die Garantiesummen wurden auf die Erträge des Zehnten der betreffenden Sandschaks, das sind etwa unsere Regierungsbezirke, angewiesen, also auf Einnahmen, die in der Türkei immer am sichersten einlaufen. Dazu kam noch das sehr wichtige Recht, 20 km weit zu beiden Seiten der Bahn Bergwerke anlegen zu dürfen. Die alte Linie maß 91 km (also 14 weniger als die Strecke Berlin-Stendal), der Neubau von Ismid bis Angora 499 km, also etwa soviel wie von Berlin über Hannover nach Düsseldorf oder fünfmal die Länge des Nord-Ostsee-

Kanals. Spurweite wurde 1,435 m, größte Steigung 25%. Die Gründungsgeſellſchaft (diesmal ohne den üblen Beigeſchmack des Wortes) übertrug den Bau der Geſellſchaft für den Bau der kleinaſiatiſchen Bahnen mit dem Sitze in Frankfurt a. M., und der bedeutendſte Theilnehmer wurde nicht ein Deutſcher, ſondern der bekannte Unternehmer, Graf Vitali in Paris, Generaldirektor aber der Deutſche Kühlmann und Baudirektor der Deutſche Kapp.

Von Ismid führt die Bahn über ſchwach geneigte Halden, durch dichte Wälder, in denen Schlingpflanzen von Baum zu Baum grüne Vorhänge ziehen, über waſſerreiche Bäche und längs des Sees von Sabandſcha nach Oſten. Dieſer See ſchickt ſein Waſſer in den Sakariafluß, deſſen Thal die Bahn zunächſt aufwärts verfolgen muß, ſo daß ſie genöthigt iſt, 40 km lang nach Südweſten zu laufen, während ihr Ziel im Südoſten liegt. Unweit des Sees muß der Fluß zweimal überbrückt werden in ſchräger und dabei anſteigender Ueberführung, wobei Land- und Mittelpfeiler 10 m tief unter der Flußſohle zu gründen waren. Alle Beſchauer rühmen die ſchöne und kühne Ausführung dieſer Brücken. Die mancherlei Felsarbeiten wurden übrigens dadurch erſchwert, daß in der Türkei die Einführung von Dynamit verboten iſt, da es für zu wirkungsvoll erachtet wird angeſichts der Neigung zu Verſchwörungen und Palaſtrevolutionen. Jene Brückenſtelle ſoll täuſchend an das deutſche Mittelgebirge erinnern: unten der Fluß, die bewaldeten Berge, Landſtraße, Bahndamm, Telegraphenlinien liegen dicht bei einander. Es werden dazu noch mehr ſtattliche Brücken und Tunnel nöthig. Bei der Station Lefke wird das Thal des Sakaria verlaſſen und das nach Süden führende ſeines Nebenfluſſes Karaſu betreten, und dieſe Richtung behält die Bahn im ganzen bei bis Eski-Schehir (d. i. Altſtadt), das ziemlich in der Mitte der neuen Strecke liegt. Auf ihr muß

zwiſchen Biledſchik und Bosjak der Rand der inneren Hochebene erſtiegen werden mit 300 m Höhenunterſchied und ſtellenweiſe 25% Steigung, und dazu ſind ganz bedeutende Dammſchüttungen und Viadukte erforderlich geweſen. Dort liegt eine Bogenbrücke mit 72 m Stützweite und 20 m Pfeilerhöhe. — Es ſei hier gleich bemerkt, daß dieſes Stufenland zwiſchen dem Tieflande und der Höhe jedenfalls für Siedelungen nicht geeignet iſt. Die herunterſtürzenden Regen und Flüſſe haben hier zu arg gewirthſchaftet und das Fruchtland fortgeriſſen.

Ein großartiges antikes Trümmerfeld wird durchſchnitten bei Eski-Schehir, dieſem allen Rauchern ſo wohlklingenden Namen, der Heimath des Meerſchaums. Seine bekanntlich durch Zerſetzungsvorgänge im Serpentingebirge erzeugte, kalkige, ſich fettig anfühlende Maſſe wird hier in Hunderten von Gruben in wüſtem Raubbau gewonnen. Die Schichten liegen faſt wagerecht zu dreien bis vieren ziemlich nahe übereinander und werden in Schächten von 4—40 m Tiefe erreicht. Die gewonnene Ware wird in vier Klaſſen geordnet; die beſte heißt „Lager", dann folgen — nach dem Ausſehen benannt — „Großbaumwolle, Kleinbaumwolle" und endlich „Kaſten". Der Hauptſitz der Meerſchauminduſtrie iſt Wien; die ſchönſten Stücke gehen nach Paris, die ſchwerſten nach Peſt, die mittleren nach Brüſſel; Ruhla nimmt die geringſte Sorte. Das Handelsgeſchäft befindet ſich in iſraelitiſchen Händen. (Dernburg, a. a. O., S. 55 ff.) Von Eski-Schehir an, das eine ſehr anſehnliche Stationsanlage empfangen hat, ſind keine ernſtlichen Hinderniſſe mehr zu überwinden, zumeiſt oſtwärts laufend und auf der Hälfte des Weges dem Purſak folgend, der ſich in den Sakaria ergießt, gelangt die Bahn nach 499 km nach Angora.

Hervorragend ſchnell iſt die deutſche Bahn fertig geſtellt: im Winter 1889 begonnen, hat ſie im November 1892 Angora erreicht, iſt ſie im Dezember 1892 in vollen Betrieb geſetzt worden.

Der Stab der Ingenieure war bunt, international zuſammengeſetzt, doch überwog die deutſche Leitung. Das Arbeiterheer beſtand zumeiſt aus Italienern, dazu aus Kindern aller Welt. Der Tagelohn der Einheimiſchen betrug im Höchſtfalle bei Accordarbeit 12 Piaſter = 2 Mark, bei italieniſchen Arbeitern bis 5 Mark, bei Steinmetzen bis 7 Mark.

Wichtig iſt die Rentabilitäts-Berechnung für die Bahn, da ſie ein Licht wirft auf die Erzeugniſſe des Landes und das, was man von ihm erwartet. Sie ergiebt folgende Einnahme-Schätzung[4] für Beförderung auf der Strecke Ismid-Angora:

a) Ausfuhr von		
Getreide	1 930 000	Mark,
Ziegenhaar	175 000	„
Wolle	168 000	„
Gemüſe, Früchte	141 000	„
Holz	101 000	„
Verſchiedenes	477 000	„
Thiere	481 000	„
	3 473 000	Mark,
b) Gütereinfuhr	1 325 000	„
c) Binnen-Güterverkehr (darunter Salz)	358 000	„
d) Perſonenverkehr	958 000	„
Summa	6 114 000	Mark.

Beim Poſten „Perſonenverkehr“ iſt ſehr beſcheiden angenommen, daß auf der Strecke Angora-Eski-Schehir täglich 30 Perſonen 269 km befahren werden, auf der Strecke Eski-Schehir-Ismid 60 Perſonen zu 230 km nach jeder Richtung, wobei ein Kilometer mit 6 Pfennigen zu bezahlen iſt. Die Geſamtſumme der Einnahme ergiebt eine kilometriſche Roheinnahme von 12252 Mark, alſo noch mehr, als die Regierung ſicher geſtellt hat. Wahrſcheinlich aber wird ſich die Getreideausfuhr ſo heben, daß jener Betrag demnächſt überſchritten wird. Für die kleinere Strecke Haidar Paſcha-Ismid iſt eine kilometriſche Roheinnahme

von 20395 Mark angesetzt. Daraus ergiebt sich wohl, daß das Werk für das Land zeitgemäß und für seine Unternehmer einträglich ist und daß das deutsche Geld diesmal nicht an Utopien verschwendet ist.

Damit, daß der erste Zug am 27. November 1892 Angora erreichte,[5] war das große Werk keineswegs abgeschlossen. Der Sultan Abdul Hamid ist ein einsichtiger und daneben mit gutem finanziellen Sinne begabter Fürst und verkennt nicht, daß, wenn sein immer noch ausgedehntes Reich fernerhin den Kampf um sein Bestehen aufnehmen soll, seine entlegeneren Theile mit dem Herzen enger verbunden und auch wirthschaftlich gekräftigt werden müssen. Er begreift, daß die Erschließung jener Gebiete nothwendig ist für das finanzielle und das politische Gedeihen des Osmanen-Reiches, und darum plant er schon lange zwei große Eisenbahnlinien, eine nach dem Persischen Golfe, die andere durch Syrien nach Palästina. Zu beiden konnte die deutsche Linie das geeignetste gemeinsame Anfangsglied abgeben, aber schon während ihres Baues wurde lebhaft — und hinter den Palastthüren des Serails vermuthlich noch lebhafter — die Frage erörtert, ob dies so werden sollte, oder ob die französischen Unternehmer, die den Handel von Smyrna beherrschen und die Linie Smyrna-Aïdin in Händen haben, für diese das Recht erwerben sollten, sie ins Innere fortzusetzen. Natürlich halfen ihnen die Russen, auffallenderweise aber auch die Engländer, die aber wohl fürchten mochten, daß Konstantinopel, bezw. die Umgebung von Skútari als Ausgangspunkt der deutschen Bahn nicht sicher genug sei angesichts des drohend auf seine Meerenge gespannten Bogens der russischen Seeburgen am Pontus und ihrer Kriegsflotten. Den Türken aber mußte dennoch daran liegen, den Verkehr nach ihrer, wenn auch noch so bedrohten Hauptstadt zu lenken. Es mag uns nun zur reinen Freude gereichen, daß diesmal die Deutschen — gleichviel, ob

die Staatsmänner oder die Kaufleute — geſiegt haben: die Konzeſſion zum Bau der Linie Angora-Kaiſarie und die Gewähr eines ſpäteren Ausbaues tiefer ins Innere des Reiches iſt ihnen zugeſprochen. Es wird alſo zunächſt die Fortſetzung der eben vollendeten Linie ſüdoſtwärts in Angriff genommen, die, wenn ſie am Oberlaufe des Hálys hinauf ſich wendet, etwa 300 km lang werden muß. Kaiſarie, das alte Cäſarea, ihr demnächſtiger Endpunkt, liegt am Südoſtende der Hochebene, am Fuße des Erdjas und iſt eine Stadt von etwa 50 000 Einwohnern.[6] Dazu ſind Seitenlinien bewilligt.[7] Es wird demnach der Stab deutſcher Techniker und Werkmeiſter, die mit dem Land je länger je mehr vertraut werden müſſen, noch längere Zeit in Kleinaſien beſchäftigt bleiben und um ſo werthvollere Beiträge liefern können zu der Löſung der ernſten Frage: Iſt jenes an ſich ausſichtsreiche Land geeignet, auch dem deutſchen Bauer und Handwerker eine neue Heimath zu werden?

Zwei Vorbedingungen dazu ſind unzweifelhaft erfüllt: die vorhandene Bevölkerung iſt weder zu dicht, noch iſt ſie ihrem Bildungsſtande oder ihrer Nationalität nach befähigt, das einwandernde Deutſchthum aufzuſaugen. Die vorhandenen, etwa 8½ Millionen zählenden Bewohner bedingen eine Volksdichte von 16 für 1 qkm, während der am ſchwächſten bevölkerte deutſche Staat, Mecklenburg-Schwerin, 44 und, um entſprechend geſtellte Länder anzuziehen, Texas 3, Florida 2, Kalifornien 3, Rio Grande do Sul in Braſilien 2,7, Ecuadôr 4 Bewohner auf 1 qkm hat. Rechnet man auf die minder beſiedelten Theile Kleinaſiens 1½ Millionen Einwohner, ſo bedingt das für die übrigen 300 000 Quadratkilometer eine Volksdichte von etwa 24 auf 1 qkm, die in der Gegend von Bruſſa und Smyrna 40 erreichen mag und auf einigen ägäiſchen Inſeln ſogar die Zahl 100 überſchreitet. Auf dieſen letzteren iſt alſo für fremde Bauern nichts zu ſuchen, und ſo günſtig liegt dieſe Frage im ganzen in Klein-

aſien nicht wie in Amerika, aber es ſind doch noch genug weite Gebiete im Innern vorhanden, wohlgemerkt, nicht in der abflußloſen Steppe, ſondern fruchtbare Ländereien, welche mindeſtens unbebaut, oft herrenlos, häufig ertragloſes Regierungseigenthum ſind. Alſo Platz iſt ſchon noch vorhanden, namentlich wenn die Pforte ſich dazu entſchließen ſollte, den Anſiedlern ſolches jetzt ja nutzloſe Ackerland umſonſt oder doch gegen ganz billigen Zins zu überlaſſen. Daß die gegenwärtige Regierung das thun wird, iſt nicht unmöglich, denn es herrſcht gegenwärtig ja gut Wetter für die Deutſchen in Stambul, aber Syſteme und Perſonen wechſeln dort ſchnell, darum gälte es, die Herrſchaft des einſichtigen und wohlwollenden Abdul Hamid zu benutzen, Heu zu machen, ſolange die Sonne ſcheint und die Sache nicht bloß in die ſogenannte wohlwollende Erwägung zu nehmen. Immerhin muß damit gerechnet werden, daß das Land zu dem ortsüblichen Preiſe gekauft werden müßte, und der iſt doch nicht ſo gering, nicht zwar im Vergleich mit den unſeren, wohl aber mit ſolchen von Jungländern, wie in den inneren Unionsſtaaten, jedenfalls aber in Braſilien noch zu finden ſind, Preiſe, die der Anſiedler zu erwarten gewohnt iſt. In Kleinaſien muß, ähnlich wie bei uns zwiſchen Marſch und Geeſt, ſo zwiſchen Hoch- und Tiefland unterſchieden werden. Die Aecker des Hochlandes, die Stätten des Mais- und des Weizenbaues bedürfen der Düngung und oft der künſtlichen Bewäſſerung, der ſchwere Boden des Tieflandes iſt ſo fett, daß der Weizen hier den Dünger überhaupt nicht vertragen kann, hier iſt mehr die Stätte mehrjähriger Gewächſe, des Weines, der Maulbeere, des Oelbaumes, auch des Tabakbaues, überhaupt der eigentlichen ſubtropiſchen Gewächſe. Auf dem Hochlande ſoll ſich der Preis des Donúm, das iſt des ortsüblichen Flächenmaßes, das etwas ſchwankend auf $^1/_{11}$ ha angegeben wird, bewegen zwiſchen 50 und 100 Piaſter (1 Piaſter = 18½ Pfennig,

100 Piaſter = 1 Pfund türkiſch, alſo 18½ Mark). Das wäre im Höchſtbetrage 18½ Mark für ein Donúm, alſo etwa 200 Mark für das Hektar. Ganz anders im Tieflande, wo in der Nähe der Städte ein mit Maulbeeren bepflanztes Donúm bis 2000 Piaſter, alſo 370 Mark, koſtet. Die Preiſe ſchwanken ſelbſtverſtändlich wie anderswo auch nach der Güte des Bodens und der Verkehrslage, ſie werden ſteigen bei Nachfrage, und immerhin werden ſie — wenn nicht eben auf Regierungsland gerechnet werden darf — doch hoch genug in Anbetracht alles deſſen, was an Reiſe-, Einrichtungskoſten und Lehrgeld drauf-geht, um die Einführung der Siedler durch eine kapitalkräftige Siedelungsgeſellſchaft wünſchenswerth erſcheinen zu laſſen. Dieſe wird aus anderen Gründen geradezu nothwendig.

Anderſeits liegt die Gefahr der Aufſaugung des deutſchen Siedlers durch die Einheimiſchen gewiß nicht vor, dazu ſind ſie ihm doch zu ſtammesfremd. Etwa eine Million von den 8½ Millionen der Bewohner ſind Griechen. Sie bewohnen vor allem die Inſeln und die Küſten und treiben hauptſächlich Induſtrie oder Handwerk; im Süden ſind ſie von auffallend ſemitiſchem Gepräge und wahrſcheinlich gräziſirte Semiten, wie ja auch im Alterthume mehrere andere Stämme Kleinaſiens, ſo die Lyder, Semiten waren. Iſraeliten giebt es wenig, denn ſie ſind an Handelsgewandtheit dem Armenier nicht gewachſen, der ſich in den Städten durchweg des Bankgeſchäftes bemächtigt hat. In den öderen Theilen des Hochlandes kommen halbnomadiſche Reſte der älteſten Bevölkerung vor, ſo die Jürüken, d. h. die Wanderer, die Anſarjeh u. a. mit geheimnißvollen Gewohn-heiten, der Lehre von der Seelenwanderung und von einem guten und böſen Prinzip. Bei weitem die Hauptmaſſe aber gehört dem herrſchenden Stamme der Osmanen an, die hier noch in dichten Maſſen zuſammenſitzen, während in Europa ihre Reihen immer dünner werden. Sie ſind in Kleinaſien aus

einem Reitervolke zu Ackerbauern geworden, denn die Pferde sind zwar vortrefflich, aber gering an Zahl. Die Arbeitsthiere der Bauern sind vielmehr das Rind und der viel leistungsfähigere und dabei verhältnißmäßig billigere Büffel, der nur reichlichen Wassers bedarf, um zu gedeihen. Es ist schwer, nach den widersprechenden Angaben ein Urtheil über die Osmanen zu fällen, von dem man mit Sicherheit behaupten kann, es sei das richtige. Daß sie ausdauernd, mäßig, gastfreundlich, dazu tapfere und genügsame, also vortreffliche Soldaten sind, räumt ihnen Jeder ein, aber die gemeinsame Meinung geht dahin, daß sie die süße Ruhe des Nichtsthuns und des Träumens, das otium cum dignitate, über alles lieben, kurz gesagt, schrecklich faul seien. Es scheint das aber doch nur auf die Osmanli der großen Städte, namentlich Stambuls, zuzutreffen, denen es an gesicherten Lebensbedingungen, vor allem an Grundbesitz fehlt. Es scheint zuzutreffen auf die vielfach entarteten oberen Klassen, die alle Fähigkeit verloren zu haben scheinen, das Volk zu führen, die im Frieden es aussaugen und im Kriege mit diesen vortrefflichen Soldaten allenfalls einen Sieg, aber keine Erfolge zu erfechten verstehen. Nun behaupten aber Leute, auf die man wohl hören muß, so auch Kärger, daß der osmanische Bauer nicht faul, sondern im Gegentheil fleißig ist, strebsam und gelehrig; daß er sorgsam darauf bedacht sei, den Eingewanderten ihre Künste abzulauschen und sich nicht von ihnen überflügeln zu lassen. Von den Griechen und Armeniern habe er gelernt, die Oel- und Maulbeerbäume verständiger als bisher zu züchten und zu verwerthen, den vielfach zugezogenen Rumelioten aus dem Gebiete von Konstantinopel habe er die Verbesserungen des Ackerbaues abgesehen, wenn er im allgemeinen das Land auch noch in der barbarischen Weise der Patriarchenzeit bewirthschafte. Jedenfalls ist er schlau genug, die Einwanderer erst ihre Experimente machen zu lassen, für die sie das Lehrgeld zu tragen

haben, während er ſie im Falle des Gelingens nur koſtenlos nachzuahmen braucht. Es iſt alſo doch kein ſo ganz verächtlicher Mitbewerber, der jetzt mit dem Eindringen der Bahn ganz merkbar ſchnell Neues lernt, und wenn noch lange gewartet wird, ſo wird die Konkurrenz mit ihm nicht leichter. Mag man es aber auch zugeben wollen, daß er nicht unfleißig iſt, ſo hat ſein Fleiß doch jedenfalls eine Grenze, er geht nicht bis zum Sparen, wenigſtens nicht bis zum nachhaltigen Sparen. Daran hindert ihn ſchon der Fatalismus ſeiner Religion, die im Blute ſteckende Abneigung des Roſſe und Reiterſtückchen liebenden Osmanenthums und ſchließlich die Raubſucht der Oberen, vor denen er ſich nur ſchlecht zu ſchützen vermag. Alſo wozu ſparen? Wie ſehr drückt ihn ſchon der „Zehnte" ſeiner Feldfrüchte, der zu 11½% anſchwillt, wenn der Zehntenpächter ihn einheimſt; und der kaiſerliche Kommiſſar, der dieſem auf die Finger ſehen ſoll, will doch auch etwas haben für ſeine Mühe. Nicht eher darf die Ernte angerührt werden, als bis der Zehntenantheil entnommen iſt. Welche Summe von Plagen und Quälereien läßt ſich ſchon allein aus dieſem Vorbehalte entwickeln! Wie dem türkiſchen Bauer zu helfen, wie der Zins etwa auf indirektem Wege abzulöſen wäre, denn unmittelbar geht es nicht, weil der Koran ihn vorſchreibt, wie ihm die Frucht ſeiner Mühen zu ſichern wäre, das zu erörtern, gehört wohl nicht hierher. Wohl aber hat der Anſiedler alle Urſache, ſich gegen die Begehrlichkeit und die Quälſucht der großen wie der kleinen Beamten vorſorglich zu wappnen, und das kann er nur dadurch, daß er ſich einmal des Schutzes der Hohen Pforte verſichert, denn ohne dieſen würden die Beamten ſeiner bald Meiſter werden. Ohne den Sultan oder gar wider ihn iſt gar nichts zu ſchaffen. Doch auch der Sultan kann ſich ändern, wird ſterben, die Hohe Pforte iſt weit, und von dem Wohlwollen Jemandes abzuhängen, iſt immer mißlich; wie ſoll es alſo

— und damit berühren wir den ſchwierigſten Punkt der ganzen Frage — mit der ſtaatsrechtlichen Stellung der Anſiedler werden? In eine Reihe mit den alten Bewohnern geſtellt, wie ſie den Launen der Beamten vom Vali bis zum Zapſchi herunter überlaſſen zu werden und vom türkiſchen Richter abhängig zu ſein, das ſind Bedingungen, auf die hin nie ein Abendländer einwilligen wird und darf, ſich auf türkiſchem Boden anzuſiedeln. Hingegen wird auch die Pforte nicht willens ſein, wie in Paläſtina z. B. der württembergiſchen Tempelgemeinde und ſo vielen anderen Abendländern, die ſich dauernd dort niedergelaſſen haben, die bisherige Staatsangehörigkeit zu ihrer alten Heimath zu belaſſen und den diplomatiſchen Kleinkrieg, der dort mit der Schar der fränkiſchen Konſuln geführt wird, nach dem Boden Kleinaſiens zu verpflanzen. Wenigſtens hat die Pforte ähnliche Zumuthungen abgelehnt, die ihr vor ein paar Jahren von den Vertretern etwa 200 000 deutſcher Bauern geſtellt wurden, die es auf dem Boden Südrußlands nicht mehr aushalten mochten und den kleinaſiatiſchen als geeignet anſahen, ihnen eine neue Heimath zu bieten. Die Ueberſiedelung iſt noch nicht zu ſtande gekommen. Auf keinen Fall iſt den zuziehenden Deutſchen zu rathen, Grund und Boden zu erwerben und ſich damit über kurz oder lang in türkiſche Staatsangehörigkeit zu begeben, ſolange ihren Gemeinden nicht Selbſtverwaltung, Selbſtbeſteuerung und eigene Richter, in Streitigkeiten mit Mohammedanern gemiſchte Gerichtshöfe zugeſtanden, oder aber der leitenden Siedelungsgeſellſchaft entſprechende Befugniſſe mit Sicherheiten übertragen ſind. Das iſt ein Grund mehr, daß ſich Anſiedler nur in geſchloſſenen Mengen dort niederlaſſen ſollten. Der Einzelne, ſelbſt die kleinere Gruppe wird auch der osmaniſchen Bevölkerung nicht imponiren können.

Wie wird überhaupt der osmaniſche Bauer dem deutſchen begegnen? Zunächſt iſt er gegen die Deutſchen recht wohl-

wollend geſtimmt, da ſie ihm die ſchöne Bahn gebaut haben, durch die ſeine Aecker ſo hübſch im Werthe geſtiegen ſind. Aber es iſt nur zu wahrſcheinlich, daß dies Gefühl in das gerade Gegentheil umſchlagen wird, wenn der Fremde, der Giaur, kommt, dauernd dort zu wohnen und auf den Feldern ſeines Heimathlandes zu ernten, mag er ſie ihm auch um ſchönes Geld abgekauft haben. Alſo ſtarker, gegenſeitiger Schutz der Koloniſten iſt durchaus von nöthen. — In dem Völkergemiſche des Landes iſt noch ein neuer Beſtandtheil nicht zu vergeſſen, das ſind die Tſcherkeſſen, die vom ruſſiſch oder rumäniſch gewordenen Boden hierher gewandert ſind. Mit ihrer Aufnahme hat die Türkei ſich und den kleinaſiatiſchen Bauern eine niedliche Zuchtruthe gebunden, denn ſie treiben lieber Diebſtahl und Wegelagerei als Viehzucht; ihr Hauptgeſchäft iſt der Verkauf ihrer jungen Mädchen nach Stambul. 55 Pfund türkiſch koſten ſie ausgewachſen, das macht etwa 1000 Mark.

Vor allem lehren afrikaniſche Erfahrungen, daß, bevor man einem deutſchen Landmanne anräth, ſich zu überlegen, ob er in dem und dem Lande neue Hütten bauen ſoll, man ihm erſt Gewißheit über das Klima zu geben hat. Das kleinaſiatiſche iſt ein durchaus ſubtropiſches, d. h. der Sommer iſt trocken, aber nicht ſo trocken, wie im Innern Spaniens, im milden Winter fällt Regen die Fülle und in höheren Lagen auch Schnee. Der Januar hat im Innern die Durchſchnittswärme von + 5° C., der Juli + 30°; das wäre alſo noch zu ertragen, aber immer doch hoch genug, um die Arbeitsfähigkeit der Deutſchen gleich nach der Ankunft vorerſt noch einzuſchränken.

Sodann herrſcht in Kleinaſien, wie in all den ſchönen Ländern, die das Mittelmeer umſäumen, das Malariafieber, jedoch mit Ausnahme einiger wenigen Gebiete, die zu vermeiden wären, iſt es nirgends tödtlicher Art oder ſo bedenklich wie

an den Flachküſten Italiens, und das Land als Ganzes hat kein Klima, daß man berechtigt wäre, einem Deutſchen deshalb abzurathen, ſich dort niederzulaſſen. Das Hochland iſt naturgemäß geſünder als das Niederland.

Der osmaniſche Bauer hat wie der unſere ſein Winter- und ſein Sommerkorn; das erſtere iſt wie bei uns das hochwerthige; mit Sommerſaat werden nur die geringen Aecker beſtellt oder ſolche, die man ausruhen laſſen will. Gewiſſe eigenthümliche Düngungsarten ſind ſeit alters eingebürgert und nicht damit aus der Welt geſchafft, daß der fremde Landwirth, getragen von dem Bewußtſein des Beſſerwiſſens, ohne weiteres ſein eigenes Verfahren an die Stelle ſetzt.

Er möchte dabei üble Erfahrungen erleben. Ueberhaupt mag er zwar viel Neues und Nützliches hintragen, zuerſt wird er doch lernen müſſen, das Land zu verſtehen.

Ihm dieſe Lernzeit und etwaige Mißerfolge tragen zu helfen, iſt wiederum das Kapital einer tüchtigen Geſellſchaft von nöthen, und es iſt ganz beſonders im Tieflande am Platze, wo ſich der Siedler den ſubtropiſchen Dauergewächſen zuwenden muß, die bei weitem mehr einbringen, von deren Behandlung aber natürlich der deutſche Bauer noch gar nichts verſteht. Er kann nicht ohne weiteres anfangen zu ackern, vielmehr muß er an der Hand Erfahrener erſt lernen; ein ehrliches Kolonial-Direktorium muß ihm die bei der Lohnarbeit erworbenen Erſparniſſe anlegen und er ſich dann mit deſſen Hülfe und auf Grund ſeiner Erſparniſſe zum ſelbſtändigen Grundbeſitzer aufſchwingen. So mag auch der Mittelloſe gedeihen, und Kleinaſiens Boden könnte ſo einen deutſchen Bauernſtand gewinnen, der den Erzeugniſſen der deutſchen Induſtrie ein neues lohnendes Abſatzgebiet ſichern würde.

Denn fruchtbar und ertragreich iſt dieſer Boden. Mißernten bleiben zwar nicht aus, dafür kann aber eine der gewöhn-

lichen guten Ernten alle Koſten des Grunderwerbes, eine zweite alles das bezahlt machen, was ſonſt noch in das Geweſe hineingeſteckt iſt. Das 14. Korn ſoll beim Weizenbau eine geringe Ernte, das 40. aber und noch weit mehr nichts Ungewöhnliches ſein. Kärger (a. a. O., S. 27) berechnet, daß ein deutſcher Bauer, der auf eigene Rechnung wirthſchafte und auch alle Arbeiten verrichte, dort aus 5—6 ha jährlich 1700 Mark Reingewinn erzielen werde. Mit der Aufzählung alles deſſen, was Garten- und Ackerbau dort erzielen können, möchte ich Sie nicht ermüden, um ſo weniger, da die Haupterzeugniſſe ſchon mehrfach genannt ſind. Es ſind ihrer aber noch mehr als die genannten, ſo z. B. Lein, Waſſermelonen, Bohnen, eine Fülle von anderen Gemüſen, Küchenkräutern und Obſt, die alle ſchon jetzt in großen Mengen ausgeführt werden.

Die Viehzucht, die bisher nur in Angoraziegen[8] und Fettſchwanzſchafen glänzte, würde bald auf eine andere Stufe kommen, falls nur erſt ordentliche deutſche Wieſen angelegt würden, eine Betriebsweiſe, für die der Osmane noch kein Verſtändniß hat. Die Weintrauben werden bis jetzt faſt nur als Roſinen verwerthet, aber dieſe nehmen in der Ausfuhr Smyrnas faſt ſchon die erſte Stelle ein. Die Induſtrie iſt namentlich in den Städten des Griechenvolkes gar nicht ſo unbeträchtlich: Baumwollen- und Seidenwebereien ſind zu nennen, die Teppichwirkerei von Smyrna iſt weltbekannt, und die Verarbeitung des Mohns zu Opium liefert große Erträge.

Eine planmäßige Gewinnung und Verarbeitung der Bodenſchätze, die im Alterthume ſo große Erträge lieferten, wird nur an wenigen Stellen betrieben. Erſt nach der Fertigſtellung neuer Verkehrslinien wird zu erwägen ſein, ob der Abbau der Fundſtätten ſich lohnt. Raubbau wird getrieben in den Meerſchaumlagern, regelmäßig ausgenutzt werden die Schmirgelgruben von Scala Nova; ſie boten 1884 einen Ertrag von

700 000 Mark. Gold findet sich an dem Astyra-Berge, ganz nahe an den Dardanellen, Chromerz an verschiedenen Stellen, Antimon auf Chios, Steinkohlen bei Eregli in Lykaonien, Cypern gegenüber, Blei und Kupfer ebenfalls an der Südküste bei Adara, und das ägäische Meer endlich liefert reichlich Schwämme.

Ich hoffe, daß Sie mich nach diesen Darstellungen nicht der Schönfärberei bezichtigen werden; aber zu der Schlußfolgerung glaube ich berechtigt zu sein: *Kleinasien ist der Besiedelung werth; diese ist für den deutschen Landmann möglich und lohnend*, wenn die zahlreichen Schwierigkeiten, die nicht verschwiegen sind, mit leistungsfähiger und kluger Hand bewältigt werden. Es sei mir gestattet, dieses Urtheil noch durch den Ausspruch eines der besten Kenner des Morgenlandes, des vielgenannten *Nubar Pascha*, zu bekräftigen, der mir von einem höheren preußischen Offizier erzählt worden ist. Dieser fuhr vor nicht gar langer Zeit übers Mittelmeer und unterhielt sich während der Fahrt häufig mit dem hochgestellten Türken, und bei einer Gelegenheit äußerte dieser: „Warum sucht Ihr Deutschen nur so fern in Afrika? Dort liegt Kleinasien. Das ist Euer Platz."

Aber Eile thut noth, d. h nicht Eile, mit der Besiedelung zu beginnen, wohl aber ernste und abschließende Erwägungen und Vorverhandlungen anzustellen, zumal jetzt, wo sich noch ein vorzüglicher Stab von deutschen Ingenieuren und Bahnbeamten im Lande befindet, die den Verhältnissen so viel näher getreten sind und den Ansiedlern die Wege weisen können. Unserem Jahrhundert ist es beschieden, zu sehen, wie alle die schönen Landschaften um das sonnige Mittelmeer herum, das durch den Suezkanal aus einem Binnenmeere wieder zu einem Weltmeere geworden ist, zu neuem Leben erwachen. Möchte es dem deutschen Freier beschieden sein, um eine der letzten zu

werben, und möchte er nicht zu ſpät kommen, damit er ſich nicht einen Korb holt.

Anmerkungen.

[1] Neben ihnen reden dort 635000 franzöſiſch, 155000 italieniſch, 38000 rhäto-romaniſch als ihre Mutterſprache.

[2] K. Kärger, Kleinaſien ein deutſches Koloniſationsfeld. Kolonialwirthſchaftliche Studie. Berlin 1892. — S. auch E. Naumann, Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat. München 1893. Der Verfaſſer hegt die größten Erwartungen für die Zukunft Kleinaſiens.

[3] Dies bedeutet der dem Griechiſchen entnommene Name Anatolien, bei den Türken Anádoli, und „Sonnenaufgang" oder „Morgenland" bedeutet auch die Levante, womit der Abendländer die Süd- und die Weſtküſten der Halbinſel zu bezeichnen pflegt.

[4] Nach Forchhammer, a. a. O., S. 30 ff.

[5] Es wird berichtet, daß zu dieſem Feſttage das maleriſch-ſchmutzige Angora in reinem, weißen Gewande erſchienen ſei, indem der Vali (etwa Regierungspräſident) die Häuſer ohne Unterſchied habe weiß antünchen laſſen, allerdings — nur ihre Vorderſeite.

[6] Smyrna hat 225000, Skútari 100000, Bruſſa 60000, Magneſia 52000, Trapezunt 45000, Adana 45000, Konia 43000, Siwas 40000, Angora 37000 Einwohner.

[7] So die Verbindung mit den franzöſiſchen Linien, die von Smyrna und Epheſus ausgehen. Nebenbei ſei bemerkt, daß der Deutſchen Bank zu Berlin auch der Bau der Linie Saloniki-Monaſtir in Makedonien zugeſtanden iſt, welche die erſte Hälfte einer Ueberlandbahn vom ägäiſchen nach dem adriatiſchen Meere bilden wird. Der Bau iſt bereits im Mai 1891 begonnen und ſoll im Jahre 1894 fertig geſtellt werden. — In der aſiatiſchen Türkei ſtanden 1893 im Betriebe rund 1200 km, davon 1100 in Kleinaſien.

[8] Ihr Wollertrag beträgt etwa 67000 Zentner jährlich.

Professor Jakob Dominikus,

der Freund des Koadjutors von Dalberg.

Ein Beitrag zur erfurtischen Gelehrtengeschichte.

Von

Dr. Albert Pick
in Erfurt.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Es giebt in der Geſchichte Geſtalten, die unſere wärmſte Theilnahme dadurch erwecken, daß ſie auf die Grenze zweier widerſtreitender Zeitalter geſtellt ſind. Solchen Menſchen haftet ein gutes Stück Tragik an, weil ſie, mit allen Faſern ihres Herzens an einer ſchönen Vergangenheit hängend, einer noch größeren Zukunft, die ſie mehr ahnen, als verſtehen, nur zagend entgegengehen.

Ein derartiger, zwei grundverſchiedene Geſchichtsperioden verknüpfender Lebenslauf ward dem Manne zu theil, deſſen Schickſale auf nachfolgenden Blättern in flüchtigen Zügen vorgeführt werden ſollen. Er hat etwa ſeit der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, drei Jahrzehnte lang, mitten im wiſſenſchaftlichen und öffentlichen Leben Erfurts geſtanden, und zwar zuerſt unter kurmainziſcher Herrſchaft als rechte Hand des Koadjutors von Dalberg, in welcher Eigenſchaft es ihm möglich ward, die mannigfachſten Beziehungen mit den Vertretern des klaſſiſchen Weimar anzuknüpfen und das Erwachen der zweiten Blütheperiode unſerer Nationallitteratur gleichſam aus nächſter Nähe zu belauſchen. Gleichzeitig hat er die letzte Periode der Erfurter Univerſität mit durchlebt, hat ihr durch ſeinen Eifer einen vorübergehenden Aufſchwung zu verleihen geholfen, hat aber den entſeelten Körper dieſes Inſtituts ebenſowenig wie ſeine Mitſtrebenden auf die Dauer galvaniſiren können.

Sodann erſcheint ebenderſelbe, nach Ueberſchreitung der Schwelle dieſes Jahrhunderts, als königlich preußiſcher Beamter, und als ſolcher gerieth er mit hinein in die Kriſis, die ſein neues Vaterland, der preußiſche Staat, in der Zeit von 1806 bis 1812 durchzumachen hatte.

Er hat dieſe Zeit der Prüfung als Patriot und Mann von Charakter glänzend beſtanden, und wenn ſein Leben vorher ziemlich idylliſch verfloſſen war — ein echtes, deutſches Gelehrtenleben des achtzehnten Jahrhunderts —, ſo wird es nun, im neunzehnten Jahrhundert, mit einem Male hoch dramatiſch.

Freilich fließen die Quellen über Johann Jakob Dominikus nur ſpärlich; doch iſt es dem Schreiber dieſer Biographie gelungen, von den Nachkommen jenes Gelehrten,[1] mit denen er ſich in Verbindung geſetzt hat, eine Anzahl werthvoller Mittheilungen über ihn zu erlangen. Dieſelben beruhen auf wohl verbürgter Familienüberlieferung; insbeſondere iſt eine geſchriebene Gedächtnißrede erwähnenswerth, die ein Jahr nach Domikus' Tode von einem Kollegen des Dahingeſchiedenen, dem Regierungsrath Musculus, ihm zu Ehren in der Loge zu Koblenz gehalten worden iſt. Zwei Dominikus'ſche Briefe, die verwerthet wurden, befinden ſich in dem Nachlaſſe des am 25. Oktober 1842 im Alter von 88 Jahren verſtorbenen ehemaligen Direktors des Berlin-Kölniſchen Gymnaſiums Johann Joachim Bellermann[2], eines aus Erfurt ſtammenden und ſeiner Zeit hoch angeſehenen Pädagogen. Ueber Dominikus' Beziehungen zu Schiller[3] gaben zunächſt einige jenen betreffende Stellen und Notizen Aufſchluß, welche ſich in Fielitz' bekannter Briefſammlung „Schiller und Lotte" vorfinden, ſodann aber ein ſchönes, bisher ziemlich unbekannt gebliebenes Schreiben des Dichters an Dominikus aus dem Jahre 1791, deſſen Original die Hauptzierde einer Leipziger Autographen-Sammlung[4] bildet.

Wie Goethe über Dominikus dachte, hat der Verfasser durch die Freundlichkeit des Direktors des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar, Herrn Professor Dr. B. Suphan, erfahren. Daß endlich unser Erfurter Patriot auch mit Wilhelm von Humboldt befreundet war, beweisen ein noch heute im Besitze einer Enkelin von Jakob Dominikus befindlicher Präsentier-Tisch, den dieser von jenem, dem jüngeren Humboldt, zum Hochzeitsgeschenke erhalten hatte, sowie die „1000 Empfehlungen", die Karoline von Humboldt in einem Briefe vom 4. Mai 1815 an ihn durch Professor Siegling bestellen ließ.[5]

Die vorhandenen Briefe aber sind nur unbedeutende Reste einer weit ausgedehnten und hochwichtigen Korrespondenz, die leider, wie es scheint, unwiederbringlich verschollen ist. Gleich nach dem Tode unseres Professors nämlich erbot sich ein sogenannter Freund desselben, der Witwe den handschriftlichen Nachlaß zu ordnen; nach dieser „Ordnung" waren die werthvollsten Briefe verschwunden.[6]

So war denn der Verfasser der vorliegenden Skizze auf das arg verringerte handschriftliche Material und auf etliche gedruckte Hülfsmittel angewiesen, welche letzteren im Laufe dieser Mittheilungen an den zuständigen Stellen erwähnt werden sollen.[7]

Ehe wir wir jedoch zu unserem eigentlichen Thema schreiten, das sich naturgemäß um die von der Gegenwart gerade hundert Jahre zurückliegende Zeit konzentriren muß, erscheint es wünschenswerth, unsere Aufmerksamkeit für wenige Augenblicke auf eine noch vier weitere Jahrhunderte früher eingetretene Epoche in der Geschichte Erfurts zu lenken.

Einige Jahrzehnte nach Begründung der Erfurter Universität, die, wie bekannt, 1302 am Sonntage Misericordias Domini — den 20. April — unter ihrem ersten Rektor Magister Mülner von Arnstadt feierlich eingeweiht worden ist, wurden die dem Studium

dienenden Anſtalten der Stadt durch ein großartiges Geſchenk des hochgelahrten und mit zeitlichen Gütern geſegneten Magiſters der Arzneikunde und Leibarztes des Kaiſers Sigismund, Amplonius Ratingk von der Buchen aus Berka, bedeutend vermehrt. Dieſe Stiftung iſt das Collegium Amplonianum, das ſich urſprünglich in einem der „alten Wage" gegenüber belegenen Hauſe der Michaelisſtraße, „Zur Himmelspforte", jetzt Nr. 44, befand, bis es im achtzehnten Jahrhundert in das alte Sachſenkollegium und dann im Jahre 1767 in die alte Statthalterei „an der Straße", d. i. in der heutigen Marktſtraße, unter Uebertragung des früheren Namens Porta Coeli auf das neue Heim verlegt wurde.[8] In dieſem, einen klöſterlichen Anſtrich tragenden Inſtitute fanden 13 bis 15, nach dem dreißigjährigen Kriege aber nur noch 7 unbemittelte Präbendare, theils Scholaren, theils Magiſtri, die aber ſämtlich Angehörige der Erfurter Univerſität ſein mußten, alles, was zur Nothdurft des Geiſtes und Leibes gehörte. Mit dem Kollegium war eine bedeutende Handſchriften- und Bücherſammlung verbunden, die heute noch als Bibliotheca Amploniana den wichtigſten Beſtandtheil der Erfurter Königlichen Bibliothek bildet und durch ihren Namen das Andenken des hochherzigen Gebers verewigt.

Die urſprüngliche Schenkung des Amplonius datirt vermuthlich aus dem Jahre 1412; ſie wurde zweimal, zuletzt am 22. Dezember 1433, erneuert. In der an dieſem Tage ausgeſtellten Urkunde giebt der Stifter dem Rathe und der Gemeinde ſeines Geburtsortes Rheinberg das Recht, zu 9 von den 15 Präbenden 9 geeignete, aus der Stadt und dem Kirchſpiele gebürtige Perſonen zu präſentiren, davon 3 Scholaren, mindeſtens 15 Jahre alt, und 6 Magiſtri als Lehrer und Leiter der Scholaren. Aus der Zahl der Rheinbergiſchen Magiſtri ſollte auch der Dechant als Rektor und Proviſor des Kollegiums gewählt werden. Die ſo bevorzugte Stadt war früher dem

Kölnischen Erzstifte unterthan. Sie heißt in der Matrikel der Universität, in der Amplonius im Jahre 1392 als Vierter eingezeichnet zu werden die Ehre hatte, Berka, heutzutage, wie erwähnt, Rheinberg und liegt am linken Ufer des Rheins ein paar Kilometer von der Stelle entfernt, wo die Lub oder Lut in denselben mündet, in dem zum Regierungsbezirke Düsseldorf gehörigen Kreise Mörs.

In dieser Stadt nun wurde Johann Jakob Dominikus an einem der ersten acht Tage des November 1762 geboren und nach Ausweis des Taufregisters am 9. dieses Monats getauft.[9] Er war der vorletzte[10] Sohn von Johann Lambert Dominikus und dessen Ehegattin Maria Katharina, geborenen Busch. Diese Eltern nährten sich schlecht und recht von einem Gewürzladen und nebenher, wie es in so kleinen Orten üblich ist, von einem Bierschanke. Der Vater war überdies „Gemeinherr" und ward in dieser Würde fast jährlich bestätigt. Indessen waren die Verhältnisse der Familie doch nur sehr bescheidene, so daß unser Dominikus seine ganze Jugend hindurch mit dem drückendsten Mangel zu kämpfen hatte. Aber sein frommer Glaube und sein inniges Gottvertrauen hielten ihn stets aufrecht. Vielleicht ist der Autor dieser Zeilen in der Lage, seinen Lesern auch noch einen Oheim oder sonstigen nahen Verwandten unseres gelehrtes Erfurters vorzustellen.

Als nämlich am 26. Oktober 1890 der große Stratege Moltke seinen neunzigsten Geburtstag feierte, wurde ihm von dem Oberbibliothekar der Universität in Würzburg, Dr. Dietrich Kerler, ein Schriftchen gewidmet, betitelt: „Aus dem siebenjährigen Kriege. Tagebuch des preußischen Musketier Dominicus."[11] Es war ein Tagebuch, „dessen Verfasser", ebenfalls Johann Jakob Dominicus geheißen und gleichfalls aus der niederrheinischen Gegend gebürtig, wie Kerler sagt, „treu und tapfer unter den Fahnen seines Königs" — Friedrichs

des Großen — „gekämpft hat, bis ihn ein tragisches Geschick vom Schlachtfeld weg in ferne Lande als Kriegsgefangenen führte".

Es dürfte die Verwandtschaft dieses Dominikus mit dem unsrigen aufrecht zu erhalten sein nicht bloß wegen der zutreffenden äußerlichen Momente, sondern auch wegen der bei beiden in besonderem Maße hervortretenden gemeinsamen Eigenschaften der Frömmigkeit, der Biederkeit und der Vaterlandsliebe.

Doch kehren wir zu unserem Rheinberger Scholaren zurück! Ein wenig in der Musik, sowie im Lateinischen unterrichtet, ward er zum Studiren bestimmt und kam zu diesem Zwecke nach Erfurt. Kaum bedürfen wir der ausdrücklichen Bestätigung August Heinrich Erhards, können es uns vielmehr selbst denken, daß jener in seiner Eigenschaft als Landsmann des Amplonius Ratingk, als geborener Rheinberger, eine Freistelle im hiesigen Amplonianischen Kolleg erhalten hat. Die alte Hofstatt in der Marktstraße, die aus zwei großen, aber unbequem eingerichteten Häusern und zwei daranstoßenden Gütern bestand,[12] öffnete dem Knaben gastfrei ihre Thore, der gewiß damals nicht ahnte, daß er damit die Stätte seiner künftigen langjährigen und segensreichen Wirksamkeit zuerst betrat.

Mit fast zu großer Anstrengung für seinen schwächlichen Körper widmete er sich den in reicher Fülle gebotenen Wissenschaften. Er studirte Rechtsgelahrtheit, besonders Staats- und Kirchenrecht, Philosophie, Mathematik und Physik und machte in allen diesen Fächern so bedeutende Fortschritte, daß er im Jahre 1784 die philosophische Magisterwürde unentgeltlich erhielt.

Dieser Erlaß der Promotionsgebühr in der philosophischen Fakultät der Hochschule zu Erfurt war damals einem Geschenke von 25 Thalern gleich zu rechnen, während die Gebühr in den

anderen Fakultäten wesentlich höher war; so betrug sie bei den Juristen 131 Thaler 16 Groschen.

Von einer schweren Krankheit genesen, suchte sich der junge Gelehrte nunmehr durch Unterrichtgeben seine Lage etwas zu erleichtern. Außerdem fing er an, einige neuere Sprachen, namentlich Französisch, Englisch und Italienisch, zu erlernen. Jetzt bedauerte er sehr, daß ihm die Gelegenheit, Griechisch zu lernen, versagt gewesen war. Doch theilte er dieses Schicksal mit manchem hervorragenden Manne seiner Zeit. Selbst ein Schiller „ist des Griechischen nie so weit mächtig geworden, daß er auch nur die Werke der griechischen Dichter in der Ursprache ohne Schwierigkeit hat lesen können".[13]

Nachdem er einige kleinere Reisen gemacht — in der Folge unternahm er deren größere nach Polen, Frankreich und an die spanische Grenze — habilitirte sich Dominikus an der Erfurter Universität und begann zu Michaelis 1787 als Privatdocent seine akademische Laufbahn[14] mit einem Kolleg über „Encyklopädie" in Anlehnung an Sulzers „Kurzen Begriff aller Wissenschaften und anderen Theile der Gelehrsamkeit". Außerdem las er in demselben Semester „Deutsche Rechtsgeschichte", wozu ihm als Unterlage ein Werk des Göttinger Professors Johann Stephan Pütter, vielleicht das „historisch-politische Handbuch von den besonderen Teutschen Staaten"[15] oder dessen „Vollständiges Handbuch der Teutschen Reichshistorie"[16] diente.

Gar bald erwarb er sich durch seinen Eifer für die Wissenschaften die Achtung und Theilnahme des seit dem 11. Oktober 1772 in Erfurt residirenden Kurfürstlich Mainzischen Statthalters Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, der 1787 zum Koadjutor des Erzstiftes Mainz erwählt wurde. Es war ein großes Glück für Dominikus, daß sein Leben in die Zeit jenes Mäcens fiel, durch den so viele aufstrebende Talente gefördert wurden, durch den auch Friedrich Schiller in einer

für Dalbergs Verhältniſſe großartigen und noch lange nicht hinreichend gewürdigten Weiſe im Kampfe ums Daſein unterſtützt worden iſt. Dem Verfaſſer hat kürzlich ein Brief des Statthalters vom 31. März 1784 urſchriftlich vorgelegen, der an „Herrn Pleſſing in Wernigerode" gerichtet iſt, — jenen Pleſſing, der aus der Goetheſchen „Harzreiſe" bekannt ſein dürfte, und in dem Dalberg mit rührender Beſcheidenheit von ſich ſagt: „mehr tugendfreünd als tugendhafft; zu ſchwach um Stütze der rechtſchaffenen zu ſeyn beſtrebe ich mich das wenige gute zu thun und andern zu erweißen daß mir Dinge und Umſtände erlauben." Die Nachwelt aber hat die Bedeutung Karl von Dalbergs in helleres Licht gerückt. So ſagt einer ſeiner Biographen, Auguſt Krämer, gleich nach des Koadjutors Tode, 1817: „Bey einer genoſſenen ſorgfältigen Erziehung und ſeinem frühen Eintritt in die große Welt als churmaynziſcher Statthalter zu Erfurt, in der Nähe des humanen Gotha, und des berühmten deutſchen Athens Weimar, wo zwey liberale, höchſt gebildete Herrſcherfamilien, und die Wieland, Schiller, Herder und Göthe dem Leben ſeine ſinnvollen Reize abzugewinnen wußten, kam Dalberg bald in Berührung mit einer Menge ausgezeichneter Menſchen der damaligen Zeit; ſeine nachherige große bedeutende Rolle als Landesherr und erſter Fürſt des deutſchen Reichs mußte dieſen Kreis unendlich erweitern, und ihn mit den merkwürdigſten Männern unſerer Tage in Verbindung ſetzen."[17]

Unſerem Dominikus verſchaffte Dalberg eine Hofmeiſterſtelle bei dem ihm — dem Statthalter — verwandten Grafen von Stadion. Er that noch mehr für ihn. Er übertrug ihm auch die Aufſicht über ſeine reiche Privatbibliothek und gab ihm, ſolange es für des jungen Docenten Verhältniſſe paßte, in der Statthalterei freie Wohnung. Der ungezwungene Umgang mit allen den bedeutenden Männern, welche an Dalbergs Tafel und

beſonders in deſſen wöchentlichen Aſſembléen erſchienen, hatte den günſtigſten Einfluß auf Dominikus. Das Aengſtliche ſeines Weſens verlor ſich, und die Bekanntſchaft eines Goethe, Fichte, Alexander und Wilhelm von Humboldt, ſowie des Oberhofmeiſters von Einſiedel feſtigte ihn nach innen und außen. Dazu kam noch der intimere Verkehr mit den Erfurter Gelehrten und ſchönen Geiſtern, beſonders mit dem Kammerpräſidenten Karl Friedrich von Dacheröden, dem Vater der neckiſchen Karoline, der ſpäteren Gemahlin Wilhelm von Humboldts, — mit dem berühmten Orientaliſten, Profeſſor Johann Joachim Bellermann, der gleichzeitig Sekretär der „Akademie der Gemeinnützigen Wiſſenſchaften“ war, mit dem Geheimrath Johann Arnold Freiherrn von Bellmont, welcher nach dem Statthalter als der angeſehenſte Mann in Erfurt galt, — mit dem ganzen Lehrkörper der Univerſität, in dem beſonders der geſchichtskundige Benediktiner-Abt Placidus Muth, die Juriſten Chriſtian Emanuel Schorch und Hermann Ernſt Rumpel, — Jener Autorität in den Dekretalen, Dieſer in den Pandekten —, der humaniſtiſch gebildete Profeſſor der Philoſophie Sinhold und der fleißige Statiſtiker Kammerrath Reinhardt glänzten. Näher traten ihm endlich auch die öfter im Dacherödenſchen Hauſe einkehrenden von Lengefeldſchen Schweſtern, Karoline von Beulwitz und Charlotte, — Schillers Lotte! —

Von neuen Vorleſungen brachte das Jahr 1788 die Geſchichte Englands, Frankreichs, Italiens und Spaniens, griechiſche und römiſche Alterthümer und Kirchengeſchichte. — Gegen Ende dieſes Jahres wurde er zu einer in das Amplonianiſche Kollegium gehörigen[18] außerordentlichen Profeſſur in der philoſophiſchen Fakultät befördert; er erſcheint als Inhaber derſelben im Vorleſungsverzeichniß der Univerſität vom Sommer 1789. In eben dieſem Semeſter kündigte er außer früheren Kollegien auch ſolche über Cicero de

finibus, über Religionsgeſchichte und Philoſophie des Kriminalrechtes an.

Wie hoch er die ihm durch Uebertragung der Profeſſur erwieſene Ehre ſchätzte, beweiſen die feurigen Dankesworte, welche er in der Vorrede zu ſeiner 1790 erſchienenen kleinen Einladungsſchrift „Ueber Weltgeſchichte und ihr Prinzip“ an den Kurfürſten Friedrich Karl von Mainz und an den Koadjutor Karl Theodor richtete — jene Männer, die aufrichtig hoch zu ſchätzen er auch noch andere als perſönliche Veranlaſſungen hatte.[19]

Als Univerſitäts-Docent hat Dominikus vornehmlich das Verdienſt, daß er das Studium der Geſchichte, das ſeit 1779, ſeit dem Abgange des Profeſſors und Hofraths Johann Georg Meuſel nach Erlangen, arg daniederlag, wieder zu Ehren brachte. Wie er dabei zu Werke ging, lehrt uns jene Vorleſung, die er für den Winter 1790 angekündigt hat: Historia universalis duce immortali Schillero, — „Weltgeſchichte im Anſchluß an den unſterblichen Schiller“. Er hat darin den Hiſtoriker Schiller, der ihm ſchon als Kantiſcher Philoſoph und Jünger Reinholds, als Schützling Dalbergs und Freund des Dacheröden'ſchen Hauſe nahe ſtand, dadurch gefeiert und ihm in der Weiſe gehuldigt, daß er Ideen, die in einem von deſſen bekannteſten hiſtoriſchen Memoires ausgeſprochen waren, in ſeine univerſal-hiſtoriſche Vorleſung einflocht. Es war Schillers Jenaiſche Antrittsvorleſung: „Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?“ die in der Erfurter Gelehrten Zeitung vom 7. April 1790 angezeigt worden war.[20]

Welchen Enthuſiasmus dieſe Schrift in Dominikus entzündet hat, ſehen wir aus der Mittheilung, die Schiller am Sonnabend den 15. Mai 1790 an Caroline von Beulwitz machte. „Dominikus von Erfurt“, heißt es darin, „hat mir dieſer Tage

auch geſchrieben. Er hat die univ. hiſtoriſche Ueberſicht geleſen und ſagt mir darüber gar viel ſchönes, faſt in zu jugendlichem Ton für einen Mann wie er."

Dieſen „jugendlichen Ton" unſeres Dominikus und dieſe Begeiſterung für Schillers geſchichtsphiloſophiſche Verſuche finden wir lebhaft ausgeprägt in jener ſchon genannten akademiſchen Einladungsſchrift, deren Vollendung in den ſechſten Monat nach Abfaſſung des oben erwähnten Schillerbriefes fällt. Es verlohnt ſich wohl der Mühe, diejenigen Stellen aus der Dominikusſchen Schrift herauszuſuchen, die an das Schillerſche Vorbild anklingen. Wir werden auf dieſe Weiſe einen kleinen Beitrag zu der noch lange nicht abgeſchloſſenen Frage von Schillers Einfluß auf ſeine Zeitgenoſſen gewinnen.

In einem rhetoriſch höchſt gelungenen Proömium beantwortet Dominikus die Frage: Was iſt Weltgeſchichte? folgendermaßen (D., S. 13/14):

„Der Spiegel aller Veränderungen, die die Erde und ihre Bewohner durchliefen, die Weltgeſchichte, ſo alt und ewig als die Welt, ſo eingeſchränkt an ihren Urkunden, ſo ſparſam vom Anfange an ihren Bewohnern, und doch an Begebenheiten ſo fruchtbar und wichtig, rückwärts ſo wenig als vorwärts ganz kenntbar, ewig mit ſich ſelbſt einig, ewig unſektireriſch, unpartheiiſch, — dort, wo ſie vom Menſchen zum Menſchen ſpricht, ohne Heuchelei und Schmeichelei; dort, wo ſie dem Menſchen im Staate zur Seite ſteht, ohne Despotismus, ohne Fürſtenhaß; dort, wo ſie das Ringen nach Beruhigung in den wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen belegt, weit entfernt vom Supernaturalismus, Naturalismus — —; dort, wo ſie den Menſchen von ſeiner Menſchwerdung für die ganze Menſchheit geſetzgebend, ſein kleines Plätzchen Welt mit dem Vorzug des Obereigenthums der ganzen Natur verbunden, darſtellt, rein an Abſichten, rein an Zwecken — dieſe ewige

Bürgerin aller Zeiten und Nationen, auf einer Seite eben ſo niederſchlagend, als auf der anderen Seite erhebend, hatte lange Zeit das traurige Schickſal, nicht verſtanden, mißgedeutet und belacht zu werden."

Die Behauptung, daß die Weltgeſchichte „rückwärts ſo wenig als vorwärts ganz kenntbar" ſei, erinnert an Schillers Satz, daß der Univerſalhiſtoriker, von der Gegenwart beginnend und allmählich zur Vergangenheit aufſteigend, ſeinen Gang ſchrittweiſe fortſetze „bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt kein Wegweiſer — bis zum Anfang der Denkmäler". (S., S. 94/95.)

Die Bezeichnung der Geſchichte als einer „ewigen Bürgerin aller Zeiten und Nationen" iſt direkt aus Schillers Vorleſung geſchöpft, in der (S., S. 93) der Ausſpruch ſteht: „Die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz, eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten."

Wenn Schiller (S., S. 94) ſagt, daß die Weltgeſchichte von einem Prinzipe ausgehe, und daß man dasſelbe finde, indem man, wie oben ſchon angedeutet wurde, von dem gegenwärtigen Jahre und Jahrhunderte immer zu dem nächſt vorhergegangenen hinaufſteigend, die einzelnen einander bedingenden Begebenheiten ſammle und mit Hülfe des verknüpfenden Verſtandes unter Ergänzung fehlender Glieder das Ganze in einen feſten Zuſammenhang bringe, ſo kommt es bei Dominikus (D., S. 30) gleichfalls auf die Erklärbarkeit des jetzigen Zuſtandes der Welt an, und als das dabei thätige Vermögen bezeichnet dieſer geradezu die Kantiſche Urtheilskraft (D., S. 47), jene Fähigkeit, vermöge deren der Menſch „ſich einen Begriff von Zwecken machen und aus einem Aggregat von zweckmäßig gebildeten Dingen — — ein Syſtem der Zwecke machen kann."[21]

Geradezu auf den „Herrn Hofrath Schiller“, deſſen Namen er „mit der hochachtungsvollſten Ehrfurcht“ nennt, und auf ſeine „an beiſpielloſer Vortreflichkeit reiche“ Arbeit, beruft ſich Dominikus, indem er von der „ſchiefen Zweckbeſtimmung“ als einer der Urſachen der Entwürdigung und Mißdeutung der Weltgeſchichte ſpricht. (D., S. 15.) Die Parallele, welche Schiller zwiſchen dem Brotgelehrten und dem denkenden oder philoſophiſchen Kopfe zieht, macht Jener ſich vollſtändig zu eigen. Das Eigenartige des Erſteren erblickt Dominikus darin, daß er ſein ganzes Wiſſen „nach dem ſinnlichen Erwerb abmißt, ſchätzt, beurtheilt, und in ewiger Geiſtesarmuth immer beunruhigter Wächter des wiederkäuenden Einerleis ſeiner Schulbegriffe wird, dahingegen Dieſer von den Feſſeln eines niedrig wuchernden Gewerbes mit Wiſſenſchaften losgewunden, Arbeit durch Arbeit zu verjüngen, und durch Selbſtbelohnung zu krönen ſucht.“ (D., S. 15/16.)

Genau dieſelben Gedanken ſpricht Schiller aus (S., S. 81, bezw. 84), doch mit theilweiſe davon abweichenden Worten. Den handwerksmäßigen Gelehrten charakteriſirt er in folgender Weiſe: „Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn ſeines Schickſals an ihm gemacht werden . . . jede wichtige Neuerung ſchreckt ihn auf, denn ſie zerbricht die alte Schulform, die er ſich ſo mühſam zu eigen machte, ſie ſetzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit ſeines vorigen Lebens zu verlieren.“ . . . In unübertrefflicher und auch von Dominikus nur nachahmend erreichter Manier beſchreibt er den wirklich wiſſenſchaftlichen Mann: „Der philoſophiſche Geiſt findet in ſeinem Gegenſtand, in ſeinem Fleiße ſelbſt, Reiz und Belohnung. Wieviel begeiſterter kann er ſein Werk angreifen, wieviel lebendiger wird ſein Eifer, wieviel ausdauernder ſein Muth und ſeine Thätigkeit ſeyn, da bey ihm ſich die Arbeit durch die Arbeit verjünget.“

Noch eine andere Schillersche Schrift ist zweimal unter ausdrücklicher Quellenangabe von Dominikus herangezogen worden: Die „Universalhistorische Uebersicht der vornehmsten an den Kreuzzügen theilnehmenden Nationen" u. s. w.[22]

Indem nämlich der Erfurter Akademiker sich über die Fortschritte, die die menschliche Gesittung gemacht habe, näher ausläßt, sagt er (D., S. 38): „Der Franke spann den Faden, der die Völkerwanderungen durch segnende Verwüstungen angefangen hatte, fort, und durch verschiedene Konjunkturen, die nothwendige Folgen von Prämissen waren, wurde die Zeit näher geführt, wo der Deutsche sich über Griechenland und Rom, das keine vortrefliche Menschen, wohl aber vortrefliche Griechen und Römer erzeugte, schwingen sollte." Diese Notiz über das Unvermögen der beiden genannten Völker des Alterthums, sich zu vortrefflichen Menschen zu erheben, ist Schillers Eigenthum. (S., S. 217.)

Endlich bringt bei Dominikus das anerkennende und anerkennenswerthe Wort über Luther — D., S. 43: „Luther legte durch sein großes Werk ... den Samen zur Erweiterung der Rechte der Menschheit, zur gesitteten Unterwürfigkeit, die uns mit Adlerflug über jene Völker, bei denen Wildheit bei der Freiheit und Knechtschaft bei der Kultur wohnt, emporhebt.." — gleichfalls einen Schillerschen Originalgedanken. Denn Schiller lehrt (S. S. 223): „Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bey der Freyheit, und die Knechtschaft bey der Kultur."[23]

Vom 30. December 1790 bis zum 10. Januar 1791 weilte Schiller in Erfurt zum Besuche des Koadjutors von Dalberg. Während dieser Zeit, und zwar am 3. Januar 1791, wurde der Dichter als Mitglied in die zu Erfurt bestehende, damals Kurmainzische, später Königlich Preußische Akademie

gemeinnütziger Wissenschaften aufgenommen, deren Motto „Propter fructus gratior“ lautet.[24] Der also Geehrte konnte sich freilich ob der aufs nützliche gehenden Tendenz dieser gelehrten Gesellschaft eines leisen Nasenrümpfens nicht enthalten.[25] Es war der Geburtstag „Seiner Churfürstlichen Gnaden zu Mainz“, den man durch eine feierliche Sitzung der „Akademie“, wie herkömmlich, auszeichnete. Gleichfalls zu Ehren des „Landesvaters“ fand am Nachmittag desselben Tages um fünf Uhr ein im Erfurter Intelligenzblatt vom 1. Januar 1791 angekündigtes Extrakonzert „auf dem gewöhnlichen Saale des Rathskellers“ statt, das von Frau Sophia Häßler veranstaltet worden war. Wir wissen, daß Schiller mit seiner Frau dieser von einem zahlreichen Publikum besuchten musikalischen Unterhaltung beiwohnte und an demselben Abend an einem heftigen Katarrhfieber erkrankte, das den Anfang zu seinem gefährlichen Lungenleiden bildete. Dem kranken Dichter suchten seine Erfurter Freunde diesen Unfall so erträglich zu machen, wie irgend möglich war, und der Koadjutor besuchte ihn wiederholentlich. In jenen Tagen muß auch Dominikus mit dem Dichter recht viel verkehrt haben. Das gemeinsame Interesse, welches beide zu einander zog, bildete die Geschichtswissenschaft. Vermuthlich haben sich die Gespräche jener Tage um den dreißigjährigen Krieg und um die Person Wallensteins gedreht, an dessen Dramatisirung Schiller damals zuerst dachte. Wenigstens meldet Dalberg unterm 22. März 1791 an Schiller nach Jena: „P. Dominicus sucht alles auf was auf Walstein beziehung hat: und wird ehestens schreiben.“

Es ist eine recht wahrscheinliche Vermuthung des verstorbenen Robert Boxberger,[26] daß Schiller damals durch Dominikus auf des Grafen Khevenhüller Annales Ferdinandei[27] aufmerksam gemacht worden sei, die sich in der Erfurter Königlichen Bibliothek vorfinden, während man dies

von anderen Quellenſchriften zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, die Schillers Darſtellung beeinflußt haben, wie etwa von Herchenhahns Geſchichte Wallenſteins (Altenburg, 1790), weniger zuverſichtlich behaupten kann. Vielleicht iſt die Annahme gerechtfertigt, daß der Dichter die Idee, den Wallenſtein auf die Bühne zu bringen, in erſter Reihe dem Erfurter Hiſtoriker zu verdanken habe.

Wie ſehr Schiller aber unſern Dominikus ins Herz geſchloſſen hatte, beweiſt folgender Brief, den der nur langſam geneſende Dichter am 21. Mai 1791 von Rudolſtadt aus an Jakob Dominikus, zugleich als an den Vertrauten des Koadjutors, nach Erfurt richtete:

„Vermuthlich, mein theurer Freund, haben Sie ſchon den ſchlimmen Zufall erfahren, der mich abgehalten hat, unſerm verehrungswürdigen Coadjutor für Sein ſchönes Geſchenk zu zu danken, und Ihren letzten Brief zu beantworten. Weil ich mich noch nicht genug erhohlt habe, um Ihm ſelbſt zu ſchreiben, ſo ſagen Sie, mein theurer Freund, Ihm in meiner Seele alles, was Ihr Herz Ihnen eingibt. Nächſtens hoffe ich es mündlich thun zu können, denn wenn meine Geſundheit fortfährt ſich zu beveſtigen, ſo gedenke ich in etwa 12 Tagen in Erfurt zu ſeyn. Wie freue ich mich auf die ſchönen Monate, die mich im näheren Umgang des Vortrefflichen erwarten! Auf Sie lieber Freund hat mein Herz ſehr gerechnet, und das längere Beiſammenſeyn, weiß ich gewiß, wird unſre Seelen unzertrennlich verbinden. Da ich 2 biß 3 Monate in Erfurt zu verleben hoffe, ſo wünſche ich auf ſo lange ein meublirtes Logis von einigen Zimmern und etwa 3 Kammern in einem Privathauß zur Miethe zu bekommen, weil mich ein ſo langer Aufenthalt im Gaſthof doch ſonſt etwas zu theuer zu ſtehen käme, und auch zuviel Unruhe um mich wäre.

(718)

Wüßten Sie mir vielleicht ein ſolches Logis ausfindig zu machen, doch dürfte es nicht weit von der Hofſtatt entlegen ſeyn? Wenn Sie es nicht beſchwert liebſter Freund ſo erkundigen ſie ſich doch danach und laßen es mich in 8 oder 10 Tagen wißen. Vier bis fünf Louisdor will ich gerne für drey Monate geben, doch müßte es monatweiſe gehen, weil ich die Dauer meines Aufenthalts nicht beſtimmt angeben kann; alſo 7 oder 8 Rthlr. für den Monat. Vier oder fünf Betten müßten auch dabey ſeyn, ein Sopha womöglich und einige verſchloſſene Commoden. Verzeyhen Sie, lieber Freund, daß ich Sie mit ſolchen Trivialitäten beläſtige, aber ich weiß, daß Ihrer Freundſchaft nichts unwichtig iſt, was dazu beitragen kann, die Wünſche der Ihrigen zu erfüllen — und zu dieſen rechnet ſich

Ihr ewig ergebener
Schiller.

Von meiner Frau und Schwägerinn die reſpektvollſten Empfehlungen an Herrn Coadjutor, und die freundlichſten Grüße an Sie."

In dieſem Briefe beauftragt Schiller alſo den Profeſſor Dominikus, ihm eine möblirte Wohnung, nicht allzuweit vom Regierungsgebäude gelegen, zu beſorgen, und daß er gerade dieſen gelehrten Herrn damit beauftragte, beweiſt, daß er ihm nicht nur Theilnahme für ſein, des Dichters, Ergehen, ſondern auch praktiſches Weſen zutraute. Da ſich indeſſen im Laufe der ſchönen Jahreszeit für Schiller eine Karlsbader Kur als nothwendig herausſtellte, ſo dürfte Dominikus den ihm vom Dichter ertheilten Auftrag erſt im Auguſt haben ausführen können: ungefähr von Mitte Auguſt bis zum 1. Oktober weilte Schiller mit ſeiner Frau in Erfurt und wohnte, wie man weiß, im Hauſe der Witwe Beyer am Pläuchen, einem Grundſtück, das den Beinamen „Zum Bürgerſtreit" führte.[28]

Es ist Thatsache, daß „der Goldschatz", wie Herr von Dalberg im Schillerschen Kreise scherzweise genannt wurde, später gern auf jene Tage zurückkam, die, nach seiner eigenen Aussage ihm unvergeßlich waren.[29] Wir haben also Grund genug zu der Annahme, daß es dem Hausgenossen Dalbergs, unserem Dominikus, damals gleichfalls vergönnt gewesen ist, täglich „den hohen Flug des Schillerschen Genius" zu bewundern. Jedenfalls blieb Dominikus bis zu des Dichters Tode mit Schillers Familie befreundet. Es existirt noch ein Billet des Erfurter Professors an Charlotte von Schiller vom 29. April 1804, in dem Jener bedauert, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, einige Kunstsachen aus der Versteigerung des reichen Nachlasses des Generals von Knorr, des Kommandanten vom Petersberg, und dessen Gemahlin zu erstehen. „Es scheint," schreibt er scherzhaft, „die Kirke" — mit dem Namen dieser Zauberin bezeichnete man in der guten Erfurter Gesellschaft die Frau von Knorr — „habe noch über ihr Grab gewirkt." (Fielitz, a. a. O., II, 261, Anm. 2, vergl. oben Anm. 3.)

Ein Dominikussches Werk, von dem weiter unten noch mehr zu reden sein wird und das noch heute in den Händen vieler Erfurter ist, zeugt dafür, wie tief die Gestalten der Schillerschen Muse in dem Gedächtniß des Erfurter Bewunderers hafteten. Jakob Dominikus erwähnt in seinem Buche über „Erfurt und das Erfurtische Gebiet" (Bd. I, S. 116—117) der in dieser Stadt sich erhebenden Predigerkirche (Ecclesia Praedicatorum) und kommt dabei auch auf den Orden zu sprechen, der einst im Besitze dieser Kirche gewesen ist, — den Dominikanerorden. Er gedenkt nur derjenigen Thätigkeit dieser Ordensbrüder, welche ihnen einen schlimmen Leumund zugezogen hat, nämlich ihrer inquisitorischen, und fügt hinzu: „Wie wahr ist das nicht oft, was Schiller durch den Don Karolo den Domingo sagen läßt?" —

Als vor hundert Jahren, im Jahre 1792, die Erfurter Universität ihre vierte akademische Jubelfeier beging, gab Dominikus die ziemlich mannigfaltige Festschrift heraus. Aus der Feder des fleißigen Herausgebers stammen die Abschnitte IV, V und VI, enthaltend: „Einige Nachrichten über den Ursprung und die Fortbildung der uralten Universität Erfurt", ferner: „Geschichte der Jubiläen und Restaurationen der Universität Erfurt", und endlich: „Beschreibung der Feierlichkeiten, womit das vierhundertjährige Jubiläum der uralten Universität Erfurt im Jahre 1792 den 17ten September und folgende Tage begangen wurde."[30]

Schon seit dem 2. Januar eben dieses Jahres 1792 war Dominikus Mitglied der Kurfürstlich Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt, der er später — nach der 1804 erfolgten Versetzung Bellermanns nach Berlin — als einstimmig erwählter Sekretär die wichtigsten Dienste leisten sollte.[31] — Die Aufnahme in die Akademie war für ihn mit einem freudigen Ereigniß verbunden: er hatte sich an dem Wettbewerbe um den Preis betheiligt, den die Akademie für die beste Arbeit über die Geschichte und Statistik der Stadt Erfurt ausgesetzt hatte, und der Erfolg seiner Bemühungen war der, daß er die eine Hälfte des ausgesetzten Preises erhielt, die andere wurde dem Professor Rössig in Leipzig zugesprochen. Im Jahre 1793 erschien dann die Preisschrift, ansehnlich erweitert, in zwei Theilen bei Karl Wilhelm Ettinger zu Gotha unter dem Titel „Erfurt und das Erfurtische Gebiet. Nach geographischen, physischen, statistischen, politischen und geschichtlichen Verhältnissen." — Der erste Theil trägt die rührende Widmung: „Der wohllöblichen Bürgerschaft zu Erfurt als ein schwaches Opfer seiner innigen Dankbarkeit gewidmet vom Verfasser." Dieser Band erzählt uns vom erfurtischen Gebiete überhaupt, von der Eintheilung der Stadt und ihren Merkwürdigkeiten,

von Erfurts Bewohnern, Produkten, Kunſtfleiß, Aufklärung und Kultur. Dann wird von Erfurts Verfaſſung berichtet und endlich unter der Ueberſchrift: „Wie ward Erfurt ſo?“ eine Geſchichte der Stadt geboten, die wohl einem von ihm im Winter 1790 und Sommer 1791 geleſenen öffentlichen Kolleg (Historia Erfordiae) entſpricht.

Den „Zweiten und letzten“ Theil weiht der Verfaſſer „den thätigen und rechtſchaffenen Landleuten im Erfurtiſchen Gebiet mit dem herzlichſten Wunſch zu nutzen“.

Dieſer Theil handelt „Von den Aemtern des Erfurtiſchen Gebiets, — von den nicht unter den Aemtern begriffenen Ortſchaften und von den zerſtörten Dörfern“. Daran ſchließt ſich eine Ueberſicht über das Ganze.

Worauf es dem redlichen Manne bei dieſer hiſtoriſchen Arbeit vor allem ankam, das war „die Wahrheit“. Er geſteht in der Vorrede zum zweiten Theile (S. VI): „Ich ſuchte Wahrheit; ob ich ſie gefunden habe, das überlaſſe ich dem Urtheile billiger Richter, die meine Sache nicht verkennen können.“ In der Vorrede zum erſten Theile giebt er ſich zwar ſelbſt das Zeugniß, daß er mit dem mühſamſten Fleiße „alle Geſchichtshandlungen“ geſichtet und geprüft habe, erklärt aber ſelbſt, daß er ſehr weit entfernt davon ſei, ſein Werk für fehlerfrei zu halten, zumal er in dem Lande, wo er ſchreibe, nicht geboren ſei und ſich alſo vielleicht in manchen geſchichtlichen Kleinigkeiten geirrt haben könne.

Dieſe Schrift dürfte von Dominikus' zahlreichen Werken die verdienſtvollſte ſein; ſie iſt jedenfalls, wie ſchon angedeutet, diejenige aus ihrer Zahl, die heute noch vielfach benutzt wird und die wir trotz mancher leicht zu findenden Fehler wegen ihrer reichen Belehrung, insbeſondere über die ländlichen Verhältniſſe des Erfurter Gebietes, nicht entbehren mögen. Weißenborn, der in ſeinen „Hierana“ betitelten Studien Gelegenheit[32]

hat, bei Beſprechung einer kirchlichen Inſtitution dieſes Dominikusſche Buch zu citiren, knüpft an das entlehnte Wort die ſchöne Bemerkung, daß der Verfaſſer „vorurtheilsfrei und mild wie ſein Gönner Dalberg“ geweſen ſei.

Man merkt es dem Buche an, daß es nicht bloß von einem Hiſtoriker geſchrieben iſt, der ſeinen Falkenſtein, Gudenus, Schannat, Galetti und wie die älteren Autoren der erfurtiſchen Geſchichte alle heißen, und dazu noch viele heutzutage verſchollene Diſſertationen ſtudirt hat; wir haben in Dominikus auch einen Statiſtiker, der mit Bienenfleiß eine große Menge von Tabellen, beſonders über die Verhältniſſe des platten Landes, angelegt und ſeinem Buche einverleibt hat. Dies hängt mit einer bisher noch nicht erwähnten Richtung ſeiner akademiſchen Thätigkeit zuſammen: ſeit Winter 1792 las er „Allgemeine Statiſtik“ und „Beſondere Statiſtik Deutſchlands“, und zwar im Anſchluß an ein Buch des Profeſſors Achenwall.

Im Jahre 1794 wurde Dominikus zum Dekan des Amplonianiſchen Kollegiums ernannt. In dieſer Stellung machte er ſich um die Bibliothek desſelben hoch verdient, indem er ſie der Verwahrloſung, der ſie anheimgefallen war, entzog und ſie, neu geordnet, der Benutzung wieder zugänglich machte.

Jenes Haus „Zur Himmelspforte“, der Sitz des Amplonianiſchen Kollegiums, umſchloß bald auch ein frohes und inniges Familienleben. Am 21. Auguſt 1795 verheirathete ſich Dominikus mit Suſanna Strecker, der Tochter des Hofraths Strecker. Dieſe Ehe, der fünf Kinder entſtammten, war eine höchſt glückliche.

Als der Koblenzer Gymnaſialdirektor Alexander Dominikus, der älteſte Sohn von Jakob Dominikus, zugleich Verfaſſer von Schriften über die Trierſchen Kurfürſten Boemund von Warnesberg, Diether von Naſſau, Balduin von

Lützelburg und Clemens Wenzeslaus, sowie über das Collegium S. J., das Gymnasium zu Koblenz, — als dieser im Jahre 1872 mit seiner Tochter Ida durch Erfurt reiste, wollte er derselben sein elterliches Haus, „die alte Hofstatt", zeigen. Leider hatte man gerade an diesem Tage mit dem Abbruche des Gebäudes begonnen, und so stiegen Beide unter Schmutz und Geröll in dem zerstörten Garten betrübt umher. Jetzt erhebt sich dort ein moderner Backsteinbau — das Königliche Realgymnasium. Aber es ist durch pietätvolle Künstlerhand[33] dafür gesorgt worden, daß das neue Gebäude in seinem Treppenhause mit zwei Freskogemälden, die das alte, dreistöckige, einen Erker tragende Haus „Zur Himmelspforte" darstellen, geziert ist. Das eine Bild zeigt die breite Straßenfront, das andere bietet die Baulichkeit, von der Hofseite aus gesehen.

Noch ein weiteres Amt wurde um jene Zeit dem unermüdlichen Manne, mit dem sich diese Skizze beschäftigt, anvertraut: im letzten Jahrzehnt — das Jahr war nicht zu ermitteln — des achtzehnten Säkulums wurde Jakob Dominikus auch Lehrer der Geschichte an dem Kurfürstlichen Gymnasium Emericianum, ursprünglich einer Gründung der Jesuiten, das im Jahre 1773 von Dalberg umgestaltet worden war und seitdem unter Leitung der Augustinermönche stand. Die Anstalt bestand aus fünf Klassen, die Trivialschule mit eingerechnet, und war in einem alten, „der Starkenhof" genannten Gebäude hinter der Lorenz-Kirche untergebracht.[34] Wie Weißenborn[35] bemerkt, ist Professor Dominikus einer der verdientesten Lehrer an dieser Bildungsanstalt gewesen.

Durch eine am 3. August 1797 ausgestellte Urkunde wurde unser Gelehrter zum Mitgliede der Erfurter mathematisch-physikalischen Gesellschaft ernannt, — ein neuer Beweis für die Vielseitigkeit seiner Studien.

Mittlerweile war im Westen unseres Vaterlandes das furchtbare Gewitter der französischen Revolution aufgestiegen und hatte bald den ganzen politischen Horizont umdüstert. Wer Geschichte lehrt, darf in solchen Zeiten sich nicht von der Gegenwart abwenden, welche das volle und ganze Interesse der zur Selbständigkeit heranreifenden Jugend in Anspruch nimmt. Dominikus verstand also seine Zeit, wenn er im Sommer und Winter 1792 „über den heutigen Zustand Deutschlands“[36] privatim, bezw. publice, im Winter 1795 über „Geschichte des XVIII. Jahrhunderts seit dem Hubertsburger Frieden“ publice las, wenn er ferner seinen Studenten im Sommer 1803 die Geschichte der französischen Revolution und die des Lüneviller Friedens, vom Sommer 1804 an die Geschichte Preußens — nach Baczko — und im Winter 1805 den „Reichsdeputationshauptschluß“ als Vorlesungen ankündigte.

Am Anfang des Jahres 1801 wurde unser Gelehrter Kurfürstlich Mainzischer ordentlicher Professor der Philosophie;[37] als solcher ward er im Jahre 1805 zum Dekan der philosophischen Fakultät gewählt.

In dem nämlichen Jahre 1805 wurde ihm das Bibliothekariat der von dem Grafen von Boyneburg gestifteten Universitätsbibliothek zugleich mit der erledigten Professur der Geschichte vom Patron der Universität, dem Grafen von Schönborn, übertragen; doch hat er bis zur Niederlegung jenes Amtes, die am 20. Februar 1817 erfolgte, keinen Pfennig Gehalt dafür ausbezahlt erhalten. Diese Thatsache erläutert uns Erhard, indem er berichtet, daß der zur Besoldung des Bibliothekars bestimmte Fonds in den letzten Kriegszeiten eingebüßt worden sei.

Es läßt sich annehmen, daß der im August 1802 erfolgte Uebergang Erfurts in preußischen Besitz und der Abschied von seinem Gönner Karl Theodor von Dalberg unserm treuen

Dominikus einige Wehmuth bereitet haben. Doch hatte er wohl als kenntnißreicher Hiſtoriker, als Mann von weitem, geiſtigem Geſichtskreiſe einen zu richtigen Begriff von Preußens großer Miſſion, als daß er ſich nicht bald und gern in die neuen Verhältniſſe hätte einleben ſollen.

Nun aber wurden durch die unglückliche Jenenſer Schlacht alle Hoffnungen der Erfurter Patrioten auf die von der preußiſchen Regierung für ihre Stadt und deren Gebiet verheißenen Segnungen auf lange Zeit in einen Winterſchlaf verſenkt.

Als am 16. Oktober 1806 der Kommandant, Major von Prüſchenk, die Stadt und Feſtung Erfurt den Franzoſen übergab, ohne überhaupt ernſtliche Anſtalten zu deren Vertheidigung getroffen zu haben,[38] „da", ſagt Dominikus, „ſchien mir mein Leben verkürzt". Indeſſen ſuchte er ſich zu Zeit der franzöſiſchen Occupation mit den fremden Gewalthabern möglichſt gut zu ſtellen, um ſeinen Mitbürgern zu nützen. Dabei aber bewies er ſich durchaus würdig und hielt ſich von jeder kriechenden Demuth fern. Diejenigen Franzoſen, die durch ſeine Bemühung in die „Akademie" aufgenommen wurden, waren mit geringen Ausnahmen Männer von wiſſenſchaftlicher Bedeutung, wie der Graf Daru, Horaz-Ueberſetzer und zugleich Verfaſſer einer Geſchichte von Venedig und von der Bretagne, und der juriſtiſch gebildete Herzog von Baſſano.[39]

Da mit Beſtimmtheit berichtet wird, daß Dominikus bei Napoleon ſehr angeſehen geweſen ſei, und daß der Soldatenkaiſer großen Werth auf die Vorſchläge des beſcheidenen Mannes für die Hebung der Univerſität gelegt habe, ſo iſt wohl als ſicher anzunehmen, daß Letzterer ſich unter den Abgeordneten der Univerſität befunden habe, welche am 30. September 1808 dem korſiſchen Eroberer ihre Aufwartung machten. Bei dieſer Gelegenheit iſt wohl die Klage wegen Nichtbezahlung der Pen-

ſionen an die Profeſſoren vorgebracht worden, die Napoleon mit den ſtolzen Worten zurückwies: Je les ferai payer tout de suite![40] — Natürlich war in der Folge von einer Ausführung dieſes Verſprechens nicht die Rede. „Der Kaiſer iſt wohl ein guter Soldat, aber kein Oekonom", ſagte Graf Daru, als man ihn daran erinnerte. Als Napoleon endlich für die Univerſität die durchaus nicht kaiſerliche Summe von 3000 Francs jährlich auf die Domänen anwies, nahm, wie berichtet wird,[41] der Intendant daraus Veranlaſſung, die alten Fonds der Univerſität geradezu zu ſtreichen, ſo daß etliche Docenten, wie die Profeſſoren Gotthardt und Loſſius und der Doktor Arnold, in die allerbeklagenswertheſte Lage geriethen und in bitterſter Armut ſtarben.

Zur Zeit des großen Fürſtenkongreſſes in der erſten Hälfte des Oktober 1808 wohnte der Fürſt Philipp von der Leyen beim Profeſſor Dominikus.[42] Es war des Fürſt-Primas Dalberg Schweſterſohn, ein Mitglied des Rheinbundes, und zwar damals noch und bis 1815 reichsunmittelbar, trotzdem er in ſeiner kleinen Grafſchaft Hohengeroldseck am Schwarzwald nur über 4000 Unterthanen gebot.

Noch während des Kongreſſes, am 11. Oktober 1808, ward eine öffentliche Sitzung der „Akademie" abgehalten, der Dominikus jedenfalls pflichtgemäß beigewohnt hat, nicht aber Dalberg, welcher an demſelben Tage abgereiſt war.[43]

Die bei allem äußeren Schimmer damals recht trübe Lage der Stadt Erfurt ging unſerem Dominikus ſehr nahe. In einem Schreiben an den Gymnaſialdirektor Bellermann zu Berlin machte er am 29. Oktober 1808 ſeinem gepreßten Herzen Luft: „Hier geht es ſehr traurig. Was die gewöhnlichen Abgaben, der Artilleriepark, die Militärroute nicht verzehren, fällt unter den außergewöhnlichen, die täglich für die Stadt allein 500 Rthlr. betragen, und unter dem Münz- und Warenwucher.

— — — — — — Vor 14 Tagen erhielten wir einen kaiſerlichen Troſtbrief, daß unſer Land als franzöſiſches Gebiet behandelt werden ſollte, und daß die Offiziere auf keine Tafelgelder mehr Anſpruch machen können; allein das hebt das Übel nicht ganz, wiewohl wir doch wenigſtens, wenn wir 60000 Rthlr. geben, 4000 Rthlr. erſparen."

Vermuthlich iſt damit ein bei Konſtantin Beyer (S. 420) abgedrucktes Schreiben des Grafen Daru vom 15. Oktober 1808 gemeint, in dem, wie ausdrücklich geſagt wird, auf Anordnung des Kaiſers Napoleon, die obigen und andere Erleichterungen — verſprochen werden.

Die hier ſich dem Freunde verrathende und ohne Zweifel bei zahlloſen Gelegenheiten offen ans Tageslicht tretende Theilnahme unſeres Dominikus für das öffentliche Wohl hat jedenfalls die Veranlaſſung dazu gegeben, daß er im Jahre 1809 zum erſten Rath der damals neu eingerichteten Finanz- und Domänenkammmer für Erfurt und Blankenhayn ernannt und im Jahre darauf durch den Intendanten der Provinz Erfurt als ſolcher beſtätigt wurde.[14]

Wahrſcheinlich hat er es kraft dieſer Stellung wagen dürfen, dem Kaiſer Napoleon nach Warſchau nachzureiſen, um eine Ermäßigung der der Stadt Erfurt auferlegten Kontribution zu erbitten. Briefe, die Dominikus von dieſer Reiſe aus an ſeine Freud und Leid mit ihm treu theilende Gattin nach Hauſe ſchrieb, enthielten, wie berichtet wird,[15] eine genaue Schilderung der damaligen Verhältniſſe. Erhard rühmt ihm nach, daß er unter den bei der franzöſiſchen Verwaltung in Erfurt Angeſtellten einer der Wenigen geweſen iſt, denen ernſtlich daran lag, in ihren Aemtern wahren Nutzen zu ſtiften.

Endlich aber, als die Franzoſen immer unverſchämtere Forderungen ſtellten, „als ſie anfingen", wie Dominikus ſelbſt ſich ausdrückt, „öffentlich allen rechtlichen und moraliſchen

Grundſätzen den Tod zu ſchwören", da — am 2. Juni 1812 — legte er ſeine Stelle in der Kammer, die ihm bis dahin 1400 Rthlr. jährlich eingebracht hatte, freiwillig nieder. Er ſchrieb dem Intendanten de Bismes, daß ſeine Grundſätze und ſein Ehrgefühl ihm nicht erlaubten, länger auf dieſem Poſten zu bleiben. So erhielt er den erbetenen Abſchied, — wie er ſagt, „hart für meine äußeren Verhältniſſe, als Familienvater von fünf Kindern mit einem ſo verringerten Vermögen, daß kaum die äußerſte Not noch fern gehalten werden konnte, — doch lohnend für mein Inneres und beruhigend".

Damals oder vielleicht ſchon früher trat unſer Patriot an die Spitze einer Bürgerdeputation, die unter den herrſchenden traurigen Verhältniſſen möglichſt die Ordnung aufrecht zu erhalten ſtrebte und die der Stadt ſchier unerſchwinglich werdenden Kriegslaſten gleichmäßig und gerecht zu vertheilen bemüht war.

In jener Zeit wohl wurde er dem Uſurpator verdächtig. Die von Davouſt organiſirte geheime Polizei, als deren eifrigſtes Mitglied ſich der Generalinſpektor Kahlert[46] in Erfurt einen traurigen Ruhm erworben hat, fahndete ſtark nach ſeiner Perſon ſo daß er vierzehn Tage laug jede Nacht in der Behauſung eines anderen Freundes ſchlief, um nicht aufgegriffen zu werden. Seine vaterländiſche Geſinnung war auf die älteſte Tochter Sophie übergegangen. Dieſe hatte einſt in der Schule ein ſo zündendes Schmähgedicht auf Napoleon gemacht, daß der Vater darob in ernſte Gefahr kam.

Dominikus hatte aber oft Gelegenheit, zu ſehen, mit wie ſchrankenloſer Willkür die Schergen des fremden Gewaltherrſchers gegen deutſch geſinnte Männer vorgingen. So wurden im Frühjahre 1809 durch Kahlert der Graf Reuß in Ichtershauſen und der Rath Zacharias Becker in Gotha verhaftet. Dem Wirthe in Neudietendorf wurden die mittwöchentlichen Zuſammenkünfte der Dorfgeiſtlichen, die in ſeinem Hauſe ſtattfanden, unterſagt.

Der Erfurter Buchdrucker Nonne, der mit Genehmigung der Cenſur einen etwas freien Artikel aus anderen Zeitungen abgedruckt hatte, der Profeſſor Petri, der Dr. Sixt wurden widerrechtlich eingekerkert. — — —

Als Napoleons Stern auf Leipzigs blutigen Gefilden erloſchen war, da mußten, wie bekannt, die Erfurter noch eine lange Blockade voll ungekannter Schreckniſſe durchmachen,[47] ehe ihnen die Stunde der Erlöſung ſchlug. In dieſer Periode — etwa vom 25. Oktober 1813 bis zum 6. Januar 1814 — geſchah es eines Nachts, daß der Profeſſor Dominikus ſeinen kleinen Sohn Alexander im Hemdchen aus dem Bette holte und gemeinſam mit dem Kinde einer befreundeten Familie, dem kleinen Eduard Zerneutſch, der vor einigen Jahrzehnten in Erfurt als königlich preußiſcher Geheimer Regierungsrath geſtorben iſt, in den Keller des bombenſicheren Bontinſchen Hauſes „Zum breiten Herd" am Fiſchmarkt trug, wo ſich die Kinder einige Tage und Nächte lang von einem Korb Aepfel ſehr gut ernährten, während die Donner der Belagerung über ihren Köpfen dröhnte. Damals flog auch eine Bombe in das Arbeitszimmer des Profeſſors und blieb gerade unter ſeinem Stuhle liegen, ohne zu explodiren. Später machte Dominikus dieſe Bombe im Hofe unſchädlich, — ein Eindruck, der den Kindern unvergeßlich blieb.[48]

Am 12. Februar 1814 erging an Bellermann ein langer Brief nach Berlin, deſſen jubelnder Ton keines Kommentars bedarf. Darin heißt es: „Endlich einmal läßt ſich freier nach langer Schmach und langem Elende athmen! Gott! was haben wir ertragen müſſen! — — — Ich begreiffe die Möglichkeit der überſtandenen Leiden nicht, wo die Wirklichkeit auf allen Seiten lauter ſpricht. Die Geſchichte unſerer Schmach übertrifft das, was Sie vielleicht je in ähnlichen Fällen gefunden haben — das Verwirren aller Grenzen von Gewalten, allen Eigenthumsrechten, und das Lauren und Verfolgen auf alles

Ausgezeichnete, das absichtliche Armmachen, um die Verschreibung an den wieder bereichernden Teufel zu erleichtern, das Zerstören und Vernichten aller Bildungs- und Erziehungs-Institute, und die Brutalität des entsetzlichen Widerspruchs, der zwischen Wollen und Handeln geweckt und durch alle Künste genährt ward. — Doch wir wollen die aufgehende Morgenröthe nicht trüben durch den Schatten der vorher vergangenen Nacht;" ——— Eine andere Äußerung von ihm aus jenen Tagen, die auf seine linksrheinische Heimath Bezug hat, ist uns in seinem Nekrologe aufbewahrt: „Die Freude über das Schicksal meines Geburtsortes berührt sich in dem Anfange und Ende, die Wehmut liegt in der Mitte. Mein Vaterland war Deutschland; ihm bin ich nie untreu geworden, beides ist mein Stolz." —

Den wieder eingesetzten preußischen Behörden leistete Dominikus durch seine Kenntniß der örtlichen Verhältnisse manchen Dienst; auch arbeitete er eine Zeit lang im Stadtmagistrat, in den die verflossene Periode erhebliche Lücken gerissen hatte.

Die schlimme Franzosenzeit war für Jakob Dominikus indes nicht ganz ohne Lichtblicke gewesen. Neue äußere Ehren, die er seiner Lehrthätigkeit und seinen wissenschaftlichen Bestrebungen verdankte, gesellten sich den ihm früher zu theil gewordenen hinzu. Im Jahre 1810 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität und Schulrath des allgemeinen Schulkollegiums von Erfurt;[49] 1811 ernannte ihn die Juristenfakultät der Jenenser Universität zum Doktor beider Rechte.

Dieses Jahr vermittelte ihm auch Goethes nähere Bekanntschaft. Der große Olympier wurde nämlich erst im Jahre 1811 zum Mitgliede der „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften" zu Erfurt ernannt. Die briefliche Mittheilung hiervon hat ihm Dominikus als Sekretär gemacht. In Goethes „Tagebüchern" steht unterem 11. September 1811 die Notiz, daß er an Herrn

Professor Dominikus nach Erfurt geschrieben habe. Der Entwurf des Goetheschen Schreibens ist aufbewahrt. Der Dichter bedankt sich darin bei Dominikus für die Aufnahme in die Akademie und versichert, daß ihm dieses Geschenk nicht auf angenehmere Weise hätte zukommen können, als durch die Hände eines Mannes, den er schon so lange höchlich zu schätzen Ursache habe. —

Wir sind bei der letzten Periode von Dominikus' Erfurter Thätigkeit angelangt. Dieselbe ist erfüllt von Bemühungen um den Fortbestand der gelehrten Institutionen in Thüringens Metropole, — jener Institutionen, die nun schon seit Jahren in ihm eine ihrer Hauptstützen hatten: der Universität, der Akademie und der Amplonianischen Bücherei.

Mehr und mehr ging die Universität ihrem Verfalle entgegen, und wenn sie sich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch einmal zu flüchtiger und künstlich erzeugter Blüthe erhoben hatte, so hatte doch die schlimme Franzosenzeit zu sehr am Marke des erfurtischen Gemeinwesens, wie an dem des preußischen Staates gesogen, als daß jene aus dem „Heldenzeitalter Erfurts" stammende geistige Bildungsstätte noch hätte weiter gedeihen können. „Die preußische Regierung", sagt Wilhelm Schum in der Vorrede zu seinem Verzeichniß der Amplonianischen Handschriftensammlung,[51] „war bei der Wiederbesetzung von Erfurt im Jahre 1814 nicht in der Lage, die Mittel, die zur Wiederherstellung der ehrwürdigen Lehranstalt in einer den neuen Anforderungen entsprechenden Weise erforderlich gewesen wären, zu bewilligen." So sprach man schon damals in Erfurt von der Aufhebung der Universität als von einer höchst wahrscheinlichen Eventualität, und mit ihr, so schien es, sollte auch die „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften" aufhören, deren Mitglieder doch zum guten Theil aus Lehrern der Universität bestanden.

Mit beiden so nahe gerückten Möglichkeiten beschäftigt sich in zweiter Reihe der schon angezogene Brief des Professors Dominikus an Bellermann vom 12. Februar 1814. Dort heißt es: „ich schreibe Ihnen, um Ihre Hülfe, die uns nöthig ist, das Licht in seinem Glanze, und die Wohlthat des Harrenden Tages in ihrem ganzen Umfange zu fühlen.

Es scheint, daß man unsere Universität und vieleicht auch unsere Academie (beide verwaiste und fast aller ihrer Nahrung beraubte Körper) gänzlich auflösen will. Umsonst hätten wir also unser kümmerliches Leben gefristet, um in den Tagen der Erlösung zu sterben! Können Sie dagegen Etwas thun? sollte ein Diplom (dem Staatsrath Herrn Schuckmann, dem Minister von Hardenberg) von unserer Akademie mit einem schmeichelhaften Schreiben zugesendet Etwas würken? Ist dieses, so bitte ich um Ihren gütigen und freundlichen Rath, zugleich um die Mittheilung des ganzen Titels beider? Halten Sie erst eine Anfrage für nöthig, ob wir uns dieses erlauben dürfen, so wären Sie wohl so gütig, dieses über sich zu nehmen. Was Sie für gut halten, soll geschehen." — — —

Bekanntlich blieben diese Bemühungen unseres Dominikus, soweit sie sich auf den Fortbestand der Universität bezogen, ohne Erfolg. Eine am 24. September 1816 von Teplitz aus erlassene königliche Kabinets-Order verfügte die Aufhebung der Universität. Die „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften" aber wurde gerettet, hauptsächlich dank der Fürsprache des einflußreichen Präsidenten von Dacheröden. Aber auch die Bemühungen, die Dominikus anstellte, um dem Institute immer neue Freunde zu werben, erwiesen sich diesem als sehr förderliche. Hierfür sei auf das Urtheil des gelehrten Paulus Cassel hingewiesen, der in einer im Jahre 1854 zur Feier des hundertjährigen Bestehens der „Königlichen Akademie" abgefaßten Denkschrift[52] gelegentlich eines Rückblickes auf die Zeit nach 1814 auf unsern

Mann zu ſprechen kommt. Es wird dort ausdrücklich betont, daß die Akademie, die die Gefahren des fremden Joches und des großen Krieges überſtanden hätte, „ihre oft nur ſcheinbare Exiſtenz in ſolchen Tagen zumeiſt der regen Ausdauer ihres damaligen Secretairs, des Profeſſor Dominikus, eines Mannes von Lebenserfahrung und Menſchenkenntniß", zu verdanken gehabt habe.

Wenn nun die Denkſchrift weiter berichtet, daß an die trefflichſten Männer jener Zeit, Helden des Schwertes und des Wortes, von der Akademie Ehrendiplome geſandt worden ſeien, und daß dieſelben überall eine freundliche Aufnahme gefunden hätten, ſo gehört dieſe Thatſache deshalb hierher, weil Dominikus ohne Zweifel der Haupturheber dieſer Ehrenbezeugungen geweſen iſt. Wenigſtens macht ihm Erhard aus dem Streben, berühmte Namen der Mitgliederliſte einzufügen, deren meiſt fern wohnende Träger für die Akademie ohne erheblichen Nutzen geweſen wären, einen kleinen Vorwurf. Immerhin iſt es für uns von Intereſſe, zu erfahren, daß der Fürſt von Hardenberg, Fürſt Blücher, Freiherr von Stein, Erzherzog Karl, Fürſt Wittgenſtein, Graf Bülow von Dennewitz, Herzog von Wellington, Graf von Gneiſenau, Fürſt Schwarzenberg und der Fürſt von Metternich, — daß alle dieſe im Laufe der Jahre 1814 und 1815 durch Dominikus' Hand Diplome ausgefertigt erhielten, und daß ſie in Zuſchriften, die doch wohl zunächſt an ihn gerichtet waren, ihren Dank für die ihnen erwieſene Ehre ausſprachen.

War ſo die Akademie glücklich in beſſere Zeiten hinübergeführt worden, ſo waren doch das Collegium Amplonianum und die mit demſelben verbundene Bibliothek in ihrer Exiſtenz aufs äußerſte bedroht, als „der letzte Dekan, der als einziger Kollegiat alle Rechte der ehemaligen Genoſſenſchaft in ſich vereinigte", als Jakob Dominikus gegen Ende des Jahres 1816

davon verſtändigt wurde, daß er demnächſt ſeine Ernennung zum katholiſchen Schul- und Regierungsrath beim Konſiſtorium zu Koblenz zu erwarten hätte. Mit Bezug auf das Collegium Amplonianum hätte er ſagen können: L'État c'est moi. Es hatte nach der Aufhebung der Univerſität kaum noch eine Exiſtenzberechtigung und hörte mit Dominikus' Abgange von Erfurt wirklich auf. Aber indem dieſer am 17. Dezember 1816 in einer an den Chef der Erfurter Regierung gerichteten Eingabe ſeine Ueberzeugung in dem Sinne ausſprach, „daß zweckmäßig die Bibliothek des Collegii Amploniani mit der der ehemaligen Univerſität verbunden würde", hat er weſentlich mit dazu beigetragen, daß die Erfurter ſich heute noch des Vorhandenſeins der Amploniana in ihren Mauern erfreuen. Denn in Ergänzung jener königlichen Kabinets-Order hatte ein Miniſterial-Reſkript vom 17. Oktober 1816 die Umwandlung der ehemaligen Univerſitätsbibliothek in eine an Ort und Stelle verbleibende „öffentliche Königliche Bibliothek" angeordnet, und deren werthvollſten Beſtandtheil bildet eben jene Handſchriftenſammlung des Amplonius Ratingk von der Buchen, die, an und für ſich nicht ohne wiſſenſchaftlichen Werth, die einzig exiſtirende iſt, in der man das litterariſche Handwerkszeug eines Gelehrten aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts in einiger Vollſtändigkeit vorfindet.[53]

Am 20. Februar 1817 zeigte Dominikus der erſten Abtheilung der Königlichen Regierung zu Erfurt an, daß er wegen der von Seiner Majeſtät beſchloſſenen Verſetzung nach Koblenz[54] ſeine Stelle als Oberbibliothekar niederlege, und empfahl zu ſeinem Nachfolger den Herrn Profeſſor Schorch, der dieſes Amtes durchaus würdig wäre.

Da er am 3. März 1817 das Sekretariat der „Akademie" niederlegte, ſo ſcheint Dominikus zu Oſtern 1817 nach Koblenz übergeſiedelt zu ſein.

Aus dem Verkehr, deſſen ſich der neue Konſiſtorialrath in ſeinem Wirkungskeiſe an den Ufern des Rheins und der Moſel zu erfreuen hatte, war ſeiner älteſten Tochter in ſpäterer Zeit vor allen der Freiheitsſänger Arndt in Erinnerung geblieben, der ſich, wie bekannt, ſeit 1815 in den Rheinlanden aufhielt. Aber auch Max von Schenkendorf, der ſeit dem Frieden mit Frankreich als Regierungsrath in Koblenz wirkte, alſo geradezu Amtsgenoſſe von Dominikus war, iſt oftmals im Dominikusſchen Hauſe geweſen.[55]

Der alternde Gelehrte aber konnte die Trennung von Erfurt, der Stadt, die ſeine geiſtige Heimat geworden war, nicht verſchmerzen. Zudem drückten ihm in Coblenz ungewohnte Berufsgeſchäfte und andere Unannehmlichkeiten nieder. Im Sommer 1819 kehrte er noch einmal in Erfurt[56] ein, um ſeine Verwandten zu beſuchen und einige Privatangelegenheiten zu ordnen. Nicht lange nach der Rückkehr von dieſer Reiſe ſtarb er am 17. Juli 1819 am Nervenfieber und hinzukommenden Schlagfluß. Von ſeinen Kindern war damals das älteſte, Sophie, etwa 20, das zweite, Alexander, erſt 12 Jahre alt.

Im Juli des Jahres 1892 wandelte der Verfaſſer der vorliegenden Skizze auf dem romantiſch gelegenen Friedhofe zu Koblenz umher. Er bewunderte dort ſo manches ſchöne und bedeutende Denkmal, — ſo die Grabmäler der Generäle Bonin und von Göben und des General-Feldmarſchalls Herwarth von Bittenfeld. Auch erhebt ſich auf dieſem Campo Santo ein gemeinſames, am 5. Mai 1843 errichtetes Denkmal „von den vormaligen noch übrigen Soldaten Napoleons, welche, in ihr Vaterland zurückgekehrt, zu Koblenz als „friedfertige und ihrem jetzigen Fürſten treu ergebene Bürger geſtorben ſind". — Aber Niemand, auch die Enkelin nicht, konnte ihm die Stelle bezeichnen, wo Jakob Dominikus von ſeiner irdiſchen Pilgerfahrt ausruht.

Doch vielleicht ersetzt sein litterarischer Nachruhm ein Denkmal aus Stein und Erz? — Kaum dürfte man solches behaupten. Dieser Nachruhm ist doch ein sehr beschränkter, da unseres redlichen Forschers zahlreiche Veröffentlichungen[57] bis auf das eine schon erwähnte Buch über „Erfurt und das Erfurtische Gebiet" vergessen sind. Nicht einmal seine Lieblingsschrift über König Heinrich IV. von Frankreich, die im Jahre 1797 in zwei Theilen in Zürich erschienen ist, hat den neueren Fortschritten der Geschichtswissenschaft gegenüber ihr Ansehen aufrecht zu erhalten vermocht.

Was ist denn nun die Formel seines Lebens? Was hat er erreicht? — Nun, es dürfte doch wohl gestattet sein, jenes Wort des Horaz[58] auf ihn anzuwenden, das da lautet:

Principibus placuisse viris non ultima laus est,
Non cuivis hominum contingit adire Corinthum.

Wohl im Hinblick auf diese Verse hat Schiller im Prolog zum Wallenstein das Wort gesprochen:

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten!"

Anmerkungen.

[1] Als Gewährsleute sind in erster Linie zwei Enkelinnen des Professors Dominikus zu nennen, Fräulein Ida Dominicus in Charlottenburg, die Tochter des ehemaligen Gymnasialdirektors Alexander Dominicus in Koblenz, welcher letztere durch einige lokalgeschichtliche Monographien auch in weiteren Kreisen rühmlich bekannt geworden ist, und Fräulein Emma Dominicus in Koblenz, Tochter des im Jahre 1866 verstorbenen Kaufmanns Adolf Dominicus. In zweiter Reihe mögen noch zwei Enkel jenes Mannes erwähnt werden, die freilich mehr ihren guten Willen zur Förderung dieser Arbeit gezeigt haben, als daß sie in der Lage gewesen wären, Wesentliches dazu beizutragen: der Herr Geheime Oberregierungsrath Adolf Dominicus in Straßburg i. Els., ein Sohn des genannten Gymnasialdirektors Alexander Dominicus in Koblenz, und der Herr Realgymnasialdirektor Dr. Adolf Dronke in Trier, der Sohn von Jakob Dominikus' zweiter Tochter Caroline — Der Professor selbst schrieb sich Dominikus, seine Nachkommen nennen sich Dominicus

[2] Die Bellermannsche Korrespondenz wird in einer stattlichen Reihe von Bänden in der „Göritz-Lübeck-Stiftung", einer umfangreichen

ſtädtiſchen Bibliothek zu Berlin, aufbewahrt. Dem Vorſteher derſelben, Herrn O. Göritz, der mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit den Verfaſſer der vorliegenden Studie gefördert hat, ſei hiermit der wärmſte Dank desſelben ausgeſprochen.

[3] Vergl. R. Boxberger, Schillers Beziehungen zu Erfurt (Jahrbücher der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften zu Erfurt. N.F. Heft VI. Erfurt 1870, S. 36). — Karl Freiherr von Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und ſeine Zeit. Zur Biographie und Charakteriſtik des Fürſten Primas. Erſter Band. Weimar 1879, S. 176. — Schiller und Lotte. 1788—1805. Dritte, den ganzen Briefwechſel umfaſſende Ausgabe, bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Stuttgart 1879. II, 198, Anm. 1; II. 261, Anm. 2; III, 12 und Anm. 2; III, 54; III, 61. Briefe an Schiller. Herausgegeben von L. Urlichs. Stuttgart 1877, S. 114 (Jahr 1791). — Nach der dem Verfaſſer gemachten Angabe des Freiherrn L. von Gleichen-Rußwurm beſitzt die Familie Schillers keine noch unbekannten Dominikusſchen Briefe.

[4] Schiller an Dominikus. Rudolſtadt, den 21. Mai 1891. Der Brief iſt abgedruckt im „Zweiten Verzeichniß der Autographen-Sammlung" von K. Bädeker, Koblenz. 1866. S. 122/123.

[5] Obige Notiz beruht auf der Angabe des Fräulein Ida Dominicus zu Charlottenburg. Im von Humboldtſchen Archiv auf Schloß Tegel befindet ſich nach Mittheilung der Frau C. von Heinz, geb. von Bülow, einer Enkelin Wilhelm von Humboldts, nichts von Dominikus' Hand. — Der angezogene Brief von W. von Humboldts Gattin Karotine an Profeſſor J. B. Siegling in Erfurt iſt im Beſitze der Sieglingſchen Familie.

[6] Die letzten Ueberbleibſel dieſer Korreſpondenz, unter denen ſich namentlich intereſſante Zuſchriften aus Paris — ſo von faſt allen bedeutenden Männern zur Zeit des Direktoriums und Konſulats — befunden haben ſollen, hat nach der gefälligen Notiz des Herrn Direktors Dr. Dronke in Trier der jetzt auch längſt verſtorbene älteſte Bruder meines Gewährsmannes, Guſtav Dronke, nach dem Tode ſeines Vaters, des Gymnaſialdirektors Dronke in Fulda, verſchenkt, und zwar, wie jener glaubte, an die Univerſitätsbibliothek in Bonn. Eine ſpätere Nachfrage belehrte ihn indeſſen, daß die Papiere nicht dort ſeien. Man ſprach ihm gegenüber die Vermuthung aus, daß ſie im Beſitze des Profeſſors und Geheimen Regierungsrathes Friedrich Ritſchl geblieben ſeien, der bekanntlich früher in Bonn war und in Leipzig geſtorben iſt. Auf ſeine infolgedeſſen an Ritſchls Schwiegerſohn, den Geheimen Hofrath Profeſſor Dr. Wachsmuth in Leipzig, gerichtete Anfrage erhielt der Verfaſſer die Nachricht, daß im Ritſchlſchen Nachlaſſe kein von oder an Dominikus geſchriebener Brief vorhanden wäre. — Auch noch einer anderen verlorenen Quelle muß hier gedacht werden. Die älteſte Tochter des Profeſſors Dominikus, Sophie, begleitete

im Jahre 1817 von Koblenz aus ihren Vater auf einer Rheinreiſe und beſchrieb dieſelbe ſehr anziehend in einem Tagebuche, welches ſie ihrer Freundin Adelheid Hoffmann in Erfurt, der nun längſt verſtorbenen Mutter des Herrn Rentiers Bernhard Hoffmann, ſandte. Leider iſt dasſelbe nicht mehr aufzufinden geweſen.

[7] Insbeſondere wurden benutzt die Artikel von Aug. Heinrich Erhard über J. Dominikus im 26. Bande der 1. Sektion von Erſch und Grubers Encyklopädie, Leipzig 1835, S. 431 ff.; — J. Frank in der A. D. B. V. Bd., Leipzig 1877, S. 326, und eine handſchriftliche Biographie unſeres Dominikus' aus der Feder des Direktors und Profeſſors J. J. Bellermann in Berlin (Göritz-Lübeck-Stiftung). Vergl. auch O. L. B. Wolff, Encyklopädie der deutſchen Nationalliteratur. Erſter Band. Leipzig 1835, S. 189—190.

[8] Vergl. M. Jakob Dominikus, Erfurt und das Erfurtiſche Gebiet. Erſter Theil. Gotha 1793, S. 83 ff. — Dr J. C. Hermann Weißenborn, Amplonius Ratingk de Berka und ſeine Stiftung. Erfurt 1878, S. 6 ff. bis S. 18. — Joh. Nic. Sinnhold, Erfordia literata, oder Gelehrtes Erfurt, als eine Fortſetzung des Motſchmanniſchen Werkes u. ſ. w. Des dritten Bandes Erſtes Stück. Erfurt 1748. § 20—28; S. 23—93.

[9] Die Biographen geben den 10. oder 11. November 1762 als Geburtstag an, was nach dem dem Verfaſſer von Herrn Pfarrer Wix in Rheinberg gütigſt überſandten Auszug aus dem Taufregiſter nicht richtig ſein kann. Darin heißt es: „9ma Novembris 1762 baptizatus est Joannes Jacobus, filius legitimus Joannis Lamberti Dominicus et Catharinae Boss."

[10] Nicht, wie Musculus ſagt, der jüngſte Sohn. Vergl. eine ſpätere Eintragung des Rheinberger Taufregiſters: „12ma Novembris 1764 Hermannus Martinus filius conjugum Joannis Lamberti Dominicus et Catharinae Boss."

[11] Aus dem ſiebenjährigen Kriege. Tagebuch des preußiſchen Muskotiers Dominicus. Nebſt ungedruckten Kriegs- und Soldatenliedern herausgegeben von Dr. Dietrich Kerler, Oberbibliothekar der Univerſität Würzburg. München 1891. Vorwort I, S. VI/VII.

[12] M. Jakob Dominikus, Erfurt und das Erfurtiſche Gebiet. I. S. 83. — Die Häuſer-Chronik der Stadt Erfurt — herausgegeben von Bernhard Hartung (I. Theil), Erfurt 1861, S. 122 — nennt das Haus in der Marktſtraße Nr. 2516 „Zum Falkenſtein". (Im Viertel „Allerheiligen" — Omnium Sanctorum — war es Haus Nr. 9.)

[13] H. J. Heller in Schillers Biographie — Einleitung zu Schillers Werken (Hempel) Bd. I, S. XXX.

[14] Die Angaben über Dominikus' Vorleſungen an der Erfurter Univerſität ſind aus den faſt vollſtändig vorhandenen Lektionsverzeichniſſen der Jahre 1787—1816 geſchöpft.

[15] Die königliche Bibliothek zu Erfurt beſitzt davon den erſten Theil: Oeſterreich, Bayern und Pfalz. Göttingen, im Verlage der Witwe Vandenhoeck, 1758.

[16] Vollſtändiges Handbuch der deutſchen Reichshiſtorie. 3 Bde. Göttingen 1772.

[17] Auguſt Krämer, Carl Theodor Reichsfreyherr von Dalberg, vormaliger Großherzog von Frankfurt, Fürſt-Primas und Erzbiſchof. Eine dankbare Rückerinnerung und eine Blume auf ſein Grab. Regensburg 1817, 4°, S. 43. Vergl. auch S. 49 ff.

[18] „Der Dekan des Kollegiums hat mit den Kollegiaten das Recht, zu den drei Profeſſuren zu präſentiren." M. Jakob Dominikus, Erfurt und das Erfurtiſche Gebiet. I. S. 84.

[19] „Ueber Weltgeſchichte und ihr Prinzip. Ein Verſuch und zugleich Einladungsſchrift zu den Vorleſungen von M. Jakob Dominikus, der Phil. außerord. Lehrer auf der Univerſität Erfurt." Erfurt, gedruckt bei Johann Chriſtoph Görling. — Die Vorrede iſt datirt: Erfurt, den 16. Nov. 1790.

[20] R. Boxberger a. a. O., S. 36. — Schillers ſämtliche Schriften. Hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe von Karl Goedeke. Neunter Theil. Kleine hiſtoriſche Schriften. Herausg. von Wilhelm Müldener. Stuttgart 1870. Stück IV, S. 79 ff.

[21] Critik der Urtheilskraft von Immanuel Kant. Zweyte Auflage. Berlin 1793, S. 383.

[22] Schillers ſämtliche Schriften. Neunter Theil. S. 217 ff.

[23] Um einen Begriff von der Beleſenheit unſeres Autors zu geben, ſeien hier noch etliche Werke angeführt, die Dominikus citirt: Dupin dans la préface de son histoire profane. Tom. I. — Plancks Geſchichte der Entſtehung des Lehrbegriffs. I. Tom. — Kant, Kritik der praktiſchen Vernunft. Riga 1788. — Kant, Metaphyſik der Sitten. — Reinhold, Briefe über die Kantſche Philoſophie (im Deutſchen Merkur). — Herders Abhandlung: „Auch eine Philoſophie der Geſchichte". 1774, u. a.

[24] Konſtantin Beyer, Neue Chronik von Erfurt oder Erzählung alles deſſen, was ſich vom Jahre 1736 bis zum Jahre 1815 in Erfurt Denkwürdiges ereignete. Erfurt, o. J., S. 224. Vergl. Neues Hand- und Addreßbuch für den Erfurter und Eichsfelder Staat auf das Jahr 1797 nebſt angehängten ſtatiſtiſch-ökonomiſchen Nachrichten. Herausgegeben von Wilhelm Stieghan, der Philoſ. ordentl. Prof. u. der Kur Mainz. Akademie nützl. Wiſſenſch. Mitglied (nebſt einem Kupfer). Erfurth, auf Koſten des Verfaſſers. S. 133: „Auswärtige Mitglieder" (der Akademie nützlicher Wiſſenſchaften) „1790. Hr. Fr. Schiller, hochf. S. Hofrath und außerordentl. Prof. der Philoſophie zu Jena." — R. Boxberger, a. a. O., S. 36.

[25] Schillers Briefwechſel mit Körner. 2. Aufl. Herausg. v. K. Gödeke. I. S. 396.

[26] Robert Boxberger, Zur Quellenforſchung über Schillers Wallenſtein und Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Archiv für Litteraturgeſchichte, herausgegeben von Dr. Richard Goſche. Zweiter Band. Leipzig 1871. S. 159. Vergl. auch Major z. D. O. E. Seidel in den „Blättern für Handel, Gewerbe und ſociales Leben" (Beibl. z. Magd. Ztg., 1881, Nr. 51, S. 402.

[27] Frantz Chriſtoph Khevenhüllers ... Annalium Ferdinandeorum. I.—XII. Theil. Darinnen Kayſers und Königs Ferdinand des Andern dieſes Nahmens, Handlungen wegen glücklicher und unglücklicher Kriege in Deutſchland, Friede mit Chur-Sachſen. Wallenſteiniſche Händel, Crönung deſſen Sohnes zum Römiſchen König, endlich deſſen letzte Krankheit, ſeeliger Tod und Begräbniß, nebſt deſſen Beicht-Vaters P. Lamormani Relation von deſſen Tugenden u. ſ. w. Leipzig, Verlegts M. G. Weidmann, Seiner Königlichen Majeſtät in Pohlen und Churfürſtlichen Durchlaucht zu Sachſen Buchhändlers, 1721—1726. (Erſ. Königl. Bibl. Histor. universal. Fol. Nr. 124—130; 2 Theile. Conterfet dazu: Nr. 122—123.)

[28] Nr. 2018 der Stadt, 133 der Viti-Gemeinde, jetzt Langebrücke 36. — Hartung, Häuſerchronik der Stadt Erfurt. (1861.) S. 287.

[29] von Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg. I. Bd., S. 178.

[30] „Zum Andenken der vierten akademiſchen Jubelfeier zu Erfurt" von M. Jakob Dominikus, der Philoſophie außerord. Lehrer auf der Univerſität Erfurt. Erfurt 1792. Bei Johann Chriſtoph Görling, Univerſitäts-Buchdrucker.

[31] Stieghan, a. a. O., S. 105 und 114.

[32] Dr. Joh. Chr. Hermann Weißenborn, Hierana. Beiträge zur Geſchichte des Erfurtiſchen Gelehrtenſchulweſens. Erfurt 1870. III/IV. S. 122 u. Anm. 40/41.

[33] Die Originalſkizzen dazu rühren von H. Kruspe her.

[34] Das Haus bildet jetzt, vollſtändig umgebaut, einen Theil der Geſchäftsräume der großen Gärtnerei von J. C. Schmidt. — Vergl. auch Dominikus, Erfurt ꝛc. I. S. 101, 186—187.

[35] Hierana. I/II. Erfurt 1862, S. 97.

[36] „Hodierna Germaniae nostrae conditio (facies) ex omnibus eiusdem relationibus."

[37] Dekret des Kurfürſten Friedrich Joſeph. Erfurt, 1. Januar 1801. Dominikus, bisher außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität zu Erfurt, wird zum eigenen (sic!) Profeſſor der Geſchichte ernannt und erhält die Zuſicherung eines jährlichen Gehalts von 150 Thalern aus dem kurfürſtlichen Schulfonds.

[38] Erfurth mit ſeinen Umgebungen; nach ſeiner Geſchichte und ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen dargeſtellt. Ein Handbuch für Einheimiſche und Fremde. Herausgegeben von Dr. Heinrich Auguſt Erhard. Mit acht Anſichten und einer Karte. Erfurth 1829. 8°. S. 122.

[39] (Paulus Cassel), Denkschrift der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt. Herausgegeben am Secular-tage ihrer Gründung, den 19. Juli 1854. Erfurt 1854. S. CXIX.

[40] Constantin Beyer, Neue Chronik von Erfurt. S. 400.

[41] Erfurt unter französischer Oberherrschaft vom 16. October 1806 bis den 6. Januar 1814. Ein actenmäßiges Gemälde der Leiden, Erpressungen u. s. w. In Briefen an einen Freund. Deutschland 1814. S. 250.

[42] Constantin Beyer, a. a. O., S. 425.

[43] Vergl. darüber des Verfassers „Hohenzollern-Besuche in Erfurt". Erfurt 1891. S. 33—35.

[44] Bestallungsdekret des Dominikus als ersten Rathes der Verwaltungskammer von Erfurt vom 24. Juni 1809. — Bestätigung dieses Dekretes durch den Intendanten der Provinz Erfurt, den 20. Mai 1810. Zusicherung eines jährlichen Gehaltes von 1400 Thalern.

[45] Gefällige Mittheilung der Stiftsdame Fräulein Ida Dominicus. Letztere hat die schriftstellerische Begabung ihres Großvaters und ihres Vaters geerbt; sie verfaßte Romane und Novellen. Vergl. Kürschners Deutschen Litteraturkalender für 1893, S. 212. — C. Beyer (a. a. O., S. 369) verlegt jene Reise ins Jahr 1806.

[46] Unterm 9. Januar 1814 machte die königlich preußische Verwaltungskommission zu Erfurt (gez. Kühlmeyer) bekannt, daß die hier vom französischen Gouverneur eingerichtete Verwaltung der Hohen und Geheimen Polizei aufgehoben wäre, und daß der Generalinspektor Kahlert, ferner drei Polizeikommissäre, ein Rendant, ein Souschef, elf Polizeiagenten, fünf Visitatoren und ein Bureaudiener (die sämtlich namhaft gemacht sind) entlassen seien. Archiv der Stadt Erfurt. Abth. Ie. Nr. 1.

[47] Erfurt unter französischer Oberherrschaft. S. 251—254.

[48] Fast wörtlich nach den Angaben von Fräulein Ida Dominicus.

[49] Erneuerungsdekret des Dominikus als außerordentlichen Professors der Philosophie an der Erfurter Universität vom 1. Januar 1810. — Ernennungsdekret für Dominikus als Schulrath des allgemeinen Schulkollegiums von Erfurt, d. d. 12. Mai 1810. — Diplom vom 15. August 1811, durch das Dominikus von der Universität Jena zum Doktor beider Rechte ernannt wird. — Dazu kommen noch: ein Diplom vom 24. Februar 1811, gemäß dessen Dominikus zum Ehrenmitglied der „herzoglichen Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena" ernannt wird, und eine Urkunde vom (?) April 1811, ausgestellt für Dominikus als Ehrenmitglied der lateinischen Gesellschaft zu Jena.

[50] Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. III. Abtheilung. 4. Band. (Goethes Tagebücher. 4. Band. 1809—1812.) Weimar 1891. S. 233.

[51] Dr. Wilhelm Schum, Beſchreibendes Verzeichniß der Amplonianiſchen Handſchriftenſammlung zu Erfurt. Berlin 1887. p. XLVIII. sq.

[52] (P. Cassel), Denkſchrift der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften in Erfurt. Herausgegeben am Seculartage ihrer Gründung den 19. Juli 1854. Erfurt 1854. Abſchnitt III. Hiſtoriſche Skizze der Erfurter Akad. gem. Wiss. 1754—1854. § 3. 1814—1854. S. CXVIII—CXIX.

[53] Nach Schum a. a. O.

[54] Reſkript der königlich preußiſchen Regierung zu Erfurt vom 7. März 1817, worin angezeigt wird, daß der König, auf Antrag des Miniſteriums des Innern, mittelſt Kabinetsorder vom 30. Januar c. den Dominikus zum katholiſchen Kirchen- und Schulrathe beim Konſiſtorio zu Koblenz mit einem jährlichen Gehalte von 1300 Thalern — zahlbar vom 1. Januar 1817 an — ernannt habe.

[55] Freilich iſt Max von Schenkendorf ſchon am 11. Dezember 1817 in Koblenz geſtorben; an ihn erinnert ein Denkmal in den dortigen Rheinanlagen.

[56] Vor einigen Jahren hat man in Erfurt bei der Verbreiterung des Dalbergweges in der Nähe der Luciusſchen Villa eine Mauer niedergeriſſen, in welche eine mächtige, durch Tonnenſtäbe und -Reifen unten geſchützte Fichte eingefügt war. Der Baum, der zum früher Gerichtsrath Schorchſchen, ſpäter Teichmannſchen Garten gehörte, und den man ſcherzweiſe „das größte Topfgewächs Erfurts“ nannte, ſoll nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Geheimen Regierungsraths a. D. Klewitz von Jakob Dominikus gepflanzt worden ſein. Mit dieſer Fichte ging das letzte äußere Andenken an unſern Gelehrten in Erfurt verloren.

[57] Von Schriften, die Jakob Dominikus verfaßt hat, ſind dem Verfaſſer folgende Titel bekannt geworden:

I. Nach dem „Vollſtändigen Bücher-Lexikon“, enthaltend alle von 1750 bis zu Ende des Jahres 1832 in Deutſchland und in den angrenzenden Ländern gedruckten Bücher. Bearbeitet und herausgegeben von Chriſtian Gottlob Kayſer. Zweiter Theil. D—G. Leipzig 1834. S. 64:

Dominikus, Jakob († den 17. Juli 1819), Was that die Akademie der nützlichen Wiſſenſchaften zu Erfurt für Aufklärung, Geiſteskultur u. ſ. w.? Gr. 8°. Erfurt 804. (Otto.) 6 Gr.

— — Erfurt und deſſen Gebiet; in geograph., phyſ., ſtatiſt., polit. und geſchichtl. Verhältniſſen. 2 Bde. in 3 Abthlgn. Mit 2 Kpf. u. 1 Karte. Gr. 8°. Gotha 793. Ettinger. 2 Rthlr. 21 Gr.

— — Ueber die Feier der Geburtstage bei den Alten. Gr. 8°. Erfurt 808. Maring (Otto). 4 Gr.

— — Sammlung verſchiedener Reden und Schriften, zum Andenken der vierten akademiſchen Jubelfeier zu Erfurt. 8°. Erfurt 1795. Görling. 14 Gr.

Dominikus, Jakob, Ueber Weltgeſchichte und ihr Prinzip. 8°. Erfurt 1790. Kayſer. 3 Gr.

(Kayſer, Bd. I, S. 38.) v. Alba, Fd., Alvarez, Herzog von Toledo; eine neue Kopie ſeines Charakters, ſeiner Feldherrngröße und ſeiner Statthalterſchaft in den Niederlanden u. ſ. w. (von J Dominikus). 2 Bde. 8°. Leipzig 796. Weygand. 1 Rthlr. 16 Gr.

(— Bd. I, S. 111.) Arnould, Syſtem der Seehandlung und Politik Europas während des 18. und als Einleitung in das 19. Jahrhundert u. ſ. w. A. d. Franzöſ. m. Anmerk. (von J. Dominikus). Gr. 8°. Erfurt 798. Kayſer. 1 Rthlr. 8 Gr.

(— Bd. III, G—L. Leipzig 1835, S. 86.) Heinrich IV., König von Navarra und Frankreich, eine Biographie (von J. Dominikus). 2 Theile. Gr. 8°. Zürich 798. Ziegler u. Sohn. 1 Rthlr. 20 Gr. Mit n. Titel 818. 1 Rthlr. 8 Gr.

(— Bd. III, S. 300.) Der Kampf um Europas Stiefel, ein Gemälde aus der Bildergalerie unſerer Tage (von J. Dominikus). Mit 1 Kupf. 8°. Erfurt 800. (Otto.) 12 Gr.

— Landung der Franzoſen in England, oder was wird Frankreich ohne Beihülfe der europäiſchen Hauptmächte gegen England vermögen? Ein Auszug aus dem Système politique, par Arnould (von J. Dominikus). Gr. 8°. Erfurt 1798. Kayſer. 8 Gr.

(Kayſer, Bd. IV, M—R, 1834, S. 242.) Nitſch, Paul Fr. Achat, Lehrbuch der allgemeinen Völkergeſchichte. Herausgegeben von M. E. A. Sörgel, fortgeſetzt von J. Dominikus. 3 Theile. 8°. Erfurt 1796—1799. Kayſer. 2 Rthlr. 6 Gr. Herabgeſ. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

(— — S. 281.) Oſorio, Hieron., Don Emanuel, König von Portugal, ein Charakter zur Aufklärung der Geſchichte des Mittelalters, oder der neueren Geſchichte von Portugal, Afrika und Indien. (Bearbeitet und herausgegeben von J. Dominikus.) 8°. Leipzig 1795. Weygand. 18 Gr.

— Primeroſe (ein Roman); nach dem Franzöſiſchen frei überſetzt (von J. Dominikus). 8°. Gera 1801. Heinſius. 1 Rthlr.

II. Bezeugt durch Karl Herrmann, Bibliotheca Erfurtina (Erfurt 1863), S. 374: Jakob Dominikus, Ch. Friedrich Immanuel Schorch, Dr., Senior und Dekan der Juriſtenfakultät u. ſ. w. Eine biographiſche Skizze. Erfurt 1804. 8°. 29 S. (Aus Acta Acad. 1803 und 1804.)

III. Abhandlungen in den Nova acta academiae scientiarum utilium, quae Erfurti est, in Wielands Merkur, in den geographiſchen Ephemeriden, in der „Nemeſis", in Uhdens und anderen Journalen.

[58] Horat. epist. I, 17, 35/36.

Der Siegfriedmythus,

ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie.

Von

Franz Devantier,
Gymnasialdirektor in Eutin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Unter den Heldengestalten, von denen die Dichter der deutschen Vorzeit uns singen und sagen, strahlt die des Siegfried im hellsten Glanze. Der stolze, übermenschlich starke Knabe, welcher mit dem selbstgeschmiedeten Schwerte den Ambos bis zum Grunde spaltet, der muthige Drachentödter und Hortgewinner, der durch das Drachenblut bis auf eine Stelle zwischen den Schultern „hürnin", hörnern, d. h. unverwundbar gewordene, unwiderstehliche Held, welcher durch die Tarnkappe auch die Kraft besitzt, sich unsichtbar zu machen, der Ueberwinder der hochmüthigen, unnahbaren Brunhild, der glückliche Gemahl der schönen Burgundentochter Kriemhild, den der grimme Hagen, seine tödtlich gekränkte Herrin Brunhild rächend, hinterrücks ermordet, ist der Gegenstand auch so vieler neuerer Dichtungen geworden, daß eine ausführlichere Erzählung seiner Thaten und Erlebnisse an dieser Stelle überflüssig erscheint.

Weniger bekannt dürfte sein, daß das deutsche Volk in dem, was von seinem Lieblingshelden überliefert wird, nicht bloß eine schöne, ewig junge Sage besitzt, sondern daß in dieser Sage die Grundgedanken der germanischen, ja der indogermanischen Mythologie, wenn auch durch spätere Ausbildung stark verändert, so doch immer noch deutlich erkennbar, enthalten sind, daß der Siegfriedmythus uns mehr sagt von den religiösen Vorstellungen der alten Deutschen, als, abgesehen von der Ueberlieferung der nordischen Germanen, die doch nicht ohne weiteres

für die Deutschen im engeren Sinne Geltung beanspruchen darf, alle die dürftigen Nachrichten zusammengenommen, welche sonst darüber zu uns gelangt sind.

Die wichtigste deutsche Quelle der Siegfriedsage, denn dieser Bezeichnung müssen wir uns zunächst bedienen, ist das Nibelungenlied. Dank dem in den großen Zeiten unseres Jahrhunderts neu erwachten deutschen Nationalbewußtsein ist sie jetzt auch die bekannteste; aber es ist noch nicht allzu lange her, daß die Kunde von diesem gewaltigen mittelhochdeutschen Epos selbst unter den Gelehrten fast völlig geschwunden war. Wie in unserem lieblichen Märchen das Dornröschen lange, lange Jahre in todesähnlichem Schlummer daliegt, bis der junge Königssohn durch die Dornhecke dringt und die Schlafende wachküßt, so hat auch unser Gedicht jahrhundertelang auf den harren müssen, der es zu neuem Leben erwecken sollte. Nachdem Bodmer schon 1757 einen Theil des Nibelungenliedes, „Chriemhildens Rache", veröffentlicht hatte, ließ der Professor C. H. Myller in seiner „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert" im Jahre 1784 „Der Nibelungen Liet" zum ersten Male vollständig abdrucken. Aber dem erweckten Dornröschen wurde kein allzu freundlicher Empfang zu theil. Sein Gewand war unmodern, sein Wesen fremdartig; es klopfte an viele Thüren, aber nur selten fand es Einlaß. Selbst Goethe ließ das ihm übersandte Exemplar des Nibelungenliedes lange Zeit ungelesen liegen, und Friedrich der Große schrieb an Professor Myller folgendes, für seine vielbesprochene Stellung zur deutschen Litteratur bezeichnendes Antwortschreiben: „Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urteilt viel zu vorteilhaft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habt, und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth und verdienen nicht, aus dem

Staube der Vergeſſenheit gezogen zu werden. In meiner Bücherſammlung wenigſtens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulten, ſondern herausſchmeißen. Das mir davon eingeſandte Exemplar mag dahero ſein Schickſal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verſpricht aber ſolchem nicht Euer ſonſt gnädiger König Frch. Potsdam, d. 22. Februar 1784."

Es ſchien ziemlich lange Zeit, als ob Friedrich der Große in der That Recht behalten ſollte; bis in unſer Jahrhundert hinein fand das alte Gedicht nur wenig Beachtung. Und wir müſſen eingeſtehen, daß ſeine künſtleriſche Form, ſelbſt wenn man nicht, dem franzöſiſchen Geſchmacke der Zeit Friedrichs des Großen huldigend, Eleganz und Eſprit als Haupterforderniſſe einer Dichtung anſieht, allerdings vieles zu wünſchen übrig läßt. Zwar die packende, überwältigende Großartigkeit des Stoffes, die Anlage und der Aufbau des Ganzen, auch die Charakteriſirung einzelner Figuren müſſen Jeden mit Bewunderung erfüllen, ein ungetrübter äſthetiſcher Genuß jedoch wird durch die, zum Theil wohl verſchiedenen Bearbeitungen zuzuſchreibenden Längen und Flickverſe und Härten in der Sprache verhindert.

Von um ſo größerem Intereſſe iſt der Inhalt des Nibelungenliedes, weil der uns un annte Dichter — man hat au Konrad von Würzburg, Wolfram von Eſchenbach, Heinrich von Oſterdingen, Klinſor von Ungarland, Walther von der Vogelweide, Rudolf von Ems und auf den Kürnberger gerathen — denſelben nicht etwa ſelbſtſtändig erſonnen, ſondern als eine im Volke lebende Sage ſchon vorgefunden hat. Es iſt alſo ſtrenge zu unterſcheiden zwiſchen der Nibelungenſage und dem Nibelungenliede; letzteres iſt die aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts ſtammende mittelhochdeutſche Bearbeitung der erſteren. Die ſchwierige Frage welche künſtleriſche Form dieſer Sage ſchon früher gegeben war

ob nicht vielleicht ſchon kleinere Theile derſelben in ſelbſtändigen Liedern geſungen wurden, kann hier als für das zu behandelnde Thema unweſentlich unerörtert bleiben.

Selbſt bei einer oberflächlichen Betrachtung erkennt man in der Nibelungenſage, wie ſie in unſerem Nibelungenliede vorliegt, zwei gänzlich verſchiedene Arten von Beſtandtheilen: an dem rein menſchlich aufgefaßten Hofe der burgundiſchen Könige zu Worms erſcheint plötzlich der mit übermenſchlichen Kräften und Fähigkeiten ausgeſtattete Siegfried; dieſer beſiegt ein geſchichtliches Volk, die Sachſen, hat aber vorher auch mit einem Drachen und mit Zwergen gekämpft; höchſt fabelhafte Dinge begeben ſich bei der Werbung Gunthers um Brunhild, und derſelbe Gunther fällt ſpäter mit ſeinen Mannen im Kampfe gegen die Hunnen, deren König Etzel zweifellos der hiſtoriſche Attila ſein ſoll; von Orten, die geographiſch feſt beſtimmbar, deren Namen noch heute erhalten ſind, führt uns die Sage nach dem märchenhaften Island und dem noch räthſelhafteren Lande der Nibelungen! Es iſt klar, daß in der Dichtung *geſchichtliche* und *nicht-geſchichtliche* Beſtandtheile zu unterſcheiden ſind.

Von den erſteren iſt hier nicht eingehender zu handeln; nur ſoviel mag geſagt werden, daß die Burgunden, nachdem ſie ſchon 435 oder 436 n. Chr. von dem Römer Aëtius beſiegt worden waren, 437 eine ſchwere Niederlage von den Hunnen erlitten, bei welcher ihr König Gundikarius mitſamt ſeinem Geſchlechte umkam; daß ferner die im Nibelungenliede berichtete Vernichtung der Mannen Gunthers und deſſen eigene Ermordung offenbar auf dieſes geſchichtliche Ereigniß zurückzuführen iſt, daß alſo die Verſchmelzung der geſchichtlichen und nicht-geſchichtlichen Beſtandtheile des Nibelungenliedes erſt nach 437 erfolgt ſein kann. Veranlaſſung zu dieſer Verſchmelzung mochte die Namensgleichheit des ſagenhaften und des geſchichtlichen Gunther ſein; daß die Vernichtung der Burgunden durch die Hunnen in direkte

Beziehung geſetzt wurde zu dem allbekannten Hunnenkönige Attila, iſt leicht begreiflich; daß dieſer aber zum zweiten Manne der Kriemhild gemacht wurde, erklärt ſich aus dem Umſtande, daß als ſeine letzte Gemahlin eine Ildiko genannt wird; Ildiko oder Hildiko aber galt als Diminutivum von Hilde, dem zweiten Beſtandtheile von Kriemhilde.

Nicht-geſchichtlich iſt die Geſtalt Siegfrieds; es läßt ſich auch kein geſchichtlicher Held anderen Namens auffinden, mit dem Siegfried identificirt werden könnte. Er iſt im Beſitze übernatürlicher Eigenſchaften, er verrichtet übermenſchliche Dinge, er ſteht in engſter Beziehung zu den fabelhaften Nibelungen und Zwergen, deren einer, Alberich d.i. Elben (Elfen) = König, ihm ſeinen Schatz hütet. Was ſollen wir mit einer ſolchen Geſtalt anfangen? Wie iſt ſie ſelbſt, wie ſind ihre Thaten zu deuten? Sind die geſchichtlichen Beſtandtheile etwa verſchmolzen mit einem frei erſonnenen Märchen, wie es noch heute und zu jeder Zeit von phantaſiereichen Männern gedichtet werden könnte? oder mit einem Märchen, welches, wie ein Volkslied, im Schoße des Volkes gewiſſermaßen durch Urzeugung entſteht? Von vornherein iſt kein Grund vorhanden, dieſe Möglichkeit zurückzuweiſen; ja, man wird mit der Annahme ſchwerlich fehlgreifen, daß ſelbſt der Dichter des Nibelungenliedes in den nicht-geſchichtlichen Elementen der Sage freie, willkürliche Erfindungen ſeiner Vorgänger oder auch ebenſolche Erzeugniſſe der Volksſeele erblickt hat, die er, da ſie nun einmal mit den geſchichtlichen zu einem Ganzen eng verbunden waren, bei ſeiner eigenen Darſtellung, ohne viel über ihre urſprüngliche Bedeutung nachzudenken, beibehielt und, ſo gut er konnte, verwerthete. War man doch im 12. und 13. Jahrhundert durch die an die Kreuzzüge ſich anſchließende Dichtung an die wunderbarſten Geſchichten gewöhnt! Warum ſollte es mit Siegfrieds Abenteuern eine andere Bewandtniß haben, als zum Beiſpiel mit den märchen-

haften Erlebniſſen des Herzogs Ernſt, der auf ſeiner Fahrt nach Jeruſalem mit einem Heere von geſchnäbelten Ungeheuern um eine geraubte Jungfrau zu kämpfen hat, an dem Magnetberge im Lebermeere mit ſeinem Schiffe ſcheitert und, nachdem er durch einen Greif von dem Berge gerettet iſt, mit dem Volke der Plattfüße und der Langohren, mit Rieſen und Zwergen ſich herumſchlägt?

Die wiſſenſchaftliche Forſchung unſeres Jahrhunderts erkannte jedoch ſehr bald, daß zwiſchen ſolchen Schöpfungen einer durch die Wunder des Orients aufgeregten, ohne Schranken und Maß ſchaltenden Phantaſie und der Sage des Nibelungenliedes doch ein großer Unterſchied vorhanden iſt. Wie es z. B. einem Kenner der griechiſchen Götterwelt nicht entgehen könnte, daß ein griechiſcher Held, von dem erzählt würde, er ſei durch eine Liſt ſeiner Mutter bei ſeiner Geburt vor dem ſeine früheren Kinder im Kerker haltenden Vater gerettet und im Verborgenen aufgezogen worden, habe dann ſeinen Vater überwältigt, ſeine Geſchwiſter befreit und ſich ſelbſt, vermählt mit ſeiner Schweſter, an ſeines Vaters Stelle zum Herrſcher gemacht, habe aber, bevor ſein Thron völlig geſichert geweſen ſei, mit Ungeheuern und Rieſen noch ſchwere Kämpfe, in denen er nur durch ſeinen nie fehlenden Speer Sieger geblieben ſei, zu beſtehen gehabt, — wie alſo mit Sicherheit erkannt werden würde, daß ein ſolcher Held die deutlichſten Züge des Zeus an ſich trage, demnach eigentlich eine mythiſche Figur ſei, nicht eine frei und willkürlich von irgend einem Dichter erfundene, ſo leuchten auch dem mit nur etwas umfaſſenderen mythologiſchen Kenntniſſen Ausgerüſteten aus dem Antlitz des Siegfried der Nibelungenſage die Züge eines Gottes entgegen. Sowohl die Siegfriedſage als *Ganzes*, wie auch die wichtigſten *Einzelheiten* derſelben haben mit gewiſſen Vorgängen in der germaniſchen Götterwelt eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit. Selbſt in dem ſoeben als höchſt

wahrſcheinlich bezeichneten Falle, daß der Dichter des Nibelungenliedes von der göttlichen Natur ſeines Helden nichts geahnt hat, ja, ſogar wenn zu ſeiner Zeit das Bewußtſein, Siegfried ſei eigentlich ein Gott, im Volke ſelbſt ſchon ſeit Jahrhunderten erloſchen geweſen ſein ſollte, dürfen wir die Siegfriedſage nach den Einblicken, welche uns die vergleichende Mythologie in das innerſte Weſen derſelben eröffnet hat, doch nicht als ein frei erfundenes Märchen anſehen. Wir werden gezwungen, ihr mythiſchen Urſprung zuzuſchreiben.

Die vergleichende Mythologie ſucht zunächſt, indem ſie ſich eben der Methode der Vergleichung bedient, wovon ſie ihren Namen erhalten hat, die weſentlichen Züge eines Mythus von den unweſentlichen zu unterſcheiden; ſie beſchränkt ſich hierbei aber nicht auf die Mythologie eines Volkes, ſondern zieht auch ähnliche Erſcheinungen aus der Sagen- und Götterwelt anderer Völker in den Bereich ihrer Forſchung. Dieſe Methode hat ſie mit der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft gemein. Ebenſo wie dieſe Wiſſenſchaft die Sprachen aller Völker, welche auf der Erde wandeln und gewandelt haben, auf ihren Bau und Wortſchatz hin unterſucht, ſind die mythiſchen Vorſtellungen aller Völker, welche überhaupt zur Mythenbildung geſchritten ſind — und ein Volk ohne alle Mythen dürfte vergeblich geſucht werden —, Gegenſtand der vergleichenden Mythologie. Beide Wiſſenſchaften, welche alſo weſentlich gleiche Methode und ähnliche Objekte haben, führen denn auch hinſichtlich der ferneren Frage nach der engeren oder weiteren Verwandtſchaft derjenigen Völker, deren Sprache und Mythologie ſie behandeln, vielfach zu denſelben Ergebniſſen. Wie die vergleichende Sprachwiſſenſchaft die ſprachliche Zuſammengehörigkeit der indogermaniſchen Völker über jeden Zweifel erhebt, indem ſie einen großen, allen gemeinſamen Schatz von Wortſtämmen und eine gemeinſame, den anderen Völkergruppen gegenüber höchſt charakte-

riſtiſche Art der Flexion dieſer Stämme nachweiſt, ſo zeigt die vergleichende Mythologie, daß dieſelben Völker auch einen gemeinſamen Grundſtock von mythiſchen Vorſtellungen beſitzen, die ſich bei anderen nicht finden.

Wenn wir nun verſuchen wollen, dieſe ſo fruchtbare Methode der Vergleichung bei unſerer Siegfriedſage ſelbſt anzuwenden, ſo müſſen wir uns zunächſt nach ähnlichen Sagen auf deutſchem Gebiete umſehen. Es giebt ſolche in der That; eine in das kleinſte Detail eingehende Vergleichung aller irgendwo noch erhaltenen ähnlichen Züge kann hier jedoch nicht vorgenommen werden; wer ſich dafür intereſſirt, muß auf das wiſſenſchaftliche Studium der Frage verwieſen werden.[1] Für unſeren Zweck genügt es, hier das „Lied vom hürninen Sifrit" kurz zu betrachten. Dieſes „im Bänkelſängerton des 15. Jahrhunderts" verfaßte Lied iſt für mehrere Punkte der Sage wichtig. In ihm tödtet Siegfried nicht einen Drachen, ſondern hat zwei ſolcher Ungeheuer zu beſtehen. Der erſte hauſt in einem Walde, in welchen Siegfried von einem Schmiede geſchickt wird, um Kohlen zu holen; er tödtet den Drachen und wird durch ein Bad in der durch Feuer geſchmolzenen Hornhaut desſelben „gehörnt"; der andere Drache hat die Kriemhild, eine burgundiſche Königstochter, geraubt und hält ſie auf dem Drachenſtein gefangen. Siegfried zieht aus, um die Kriemhilde zu befreien, zwingt einen Zwerg, ihm anzugeben, wo der Drachenſtein gelegen iſt, erlegt den den Zugang zu demſelben bewachenden Rieſen Kuperan nach wiederholten Kämpfen und beſiegt dann den Drachen ſelbſt und deſſen Brut; darauf bemächtigt er ſich des in dem Drachenſteine behüteten Schatzes des Königs Nibelung und führt die Kriemhilde als Braut in ihre Heimath; zum Schluß wird ihm ſein früher Tod geweisſagt.

Wir ſehen ſo, daß recht verſchiedene Geſtalten der Siegfriedſage im Volke gelebt haben. Weſentliche Züge ſcheinen zu ſein:

Siegfried kämpft mit Ungeheuern: Drachen, Riesen, Zwergen; er gewinnt einen großen Schatz, er besteht, um eine Jungfrau zu erwerben, schwere Kämpfe, er stirbt eines frühen Todes. Die Hauptverschiedenheit zwischen der Sage im Nibelungenliede und im Liede vom hürninen Sifrit liegt außer der verschiedenen Erzählung von den Drachenkämpfen darin, daß im ersteren Siegfried mit der Jungfrau, Brunhild, selbst zu kämpfen hat und ihren Besitz für einen Anderen, Gunther, erringt, während er im letzteren die Jungfrau, Kriemhild, durch Kampf aus der Gefangenschaft befreit und für sich selbst erwirbt.

Inwiefern aber werden wir nun hinsichtlich der Frage: Siegfriedmärchen oder Siegfriedmythus? durch diesen Vergleich gefördert? Scheinbar gar nicht! Wir erkennen noch nicht deutlich genug, wie die Sage in die Götterwelt hineinragt. Wir müssen uns nach weiterem Material umsehen, ja, wir müssen den deutschen Boden verlassen, da wir von der eigentlich deutschen Mythologie zu wenig wissen, als daß wir durch Heranziehung des deutschen Mythus direkt zum Ziele gelangen könnten.

Unsere Blicke bleiben haften auf den nordischen Germanen. Daß die Mythologie derselben nicht ohne weiteres als deutsche anzusprechen ist, ist bereits bemerkt; daß sie aber bei der nahen sprachlichen Verwandtschaft der Skandinavier mit den Deutschen, aus welcher sicher geschlossen werden kann, daß diese Zweige desselben Stammes vor verhältnißmäßig kurzer Zeit, d. h. vor etwa 3000—4000 Jahren, ein Volk gebildet haben, ganz besonders gut zur Vergleichung in solchen Fällen geeignet ist, wo die Bedeutung einer deutschen, vermuthlich mythischen Gestalt aus ihren eigenen Zügen und Eigenschaften nicht recht erkannt werden kann, wird niemand bestreiten.

Die wichtigsten mythischen Vorstellungen der nordischen Germanen finden wir aufgezeichnet in der Edda. Die in

jüngſter Zeit angeregten Streitfragen, betreffend das Alter, die Entſtehung und den Werth der Eddalieder, ſowie der proſaiſchen Theile hier auch nur zu ſtreifen, verbietet ſich von ſelbſt; für die Siegfriedſage ſind die Lieder unſchätzbar, da ſie einerſeits den Zuſammenhang derſelben mit den eigentlichen germaniſchen Göttermythen außer Frage ſtellen, andererſeits durch dieſe Göttermythen überführen zu den mythiſchen Vorſtellungen der fernſten ariſchen (indogermaniſchen) Vorzeit des germaniſchen Stammes.

Dieſelben Züge der deutſchen Siegfriedſage nun, welche ſoeben bei der Vergleichung des Nibelungenliedes und des Liedes vom hürninen Sifrit ſich als weſentliche zu ergeben ſchienen, finden wir in der nordiſchen Sage wieder. Und zwar ſind dort die beiden erſten, der Drachenkampf und die Gewinnung des Hortes, in die engſte Beziehung zu einander geſetzt.

Ueber die Herkunft des Hortes weiß die Edda folgendes. Loki hat ihn mit Liſt und Gewalt dem Zwerge Andwari abgenommen, um ſich ſelbſt, Odin und Hönir, da ſie in die Gewalt des Bauern Hreidmar gefallen ſind, damit zu löſen; Andwari aber hat den Fluch ausgeſprochen, daß der Schatz ſeinen Beſitzern zum Unheil werden ſolle. Kaum iſt Hreidmar im Beſitze des Schatzes, ſo erfüllt ſich auch ſchon der Fluch des Zwerges: Hreidmar wird von ſeinen Söhnen, Fafnir und Regin, erſchlagen. Fafnir weigert ſich jetzt, mit Regin zu theilen, birgt das Gold in der Erde, verwandelt ſich in einen Wurm (Drachen) und behütet es als ſolcher.

Mit dieſer Vorgeſchichte des Hortes wird die Erlegung des Drachens und die Erwerbung des Schatzes durch Sigurd, dies iſt die nordiſche (aus Sigwart entſtandene) Form des Namens Siegfried, dadurch in Verbindung gebracht, daß der von Fafnir betrogene Regin zu Sigurds Lehrer gemacht wird. Regin ſchmiedet ihm das treffliche Schwert Gram und fordert ihn auf, damit den Fafnir, welcher als Drache auf der

Gnitaheide einen großen Schatz hüte, zu tödten. Sigurd ist dazu bereit, sucht mit Regins Hülfe den Fafnir auf und erlegt ihn. Sterbend erneuert dieser den Fluch mit den Worten: „Das gellende Gold, der gluthrothe Schatz, diese Ringe verderben dich.“ Als Sigurd zufällig Fafnirs Herzblut an seine Zunge gebracht hat, versteht er plötzlich die Sprache der Vögel und hört so, was die Adlerweibchen auf den herumstehenden Bäumen sich erzählen. Er tödtet infolge ihrer Warnung den auf seinen Mord sinnenden Regin und vernimmt dann weiter, daß auf dem Hindarfiall (Hinderberge) in einer von lodernden Flammen umschlossenen Burg eine herrliche Schlachtmaid schlafe, von Odin mit dem Schlafdorne gestochen. Darauf bemächtigt er sich des Schatzes Fafnirs und lädt ihn dem Hengste Grani auf.

Die Erweckung der Walküre wird folgendermaßen erzählt. „Sigurd ritt hinauf nach Hindarfiall und wandte sich südwärts gen Frankenland. Auf dem Berge sah er ein großes Licht, gleich als brennte ein Feuer, von dem es zum Himmel emporleuchtete. Aber wie er hinzukam, stand da eine Schildburg und oben heraus ein Banner. Sigurd ging in die Schildburg und sah, daß da ein Mann lag und schlief in voller Rüstung. Dem zog er zuerst den Helm vom Haupt: da sah er, daß es ein Weib war. Die Brünne (der Panzer) war fest, als wäre sie ins Fleisch gewachsen. Da ritzte er mit Gram (seinem Schwerte) die Brünne durch, vom Haupt herab und danach auch an beiden Armen. Darauf zog er ihr die Brünne ab, und sie erwachte.“ Sie erzählt nun dem Sigurd, sie sei eine Walküre, vom Odin zur Strafe dafür, daß sie wider seinen Willen einen Helden getödtet und dessen Gegner geschont habe, in den todesähnlichen Schlaf versenkt, und offenbart dem Sigurd dann Sprüche der Weisheit. Sigurd erklärt ihr, daß er sie besitzen müsse, sie sei nach seinem Sinne, und auch sie schwört ihm, ihn von allen Männern am liebsten haben zu wollen. „Und das

befeſtigen ſie untereinander mit Eiden.“ Dieſe Walküre, welche ſich hier ſelbſt Sigurdrifa, d. i. Siegtreiberin, nennt, heißt in anderen Eddaliedern Brynhild.

Was den Sigurd veranlaßt, ſich von Brunhild zu trennen, erfahren wir aus der Edda nicht. An verſchiedenen Stellen der älteren und jüngeren Edda wird weiter erzählt, daß Sigurd, der Wälſungenſohn, einſt nach kühnen Kämpfen den Giuki, d. i. Gibich, beſucht. Da bieten ihm deſſen Söhne, Gunnar, d. i. Gunther, und Högni, d. i. Hagen, Eide, und nachdem ſie ihm ihre Schweſter, die in der nordiſchen Sage den Namen Gudrun ſtatt Kriemhild führt, zur Ehe verſprochen haben, machen ſie ſich auf, um Brynhild, zu welcher Sigurd ja den Weg kennt, für Gunnar zu werben. Da ritt Sigurd mit den Giukungen, d. i. Gibichſöhnen, die auch Niflungen heißen, den Berg hinan, und nun ſollte Gunnar durch die Wafurlogi (Waberlohe) reiten. Sein Roß aber wagte nicht, in das Feuer zu rennen. Da tauſchten Sigurd und Gunnar Geſtalt und Namen. „Das Feuer brauſte, die Erde bebte, die hohe Lohe wallte zum Himmel, wenige wagten da das Heldenwerk, ins Feuer zu ſprengen, noch darüber zu ſteigen. Sigurd ſchlug mit dem Schwert den Grani, das Feuer erloſch vor dem fürſtlichen Helden“ (Wälſungenſage). So gewinnt er zum zweiten Male die Brunhild, berührt ſie aber nicht, ſondern legt das blanke Schwert zwiſchen ſie beide. Brynhild wird darauf Gunnars Gattin, Gudrun wird mit Sigurd vermählt.

Sigurds Tod erfolgt, weil Brynhild den an ihr verübten Betrug und Treubruch nicht verwinden kann; ſie trägt ſich mit Mordgedanken. Gunnar willigt ſchließlich in die That, welche ſein jüngſter Bruder Guthorm ausführt. Dieſer durchbohrt den ſchlafenden Sigurd an der Seite der Gudrun — bekannt iſt der Edda auch, daß deutſche Männer erzählen, er ſei draußen im Walde erſchlagen —, Brynhild giebt ſich aber

ſelbſt den Tod, um mit dem immer noch von ihr einzig und allein Geliebten zuſammen verbrannt zu werden.

Dies iſt in großen Zügen die Siegfriedſage nach verſchiedenen Liedern und proſaiſchen Berichten der Edda mit Ausſcheidung derjenigen Theile, in denen von Etzel die Rede iſt, und nach der Wälſungenſage.

Als die wichtigſten Abweichungen von der deutſchen Sage haben wir folgendes anzuſehen. In die Vorgeſchichte des Schatzes greifen Götter handelnd ein: Loki, Odin und Hönir; auch Fafnir und Regin, ebenſo wie die Walküre, ſind göttliche Weſen. Der Zuſammenhang mit den Göttermythen iſt alſo an verſchiedenen Stellen ganz deutlich vorhanden. Der erlegte Drache iſt zugleich der Hortbeſitzer. Sigurd dringt in der Edda zweimal zu der Brunhild, das erſte Mal gewinnt er ſie zur Braut für ſich, das andere Mal erwirbt er ſie für Gunnar. Die Schwierigkeit, zur Brunhild zu gelangen, beſteht nach der Edda darin, daß die Burg, in welcher ſie ſich befindet, von lodernden Flammen umſchloſſen iſt, wogegen im Nibelungenliede Siegfried drei Kampfſpiele, im Liede vom hürnînen Sifrit Zwerge, Rieſen und Drachen zu beſtehen hat. Schließlich ſtirbt in der Edda Brunhild mit oder doch unmittelbar nach Sigurd, im Nibelungenliede geſchieht dies nicht, aber Brunhild verſchwindet doch gänzlich aus der Erzählung.

Welche Form der Ueberlieferung überall die urſprüngliche iſt, läßt ſich nicht ſo ohne weiteres ſchon jetzt entſcheiden; ſoviel aber läßt ſich doch bereits ſagen, daß in der Edda ſowohl in der ganzen Darſtellung der Sage, als auch in vielen Einzelheiten der mythiſche Hintergrund durchblickt.

Für ein Ereigniß, die Gewinnung der Brunhild durch Sigurd für Gunnar, wird nun der mythiſche Urſprung mit noch größerer Evidenz erkennbar, wenn man den wirklichen Göttermythus von Skirnirs Fahrt damit vergleicht.

Freyr, nach der jüngeren Edda der „trefflichſte unter den Aſen“, welcher „herrſcht über Regen und Sonnenſchein und das Wachsthum der Erde“, alſo offenbar eine Sonnengottheit, war von heftiger Leidenſchaft zu der Gerda, eines Rieſen Tochter, entbrannt. Um ſie für ſich zu gewinnen, entſandte er ſeinen Diener Skirnir, dem er ſein Roß lieh, damit er auf demſelben durch die „flackernde Flamme“ reiten könnte, welche Gerdas Wohnſitz umgab; auch ſein ſelber ſich ſchwingendes Schwert vertraute er dem Treuen an. So ausgerüſtet, gelangte Skirnir zur Gerda. „Da waren wüthige Hunde an die Thüre des Zaunes gebunden, der Gerdas Saal umſchloß“, Skirnir drang aber furchtlos ein und verkündete ihr Freyrs Werbung. Gerda verſchmähte den Gott und beharrte bei ihrer Weigerung auch noch, als er ihr koſtbare Geſchenke bot, ja ſelbſt, als er ihr mit dem Schwerte drohte. Da ſchreckte Skirnir ſie durch furchtbare Worte: dahinſchmachten werde ſie hinter dem Todtenthore bei einem Eisrieſen, in Einſamkeit und Abſcheu, Trübſinn und Thränen, Mangel und Elend, von den Göttern gehaßt, von Freyr ſelbſt verflucht. Hierdurch wurde Gerdas Widerſtand gebrochen, ſie willigte in die Werbung, und die Vermählung wurde verabredet.

Daß dieſer Göttermythus, in welchem die von loderndem Feuer umgebene Gerda vom Skirnir für ſeinen Herrn Freyr geworben wird, die größte Aehnlichkeit beſitzt mit den Liedern von Sigurd, nach welchen die ebenfalls von Flammen umſchloſſene Brunhild von Sigurd für Gunnar gewonnen wird, iſt ſo augenfällig, daß wir jetzt die mythiſche Natur wenigſtens der wichtigſten Züge der Siegfriedſage als erwieſen bezeichnen können.

Was iſt aber mit dieſer Erkenntniß gewonnen? Inwiefern bekommen wir dadurch feſteren Boden unter die Füße? Sind die mythiſchen Vorſtellungen nicht auch ſchließlich, wie die Märchen, Ausgeburten einer willkürlich, regellos ſchaffenden

Phantaſie, ſei es nun einzelner Perſonen oder eines Volkes, die man ſich begnügen muß einfach als ſolche hinzunehmen? Oder läßt ſich etwa zeigen, daß ſie eine tiefere Bedeutung haben, ſich etwa erkennen, daß ſie ſich nach gewiſſen in der Natur des Menſchen liegenden Geſetzen bilden und weiter entwickeln?

Die Frage nach der eigentlichen Bedeutung der Mythen eines Volkes iſt nicht erſt in der Neuzeit aufgeworfen, aber erſt in unſerem Jahrhundert iſt ſie ſtreng wiſſenſchaftlich behandelt und für eine große Anzahl von Mythen befriedigend beantwortet worden.[2]

Man glaubt kaum, wie verſchiedene Wege eingeſchlagen worden ſind, um den eigentlichen Gehalt, den tieferen Sinn der Mythen zu ergründen! Um wenigſtens eine ungefähre Vorſtellung davon zu geben, mögen einige an der allgemein bekannten griechiſchen Mythologie vorgenommenen Deutungsverſuche angeführt werden.

Schon als das griechiſche Volk noch einfach gläubig hinnahm, was ſeine Prieſter und Dichter, zum größten Theil wohl ſelbſt noch gläubig, ihm von ſeinen Göttern zu ſagen wußten, traten einzelne Männer auf, die ſich über dieſe Theologie doch ihre eigenen Gedanken machten. Bereits im 6. Jahrhundert vor Chr. Geb. wurde die Meinung laut, die Götter ſeien wohl eigentlich Perſonifikationen von Naturkräften oder nur andere Benennungen für Gegenſtände der Natur; ſo hätten die Menſchen unter dem Namen Hephäſtus das Feuer, unter dem Namen Bacchus den Wein, das Brot unter dem Namen der Demeter angebetet. Anſprechender als dieſe phyſikaliſche Deutung erſcheint die allegoriſch-moraliſche, wonach z. B. Zeus die Gerechtigkeit, Hera die Keuſchheit, Athene die Kunſt, Apollo die Weisſagekraft repräſentirt, und ähnlich iſt die Vorſtellung, daß Zeus eigentlich das Prinzip der Zeugungskraft oder auch die Weltſeele bedeute. Xenophanes verwarf überhaupt den Glauben an eine Vielheit

der Götter und tadelte heftig den Homer und Heſiod, weil ſie den Göttern menſchliche Leidenſchaften und Laſter angedichtet hätten. Anaxagoras faßte einige Gottheiten allegoriſch auf, erklärte aber doch die Sonne und den Mond für Naturkörper, für welchen Frevel er als Gottesleugner verurtheilt wurde. Ariſtoteles glaubte, in den Mythen Trümmer einer uralten Weisheit zu erkennen; die mythiſche Ausdrucksweiſe, meint er, ſei gewählt, um ſo der großen Menge gewiſſe Wahrheiten beizubringen. Dagegen konnte Euhemerus, welcher um 300 vor Chr. Geb. lebte, in den Mythen nur entſtellte Geſchichte bezw. Geſchichten erblicken; Uranus iſt ihm z. B. ein guter Aſtronom, Demeter eine ſiziliſche Fürſtin oder Bäckersfrau, deren hübſche Tochter Perſephone von dem Nachbar Pluto entführt wurde; Demeter machte ſich auf, das Paar zu ſuchen, und gelangte ſo auch nach Attika, lehrte die noch wenig kultivirten Bewohner das Backen und wurde hierfür von dieſen als Gottheit verehrt. Plutarch war ſehr gläubig, nahm aber, wie Viele mit ihm, an den unſittlichen Handlungen der Götter Anſtoß und ſchob dieſe auf Dämonen. Die Kirchenväter erklärten, als ſie zwiſchen manchen bibliſchen Erzählungen und Mythen Aehnlichkeiten fanden, die Mythen für Verdrehungen des Satans. Ein holländiſcher Gelehrter des 17. Jahrhunderts ſetzte Neptun gleich Japhet, Hephäſtus gleich Tubalkain, Mars gleich Nimrod, Kronos gleich Abraham, das Kindereſſen des Kronos ſei eine Entſtellung der verſuchten Opferung Iſaaks u. ſ. w.; ein franzöſiſcher Forſcher derſelben Zeit verglich Gott-Vater mit Zeus, Chriſtus mit Herakles, den heiligen Geiſt mit den Nebengöttern.

Daß alle derartigen Deutungen, mögen ſie uns als Wunderlichkeiten und Plattheiten oder als tiefe, häufig das Richtige treffende Spekulationen oder Ahnungen erſcheinen, im beſten Falle, ſo lange ein ſicherer Ausgangspunkt, eine feſte Grundlage fehlt, doch nur als Möglichkeiten gelten können dürfte unbeſtritten ſein.

Dieſe Grundlage hat die vergleichende Mythologie geſchaffen.

Wie für die moderne Sprachwiſſenſchaft die vor nunmehr etwa hundert Jahren begonnene wiſſenſchaftliche Erforſchung des Altindiſchen, der Sanſkritſprache, von epochemachender Bedeutung geweſen iſt, ſo beginnt mit dem Studium der altindiſchen Hymnen, der Veden, eine neue Zeit für die Wiſſenſchaft der Mythologie, nicht ſowohl wegen des ehrwürdigen Alters derſelben — ſie ſind nur wenig älter als die homeriſchen Gedichte —, als wegen der Form der in ihnen enthaltenen mythiſchen Vorſtellungen. Der Mythus iſt in ihnen noch im Entſtehen begriffen, er hat noch kein feſtes Gepräge; die Dichter heben bald dieſe, bald jene Seite der von ihnen beſungenen und angerufenen Gottheiten hervor, ſprechen hier mythiſch, dort ohne Uebertragung. Die Mythen ſind noch keine Erzählungen, ſie enthalten nur Anſätze, Keime dazu. Als Beiſpiel diene ein ſolcher Hymnus auf die Göttin der Morgenröthe, im Sanſkrit Ushas benannt.

Des Himmels Tochter, ſehet, ſie iſt erſchienen,
Anbrechend jung, mit röthlichem Gewande;
Jedweden erdentſprungenen Gutes Herrin,
Ushas, brich an, Heilvolle, hier nun heute!
Nachgeht den Weg ſie den Vorausgegangnen,
Voran den Ew'gen geht ſie, die da kommen,
Anbrechend ruft empor ſie, was da lebet,
Und was nur immer todt iſt, wecket Ushas.
Wann wird zuſammen ſie wohl ſein mit Jenen,
Die ſchon erſtrahlt ſind und die noch erſtrahlen?
Nachfolget ſie den früheren begierig,
Voran, vereinet Andern, leuchtend geht ſie.
Gegangen ſind, die einſt den Anbruch ſchauten,
Die Sterblichen früherer Morgenröthe;
Nun iſt ſie da und wird von uns geſehen,
Und Andre kommen, die dereinſt ſie ſchauen.
Stets frühe angebrochen iſt die Göttin,
Und ſo auch brach die Holde heute hier an,

Und ſo auch bricht ſie an in ſpäten Tagen;
Unalternd kommt, unſterblich, ſie zum Opfer.
Mit Farbe glänzt ſie an des Himmels Saume,
Es ſtreift die ſchwarze Hülle ab die Göttin,
Aufweckend fährt mit ihren rothen Roſſen
Ushas herzu auf ſchöngeſchirrtem Wagen.
Sie führet Güter mit ſich, reich an Segen,
Und hellen Schein gewinnet ſie erſcheinend.
Der ſtetigen Vergangnen Letzte glühet
Und derer die entſtanden Erſte, Ushas.

Andächtige Reflexion über die Naturerſcheinung iſt der Grundzug dieſes Hymnus; Anſätze zu einer anſchaulichen Geſtaltung der Gottheit fehlen nicht ganz: ſie trägt ein röthliches Gewand und auf ſchöngeſchirrtem, von rothen Roſſen gezogenen Wagen einherfahrend bringt ſie reiche Güter und Gaben, aber hinter der plaſtiſchen Greifbarkeit z. B. der griechiſchen Gottheiten ſteht eine ſolche Figur noch weit zurück.

So werden wir durch die Veden geradezu bis zur Geburtsſtätte des Mythus geführt, wir haben die ganze Entwickelung des Mythus vor uns. *Den Urſprung eines Mythus kennen heißt aber ſeinen Sinn, ſeine Bedeutung kennen.*

Die Veden lehren uns nun, daß die erſten urſprünglichen Mythen des indogermaniſchen Urvolkes ſich faſt durchweg an die *Naturerſcheinungen* angeſchloſſen haben. Das Gewitter mit ſeinem drohenden Himmel, ſeinen die Phantaſie im höchſten Maße aufregenden ungeheuerlichen Wolkenbildungen, der züngelnde Blitz, der rollende Donner und der befruchtende Regen, der Auf- und Untergang der ſtrahlenden, wärmenden, alles belebenden Sonne und das unheimliche, beängſtigende Dunkel der Nacht, der erwachende, heitere Frühling und der ſtarre, finſtere Winter: das ſind die Naturerſcheinungen, welche dem Indogermanen ſeine Ohnmacht, ſeine Abhängigkeit von höheren Mächten zuerſt fühlbar gemacht haben. Das Gefühl aber, von etwas Uebermenſchlichem abhängig zu ſein, iſt Religion.

Das Verhältniß des Mythus zur Religion kann dahin definirt werden, daß der Mythus eine bestimmte Auffassungsform eines religiösen Inhaltes ist. Man gebraucht hierbei den Ausdruck Apperception. Appercipiren heißt einen Gegenstand durch etwas schon Erkanntes auffassen und auf diese Weise in die bereits im Geiste vorhandenen Vorstellungen einordnen. Der Urmensch nun appercipirt alles, was er kennen lernt, nach sich selbst und seinen Verhältnissen; ein Ding z. B., was sich bewegt, denkt er sich von denselben Ursachen, Gefühlen bewegt, wie sich selbst.

So ist denn auch der indogermanische Mythus ursprünglich und in seinem innersten Wesen eine Apperception der in religiösem Sinne aufgefaßten Naturerscheinungen durch irdische Vorgänge. Der Blitz wird aufgefaßt als männliches Wesen, die Wolke als weibliches; oder der Blitz ist ein melkender Gott, der Regen die Milch. Ueberall ist hier zuerst ein Vorgang der Ernährung oder Zeugung vorwaltend, da diese Verhältnisse überhaupt den Vorstellungskreis des Urmenschen fast ganz ausfüllen. In einem anderen uralten mythischen Gedanken kommt die Furchtbarkeit des Gewitters zur Geltung. Es wird als Kampf aufgefaßt: die Gewitterwolke ist ein unheildrohender Drache, die Sonne ist der ihn bekämpfende Held, der Blitz ist des Helden Schwert; der Drache wird getödtet, der herabströmende Regen ist der dem Drachen entrissene Schatz. Oder der Held ist der Gott des lichten Himmels, die Sonne ist eine durch die Gewitterwolke verhüllte, von einem Drachen geraubte Jungfrau, oder das Sonnengold wird als Schatz aufgefaßt, oder der Drache, die Schlange, ist der sich hinschlängelnde Blitz, oder der im eigenen Feuer sich verzehrende Blitz ist der den Drachen erlegende, aber dabei selbst zu Grunde gehende Held. Auch als Jagd wurde das Gewitter gedeutet; die Wolke ist dann der gejagte wilde Eber,

welcher von der Lanze des jagenden Gottes durchbohrt wird. — Wenn das Volk heutzutage wohl beim Rollen des Donners ſagt: „Petrus ſchiebt Kegel!“, ſo hat es ebenfalls den Vorgang am Himmel durch einen irdiſchen appercipirt; der Unterſchied zwiſchen dieſer modernen Auffaſſung und jener uralten iſt nur der, daß wir mit bewußtem Humor behandeln, was unſeren Ahnen Gegenſtand der heiligſten Gefühle war, und wofür ſie in der That keine andere Deutung hatten, als die betreffende mythiſche.

Wie nun das Gewitter verſchieden appercipirt wurde, ſo auch die anderen Naturerſcheinungen. Sehr häufig wurden auch ſie als Kampf aufgefaßt; ſo der Wechſel von Tag und Nacht. Die Sonne iſt am Abend ihrer Strahlen, ihrer Waffen beraubt, ohne Waffen geht der herrliche Held zu Grunde; die Nacht, das Prinzip des Böſen, ſiegt. Auch die Erde verfällt in der Nacht den dunkeln Mächten. Die Abendröthe iſt die Flamme des Scheiterhaufens, auf dem die Leiche verbrannt wird; am Morgen durchbricht der Held wieder ſiegreich die lodernde Flamme, belebt die in Todesſchlaf verſunkene Erde und befreit ſie von dem Dunkel der Nacht. Auch beim Wechſel der Jahreszeiten dachte man an Kampf. Die in Schnee und Eis gehüllte, gewiſſermaßen in Gefangenſchaft gehaltene Jungfrau Erde wird im Frühling durch den Sonnenheld befreit; im Winter ſtirbt der Held und mit ihm die Jungfrau. — Die nächſte Stufe der Entwickelung iſt nun die, daß die Mythen, welche alſo anfänglich rein auf dieſen Naturanſchauungen beruhten, allmählich immer mehr durch den Zutritt anderer anthropomorphiſcher, d. h. der Natur und den Verhältniſſen des Menſchen entſprechender Vorſtellungen ſich erweiterten. Die Götter bekommen durch die ihnen beigelegte Thätigkeit beſtimmtes Geſchlecht und beſtimmten Charakter; da dasſelbe Naturobjekt verſchieden erſcheinen kann, ſo kann es auch zu

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

verſchiedenen Gottheiten werden, je nach dem verſchiedenen Eindruck mit verſchiedenem Geſchlecht und Charakter. So konnte z. B. die Frühlingsſonne von der in ihrer Vollkraft ſtehenden Sommerſonne unterſchieden werden, eine Differenzirung des Weſens der Sonne, welche für die Geſtaltung des Siegfriedmythus von ganz beſonderer Bedeutung geweſen iſt. Eine ſanfte Erſcheinung wird naturgemäß als ſanfte Gottheit, eine wilde als wilde aufgefaßt; auf dieſe Weiſe kommen ſittliche, ethiſche Momente in den Mythus hinein. Weiter werden auch wohl die Gegenſtände, auf welche ſich urſprünglich die Thätigkeit einer Gottheit bezieht, zu Theilen, zum Schmuck derſelben. Wenn die Wolke zuerſt als Kuh oder auch als Thierfell aufgefaßt wurde, ſo konnte ſie weiter zur Aegis, zum Schilde eines Gottes werden, und die Sonnenſtrahlen konnten angeſehen werden als goldenes Haar einer Gottheit.

Ein ſehr wichtiger weiterer Schritt in der Entwickelung eines Mythus iſt der Verſuch, den Handlungen der Gottheiten Beweggründe, Motive unterzulegen; man fragte, wie noch heute das Kind und der ſinnende Forſcher, nach dem „Warum?“, nach einem ausreichenden, das Gefühl oder den Verſtand befriedigenden Grunde. Dieſer Schritt iſt aber deshalb ſo wichtig, weil durch Hinzufügung von Motiven zu den Handlungen der Gottheiten dieſe zu geiſtig beſtimmten Perſönlichkeiten werden.

Hiermit iſt gewiſſermaßen die vollkommenſte Stufe der Mythenentwickelung erreicht. Die nächſte iſt die, daß der Zuſammenhang der Mythen mit dem Vorgange in der Natur ſich zu lockern beginnt und ſchließlich zerreißt. Das Denken wird abſtrakter und mit ihm die Sprache; der mythiſche Ausdruck, den man für die Ereigniſſe einmal gefunden hat, wird ſtehend für dieſelben. Sowie aber die Erzählung nicht mehr mit der ſich immer wiederholenden Naturerſcheinung im lebhaft gefühlten Zuſammenhange ſteht, wird ſie zur

Erzählung eines einmaligen Ereigniſſes. Der Gott tödtet alſo nicht mehr bei jedem Gewitter den Drachen, ſondern Apollo hat einmal die Pythoſchlange erlegt, Herkules die lernäiſche Hydra; Perſeus hat einmal das Ungeheuer, dem die Andromeda preisgegeben war, getödtet und dieſe befreit. Nicht jedesmal, wo des Menſchen Blick von dem wandelnden Monde angezogen wurde, ſtieg die urſprüngliche Vorſtellung in ihm wieder auf, der Mond fliehe vor einem ihn verfolgenden Feinde über das Himmelsgewölbe, ſondern Jo, wörtlich die Gehende, die wandelnde Mondgöttin, iſt einmal geflohen; als Motiv der Verfolgung trat Heras Eiferſucht auf des Zeus Liebe zur Jo hinzu, und die ſpätere Erzählung von Zeus und Jo iſt in ihren Hauptzügen fertig. Nicht mehr in jedem Winter ſtirbt der Sonnengott, ſondern Balder iſt einmal getödtet worden; nicht jedesmal befreit im Frühling ein Gott die Erde aus den Banden des Eiſes, ſondern Skirner hat einmal die Gerda zur Vermählung mit dem Sonnengotte Freyr bewegt.

Zu einer ſolchen Erſtarrung des lebendigen Mythus haben beſonders die Wanderungen der Völker beigetragen. Durch ſie wurde einmal der Zuſammenhang mit den gleichfühlenden Genoſſen verloren, ferner aber bietet dem wandernden Volke bald eine andere Natur andere Bilder, und viele der älteſten den Indogermanen gemeinſamen Naturmythen werden ſich ja recht eigentlich erſt aus der Natur der Urheimath begreifen laſſen. Je mehr ſich die urſprünglich in beſtimmter Form aufgefaßten Naturerſcheinungen veränderten, um ſo mehr mußte natürlicherweiſe das Verſtändniß des alten mythiſchen Ausdruckes ſich verlieren, je mehr aber das Verſtändniß für die eigentliche Bedeutung ſchwindet, deſto größeren Spielraum gewinnt die Kombination zur Begründung. Dieſem Vorgange des Allmählich-, unverſtändlich-werdens ſind auch ganz beſonders die Epitheta die ſtehenden Beiwörter einer Gottheit, verfallen.

Daß nun bei dieſem Entwickelungsgange die Mythen vielfach durch die Umgeſtaltungen und Neubildungen ihren urſprünglichen religiöſen Inhalt verloren, iſt ſehr begreiflich; ſobald aber die religiöſe Empfindung an dem neuen Mythus kein Intereſſe mehr hat, wird die Perſönlichkeit im Mythus auch nicht mehr ein Gott ſein, ſondern ein Halbgott, ein Heros, der Sohn eines Gottes, und damit iſt der Mythus zur religiöſen Sage geworden.

Eine ſolche Sage wird nun gerne in Verbindung gebracht mit einem großen hiſtoriſchen Ereigniſſe, „die ſagenhaften Prädikate bekommen neue hiſtoriſche Subjekte", und die Handlung wird in ganz beſtimmte Gegenden verſetzt, die Sage wird lokaliſirt. So die Tellſage. Der mythiſche Schmied Wieland hatte einen jüngeren Bruder, Namens Eigel. Als dieſer an den Hof des Königs Nidung kommt, muß er ſeinem Sohn Iſang einen Apfel vom Kopf ſchießen; er trifft ihn auch glücklich, hatte aber für den Fall, daß er ſeinen Sohn verwunden ſollte, noch zwei Pfeile für den König beſtimmt. Dieſe ſchon vor Karl dem Großen bekannte und beliebte Sage iſt ſowohl in Dänemark, als in Norwegen hiſtoriſirt und lokaliſirt. Nach der Befreiung der Schweiz wurde ſie auch mit dieſem hiſtoriſchen Ereigniſſe in Verbindung geſetzt; man zeigte die Tellsplatte und den Tellsbrunnen, die gleichzeitigen Chroniſten aber wiſſen von einem Tell gar nichts; erſt im fünfzehnten Jahrhundert hat die Sage die bekannte Geſtalt angenommen. — Ferner wird in heidniſchen Erzählungen vielfach von einem Gott berichtet, der ſich in einen Berg, urſprünglich iſt es eine Wolke, zurückzieht und dort ſchläft; in der chriſtlichen Welt erzählt man dasſelbe von großen Königen. So von Karl dem Großen, um deſſen gewaltigen Namen ſich überhaupt außerordentlich viele mythiſche und ſagenhafte Züge gruppirt haben; ferner von Otto dem Großen, von Heinrich und vom Kaiſer

Barbaroſſa; der eine ſchläft in dieſem, der andere in jenem beſtimmten Berge. Im Badiſchen ſagt man, der Kaiſer Karl der Große ſchläft im Unterberge bei Reichenhall, ſein Bart iſt ſchon zweimal um den Tiſch gewachſen; wenn er zum dritten Male herumreicht, ſteigt der Kaiſer auf, hängt ſein Schild an einen dürren Birnbaum, eine große Schlacht wird geſchlagen, Deutſchland wird einig. In Heſſen beherbergt der Odenwald einen ſchlafenden Kaiſer, in Thüringen der Kyffhäuſer.

Ein unverſtändlich gewordener Mythus kann ſchließlich auch ohne daß er mit beſtimmten geſchichtlichen Ereigniſſen oder Perſonen verknüpft und in beſtimmte Gegenden verlegt wird, alſo „frei in Zeit und Raum ſchwebend", fortleben; er wird dann zum Märchen. Hiermit ſoll ſelbſtverſtändlich nicht etwa behauptet werden, daß allen Märchen ein Mythus zu Grunde liegt; bei einigen jedoch, und es werden ſolche ſpäter erwähnt werden, iſt dies der Fall. —

Es war oben die Frage aufgeworfen, was mit der Erkenntniß, daß die Siegfriedſage mythiſcher Natur ſei, denn gewonnen wäre; ob die mythiſchen Vorſtellungen ſich etwa ihrem Weſen nach von den frei erfundenen Märchen unterſchieden, ob ſie eine tiefere Bedeutung hätten und ob ſie ſich nach gewiſſen Geſetzen vollzögen. Die Beantwortung dieſer Fragen ergiebt ſich nach dem Geſagten jetzt von ſelbſt. Die Bildung der Mythen eines Volkes iſt danach nicht die That eines Einzelnen oder einer Anzahl einzelner Perſonen, die ſich etwa vorgeſetzt haben, eine Mythologie zu ſchaffen, ſondern ſie beruht auf der gewiſſermaßen unbewußten, aus der gemeinſamen Grundlage des Fühlens und Denkens hervorgegangenen und durch ſie geregelten ſchöpferiſchen Thätigkeit einer ganzen in Lebensgemeinſchaft ſtehenden Vereinigung von Menſchen, eines Stammes, eines Volkes. Daß hierbei einzelne bevorzugte, mit beſonders tiefer Empfindung und dichteriſchem Anſchauungs- und Darſtellungs-

vermögen begabte Perſonen einen unter Umſtänden großen Einfluß auf die Stammesgenoſſen ausgeübt haben, iſt mit Sicherheit anzunehmen; aber auch dieſe hervorragenden Geiſter ſchufen gewiß nicht willkürlich, ſondern gaben nur dem Ausdruck, was in der Seele der Geſamtheit ſchlummerte. Willkürliche individuelle, von dem Empfinden der Geſamtheit losgelöſte oder gar ihm widerſprechende Gedanken und Anſchauungen ſind, wenn ſie überhaupt an die Oeffentlichkeit traten, gewiß nicht Gemeingut geworden. Märchen alſo, welche von Einzelnen frei erſonnen ſind, unterſcheiden ſich ihrem innerſten Weſen nach von Mythen ganz außerordentlich. Aber auch die ſogenannten Volksmärchen, welche mit den Mythen inſofern allerdings große Aehnlichkeit haben, als ſie ebenfalls aus einer gemeinſamen, gewiſſermaßen unbewußten Thätigkeit der Geſamtheit hervorgegangen ſind, weiſen, abgeſehen von den oben berührten, auf Mythen zurückzuführenden, den großen Unterſchied gegenüber den Mythen auf, daß ſie keinen urſprünglich religiöſen Inhalt haben, während dies gerade für die Mythen weſentlich iſt. —

In der vorgetragenen Darſtellung von der nach beſtimmten Geſetzen ſich vollziehenden Entwickelung des indogermaniſchen Mythus, ſeiner „Phyſiologie", iſt vornehmlich auf die Siegfriedfrage Rückſicht genommen und ſomit für eine wiſſenſchaftliche Deutung derſelben der Grund gelegt. Durch die Vergleichung des Nibelungenliedes, des Liedes vom hürninen Sifrit und der Ueberlieferung der Edda ſind bereits als Haupthandlungen der drei Akte des gewaltigen Dramas erkannt worden: 1. Siegfrieds Drachenkampf und die Erwerbung eines großen Schatzes; 2. Gewinnung einer in Gefangenſchaft gehaltenen bezw. ſich ſelbſt abſchließenden Jungfrau; 3. Siegfrieds Ermordung. Es läßt ſich nun ſowohl die Sage als Ganzes, wie auch jedes einzelne dieſer drei Hauptereigniſſe in einfacher und ungezwungener Weiſe aus beſtimmten Göttermythen ableiten.

Die mythiſche Bedeutung des Drachenkampfes und der Erwerbung des Schatzes offenbart ſich durch Betrachtung der uralten indogermaniſchen Gewittermythen. In den indiſchen Veden iſt es Indra, der Gott des lichten Himmels, der mit der Schar der Winde gegen das dunkle Wolkenweſen Vritra, d. h. der Verhüllende, oder Ahi, d. i. das griechiſche Echis, die Schlange, heranzieht und dieſes mit ſeinem Donnerkeile, die der Meiſter der ſchmiedenden Elfen gefertigt hat, erſchlägt. In der altnordiſchen Mythologie bekämpft Thor, der Gott der ſegensreichen Seite des Gewitters, die an die Stelle des Drachens getretenen Rieſen; außerdem wird aber ein Drachenkampf ans Ende der immer ſchlechter werdenden Welt geſetzt; Thor wird im letzten Kampfe die ungeheure Midgardsſchlange erlegen. In der Wälſungenſage iſt aus dem Licht- und Sonnengotte der Held Sigurd geworden; ſeine eigentliche Natur leuchtet noch hervor aus ſeinen glänzenden, ſonnenhaften Augen. Der Blitz oder Donnerkeil hat ſich in ein ausgezeichnetes Schwert verwandelt, welches, wie der Donnerkeil Indras, von einem kunſtreichen Zwerge geſchmiedet iſt; der Schatz, den der Drache hütet, urſprünglich, wie bereits bemerkt iſt, der fruchtbringende Regen oder auch das durch die Gewitterwolke verhüllte Sonnengold, iſt zu einem aus irdiſchem Golde beſtehenden Schatze geworden.

Dies ſind die deutlich erkennbaren allerurſprünglichſten mythiſchen Grundgedanken des erſten Aktes. Aber es läßt ſich nicht dieſer allein, ſondern auch die Siegfriedſage als Ganzes, wenigſtens in ihrer einfacheren Form, auf die mythiſchen Auffaſſungen des Gewitters zurückführen. Da nämlich, wie oben gezeigt iſt, das Gewitter auch als Kampf des Gottes des lichten Himmels mit dem Wolkendrachen um eine von letzterem geraubte Jungfrau und weiter auch der im eigenen Feuer ſich verzehrende Blitz als der in dieſem Kampfe zwar ſiegende, aber

dabei zu Grunde gehende Held appercipirt worden ist, so muß zugegeben werden, daß man die Keime der Haupthandlungen auch des zweiten und dritten Aktes, freilich in sehr wenig entwickelter Gestalt, in den Gewittermythen finden kann. Die verschiedenen Auffassungen des Gewitters konnten in der Weise in gegenseitige Beziehung gesetzt werden und schließlich ineinander laufen, daß die ursprünglich selbständigen, ja, sich ausschließenden Vorstellungen, denn die Sonne ist ursprünglich ja doch *entweder* der den Gewitterdrachen bekämpfende Gott *oder* die zu befreiende Jungfrau, *oder* der vom Drachen bewachte Schatz, zu Theilen einer Gesamtanschauung wurden. Aehnliche Verschmelzungen eigentlich getrennter, ja, einander widerstrebender Bestandteile der Ueberlieferung haben Dichter, welche Sagenstoffe bearbeiten, zu allen Zeiten vorgenommen; die besten Beispiele bieten die neueren und neuesten Bearbeitungen unserer Sage von *Richard Wagner* und *W. Jordan*. Ein zweimaliger Besuch des Siegfried bei der Brunhilde findet bei dieser Auffassung freilich keinen Platz, wohl aber könnte die Darstellung in dem Liede vom hürninen Sifrit darauf zurückgehen, nach welcher Sifrit ja die Kriemhild für sich gewinnt und behält. Aber auch wenn die Herleitung der *ganzen* Siegfriedsage aus einem Gewittermythus abgelehnt werden sollte, bleibt es doch unzweifelhaft, daß sie mythischen Ursprungs ist, denn ein solcher ist für alle *einzelnen* Haupthandlungen mit Sicherheit nachzuweisen.

Für das Hauptereigniß ihres zweiten Theiles, *die Befreiung bezw. Erwerbung der Jungfrau*, finden sich unverkennbare Urbilder sowohl in dem *Morgenmythus*, als auch ganz besonders in dem *Frühlingsmythus*. In dem ersteren wird die Erde als Jungfrau aufgefaßt, welche sich in der Gewalt der Mächte der Finsterniß befindet, im letzteren ebenfalls als Jungfrau, welche im Todesschlafe erstarrt von den

Mächten des Winters bewacht wird. Der Gegner der dunklen Nacht iſt der lichtſpendende, des eisſtarrenden Winters der wärmeſtrahlende Sonnengott. Im Kampfe beſiegt der Gott ſeine Gegner und gewinnt die Jungfrau als Braut, eine uralte Vorſtellung, die unſere neueſten Dichter, wenn ſie von der „bräutlich geſchmückten“ Erde ſingen, immer wieder von neuem beleben.

Jedoch nicht bloß dieſe ganz urſprünglichen, noch ſehr allgemeinen Naturmythen ſind als Keime des zweiten Haupttheiles der Siegfriedſage anzuſehen; der Grundgedanke derſelben iſt in dem, ſeinem Inhalte nach oben mitgetheilten Göttermythus von Skirnirs Fahrt ſelbſtändig und höchſt eigenartig weiter entwickelt. „Der Sonnengott blickt zur Erde nieder und ſehnt ſich nach der Liebesvereinigung mit ihr, die noch in der Hut der Winterrieſen ſich befindet“; Freyr wirbt jedoch nicht ſelbſt um ſie, ſondern entſendet den Skirnir, d. i. Aufklärer, Hellmacher. Skirnir iſt aber eigentlich nichts als der Sonnengott ſelbſt, nur iſt in ihm eine andere Seite der Naturerſcheinung perſonificirt: der Sonnengott, welcher die erſten, anfangs noch vergeblichen Verſuche macht, die Erde zu gewinnen, dem ſich noch winterliche Stürme, das bedeuten die „wüthigen Hunde“, entgegenſtellen, nach deſſen Werbung noch einige Zeit bis zur Vermählung vergehen muß, iſt abgeſondert von dem Gotte, der ſich dann wirklich mit der Erde vermählt, die Frühlingsſonne iſt von der Sommerſonne getrennt. Das ſich ſelbſt ſchwingende Schwert, deſſen Skirnir bedarf, iſt der Sonnenſtrahl, die „flackernde Flamme“, durch welche er reiten muß, um zu Gerda zu gelangen, wird von Grimm in ſeiner Abhandlung über das Verbrennen der Leichen als Glut des Scheiterhaufens gedeutet. Danach iſt die Erde in ihrer winterlichen Erſtarrung als eine in die Unterwelt gebannte Leiche aufgefaßt, welche aber, wenn ein kühner Held den Ritt durch die Flammen des Scheiterhaufens vollführt, neu belebt werden kann. Nur

einem kann dieſer Ritt gelingen, dem Sonnengotte. Die Drohung Skirnirs „enthält lauter mythiſche Beziehungen der Erſtarrung im Winterſchlafe"; weigert ſich die Erde dem Sonnengotte, ſo wird ſie nie zu neuem Leben erweckt werden. Der Gedanke aber, daß die Werbung des Gottes nicht ſofort erhört wird, findet ſich auch dargeſtellt in dem Mythus von Odin und Rinda, nach welchem Rinda, d. i. die Erdrinde, den Freier erſt dreimal verſchmäht, ehe ſie ſich ihm ergiebt. —

Auch der dritte Haupttheil der Sage, Siegfrieds Ermordung, hat, wie der ſoeben behandelte zweite, ſowohl ganz urſprüngliche, allgemeine Naturmythen, als auch einen ſchon in Einzelheiten näher beſtimmten Göttermythus zur Grundlage. Der Untergang der Sonne am Abend wurde im Tagesmythus, die Abnahme der Sonnenwärme und des Lichtes im Winter wurde im Jahresmythus als Tod der Sonnengottheit gedeutet, welcher auch den Tod der Erde zur Folge hat; der Göttermythus aber iſt der von Baldurs Tod. Baldur, der goldhaarige Sonnengott, iſt, nachdem ſeine Mutter Frigg von allen lebenden und toten Weſen und Gegenſtänden Eide genommen hat, ihm nicht ſchaden zu wollen, unverletzlich geworden. Es iſt die Kurzweil der Aſen, nach ihm zu ſchießen, auf ihn einzuhauen und mit Steinen nach ihm zu werfen; er bleibt unverſehrt. Loki aber entdeckt, daß Baldurs Mutter von einer Miſtelſtaude keinen Eid genommen hat, er reißt ſie aus, giebt ſie dem blinden Hödur in die Hand mit der Aufforderung, damit nach Baldur zu ſchießen; Hödur thut es und durchbohrt Baldur, ſo daß er todt zur Erde fällt. Baldurs Gattin Nanna ſtirbt vor Schmerz und wird mit ihm verbrannt. — Die Unverletzlichkeit Baldurs, die aber doch keine vollſtändige iſt, bietet die mythiſche Parallele zu der Hornhaut Siegfrieds, in welcher zwiſchen den Schultern die Lücke geblieben iſt, wo ihn nach dem Nibelungenliede der Speer Hagens auf der Jagd

trifft. Wie Nannas Leiche mit der Baldurs, ſo wird nach der Edda die Leiche Brunhilds mit dem ermordeten Sigurd zuſammen verbrannt.

Die Vereinigung der verſchiedenen mythiſchen Vorſtellungen, welche den Grund und Boden bilden, aus welchem die Siegfriedſage in ihrer ausgebildeteren Geſtalt emporgeblüht iſt, zu einer großartigen Geſamtanſchauung konnte ſich leicht und in ähnlicher Weiſe vollziehen, wie die oben beſprochene und als recht wohl möglich erkannte Verbindung der verſchiedenen Auffaſſungen des Gewitters zu einer Einheit. Derjenige mythiſche Gedanke, welcher ſowohl in dem Gewittermythus, als auch in dem Jahresmythus ſich findet, ſo zu ſagen das tertium comparationis zwiſchen beiden, iſt die Befreiung einer Jungfrau. Die Identificirung desjenigen Helden, der im Gewittermythus eine Jungfrau gewinnt, und desjenigen, der eine Jungfrau im Jahresmythus befreit, alſo die Uebertragung der Handlungen des Gewittermythus und der des Jahresmythus auf ein und dieſelbe Figur, mußte der mythiſchen Vorſtellungsweiſe, der lebendigen, dichteriſch thätigen Phantaſie offenbar ſehr nahe liegen, zumal dann, wenn ſchon eine allein aus den Gewittermythen entſproßte, in Hauptzügen identiſche einheitliche Geſtalt der Sage vorhanden war.

Dieſe Vereinigung kann an ſich recht wohl in der Zeit ſtattgefunden haben, wo die ſpäter getrennten indogermaniſchen Völker noch ein gleichartiges Urvolk ausmachten, eine Möglichkeit, welche geſtützt zu werden ſcheint durch eine Epiſode des altindiſchen Epos Mahabharata, in welcher dem Helden des Geſchlechtes der Kuruinge, Namens Karna, Eigenſchaften und Thaten zugeſchrieben werden, die in überraſchender Weiſe an Siegfried erinnern: Karna iſt unverwundbar, er beſitzt kraftverleihende Kleinode, er iſt einem Anderen dienſtbar, er erwirbt für einen Anderen die Gattin und unterwirft dieſem andere

Könige, ihm ſtehen drei Feinde, die Panduinge, gegenüber, er wird, trotzdem er gewarnt iſt, meuchlings ermordet. Die Uebereinſtimmung zwiſchen Siegfried und Karna iſt alſo in der That groß. Da aber die anderen indogermaniſchen Völker nur vereinzelte Züge, nicht die Sage als Ganzes, bewahrt haben, iſt doch auch die Möglichkeit zuzugeben, daß die Inder und Germanen, nachdem ſie ſich bereits getrennt hatten, und nachdem ſich einerſeits von den Indern auch ſchon die Celten und Gräkoitaliker, anderſeits von den Germanen die Sklavoletten losgelöſt hatten, auf Grund der gleichen mythiſchen Vorſtellungen ſelbſtändig zu den gleichen Kombinationen der vorhandenen Elemente gelangen konnten.

Von Intereſſe iſt es nun, die Weiterentwickelung der in der Hauptſache abgeſchloſſenen, vielleicht, wie erwähnt, in einer einfachen und einer ausgebildeteren Geſtalt vorhandenen Sage zu verfolgen, namentlich zu ſehen, welche Motivirung der Thatſachen in den verſchiedenen Ueberlieferungen vorgenommen iſt.

Die von vornherein ſich einſtellende Vermuthung, daß ſpätere Denker und Dichter die Grundzüge, den eigentlichen religiöſen Inhalt, zwar meiſtens unangetaſtet laſſen, hingegen in der Motivirung ſich frei bewegen würden, wird durchaus beſtätigt. So mußten ſich, nachdem ſich die deutliche Empfindung davon, daß der Drache die Gewitterwolke, der Schatz der Regen oder das Sonnengold iſt, verflüchtigt und ſchließlich verloren hatte, von ſelbſt die Fragen aufdrängen, was es denn wohl für eine Bewandtniß mit dem Drachenkampfe und dem Schatze haben möge.

Die Edda motivirt hier, wie ſchon aus der obigen Inhaltsangabe erſichtlich iſt, ſehr ſorgfältig: der Schatz iſt urſprünglich von dem Zwerge Andwari, d. i. der Emſige, im Innern der Erde geſammelt, dieſem durch Liſt und Gewalt entriſſen und in Fafnirs Beſitz gekommen, welcher ihn als Drache bewacht;

auf dem Schatze ruht der Fluch des ersten Besitzers. Nach dem Nibelungenliede und dem Liede vom hürninen Sifrit gehört der Schatz ursprünglich dem König Nibelung, allein oder mit seinem Bruder zusammen; näheres erfährt man nicht, die Beziehung zum Drachen ist geschwunden oder doch sehr verdunkelt.

Unter den neueren Bearbeitern der Siegfriedsage hat Richard Wagner von dem Rechte der freien Motivirung, welches, wie wir gesehen haben, auch ältere Dichter für sich in Anspruch genommen haben, ausgiebigen Gebrauch macht. Steht nun auch das Textbuch des Wagnerschen Bühnenfestspiels nur in einer losen Beziehung zu dem behandelten „Kapitel aus der vergleichenden Mythologie", denn zu einer mythologischen Quelle werden es auch die größten Verehrer des „Meisters" nicht machen wollen, so reizt es doch, nachzuforschen, wie der moderne Dichter die Grundgedanken des alten Mythus auffaßt, selbständig entwickelt und durch Ausmalen der alten und Erfinden von neuen Einzelheiten ein neues, lebensvolles Ganzes schafft. Denn dieser Blick in Dichters Werkstatt dürfte doch auch zum Verständniß dessen, was die älteren Dichter mit dem ihnen überlieferten Stoffe vorgenommen haben, nicht unwesentlich beitragen. In diesem Sinne ist im folgenden die Auffassung Wagers und auch die von Wilhelm Jordan in seinen „Nibelungen" vorgenommene Umdichtung gelegentlich berücksichtigt; ein Bild von der Anlage des Ganzen und von dem Gange der Handlung in dem Wagnerschen Musikdrama oder dem Jordanschen Epos zu entwerfen, verbietet sich bei dem beschränkten Raum von selbst.

In der ersten Scene des Wagnerschen „Rheingold" ist der Schatz ursprüngliches Eigenthum des Rheines; drei Rheintöchter bewachen ihn, mit Gesang den Felsen, der ihn birgt, umkreisend. Da erscheint der Nibelung Alberich und erfährt:

„Der Welt Erbe gewönne zu eigen, wer aus dem Rheingold ſchüfe den Ring, der maßloſe Macht ihm verlieh"; doch „nur wer der Minne Macht verſagt, nur wer der Liebe Luſt verjagt, nur der erzielt ſich den Zauber, zum Reif zu zwingen das Gold". Alberich, der in der Liebe bei den Rheintöchtern ſoeben traurige Erfahrungen gemacht hat, verflucht die Liebe und reißt das Gold aus dem Riffe. Aehnlich wie in der Edda kommt dann der Schatz fluchbeladen in Fafners Beſitz; dieſer wird von Siegfried erlegt.

Der Zuſammenhang des erſten Hauptbeſtandtheils der Siegfriedſage mit dem zweiten iſt in den drei behandelten älteren Darſtellungen in ſehr verſchiedener Weiſe hergeſtellt; am lockerſten iſt die Verbindung im Nibelungenliede. Hier erzählt Hagen, als Siegfried nach Worms kommt, das Abenteuer von der Erwerbung des Schatzes und dann auch noch das von der Erlegung des Drachens. Der Zuſammenhang mit Siegfrieds weiteren Thaten und Geſchicken beſteht nur darin, daß dem Sieger über Schilbung und Nibelung in dem an die Ueberwindung dieſer Könige ſich anſchließenden Kampfe mit dem Zwerge Alberich auch die unſichtbar machende Tarnkappe zufällt, durch deren Zauber er ſpäter die Brunhild für Gunther gewinnt, und ferner darin, daß Siegfried durch das Bad im Drachenblute unverwundbar wird, freilich, wie Kriemhild ſelbſt dem Hagen ſpäter entdeckt, mit Ausnahme einer Stelle zwiſchen den Schultern, wo ein Lindenblatt die Berührung des Drachenblutes mit Siegfrieds Haut verhindert hatte.

Auch in der Edda ſind die beiden erſten Hauptbeſtandtheile nicht innerlich miteinander verbunden. Siegfried erfährt dort ja, wie erzählt worden iſt, nach der Erlegung des Drachens durch einen Zufall von den Adlerweibchen, daß auf dem Hinderberge eine Walküre von Flammen umgeben in todesähnlichem Schlafe ruhe, und in der proſaiſchen Einleitung zu dem „Sigr-

drifunal" betitelten Liede wird dann einfach erzählt, daß Siegfried zum Hinderberge reitet.

Iſt im Nibelungenliede und in der Edda alſo gewiſſermaßen noch die Naht ſichtbar, welche die beiden Theile verbindet, ſo iſt, wie ebenfalls ſchon bemerkt wurde, die Darſtellung im Liede vom hürninen Sifrit, wo durch die Erlegung des zweiten Drachens dem Sieger zugleich Braut und Schatz zufällt, eine ſo weſentlich andere, daß man in ihr Spuren jener uralten Auffaſſung der Sage finden könnte, nach welcher ſie ganz aus dem Gewittermythus hergeleitet und entwickelt iſt; auch Siegfrieds Tod könnte dann auf die Vorſtellung zurückgeführt werden, daß der Blitz im eigenen Feuer ſtirbt.

Wagner und Jordan folgen hinſichtlich des Zuſammenhanges der erſten und zweiten Haupthandlung im weſentlichen der Edda.

War alſo ſchon bei dem erſten Akt der Siegfriedſage eine recht bedeutende Thätigkeit ſpäterer Bearbeiter zu erkennen, durch welche der einfache mythiſche Grundgedanke motivirt und mit mancherlei Ausſchmückung verſehen zu einer feſt umſchriebenen Sage geworden war, ſo finden ſich bei dem zweiten Theile noch größere Variationen, ſo daß die urſprüngliche Anſchauung in einzelnen Punkten recht unkenntlich geworden iſt.

Der Keim zu einer gewiſſen Unſicherheit der Sage in ihrer ausgebildeteren Geſtalt liegt eben darin, daß in der einen Form des Mythus, welche wir gewiß als die jüngere anzuſprechen haben, das göttliche Sonnenweſen zu zwei verſchiedenen Geſtalten differenzirt wurde, von denen der einen die Geſchäfte des dienenden Freundes, der anderen die Rolle des Herrn zufiel. Bei den Germanen wurde dies Verhältniß aufgefaßt als das eines Lehnsmannes zu ſeinem Fürſten, und da ihnen die Mannestreue als eine der höchſten Tugenden galt, gingen allmählich alle wichtigen Verrichtungen auf den dienenden Mann über; der Freund wurde der Hauptheld.

Die Ueberlieferung der nordiſchen Germanen, nach welcher Sigurd ja zweimal durch lodernde Flammen zu der Jungfrau dringt — das erſte Mal verlobt er ſich ſelbſt mit ihr, das zweite Mal gewinnt er ſie für König Gunnar; weshalb er ſie nach der erſten Erwerbung wieder verläßt, und wie er ſeine Eide brechen, ja völlig vergeſſen konnte, wird nicht erzählt — dieſe ganze Darſtellung iſt ein Zeugniß für dieſe Unſicherheit. Die Zweitheilung des Sonnengottes, die mythiſche Thatſache, daß ein Gott um die Braut wirbt, welche ein anderer zu ſeinem Weibe macht, während doch eigentlich nur einer zu ihr zu bringen im ſtande iſt, boten bei dem Uebergange des Mythus zur Sage offenbar Schwierigkeiten dar und führten zu Wiederholungen, ja ſchwer zu löſenden Verwickelungen und Widerſprüchen.

Auch im Nibelungenliede finden ſich Spuren dieſer Unſicherheit. Siegfried übernimmt, wie in der Edda, die Führung des werbenden Gunther zum Eilande der Brunhilde, muß alſo den Weg kennen; Brunhilde begrüßt bei der Ankunft den Siegfried mit Namen, kennt ihn alſo; woher aber dieſe Bekanntſchaft ſtammt, darüber erfahren wir kein Wort. Freilich gebrauchte der Dichter unſeres Nibelungenliedes einen zweimaligen Aufenthalt Siegfrieds bei Brunhilde nicht unbedingt; denn nicht etwa durch den Bruch von Gelöbniſſen, die vor der Vermählung Brunhildes mit Gunther liegen, iſt Siegfried hier in erſter Linie ſchuldig geworden, ſondern durch den Betrug bei den Spielen und durch ſeine ſpätere Indiskretion. Wollte ſich alſo der Dichter mit einem Beſuche Siegfrieds bei Brunhilde begnügen, ſo konnte er es; dann aber hätte er auch konſequenterweiſe die letzten Spuren früherer Beziehungen tilgen müſſen. So bleibt unſer Intereſſe hinſichtlich eines wichtigen Punktes unbefriedigt.

Die Schwierigkeit aber, wie Gunther die Brunhild zum Weibe gewinnen kann, während doch nur Siegfried die Kraft

beſitzt, ſie zu überwinden, wird durch die Zulaſſung eines Wunders, in der Edda durch den Geſtaltentauſch, im Nibelungenliede durch den Zauber der Tarnkappe gehoben.

Die neueren Dichtungen verſuchen es ſelbſtverſtändlich möglichſt zu begründen, weshalb Siegfried die von ihm aus dem Todesſchlafe erweckte Brunhild verläßt, und wie er ſie ſpäter für Gunther gewinnen kann.

Wagner thut dies, indem er, im Vorſpiele zur „Götterdämmerung" Brunhild ſagen läßt: „Zu neuen Thaten, theurer Helde — wie liebt ich dich — ließ ich dich nicht!" Alſo ungeſtümer Thatendrang, der von Brunhild ſelbſt verſtändnißvoll gebilligt wird, treibt den Siegfried aus ihren Armen. Er kommt an Gunthers Hof; durch einen Zaubertrank verliert er die Erinnerung an Brunhild vollſtändig und wirbt, von plötzlicher unwiderſtehlicher Leidenſchaft ergriffen, um Gunthers Schweſter, die bei Wagner, wie in der Edda, nicht Kriemhild, ſondern Gudrun heißt. Gunther verſpricht ihm deren Hand, unter der Bedingung, daß Siegfried ihm die Brunhild gewinne, Siegfried ſagt zu und bringt zum zweiten Male, jetzt in Gunthers Geſtalt zu Brunhild.

Während zugeſtanden werden muß, daß von Wagner die Entfernung Siegfrieds nach Brunhilds Erweckung durch ſeinen Thatendurſt noch nicht recht befriedigend motivirt iſt, iſt dieſer Punkt von Jordan ſeiner Wichtigkeit entſprechend auf das ſorgfältigſte behandelt. Wir begreifen bei Jordan nicht nur, weshalb Siegfried die Brunhild noch einmal verlaſſen mußte, ſondern auch, wie er ihr untreu werden kann. Allerdings greift auch Jordan zu dem äußerlichen Mittel des Zaubertrankes, aber vorher iſt Siegfried ſchon innerlich der Brunhild entfremdet, und der Zaubertrank iſt nicht Lethe, die Erinnerung wird nicht in Siegfried völlig ausgelöſcht, ſondern es iſt ein Liebestrank, der in Siegfried leidenſchaftliche Liebe zur Kriemhild entzündet.

Aber Jordan läßt der pſychologiſchen Begründung halber Siegfried ſogar dreimal mit Brunhild zuſammentreffen. Die Erweckung Brunhilds erzählt der frieſiſche Sänger Horand an Gunthers Hofe; die Hauptzüge ſind aus der Edda entnommen. Als Siegfried die erwachte und aus dem Harniſch befreite Jungfrau in „dunkler Schönheit" vor ſich ſieht, regt ſich ein ſehnendes Gefühl in ſeinem Herzen: „Und wenn du meinſt," ſpricht er, „das ſei die Minne, — nun gut, ſo begehr ich Brunhild zur Gattin." Sie aber erwidert ihm, ſie ſei noch gebunden an hohe Gebote und eigene Gelübde, und verkündet dann ihr Schickſal, unter anderm auch, daß ſie dem Mörder ihres Vaters mit eigenen Händen das Haupt abgehauen habe und nach dem, was Siegfried ihr meldet, ein halbes Jahrhundert verſchlafen haben müſſe. Da ergreift das Herz des Helden ein Grauen vor der jungen Greiſin. Sie aber erzählt weiter — Jordan ſchließt ſich bei dieſer Motivirung des Todesſchlafes Brunhildens ganz an die Edda an —, daß ſie einſt gegen den Willen Wodans einen Helden geſchützt, deſſen Gegner aber getödtet habe; dafür habe Wodan ſie zur Ehe mit einem ſterblichen Manne beſtimmt, ſie aber habe gelobt, eher die Vernichtung zu ertragen als die Vermählung mit einem Manne, in dem noch ein Fünkchen von feiger Furcht ſei und den ſie an Klugheit zu klein befände, doch ihr Leben widmen zu wollen dem kühnen Kämpfer königlichen Stammes, der im Wettkampf der Waffen ſie überwältigen würde und mit Gaben des Geiſtes ſo gut bedacht ſei, drei runiſche Räthſel richtig zu löſen. Da nun Siegfried bei Jordan ſeine königliche Abkunft nicht nachweiſen kann, muß er ſich ſelbſt eine Krone erwerben; er muß Brunhild verlaſſen, weil ſie ſelbſt es verlangt. Er fährt darauf in die Welt hinaus und kehrt im dritten Sommer zur Inſel Brunhilds zurück, die Schiffe gefüllt mit ſchimmernden Schätzen, ein weit berühmter Held, aber es fehlt ihm die

Königskrone. Brunhilds erſte Frage iſt: „Sprich, wo haſt du den Lohn des Helden, den Preis des Kriegers, die prachtvolle Krone? Oder fandeſt du forſchend endlich deinen Vater? Denn du wirbſt um die Fürſtin gewiß nicht als Fündling!“ Da wendet ſich Siegfried zürnend von ihr ab und verläßt ſie zum zweiten Male. Zum dritten Male fährt er dann zur Brunhild mit Gunther, nachdem er für die Kriemhild von einer unwiderſtehlichen Liebesleidenſchaft ergriffen iſt, welche die ſehr gemiſchten Gefühle, die er gegen Brunhild empfunden hat, völlig in ſeinem Herzen erſtickt.

Eine Schwierigkeit beſtand auch ferner für die Sage in der Verwerthung der mythiſchen flammenden Lohe, welche die ſchlafende Jungfrau umſchließt. Je enger die mythiſchen Beſtandtheile der Sage mit geſchichtlichen, überhaupt reinmenſchlichen verknüpft wurden, je konſequenter ſie ihres mythiſchen Gewandes entkleidet, je mehr ſie aus der Sphäre der Wunder in die Wirklichkeit, vom Himmel auf die Erde herabgezogen wurden, um ſo weniger paßte die Waberlohe in die ſo veränderliche irdiſche Umgebung hinein; ſie mußte durch andere Hinderniſſe, welche ſich dem wagenden Freier entgegenſtellten, erſetzt werden. Die im Nibelungenliede vorgenommene Uebertragung iſt ſehr kühn; der Freier muß die Brunhild in drei Kampfſpielen überwinden, ein anderes Hinderniß iſt nicht vorhanden; es müſſen alſo dieſe Spiele als Erſatz für die Waberlohe angeſehen werden. Dennoch wird es nicht überraſchen, wenn hier und da noch andere Verſuche, die Waberlohe umzudeuten, gemacht worden ſind. Intereſſant iſt in dieſer Hinſicht namentlich unſer Märchen vom Dornröschen. Hier iſt an die Stelle der Waberlohe eine Dornhecke getreten. Es war nämlich Sitte, den Scheiterhaufen, auf welchem eine Leiche verbrannt werden ſollte, mit Dornen zu unterflechten, wozu man gewiſſe heilige Arten wählte; auch zündete man den

Scheiterhaufen mit einem Brenndorn an. Auch in der Edda wird der Dorn erwähnt; Odin ſticht die Brunhild, als er ſie in den Todesſchlaf verſenkt, mit dem Schlafdorn. In unſerem Märchen iſt nur auf das Stechen Gewicht gelegt, und ſo iſt aus dem Schlafdorn eine Spindel geworden. Auch das Märchen von Schneewittchen beruht auf dieſem Mythus. Der Schnürriemen vertritt die Stelle des Panzers, der giftige Kamm iſt der Schlafdorn, der Apfel iſt der Schlafapfel, ein Auswuchs der wilden Roſen. — Wagner behält die Waberlohe bei, wie überhaupt bei ihm das Ueberirdiſche und Uebermenſchliche in der Sage und in den Perſonen beſonders hervorttitt; Jordan läßt den Gunther, oder vielmehr Siegfried an Gunthers Stelle, ähnliche Spiele beſtehen, wie das Nibelungenlied — nur den Wurf mit der ehernen Scheibe führt Gunther ſelbſt aus —; außerdem aber legt Brunhilde dem Freier noch drei mythologiſche Räthſelfragen vor, deren letzte den beſprochenen Jahresmythus enthält. Siegfried raunt ihm für alle die Löſung zu. —

Nachdem die Sage dahin fixirt war, daß Brunhilde von ihrem leidenſchaftlich geliebten Befreier treulos verlaſſen, ja durch ſeine Beihülfe gezwungen wird, einem Anderen als Weib zu folgen, bot die Verbindung des zweiten Theiles mit dem dritten, welcher den Tod Siegfrieds zum Gegenſtande hat, ſich von ſelbſt dar: Brunhilde ruht nicht eher, als bis Siegfried ſeine Untreue mit dem Tode gebüßt hat. Sowohl die Edda als auch Wagner und Jordan haben dieſe Motivirung.

Daß im Nibelungenliede der unverſöhnliche Haß der Brunhilde anders begründet werden mußte, ergiebt ſich ſchon aus dem vorher Geſagten. In dem bekannten Streite der Königinnen Brunhilde und Kriemhilde wirft Letztere der Brunhilde vor, Siegfried ſei ihr erſter Mann, und zeigt ihr zum Beweiſe für dieſe Behauptung den Ring und den Gürtel, welche Siegfried der

Brunhilde abgenommen hatte. Nach dieſer Beſchimpfung hat Brunhilde nur noch den einen Gedanken: Siegfried muß ſterben! Derjenige, der zu der That ſeine Hand darbietet, iſt im Nibelungenliede Hagen (ebenſo bei Wagner und Jordan), in der Edda ein jüngerer Bruder Gunthers, Guthorm, welcher durch den Genuß von Wolfsfleiſch und Wurmesſtücken zu dem Morde fähig gemacht wird. — Wie in dem Liede vom hürninen Sifrit der Tod des Helden motivirt wird, iſt nicht zu erkennen.

Nach dem Tagesmythus ſowohl als auch nach dem Jahresmythus fällt der Tod der von der Sonne am Morgen, bezw. im Frühling zu neuem Leben erweckten Erde mit dem Tode der Sonne am Abend, bezw. im Winter zuſammen. So erſticht ſich auch in der Edda Brunhild, nachdem ſie gerächt iſt, und wird, wie Nanna und Baldur, zuſammen mit Siegfried auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Im Nibelungenliede erfahren wir von ihrem Tode nichts. Wagner und Jordan folgen wieder der Edda. Bei Letzterem geht dem Tode der Brunhild eine großartige Scene von gewaltiger dramatiſcher Kraft vorher. Wie Kriemhilde an Siegfrieds Leiche klagt, kommt Brunhilde herbei, um ihre Verſöhnung und zugleich die Erlaubniß zu erlangen, mit Siegfrieds Leiche verbrannt zu werden. Wie eine Raſende ſtürzt Kriemhilde auf die Mörderin ihres Gatten los, überſchüttet ſie mit Verfluchungen, ja ſtößt die Flehende mit Füßen von ſich; doch Brunhilde bezwingt ihre Wuth durch demüthige Erniedrigung, unterſtützt wird ſie von dem heraufbeſchworenen Geiſte Mimes, welcher verkündet, daß Siegfried nur dann in Walhalla Eingang finden werde, wenn eine von beiden ſich opfere, für Siegfried in Helas Behauſung zu büßen. Durch den vom Rhein in das Todtengemach ſchallenden Nachtigallengeſang und die wehmüthige Klage eines armen Fiſcherweibes um ihren ertrunkenen Mann werden Beide tief ergriffen:

Heilige Rührung durchrauſchte die Herzen
Der beiden Frauen. Sie ſchauten fragend
Einander ins Antlitz. In ihren Augen
Beſtrahlte das Sternlicht ſtrömende Thränen.
Und leiſe, doch hörbar, hauchte Kriemhilde,
Zum Todten gewendet: Kein Tadel, Geliebter,
Durchſchattet dein leuchtendes ſchönes Antlitz.
Ja, du hörſt, was im Herzen Kriemhildens vorgeht,
Und die Regung muß recht ſein, denn du biſt ruhig.
So ſtreckte ſie endlich, noch halb widerſtrebend,
Brunhilde die Hand hin ob Siegfrieds Haupte.

Sie ſelbſt übernimmt die heilige Pflicht der Rache. Der gewagte, aber doch pſychologiſch nicht innerlich unwahre Wechſel in den Empfindungen Kriemhildes erinnert wunderbar an jene Scene aus Shakeſpeares „Richard dem Dritten", wo Gloſter an dem Sarge Heinrichs des Sechsten um die Hand der Anna, welcher er den Gatten und Schwiegervater hingemordet hat, mit Erfolg ſich bewirbt.

Der Schatz wird ſchließlich, nachdem er allen ſeinen Beſitzern zum Verderben geworden iſt, in den Rhein verſenkt; er gelangt in die Hände der Erdgeiſter wieder zurück. Wagners „Götterdämmerung" ſchließt damit, daß die drei Rheintöchter in dem über die Ufer getretenen Rheine an die Brandſtätte von Siegfrieds und Brunhildes Scheiterhaufen heranſchwimmen; Hagen ſtürzt ſich mit dem Rufe: „Zurück von dem Ringe!" in die Fluth. „Woglinde und Wellgunde umſchlingen mit ihren Armen ſeinen Nacken und ziehen ihn ſo zurückſchwimmend mit ſich in die Tiefe. Floßhilde, ihnen voran, hält jubelnd den gewonnenen Ring in die Höhe!"

Ich bin am Ende meiner Ausführungen angelangt, welche zum Zwecke hatten, zu zeigen, daß die Siegfriedſage vor ihrer Verbindung mit der Burgundengeſchichte die auch ſonſt häufig nachzuweiſende Entwickelung von Naturmythen zu einer abgeſchloſſenen, menſchlich motivirten, mit ſittlichem Gehalte aus-

geſtatteten Sage durchgemacht hat. Auf welche Weiſe aber mythiſche Vorſtellungen, die urſprünglich in verſchiedenen Naturmythen wurzeln, zu einer einheitlichen Sage zuſammenwachſen konnten, wie aus dem Gewitter-, Tages- und Jahresmythus die eine Sage erblühen konnte von dem herrlichen Helden, welcher den Drachen tödtet und den Hort erwirbt, welcher die in Todesſchlaf verſenkte Brunhild erweckt, dieſe aber verläßt und einem Anderen zum Weibe gewinnt, welcher ſchließlich dieſe Schuld mit dem Tode büßt, in welchen ihm Brunhild folgt, das kann, nachdem die Geſetzmäßigkeit in der Entwickelung der Mythen im allgemeinen und die Aehnlichkeit erkannt iſt, welche gerade dieſe Mythen ſowohl in Einzelheiten als auch in ihrem Grundgedanken aufweiſen, nicht mehr wunderbar erſcheinen.

Anmerkungen.

[1] Durchaus zu empfehlen iſt zur Orientirung die gekrönte Preisſchrift von Dr. Hermann Fiſcher, Die Forſchungen über das Nibelungenlied ſeit Karl Lachmann. Leipzig 1874. S. 95—152.

[2] Das Beſte in der Auseinanderſetzung über die Bedeutung und Entwickelung der Mythen, S. 17—26, verdanke ich den Vorleſungen des Profeſſors Steinthal zu Berlin über vergleichende Mythologie; Steinthals Anſichten habe ich zum Theil wörtlich nach meinen Aufzeichnungen wiedergegeben.

Die Zukunft des Silbers.

Von

Joseph E. Fränkel
in New York.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Schon vor fünfzig Jahren hat ein sachkundiger Franzose, Herr St. Clair Duport, welcher lange Zeit in Mexiko gelebt hat, den Satz ausgesprochen, daß „die Zeit kommen werde, ein Jahrhundert früher oder später, wo der Produktion des Silbers einzig und allein durch den stetig fallenden Preis dieses Metalles Grenzen gesteckt würden". Dieser Fall scheint jetzt eingetreten zu sein. Noch bis zum letzten Jahre aber stieg die Produktion von Jahr zu Jahr, ob nun Silber in die Höhe ging oder herunter. Bei steigendem Preise waren die Profite um so größer, und dies stimulirte den Betrieb, und bei fallendem suchte man durch die erhöhte Ausbeute den Ausfall im Preise zu kompensiren, da bei den meisten Betrieben die Erze so reich waren, daß die Produktionskosten nicht so stark in Anschlag kamen. So kam es denn, daß von einem Metalle, welches den großen Kulturstaaten nicht mehr gut genug zu ihrem Werthmesser und Tauschmittel war, jedes Jahr größere Massen der Erde entnommen wurden. Vielleicht geht man zu weit, wenn man, wie die „Deutsche Rundschau" es gethan hat, diese gesteigerte Produktion für „sündhaft" erklärt, aber sicherlich ist sie zu beklagen. Denn es steht fest, daß hauptsächlich diese erhöhte Ausbeute (es wurde zweieinhalbmal soviel in 1892 produzirt, als in 1873) den enormen Preisfall des weißen Metalles verschuldet hat, obwohl man vielfach anderen Ursachen

z. B. der Demonetisirung des Silbers durch Deutschland, die Schuld giebt, wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß die Nachfrage mit dem Angebote nicht gleichen Schritt hielt. Daß man im Falle eines genügenden Vorrathes an Gold für Geldzwecke dieses dem Silber vorzieht, ist ja ganz natürlich. Selbst zum alten Preise ist ein Stück Gold von gleicher Größe mit einem Stück Silber dreißigmal mehr werth, zum jetzigen Preise aber fünfzigmal mehr. Gold nimmt also einen soviel kleineren Raum ein, als Silber. Zu großen Zahlungen und zur Aufbewahrung großer Summen ist daher sicher das Gold geeigneter, als das Silber. Und doch ist das letztere nicht zu entbehren, weil man wiederum zu kleinen Zahlungen das Gold nicht verwenden kann, weswegen Silber auch stets eine große Rolle im wirthschaftlichen Leben der Menschheit gespielt hat und stets auch spielen wird, denn die kleinen Zahlungen und Einkäufe werden stets durch Silber erledigt. Nun hat aber eine unerhörte Entwerthung dieses Metalles stattgefunden. Noch im Jahre 1873 wurde eine Unze feinen Silbers mit 1,29 Dollars bezahlt, während dieses Jahres fiel der Preis bis auf 62 Cents und steht jetzt nur auf 70 Cents. Einen entthronten König hat man das Silber genannt, und doch ist es bis jetzt nicht gelungen und wird es auch nicht gelingen, es aus dem Verkehre zu jagen. Man hat den Ausdruck modifizirt, denn man sieht, es geht nicht so ganz ohne Silber, und man vergleicht den jetzigen Zustand mit einem Ministerium, welches zwar resignirt hat, aber bis zum Amtsantritte seiner Nachfolger die Geschäfte besorgt. Hiermit wollte man charakterisiren den in fast allen Goldländern herrschenden Zustand der hinkenden Währung. Dieser soll die Uebergangsperiode zur allgemeinen Goldwährung darstellen, es ist dies aber doch schließlich nur ein elendes Flickwerk und bei weitem keine endgültige Lösung der Währungsfrage. In keinem Lande außer England konnte man nämlich

die reine Goldwährung durchführen. Ueberall muß man noch ſilbernes Courantgeld beibehalten, denn man weiß nicht, wohin mit dem vorhandenen Silber, noch woher mit dem nöthigen Golde. Welches ſind nun die Urſachen dieſer großen Divergenz zwiſchen Gold und Silber? Früher kaufte man mit einer Unze Gold 15—16 Unzen Silber, heute kann man deren 28 kaufen oder mehr. Man muß die Urſache dafür nicht in den Produktionsverhältniſſen zwiſchen den zwei Metallen ſuchen, denn dieſe waren früher oft noch viel ungünſtiger für das Silber, und doch fiel es nicht erheblich, ſondern darin, daß, nachdem man durch die koloſſale Goldproduktion der fünfziger Jahre ein Bedürfniß, welches man ſchon längſt hatte, nämlich die Goldwährung, befriedigen konnte, für das Silber ein vielfach beſchränkter Gebrauch übrig blieb, dem es nicht durch abnehmende, ſondern durch zunehmende Produktion begegnete. Mit freudigem Behagen ließ Frankreich ſein Silber ziehen zu einer Zeit, wo es ſogar im Preiſe geſtiegen war, und tauſchte ſich Gold dagegen ein. Deutſchland verſah ſich mit Gold auf mehr gewaltſame Weiſe, indem es ſein Silber auf offenem Markte verkaufte. Der induſtrielle Verbrauch des Goldes ſtieg enorm, und trotz des niedrigen Preiſes iſt heute dieſer Verbrauch an Silber kein ſehr großer, nur etwa ein Siebentel der Geſamtproduktion, während er beim Golde bedeutend mehr als die Hälfte ausmacht. Es wurden letztes Jahr aus einer Produktion von 205 800 kg Gold etwa 120 000 und aus 4 700 000 kg Silber etwa 650 000 für Kunſt und Induſtrie verwendet. Dabei hat man allerorten reiche Gruben gefunden, wo man zu niedrigen Koſten ungeheure Maſſen Silber produziren kann. Auſtralien z. B. hat im Jahre 1870 nur 150 000 Unzen Silber produzirt, letztes Jahr dagegen 13½ Millionen. Ein einziger Bergbau in Neu-Süd Wales, die Broken Hills Co., hat von 1886 bis 1892 35 Millionen Unzen gewonnen. Die Vereinigten Staaten, die

vor 1860 überhaupt kein Silber produzirten, gewannen letztes Jahr 58 Millionen Unzen, und aus den alten Silberländern Mexiko und Südamerika fließt ein nie versiegender Strom. Amerika hat von den letztes Jahr produzirten 4730000 kg über 3800000 geliefert, also 80%. Man gewinnt jetzt Silber mit bedeutend geringeren Kosten, als früher, und es geht weniger in den Abfällen verloren, so daß selbst der gewaltige Preissturz recht gut von den meisten Betrieben ertragen werden konnte. Ueberhaupt ist in der Silbergewinnung eine Revolution eingetreten infolge des Ueberganges vom Amalgamationsverfahren zum Schmelzverfahren. Während man vor zwanzig Jahren in Colorado nur 65% des in den Erzen enthaltenen Silbers gewann, erhält man jetzt 90%. Transportationskosten, Arbeitslohn, Brennmaterial, alles ist billiger geworden. Nur so erklärt es sich, wie trotz des Sinkens der Silberpreise die Ausbeute in den Vereinigten Staaten von 27 Millionen Unzen in 1873 auf 58 Millionen letztes Jahr steigen konnte, und die Produktion der Erde von 63 Millionen Unzen auf 152 Millionen. Trotz alledem und trotz des Geschreies von der Demonetisirung des weißen Metalles war bisher von einem Ueberschuß keine Rede, sondern die gesamte Produktion wurde, allerdings dank dem Eingreifen der Vereinigten Staaten, absorbirt. Ottomar Haupt hat für 1891 sogar einen Mehrverbrauch gegenüber der Produktion herausgerechnet. Es wurden im ganzen geprägt für 1890 151 Millionen, für 1891 135 Millionen Dollars Silbermünzen, trotzdem dem weißen Metalle die meisten Münzstätten der Welt verschlossen sind. Mit diesem Jahre aber wird für Silber eine neue und keineswegs hoffnungsvolle Aera beginnen. Ein Land, welches bisher ungeheure Massen dieses Metalles importirte, wo stets das Silber der Maßstab aller Werthe war, ein Land, welches schon seit jeher dem Silber den Vorzug gab, hat sich dem Beispiele der übrigen Nationen angeschlossen und verweigert

dem Silber freie Prägung. Dieſer Entſchluß, ein wahrer Sprung ins Ungewiſſe, von Vielen mit der Handlung eines Mannes verglichen, welcher ſein Haus anzündet, um ſich daran zu wärmen, iſt verhängnißvoll für Silber, vielleicht auch verhängnißvoll für das Land, welches ihn gefaßt hat. In Indien zirkuliren etwa 800 Millionen Dollars Silber, an Münzen theſaurirt ſollen etwa 200 Millionen Dollars ſein, und in Schmuckſachen, Barren ꝛc. ſollen ſich im Lande befinden etwa 1500 Millionen Dollars. Der arme Mann ſteckt ſeine Erſparniſſe in ſilberne Schmuckſachen. Jedes Dorf hat ſeinen Silberſchmied, und wenn die Zeiten ſchlecht ſind, trugen die Leute ihr Silber zur Münze, wo ſie bares Geld dafür eintauſchen konnten. So ſind in den Hungerjahren 1877—80 in Bombay allein für 44 Millionen Rupien in Schmuckſachen und 11 Millionen in älteren Münzen eingeſchmolzen und umgeprägt worden. Dies iſt jetzt anders. Mit einem Schlage iſt Silber zur Ware geworden, die wie jede andere zu Markte gebracht werden muß, und im gegebenen Falle würde der arme Mann ſtark an ſeinem Silber verlieren. 1873—1891 wurden durchſchnittlich jedes Jahr 37 Millionen Dollars Silber nach Indien geſchickt, denn Indien hat ſeit langen Jahren eine ſogenannte aktive Handelsbilanz gehabt. Wehe, wenn einſt Indien nur Gold verlangte! Bis jetzt aber, ſelbſt nach Schließung ſeiner Münzſtätten, nimmt Indien nach wie vor große Mengen Silbers, und es iſt ſeit Juni kaum eine merkliche Abnahme des Silberbedarfes zu bemerken. Bis jetzt wurden dieſes Jahr 28 Millionen Dollars von London nach Oſtindien geſchickt gegen 27 600 000 Dollars für dieſelbe Periode des vorigen Jahres. Es werden aber viele Klagen laut. Der Exporthandel Indiens ſei geſchädigt, und der Handel mit China total demoraliſirt. Die Zeit nur wird lehren, ob dieſer Schritt ein weiſer war. Alle Anzeichen ſprechen ſehr dagegen. Eines iſt ſicher, es iſt nur die herrſchende

Klaſſe, welche durch dieſe Neuerung einen Vortheil ziehen kann. Der indiſche Produzent und Fabrikant ſtellte ſich jedenfalls beſſer bei einem ſinkenden Wechſelkurs, als er ſich bei einem künſtlich aufrecht erhaltenen ſtellen wird, denn, wie der Indier ſagt, die Rupie hat immer noch 16 Annas, d. h. für ihn gerade wie für den Mexikaner, der auch Silberwährung hat, iſt das Silber nicht gefallen, ſondern das Gold iſt eben geſtiegen. Letztes Jahr verkauften die Chineſen große Quantitäten Gold gegen Silber, da ſie glaubten, das erſtere ſei zu hoch im Vergleich zum Silber, und der Unterſchied zwiſchen den beiden Metallen müſſe wieder geringer werden. Im erſten Schrecken fiel Silber von 81 Cents auf 63, hat ſich aber ſeitdem wieder erholt.

Welchen Einfluß der zweite Schlag, der in dieſem Jahre gegen Silber geführt wurde, die Einſtellung der Silberankäufe von ſeiten unſerer Regierung haben wird, läßt ſich nicht ermeſſen. Wahrſcheinlich wird der Preis noch weiter fallen, und zwar ſo weit, daß die Produktion erheblich eingeſchränkt werden muß. Dies aber iſt vielleicht ſchon eingetreten. Dieſes Sinken des Silberpreiſes iſt aber eine ſehr ernſte Sache, und wenn man verſuchte, ihn zu heben, ſo iſt das ſehr zu empfehlen, wenn auch viele Mißgriffe gemacht wurden. Keinesfalls iſt der frivole Ton zu billigen, mit dem in gewiſſen Kreiſen dieſe Frage behandelt wird. Hat ſich doch ein angeſehenes New Yorker Abendblatt nicht entblödet, die Bimetalliſten einfach für verrückt zu erklären, trotzdem eine bedeutende Anzahl von bedeutenden Nationalökonomen Anhänger dieſer Theorie ſind. Betrachtet man nun die wirklichen Währungszuſtände, abgeſehen von irgend einer Theorie oder vorgefaßten Meinung, ſo ſieht man, daß es, wie oben erwähnt, in der ganzen Welt überhaupt nur ein Land mit reiner Goldwährung giebt, England. Natürlich kann auch dieſes Land nicht ohne Silber zurechtkommen, allerdings

gebraucht es dieſes Metall nur zur Scheidemünze, wovon es 100 Millionen Dollars beſitzt. Die übrigen Länder Europas haben entweder hinkende Doppelwährung oder Papierwirthſchaft. Im ganzen zirkulirt in Europa für über 1000 Millionen Dollars an ſilbernem Courantgeld, welches zwar nur die Hälfte ſeines Nominalwerthes hat, aber für voll gilt und auf pari gehalten werden muß. Die Vereinigten Staaten haben 400 Millionen, die einen wirklichen Werth von ungefähr 240 Millionen haben, und außerdem 150 Millionen Unzen Silber auf Lager, an denen über 40 Millionen zum jetzigen Preiſe verloren werden. Dies ſind ſicherlich keine erquicklichen Zuſtände, und ſollte Silber noch mehr fallen, ſo würde die Lage für manche Länder geradezu unerträglich werden. Frankreich z. B. hat in ſeiner Bank und in Zirkulation nicht weniger als 3000 Millionen Francs in ſilbernen écus, die jetzt etwas mehr als die Hälfte inneren Werth haben.[1] Auch Deutſchland hat noch für 400 Millionen Mark alte Silberthaler, die zu allen Zahlungen angenommen werden müſſen. Herr Dr. Bamberger ſchrieb jüngſt einen Aufſatz unter dem Titel „Die Ehrenrettung der hinkenden Währung", in dem er, der Anhänger der reinen Goldwährung, zugiebt, daß es zwar ſehr ſchön wäre, wenn man ſie überall einführen könnte, daß dies aber zur Zeit ebenſo ein frommer Wunſch bleiben wird, wie etwa der internationale Bimetallismus." Silber dient alſo nicht allein zum Kleingeld, ſondern es muß auch als Deckung für Papiergeld fungiren und die Lücken ausfüllen, welche das Gold offen läßt. Die zunehmende Divergenz zwiſchen Silber und Gold iſt ein Unglück für die Menſchheit. Sie erſchüttert das Vertrauen und erfüllt die Welt mit wachſendem Unbehagen. Der Handel zwiſchen den Goldländern und Silberländern iſt erſchwert, und große Verluſte werden erlitten. Ein großer Theil des Metallbeſtandes der Welt iſt beträchtlich entwerthet, und wichtige Induſtrien werden geſchädigt. Kein Wunder

alſo, wenn die verſchiedenſten Verſuche gemacht wurden, dieſem Zuſtande abzuhelfen. Schon im Jahre 1766 ſchrieb der Würzburger Profeſſor J. M. Schneidt in ſeinem Buche: „Syſtematiſcher Entwurf der Münzwiſſenſchaft“: Eine feſte Proportion zwiſchen den zwei Metallen bleibt ein pium desiderium (ein frommer Wunſch) und gehört zum ewigen Friedensprojekt“, und 1852 ſchlug der Bergrath N. Schübler die gemeinſame Benutzung der zwei Metalle vermittelſt internationalen Giroverkehr vor. Dieſer Vorſchlag iſt wieder aufs Tapet gebracht worden, indem man internationalen Bimetallismus mit Hülfe eines internationalen Clearing-house zu erreichen anſtrebt. Der hervorragendſte Vertreter und Erfinder des Wortes Bimetallismus war aber Cernuschi, welcher 1876 dem Kinde ſeinen Namen gab, und ſeit dieſer Zeit wüthet der Kampf zwiſchen den Bimetalliſten und ihren Gegnern und wird mit großer Erbitterung auf beiden Seiten geführt. Bisher aber haben die Bimetalliſten praktiſche Erfolge nicht aufzuweiſen. Im Gegentheil, trotz aller Münzkonferenzen geht ein Land nach dem anderen zur Goldwährung über. Die neueſten Kandidaten ſind, wie man ſagt, Rußland, mehrere ſüdamerikaniſche Staaten und angeblich auch Japan. Sehr zweifelhaft aber iſt es, ob alle, die gerne die Goldwährung haben möchten, auch im ſtande ſein werden, ſie aufrecht zu erhalten. Die bimetalliſtiſche Zukunft kann alſo vorläufig keine blühende genannt werden. Es iſt auch ſehr naiv, zu glauben, daß, wie die Dinge nun einmal ſtehen, die verſchiedenen Nationen dazu gebracht werden können, ſich auf bimetalliſtiſcher Grundlage zu einigen. Das verhindert ſchon das gegenſeitige Mißtrauen und die gegenſeitige Mißgunſt, Eigenſchaften, welche zwar nicht zu den edelſten gehören, die aber doch im Privatſowohl, wie im internationalen Verkehre eine große Rolle ſpielen. Denn, ſchlüge man das alte Verhältniß $15^1/_2 : 1$ vor, ſo würden ſich die Goldländer, wie England nnd Deutſchland, bedanken,

den Silberländern Frankreich, den Vereinigten Staaten und anderen Gelegenheit zu geben, ihr entwerthetes Silber zum vollen Preiſe an den Mann zu bringen, reſp. noch ein Profitchen zu machen, während ihr eigenes Metall, Gold, ſicher im Werthe fallen würde. Das iſt gerade, als ob man einem Kaufmanne zumuthen würde, ſich zu verpflichten, die entwertheten Waren ſeines Konkurrenten zu höherem Preiſe zu nehmen, und auf dieſe Weiſe ſelbſt zu bewirken, daß ſeine eigenen Waren im Preiſe ſinken. Nimmt man aber ein Verhältniß an, welches mehr dem Marktpreiſe entſpräche, ſo würden jene Staaten nicht mitthun, denn dann käme ja nichts für ſie heraus. Man ſieht alſo, auf dieſe Weiſe wird dem Silber nicht zu helfen ſein. Ein einzelner Staat aber, welcher Freiprägung unternehmen würde, müßte ſich eben darauf gefaßt machen, daß er in kürzeſter Zeit nicht die Doppelwährung, ſondern die einfache Silberwährung beſäße.[2] Die Abſicht, dem Silber eine größere Stetigkeit im Preiſe zu geben, iſt übrigens eine ſehr gute, und es würde dies der Welt zum großen Segen gereichen, wenn es nur durchgeführt werden könnte. Leider ſcheint es nun, als ob zur Zeit dem Verkehre mehr Silber, als er gebrauchen kann und will, zugeführt würde. Allerdings ſagen die Bimetalliſten, Gold ſei nicht in genügender Menge vorhanden und würde immer theurer.[3] Gold mit Silber vereint ſeien die richtigen Werthmeſſer, denn, würde ein Metall die Tendenz haben, billiger zu werden, ſo würde eine größere Nachfrage entſtehen und hierdurch die Differenz ausgeglichen.[4] Es würde eine größere Stabilität der Preiſe herrſchen und der Verkehr zwiſchen Gold- und Silberländern auf ſeine normale Baſis zurückgeführt werden. Es muß zugegeben werden, daß manches Wahre an der bimetalliſtiſchen Theorie iſt. Es verlohnt ſich vielleicht, zur beſſeren Würdigung der Frage einen Blick zu werfen auf die Produktionsverhältniſſe jenes Metalles, welches jetzt das allein geſuchte iſt. „Am Golde hängt, nach

Golde drängt doch alles" ist ein Dichterwort, welches in der Gegenwart mehr als je seine Berechtigung hat. Es entsteht die Frage, und ihre Beantwortung hat sich besonders Professor Süß in seinen zwei höchst interessanten Werken: „Die Zukunft des Goldes", erschienen 1877, und „Die Zukunft des Silbers", erschienen 1892, zur Aufgabe gestellt, die Frage, ob denn auch Gold in genügender Menge für alle an dasselbe gestellten Aufgaben produzirt werde, und ob überhaupt die Natur uns genug von diesem edlen Metalle zur Verfügung gestellt habe. Süß glaubte schon im Jahre 1877 diese Frage verneinen zu müssen, und zwar aus geologischen Gründen. Zu demselben Schlusse kommt er auch in seinem neuesten Werke.[5] Er schildert darin die Produktionsverhältnisse des Goldes und des Silbers mit großer Sachkenntniß und in einer äußerst anziehenden Weise. Er giebt uns Aufschluß über die auf der ganzen Erdkugel vertheilten Betriebe, deren Anfänge und Aussichten und über die neuesten Erfahrungen bei der Gewinnung der Edelmetalle. Ein besonders lehrreiches Kapitel schildert die Entdeckung, die Blüthe und den Verfall des Comstock Ganges in Nevada, des größten und berühmtesten Bergbaues der Erde, welcher dem Weltverkehre allein mehr als 350 Millionen Dollars in Gold und Silber innerhalb 34 Jahren zugeführt hat. Er führt uns durch die Goldfelder Australiens, die Schmelzhütten Colorados und die Quarzriffe Südafrikas. Auf den schneebedeckten Gipfeln der Cordilleras ist er so gut zu Hause, wie auf den grünen Bergen seiner österreichischen Heimath, wo heute noch der Bergbau in Blüthe steht. Es ist Jedem, der sich für den Gegenstand interessirt, sehr zu empfehlen, die beiden Werkchen zu lesen und zu studiren. Süß glaubt, trotz der gegenwärtigen Zunahme der Goldproduktion vorhersagen zu können, daß es nur eine Frage der Zeit sei, daß die jährliche Goldausbeute ganz von der Kunst und Industrie aufgebraucht würde, daß überhaupt im

Verlaufe einiger Jahrhunderte die Goldproduktion permanent und ſtetig abnehmen und daß dann das Silber wieder in ſeine früheren Rechte als alleiniges Währungsmetall eingeſetzt würde. Er behauptet, daß ſchon jetzt beinahe die ganze jährliche Produktion für nicht-monetäre Zwecke, d. h. für die Induſtrie, durch Theſaurirung und durch Abnutzung, aufgebraucht würde. Dagegen werde Silber in jährlich ſteigenden Mengen produzirt und ſei deshalb viel geeigneter zum Währungsmetall, als das ſtets ſeltener und theurer werdende Gold. Dieſe Behauptungen blieben natürlich nicht ohne lebhaften Widerſpruch. Immerhin bleibt es ein gewagtes Beginnen, einer Autorität auf dem geologiſchen Gebiete, wie es Profeſſor Süß iſt, in ſeinem eigenen Gehege zu widerſprechen. Wahrſcheinlich hat er auch bis zu einem gewiſſen Grade recht, ſofern wir auf Jahrhunderte hinaus prognoſtiziren wollen. Denn ſchon ſeit alten Zeiten weiß man, daß die großen Mengen Goldes nur an den Grenzen der Ziviliſation gefunden werden. In Ländern, die lange ſchon bewohnt ſind, iſt kein Gold mehr zu finden. So waren Spanien und Frankreich, Kleinaſien und der Kaukaſus einſt Länder, reich an Gold. Am Rhein und in Franken wurde einſt Gold gewaſchen, wie ſpäter in Amerika und Auſtralien. Jetzt iſt Sibirien das letzte Land, wo noch Goldwäſcherei im großen betrieben wird, und da ſetzt ſchon der ſtille Ozean dem Goldſuchen ein Ende. Die Natur hat das Gold auf die Oberfläche der Erde ausgeſtreut, und der Menſch brauchte nur zuzugreifen auf der jungfräulichen Erde, um die Schätze ſein zu nennen. Aber es dauerte nicht lange, ſo war der Hort erſchöpft, und man mußte darangehen, durch den eigentlichen Bergbau auf mühſame Weiſe durch Anwendung von Kapital das erſehnte Gold zu gewinnen. Und während man annahm, daß in früheren Zeiten aus den Alluvien, d. h. den von den Gängen heruntergewaſchenen goldreichen Kieſen und ſandigen Erden, 90% alles

gewonnenen Goldes kam und nur 10% aus dem Bergbau, ſtammt heute die größere Menge des Goldes aus dem Bergbau und den Konglomeraten, muß alſo auf wiſſenſchaftliche und in wirthſchaftlicher Weiſe bearbeitet und extrahirt werden, da die Erze gewöhnlich arm und oft ſehr rebelliſcher Natur ſind. Da bedarf es bedeutender techniſcher und chemiſcher Kenntniſſe, um auf ſeine Koſten zu kommen oder mit Gewinn zu arbeiten. Die Goldproduktion iſt aber in den letzten Jahren ſtetig geſtiegen und wird vorausſichtlich noch auf lange Jahre hinaus in die Höhe gehen, weswegen alſo auf abſehbare Zeit hinaus die Prophezeiungen des Herrn Profeſſor Süß wohl nicht in Erfüllung gehen werden.

Jedenfalls wird aber ein Zeitpunkt eintreten, wo die Goldlager erſchöpft ſein werden und wo die Goldproduktion eine erhebliche Abnahme aufweiſen wird, aber dieſes iſt auf mindeſtens eine Generation hinaus nicht zu befürchten wegen der glänzenden Ausſichten der ſüdafrikaniſchen Goldminen, welche auf lange Zeit der Welt einen großen Theil ihres Goldbedarfes zu liefern verſprechen. Auch iſt es ſehr ſchwer, zu glauben, daß in abſehbarer Zukunft die Kulturländer werden auf das Silber als Währungsmetall zurückkommen müſſen. So bewirkt die geſteigerte Goldproduktion eine verringerte Nachfrage nach Silber, welches in vielen Ländern als Währungsmetall entbehrlich wird. Eine anderweitige Verwendung hat man für dieſes Metall bis jetzt noch nicht gefunden. Auffallenderweiſe hat ſich der Verbrauch in der Kunſt und Induſtrie nicht dem Preisfalle entſprechend vermehrt. Es ſcheint, als ob es auch in dieſer Richtung an Anſehen eingebüßt hätte. Denn, wer in der Welt herunterkommt, dem dreht Alles den Rücken. Der letzte mächtige Freund, den Silber hatte, die Vereinigten Staaten, haben es nun auch verlaſſen. Es pocht an alle Thüren, ohne Einlaß zu finden, und es verliert an Anſehen von Tag zu Tag. Die Länder

mit Silberwährung, die an das Ausland verſchuldet ſind, haben immer größere Schwierigkeiten, ihren Verpflichtungen in Gold gerecht zu werden, ein unverſchuldetes Unglück. Mexiko z. B., ein Land, welches eine ehrliche Verwaltung hat und induſtriell ſich ſehr emporgeſchwungen hat, muß jetzt ſeinen Kredit in die Brüche gehen ſehen wegen der Entwerthung des Silbers, und große Verluſte bedrohen die Inhaber aller Silberwerthe. Eines iſt jetzt ſicher, der Preis muß ſoweit heruntergehen, bis ein großer Theil der jetzigen Betriebe gezwungen ſein wird, die Arbeit einzuſtellen. Wieweit das zu gehen hat, iſt ſchwer zu ſagen. Es wird angenommen, daß ein großer Theil der Minen zu 60 Cents per Unze nicht mehr ohne Verluſt wird arbeiten können. Man kann auch wohl erwarten, daß bei einem weiteren Preisfalle die Konſumtion für induſtrielle Zwecke ſtark zunehmen wird, denn dann wird es faſt ſo billig ſein, Silberware zu kaufen, wie früher plattirte Ware. Heute ſchon iſt es vom wirthſchaftlichem Standpunkt aus billiger, echte Silberwaren zu kaufen, beſonders für den Hausgebrauch, wie z. B. Löffel, Gabeln, Meſſer, Trinkgeſchirre, bei welchen der Preis des Silbers eine viel größere Rolle ſpielt, als bei ſolchen, wo die Arbeit, die Zeichnung ꝛc. ſo theuer bezahlt werden, daß der Silberpreis nicht ſo ſchwer ins Gewicht fällt. Erkundigungen, welche Schreiber dieſes bei New Yorker Fabrikanten eingezogen hat, beſonders bei der Gorham Manufacturing Co. laſſen erſehen, daß plattirte Ware ungefähr ein Drittel der maſſiven koſtet. Dieſe wird jetzt mit 1,40 Dollars per Unze im Detailhandel verkauft, ein ſehr hoher Preis, wenn man bedenkt, daß die Unze feinen Silbers unter 70 Cents gefallen iſt. Dieſen Preis aufrecht zu erhalten, iſt aber nur durch eine Kombination der Silberſchmiede möglich, und bei weiterem Sinken des Silberpreiſes wird keinesfalls der Preis ſich auf dieſer Ziffer halten können. Shreve & Co. ein großes Haus in San Franzisko, haben ihr ganzes Lager

von plattirter Ware verkauft und verkaufen jetzt massives Silber zu 1,15 Dollars die Unze. Man kann also jetzt schon für 25 Dollars ein Dutzend silberne Eßlöffel kaufen, und jede gute Hausfrau sollte darauf sehen, daß sie sich allmählich silberne Sachen anschafft, besonders wenn Silber noch mehr fallen sollte, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß es viel weiter fällt und die Schönheit dieses edlen Metalles und ein gewisser innerer Werth bleiben ihm ja immer. Und wie schön es ist, kann man sehen, wenn man die an den Schaufenstern der Silberschmiede ausgestellten Stücke betrachtet. Nie und nimmer kann Schreiber dieses glauben, daß die Menschheit jemals aufhören wird, diese herrliche Gabe der Natur zu schätzen und hoch zu achten, mag es auch zeitweise aussehen, als ob dieses einst allmächtige Metall, einst von Allen begehrt und überall gangbar, sein ganzes Ansehen im Begriffe stände zu verlieren. Wirft man einen Blick auf die Produktion früherer Jahre, so fällt Einem auf, wie geringe Mengen per Jahr gewonnen wurden. Man hat z. B. doch sicher in Mexiko und in Peru und Bolivia die reichsten Erze zuerst bearbeitet, denn vor der Eroberung durch die Spanier wurde sehr wenig Silber gewonnen, und doch produzirte Mexiko von 1537—1821 durchschnittlich per Jahr nur 150,000 kg, von 1822—1873 380 000, von 1873—1890 750 000. Im letzten Jahre aber produzirte Mexiko mehr als 1409000 kg und im ganzen seit der Eroberung in 356 Jahren 90 Millionen kg zum Nominalwerthe von 4000 Millionen Dollars. Die Vereinigten Staaten haben in den letzten 34 Jahren für 1 146 869 000 Dollar Silber gewonnen und auf der ganzen Erde wurden von 1493—1893 etwa 10 000 Millionen Dollars produzirt. Man sieht also, welch ungeheure Mengen Silbers in der Neuzeit der Erde entnommen werden, letztes Jahr allein 152 061 000 Unzen zum Nominalwerth von 196 Millionen Dollars, wozu man in alter Zeit

mehr als dreißig Jahre brauchte. Die Produktion ist eben auch auf diesem Gebiete eine fast unbegrenzte, und Dampf und Elektrizität wetteifern miteinander, immer höhere Ziffern zu erreichen. Es scheint, als ob unsere Zeit den Eingeweiden der Erde ihre silbernen Schätze zu schnell und vor der Zeit entrissen hätte, Schätze, welche, obwohl jetzt unverwerthet, wahrscheinlich der Menschheit zu späterem Gebrauche aufbewahrt werden müssen. Denn ein Bergwerk ist nicht unerschöpflich, und die Natur hat der Gewinnung der Metalle Grenzen gesteckt, welche wohl nie zu überschreiten sein werden. Je größer die Anstrengungen, je höher die Ausbeute, desto kürzer die Lebensdauer der Betriebe. Silberbergwerke sind am reichsten nahe der Oberfläche, in der Tiefe arten sie entweder aus, oder die Hitze und das einströmende Wasser machen der menschlichen Arbeit auf immer ein Ende. Es ist also durchaus nicht sicher, daß die auf das Äußerste angeschraubte Produktion sich auf der jetzigen Höhe lange halten kann, selbst abgesehen von einer Einschränkung durch den Preisfall des Silbers. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung das Studium der Silberproduktion der Vereinigten Staaten. Ihre Ausbeute ist durch Auffindung neuer Lager und durch die Möglichkeit billigerer Bearbeitung enorm gestiegen, aber wenn man die Ziffern für die einzelnen Staaten betrachtet, so findet man große Schwankungen. So hat z. B. Nevada im Jahre 1860 nur 100 000 Dollars, 1878 28 Millionen Dollars Silber produzirt, im Jahre 1892 aber nur 2 800 000 Dollars. — Dagegen ist Colorado von 650 000 Dollars in 1870 auf 31 Millionen und Montana von geringen Anfängen auf 22 500 000 Dollars gestiegen. Die Auffindung neuer Lager wird mit der Zeit desto weniger häufig zu erwarten sein, je dichter das Land bevölkert und je mehr man mit der Art der Vorkommnisse vertraut wird. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß in nicht zu langer Zeit auch diese Staaten wieder in die Reihe der kleinen Produzenten

eintreten werden. Ein eklatantes Beiſpiel iſt die Geſchichte des ſchon erwähnten Comſtock-Ganges, deſſen Blüthe und Verfall Schreiber dieſes ſelbſt miterlebt hat. Im Jahre 1859 entdeckt, erreichte er im Jahre 1877 ſeinen Höhepunkt mit 36 301 536 Dollars. Seitdem ging es ſtetig abwärts, 1880 war der Ertrag nur 5 Millionen, 1881 1 Million, letztes Jahr ungefähr 2 Millionen, und dieſes Jahr wird bedeutend weniger produzirt werden. Man ging bis zu einer Tiefe von über 3000 Fuß. Die Hitze wurde unerträglich, wie ich aus eigener Erfahrnng bezeugen kann, ſo daß in gewiſſen Plätzen die Bergleute überhaupt nur 10 Minuten auf einmal arbeiten konnten, ſich 10 Minuten lang abkühlten und dann wieder arbeiteten bis die acht Stunden der Schicht vorüber waren. Dabei fand man nichts als taubes Geſtein und ſiedend heißes Waſſer. Jetzt ſind alle tieferen Galerien, die mit unſäglicher Mühe und ungeheuren Koſten in das Geſtein gehauen wurden, von dieſem kochend heißen Waſſer überſchwemmt und werden wohl nie mehr den menſchlichen Blicken wieder eröffnet werden. In den alten Galerien aber ſucht und findet man noch manch übrig gelaſſene oder überſehene Erze. Bald aber wird auch dieſe Quelle verſiegen und in Virginia City, einer einſt blühenden Stadt von 20 000 Einwohnern, werden ſich dereinſt die Eulen und Indianer gute Nacht ſagen. Dieſes iſt das Ende jedes Bergbaues, und dieſem Schickſale werden auch die reichſten Minen nicht entgehen können. Allerdings werden wohl jene Länder, welche heute noch unter ungünſtigen Verhältniſſen den Silberbergbau betreiben, wie Mexiko, Peru, Bolivia, wahrſcheinlich länger fortfahren, die Welt mit Silber zu verſehen, als fortgeſchrittene Länder, wie die Vereinigten Staaten und Auſtralien, wo ungeheure Maſchinen und erleichterte Transportation den größten Erzkörpern ein ſchnelles Ende bereiten. Letzteres kann ſich jetzt des größten Bergbaues rühmen, der ſeit dem Niedergange des Comſtock-Ganges entſtanden iſt. Es ſind

dies die Barrier Hills-Minen in Neu-Süd Wales. Dieſe haben im Jahre 1892 389 873 Tonnen Erz bearbeitet und daraus über 13 Millionen Unzen Silber und 56 633 Tonnen Blei gewonnen und haben Dividenden von 14 847 500 Dollars vertheilt. Die ergiebigſte Mine dieſer Gruppe, die ſchon erwähnte Broken Hills Proprietary Co., hat ſeit 1885 44 794 847 Unzen Silber und 183 332 Tonnen Blei extrahirt und 30 Millionen Dollars in Dividenden vertheilt. Der Silbergehalt der Erze wird aber immer geringer, und es müſſen ſtetig wachſende Mengen Erzes bearbeitet werden. Es wird alſo nicht allzulange dauern, bis auch dieſer phänomenale Bau erſchöpft ſein wird. Dabei wird es unmöglich ſein, bei dem fallenden Silberpreiſe die ärmeren Erze ohne Verluſt zu bearbeiten und Broken Hill wird dem Fatum der übrigen Silbergruben nicht entgehen können. Man berechnet die Koſten in den Barrier Hills auf ungefähr 52 Cents per Unze.[6] Dagegen ſoll die berühmte Mollie Gibſon-Mine in Colorado im Jahre 1891 zu 4,8 Cents per Unze Silber produzirt haben.[7] Nach einer, allerdings nicht einwandsfreien Schätzung ſoll die eine Hälfte des in den Vereinigten Staaten jährlich produzirten Silbers 65 Cents per Unze koſten, die andere Hälfte aber 90 Cents. Infolgedeſſen müßte alſo die Hälfte der Silberminen ſchon aufgehört haben, zu produziren. Jedenfalls bewirkt der niedrige Preis des Silbers, daß nur die reicheren Erze bearbeitet werden können und daß in folgedeſſen die Gruben der Erſchöpfung viel früher anheimfallen. Man muß alſo bei Beurtheilung der Silberfrage nie vergeſſen, daß Silber nicht nachwächſt, daß die Natur dem Menſchen Grenzen geſteckt hat, die er nicht zu überſchreiten vermag. Nur ein kleiner Theil der Erdrinde iſt ihm zugänglich. Viel tiefer als 4000 Fuß wird man ſchwerlich je gehen können, und das zu fein vertheilte Metall iſt wegen der großen Koſten auch nicht zu erlangen. So hat man berechnet, daß das Meer die enorme Menge von 10 000

Millionen Tonnen Silbers in äußerſt klein vertheiltem Zuſtande enthält, während auf der ganzen Erde von 1492 bis jetzt nur etwa 250 000 Tonnen produzirt worden ſind.

Unſere Schatzämter und Banken, wo jetzt das vielgeſchmähte Silber ſo zu ſagen unnützerweiſe aufgeſpeichert liegt, ſind vielleicht nur die Reſervoirs, aus denen ſpätere Jahrhunderte gierig ihren Silberbedarf, der möglicherweiſe durch die Produktion nicht mehr gedeckt wird, ergänzen werden. Es iſt eben möglich, daß nicht allein die Goldproduktion, wie Süß meint, permanent abnehmen mag, ſondern es iſt dies auch bei der Silberproduktion durchaus nicht ausgeſchloſſen. Sollte ſich dies bewahrheiten und reiche Neufunde nicht in großer Menge gemacht werden, ſo wird die Silberproduktion dasſelbe Stadium durchlaufen, welches jetzt die Goldgewinnung durchmacht. Es werden diejenigen Gruben und Erze wieder in Angriff genommen werden, welche bei den niedrigeren Preiſen, mit Gewinn nicht bearbeitet werden konnten und die man jetzt auflaſſen muß. Dann wird Silber wieder im Preiſe ſteigen, und es iſt durchaus nicht unmöglich, daß es einſtens wieder ſo hoch ſein wird oder noch höher, als es je war. Man hat allerdings dieſem Metalle ſeine Haupt-Abzugsquelle, Indien zu verſchließen, verſucht. Ich glaube aber, man wird bald einſehen, daß man eine Thorheit begangen hat, die zu begehen, nota bene, Niemandem in den Kopf gekommen wäre, wenn eben nicht Indien von England abhängig wäre. Denn in Indien kennt man kein anderes Geld, als Silber, und an Silber iſt das Land gewöhnt, und wenn man dagegen einwendet, daß die indiſchen Finanzen leiden, ſo möge man nur bedenken, daß ja Indien durch ſeinen verhängnißvollen Entſchluß den weiteren Sturz des Silbers herbeigeführt hat, ſich alſo ſozuſagen die eigene Naſe abgeſchnitten hat. Man laſſe nur jedem Volke dasjenige Metall, welches es vorzieht. Sicher iſt es, daß emporſtrebende Völker, welche erſt in die

Geldwirthſchaft eintreten, wie die Nationen Aſiens und Afrikas, auf das Silber als ihr Münzmetall angewieſen ſind und daß es nur im Intereſſe Europas, welches Gold vorzieht, ſein kann, dieſe Völker von dem weißen Metalle nicht abzulenken und das Vertrauen in dasſelbe nicht zu erſchüttern, denn wahrhaftig, eine allgemeine Goldwährung einzuführen, dazu fehlt ein wichtiger Artikel, nämlich Gold genug. Es kann übrigens eintreten, daß, im Falle z. B. Rußland, welches jetzt Papierwirthſchaft hat, die Goldwährung einführen würde, es beträchtliche Mengen Silbers für kleine Münzen anſchaffen müßte, da es jetzt auf 116 Millionen Einwohner nur etwa 40 Millionen Dollars in Silber hat, alſo nur 35 Cents per Kopf, aber, wenn man ſieht, wie ungern irgend ein Staat nur einen kleinen Theil ſeines Goldes abgiebt, ſo kann man trotz der ſteigenden Goldproduktion nicht behaupten, daß Gold in ſolchem Ueberfluſſe vorhanden wäre, daß noch viele andere Staaten an der Jagd nach dem Golde theilnehmen könnten, ohne die größten Störungen auf allen Märkten hervorzurufen. Es iſt eine ſehr richtige Bemerkung, wenn Süß behauptet, das Heil für Silber ſei in der progreſſiven Erſchließung Aſiens zu ſuchen. China, Japan, die Straits und ſpäterhin auch Afrika werden gute Kunden für Silber ſein und ſind es zum Theil ſchon jetzt. Man muß nicht vergeſſen, daß Aſien 820 Millionen Einwohner hat und Afrika 150 Millionen. China hat mit ſeinen 360 Millionen Einwohnern nur 700 Millionen in Silber, und Indien hat eine totale Zirkulation (Silber und Papier) von nur 3 Dollars auf den Kopf. Das muß eine kurzſichtige Politik ſein, welche nicht einſieht, welche große Aufgabe dem Silber in dieſen Ländern noch bevorſtehe. In geringerem Maße läßt ſich dasſelbe von den neu erſchloſſenen Gebieten Afrikas behaupten. Auch dort muß Silber die Barbaren aus ihrem Urzuſtand allmählich zur Geldwirthſchaft heranziehen, ſo wie es

dasſelbe in viel kultivirteren Ländern gethan hat. Denn ſehr lange iſt es noch nicht her und Schreiber dieſes entſinnt ſich deſſen noch ſehr gut, daß der Bauer und der gemeine Mann in Deutſchland das Silbergeld dem Golde bei weitem vorzog, und wenn man den Leuten die ſchönen weiß blinkenden Gulden oder Thaler auf den Tiſch hinzählte, da lachte ihnen das Herz im Leibe. Man muß ferner nicht vergeſſen, daß, obzwar die Verwendung des Silbers für Haushaltungsartikel und Zierrathen in den letzten Jahren nicht ſehr geſtiegen iſt (ſie wird auf 650 000 kg = 29 Millionen Dollars geſchätzt), das wohl damit zuſammenhängt, daß durch ſeine ſtetige Tendenz zum Fallen das Silber an Anſehen verloren hat. Dies mag aber nur temporärer Natur ſein und mag ſich jederzeit ändern. Man muß aber im Auge behalten, daß die Bevölkerung Europas und Amerikas fortwährend im Wachſen begriffen iſt, und wenn die Bevölkerung in demſelben Verhältniſſe zu wachſen fortfährt, wird Europa in hundert Jahren ſtatt 373 Millionen deren 818 haben, die Vereinigten Staaten 400, ganz Amerika aber 645 Millionen ſtatt 122. Es iſt alſo leicht einzuſehen, daß, ſelbſt wenn man dieſe Ziffern beträchtlich reduzirt, der Verbrauch von Silber für Zwecke der Kunſt und Induſtrie ſich enorm ſteigern muß, ganz abgeſehen von den Verhältniſſen in Aſien, Afrika und Auſtralien. Auch darf man nicht vergeſſen, daß ſelbſt in den Goldländern ein ſteigender Bedarf an ſilberner Scheidemünze ſich einſtellen muß. So hat man z. B. in England im letzten Jahre für 2 500 000 Dollars neue Silbermünzen geprägt und in den Vereinigten Staaten über 6 Millionen Dollars.

Aus allen dieſen Bemerkungen kann man erſehen, daß Schreiber dieſes nicht zu Denen gehört, welche ſich darin gefallen, die Zukunft des Silbers in den ſchwärzeſten Farben auszumalen, wie z. B. Herr Ottomar Haupt, ein tüchtiger Münzſtatiſtiker, aber ein rabiater Goldfanatiker, der unter dem

25. Oktober 1893 im Berliner Börſencourier ſchrieb: „Ich ſehe einen neuen unerhörten Silberkrach voraus . . Mit dem 26. Juni, den Tag, an welchem Indien ein für allemal das „elende Metall“ aus ſeinem Münzſyſtem verſtieß . . muß eine neue Münzpolitik aller Staaten, welche mit dem entwertheten Metalle belaſtet ſind, Hand in Hand gehen.“ Allerdings iſt vorläufig an eine Preisſteigerung nicht zu denken, und ſollte Indien, was ich nicht glaube, jeder geſunden Politik entgegen, gar einen Zoll auf Silber erheben, wie ja von einflußreicher Seite aus vorgeſchlagen wurde, dann muß der Preis noch weiter ſinken. Anderufalls könnte man wohl eine gewiſſe Stetigkeit erwarten, da die Nachfrage für Aſien und für andere Zwecke jedenfalls die ſtark verringerte Produktion abſorbiren würde. Denn wenn auch die Ausbeute für dieſes Jahr keine ſehr bedeutende Abnahme wird aufzuweiſen haben, ſo wird ſich doch bei anhaltend niederen Silberpreiſen die Produktion der nächſten Jahre ſehr erheblich vermindern; um wieviel, iſt unmöglich, zu ſagen. Es kommen dabei noch andere Faktoren in Betracht, denn z. B. von der Produktion der Vereinigten Staaten kommen nur 50 % von reinen Silbererzen, 10 % ſind nur ein Nebenprodukt aus Kupfererzen und 40 % kommen aus Bleierzen. Es wird alſo bei den letzteren ſehr ſtark auf den Preis des Bleies ankommen. Wenn dieſes ſteigt, ſo kompenſirt dies in vielen Fällen den Ausfall am Silber. Sollten aber beide fallen, ſo würde dies die Produktion ſehr reduziren. Betrachten wir nun die Verhältniſſe in den Vereinigten Staaten, ſo muß uns vor allen Dingen auffallen, wie hier in den letzten Jahren die Tendenz vorgeherrſcht hat, der Silberproduktion Vorſchub zu leiſten durch die Münzgeſetzgebung. Man war oft genug nahe daran, dem Silber Freiprägung einzuräumen, und wenn man bedenkt, wieviel Silber die Vereinigten Staaten produziren, iſt es kaum zu verwundern, daß dieſe Verſuche gemacht wurden. Wahr-

ſcheinlich wären dieſe Tendenzen auch durchgedrungen, wenn man nicht Angſt gehabt hätte vor den finanziellen Störungen, welche ſicher in dieſem Falle eingetreten wären. Nichts würde beſſer zuſammenpaſſen, als die extreme Nationalidee des Mc Kinleyismus und die Silberwährung. Beide haben ſie die Tendenz, das Land zu iſoliren, vom Auslande abzuſchließen und die einheimiſche Produktion jeder Art zu ſtimuliren, und es iſt ſehr zu verwundern, daß dieſe beiden Beſtrebungen nicht Hand in Hand gingen. Die eine wäre nur die logiſche Folgerung der anderen geweſen. Die Induſtrie und die Landwirthſchaft hätten ſich wahrſcheinlich nicht ſo ſchlecht dabei geſtellt. Soviel iſt aber ſicher, die Erkenntniß bricht ſich immer mehr durch, daß dieſes Land, ein neues Europa, ohne Europas Feſſeln, mit dazu berufen anzuführen im Ringen der Menſchheit um ihre höchſten Güter, ſich nicht von Europa abſchließen kann, und daß auch es dazu berufen iſt, Kultur und Geſittung hinauszutragen in die dunklen Theile der Erde. Um dies thun zu können, muß aber dieſes Land mit marſchiren an der Spitze der Ziviliſation, es darf nicht zurückſtehen gegen das alte Europa, ſonſt wird es überflügelt und geſchlagen. Es darf alſo keine Rückſchritte machen, und es muß im ſtande ſein, mitzuringen im Wettkampfe um die Märkte der Welt, um diejenige Rolle zu ſpielen, die ihm gebührt auf dem Theater der Weltgeſchichte. Man blicke auf Deutſchland! Ohne die Vortheile der Lage von England oder die Fruchtbarkeit des Bodens von Frankreich, gezwungen durch den Neid und die Mißgunſt ſeiner Nachbarn, ſtets gewappnet zu ſein und bereit zum Kampf, hat es ſich doch durch die Tüchtigkeit, die Sparſamkeit und den Fleiß ſeiner Bewohner emporgeſchwungen in die erſte Reihe. Kann man ſich Deutſchland mit einer Silberwährung denken? oder Frankreich oder irgend einen großen, mächtigen Kulturſtaat? So iſt man auch in Amerika zur Einſicht gelangt, daß es auf

dem bisherigen Wege nicht weiter gehen kann. Zu gleicher Zeit erkennen alle einsichtsvollen Leute an, daß es ein großes Glück wäre, wenn man dem Silber auf rationelle Weise aufhelfen könnte, zumal der Bergbau in Amerika und überall ein äußerst wichtiger Industriezweig ist. Nicht allein wegen seines Produktes, das ja auch nicht zu verachten ist und welches für den Verkehr so nothwendig ist, wie der Saft der Pflanze und das Blut dem Menschen, sondern auch, weil schon seit alten Zeiten durch die Sucht nach den edlen Metallen neue, vormals für unwirthbar gehaltene Gegenden erschlossen wurden. Oft wird dann, nachdem der erste Reichthum erschöpft ist, das Land bewirthschaftet und noch größere Reichthümer und beständigere, als dereinst, der Erde entnommen. Man denke nur an Kalifornien! Es wäre allerdings in vieler Beziehung wünschenswerth, wenn, wie dies ja für das Silber vorgeschlagen wurde, der Bergbau verstaatlicht werden könnte. So, wie er jetzt betrieben wird, gleicht er zu sehr dem Glücksspiele. Einzelne glückliche Individuen ziehen die seltenen Treffer, die Masse aber die Nieten. Was für das Land ein Segen sein sollte, wird zum Fluche. Todtschlag, Betrug, Gemeinheit und alle anderen Laster feiern ihre wüsten Orgien in den neuen Minendistrikten. Armuth und Elend ist das Ende der Arbeiter, wie der Spekulanten, denn Jene sparen nicht in der Hoffnung, einst auch an der erträumten „Bonanza“ Antheil zu haben, und Diese verfolgen das trügerische Irrlicht der Agiotage so lange, bis sie endlich im Sumpfe versinken. Die Glücklichen aber streichen die Schätze ein und berauben das gläubige Publikum noch obendrein. In diesen Ländern handelt jedes Dienstmädchen, jeder Stiefelputzer in shares von Minen, die gewöhnlich gar nicht produziren und nur auf Hoffnung bauen. Da sind die regelmäßig wiederkehrenden Einzahlungen ein totaler Verlust, werden aber mit erstaunlicher Geduld und Ausdauer geleistet. Aus 43 Betrieben haben am Comstock nur vier mit Gewinn,

39 aber mit einem Verluſte von 58 Millionen gearbeitet. Leider aber ſtehen der Verſtaatlichung ſo große Hinderniſſe entgegen, daß auf dieſem Wege nichts anzufangen iſt. Und doch iſt der Bergbau ein edles Gewerbe. Hat doch in älteren Ländern die Dichtung und Sage ihr Zaubernetz um ihn gewoben, wenn auch der kalte Hauch der neuen Welt die Geiſter und Gnomen, die in den alten Bergen hauſten, verſcheucht hat.

Auch auf andere Weiſe hat man vorgeſchlagen, dem Silber eine größere Verwendung zu geben. Es ſollten alle Goldſtücke unter 20 Francs eingezogen und durch Silber, reſp. durch mit Silber gedeckte Scheine erſetzt werden. Dieſer Vorſchlag wurde der letzten Münzkonferenz vorgelegt. Er wurde aber nicht angenommen, denn die meiſten Staaten haben jetzt ſchon mehr ſilbernes Courantgeld, als ihnen lieb iſt. Trotzdem ſteht es durchaus nicht feſt, ob auch das jetzt geltende Syſtem, Silber nur als Scheidemünze zu gebrauchen, unter allen Umſtänden das einzig richtige iſt. Man könnte immerhin dem Verkehre eine gewiſſe Anzahl ſilberner Courantmünzen zuführen, wie es ja auch in der Wirklichkeit in faſt allen Ländern nothgedrungen der Fall iſt. Theoretiſch hätte z. B. die Ausprägung von zwei Millionen Dollars per Monat unter der alten Bland-Bill uns ja ſchon längſt zur Silberwährung bringen müſſen, und prophezeit iſt es oft genug worden. Die Geſchichte währte aber zwölf Jahre, und das Land absorbirte zwar nicht die effektiven Dollars, aber das auf ſie fundirte Papiergeld ohne ſonderliche Verdauungsſtörungen, bis man dem Staatskörper eine noch größere Doſis verſchrieb. Dann wurde es zuviel, und das Reſultat war, daß nach langem Kampfe, wie männiglich bekannt, der Silbergeſetzgebung auf einmal ein Ende gemacht wurde. Die amerikaniſche Münzgeſchichte iſt, obwohl nicht ſehr alt, doch ſehr intereſſant, denn ſie zeigt deutlich, wie ein vergebliches Bemühen es iſt, die Doppelwährung aufrecht zu erhalten. Dabei iſt

es natürlich nicht zu verwundern, daß bei dem großartigen Aufſchwunge, den der Silberbergbau in den letzten Jahren genommen hat, man es verſucht hat, dem Silber einen vermehrten Gebrauch zu verſchaffen. Auch jetzt noch ſteht die amerikaniſche Regierung vor einem Problem, denn die dortigen Währungsverhältniſſe bedürfen dringend einer Regelung, wie die folgenden Ziffern deutlich beweiſen. Außer den 200 Millionen Banknoten, welche von den Nationalbanken ausgegeben wurden und auf Staatspapiere fundirt ſind, hat die Regierung das geſamte umlaufende Papiergeld dem Verkehre übergeben. Davon giebt es aber nicht weniger als fünf Sorten, nämlich 1. Goldcertifikate, dies ſind Depotſcheine auf Gold lautend, 2. Greenbacks (die Ueberbleibſel aus Kriegszeiten), 3. Silbercertifikate (Depotſcheine auf Silberdollars lautend), 4. Schatzſcheine (durch angekaufte Silberbarren fundirt) und 5. eine kleine Anzahl ſogenannter Currency-certificate. Silberpapier allein ſteht aus zu dem anſehnlichen Betrage von 473 Millionen Dollars, daneben ſind in den Händen des Publikums 58 Millionen Silberdollars und 64 Millionen ſilberner Scheidemünze, alſo 600 Millionen entwertheten Silbers. Jedenfalls iſt ein Punkt insbeſondere ſehr bedenklich für die Vereinigten Staaten ſowohl, als auch für alle übrigen Länder mit Gold- oder hinkender Währung, nämlich, daß ſich leicht ein lohnender Induſtriezweig entwickeln könnte, welcher dieſe Münzen genau nachprägen und mit einem enormen Nutzen arbeiten würde. Zum Preiſe von 70 Cents per Unze könnte man, abgeſehen von Herſtellungskoſten, unſeren Silberdollar zu 54 Cents nachprägen, den halben Dollar zu etwas über 25 Cents, das franzöſiſche Fünffrankſtück zu 2 Franks 55 Centimes, die Zwei- und Einfrankſtücke verhältnißmäßig noch billiger, den preußiſchen Thaler um etwa die Hälfte ſeines Nominalwerthes, die Fünf-, Zwei- und Einmarkſtücke zu 2 Mark 40, 94 und 47 Pfennige reſp. Dabei

würden ſelbſtverſtändlich die falſchen Münzen dasſelbe Quantum Silber enthalten, wie die echten, und von ihnen nicht zu unterſcheiden ſein. Daneben hat es immerhin etwas Mißliches, ſolche Mengen unterwerthigen Geldes im Umlauf zu haben. Denn Silbergeld iſt doch nicht eigentlich Scheidemünze. Es zirkulirt in großer Menge und vermittelt einen großen Theil des Kleinhandels und der Lohnarbeit eines Landes. In dieſer Hinſicht ließe ſich alſo etwas für Silber thun. Die meiſten der Münzgeſetze wurden erlaſſen, als das Verhältniß von Silber zu Gold noch ein ganz anderes war. Seitdem iſt darin eine entſchiedene, wohl auf lange Zeit hinaus gültige Aenderung eingetreten. Eine ſtarke Preisſteigerung des Silbers iſt auf lange Zeit hinaus nicht zu erwarten. Man könnte alſo die Silbermünzen feiner und ſchwerer machen und dadurch dem Silber eine ſeinen Produktionsverhältniſſen entſprechende erhöhte Verwendung geben. Da aber dieſes ein ziemlich koſtſpieliges Unternehmen iſt, ſo iſt es zweifelhaft, ob ſich irgend ein Staat entſchließen wird, mit gutem Beiſpiele voranzugehen. Ehe man dazu gezwungen wird, iſt kaum eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß man auf dieſe Weiſe vorgehen wird. Man wird ſich eben mit dem alten Schlendrian weiterbehelfen. Das vorhandene Silber wird in allen Ländern, welche es beſitzen, fortfahren, theils mit zur Deckung des Notenumlaufes zu dienen, theils als Courantgeld zu zirkuliren, während es in langſam anwachſenden Mengen zu allen Zeiten als Kleingeld fungiren wird. Mit dem Wachſen der Bevölkerung und des Wohlſtandes werden auch jährlich größere Mengen in der Kunſt und Induſtrie verwendet werden. Die halbbarbariſchen Völker werden ſich des Silbergeldes in fortwährend ſteigendem Maße bedienen, und Aſien wird wohl noch auf lange Zeit der Hauptkunde für Silber bleiben. Der Preis wird vorläufig nicht viel ſteigen können, wenn auch ein größerer Preisfall ſehr unwahrſcheinlich

iſt. Die Produktion wird ſich bedeutend verringern und hatte vielleicht überhaupt ſchon ihren Höhepunkt erreicht. Die große Abnahme in der Nachfrage durch das Einſtellen der Silberkäufe in den Vereinigten Staaten wird jedenfalls den Markt drücken, bis eine anderweitige Abzugsquelle gefunden oder das Angebot erheblich verringert ſein wird. Indien bildet zur Zeit das große Fragezeichen in der Silberfrage. Schreiber dieſes glaubt, es wird fortfahren, große Mengen Silbers nach wie vor an ſich zu ziehen. Der Preis des Silbers wird dann wohl ſtetiger werden, die Verlegenheiten der Silberländer infolgedeſſen ſich heben und das Vertrauen, welches nicht zum kleinſten Theile durch die Unſicherheit und die Schwankungen des Silberpreiſes erſchüttert war, wird ſich wieder einſtellen. Freilich, wenn die ziviliſirte Welt ſich dazu aufraffen könnte, ihrerſeits durch gegenſeitiges Uebereinkommen dem Silber eine erhöhte Verwendung zu verſchaffen, bis ſich die Dinge wieder mehr ausgeglichen hätten, ſo wäre dies ein großer Fortſchritt. Daß dies eintreten wird, iſt aber mehr ein Wunſch als eine Hoffnung. Denn leider iſt die Zeit noch nicht gekommen, wo der Tiger und das Lamm friedlich nebeneinander lagern, wo Friede und Eintracht unter den Völkern herrſcht und die Verbrüderung der Menſchheit zur anerkannten Thatſache geworden iſt.

Immerhin iſt es ein durchaus abnormer Zuſtand, wie er jetzt exiſtirt. Die Furcht vor dem Silber hat Völker, welche durchaus nicht im ſtande ſind, ſich ſolchen Luxus zu erlauben, veranlaßt, ſich Goldwährung beizulegen. So z. B. hat Italien nicht allein ſein mühſam erworbenes Gold, ſondern auch ſein kleines Silber verloren. Oeſterreich-Ungarn hat auch mitgemacht, und in Indien will man Goldwährung mit Silberumlauf einführen. Man ſchafft hierbei ſehr künſtliche Zuſtände, und es iſt noch ſehr die Frage, ob es nicht beſſer wäre, für wirthſchaftlich ſchwache Staaten bei der Silberwährung zu bleiben. Vielleicht

wäre es gar keine so schlechte Spekulation für einen Staat mit Papiergeld, sich zu den niederen Preisen Silber anzuschaffen und zur Silberbarzahlung überzugehen, denn es wird sicherlich wieder eine Reaktion zu Gunsten des Silbers eintreten, und wenn auch die großen Gläubigernationen der Welt wohl nie wieder die Goldwährung aufgeben werden, so müssen sich die schwächeren Nationen mit Silber begnügen, welches sicherlich dem Papiergelde vorzuziehen ist. Und wenn dies auch die Theilung der Erde in zwei Gebiete, das Silbergebiet und das Goldgebiet, dieses für die fortgeschrittenen, jenes für die zurückgebliebenen Völker, bedeutet, so sollte dies so große Schrecken nicht haben. Jedenfalls kann der Verkehr schlimmstenfalls ohne Gold, doch ohne Silber nie und nimmermehr zurechtkommen. Von allen begehrt, werden sie beide, das Gold wie das Silber, fortfahren, dem Weltverkehre zu dienen, jedes in seiner Weise. Keineswegs aber haben wir es nöthig, zu verzweifeln an der „Zukunft des Silbers".

Anmerkungen.

[1] Die Bank von Frankreich rechnet das Silber in ihren Gewölben für voll im Verhältniß von $15^1/_2 : 1$. Ihr wirklicher Kassenbestand ist also nicht, wie gemeldet wird, 2960 Millionen, sondern nur 2360 Millionen Francs.

[2] Man kann allerdings auch mit einer reinen Silberwährung zurechtkommen, aber kein Staat kann heute eine Rolle im internationalen Verkehre spielen, der Silberwährung hat.

[3] Richtig ist es auch, daß zur Zeit an eine allgemeine Goldwährung nicht zu denken ist.

[4] Dabei wird aber doch vergessen, daß weder für Geldzwecke noch für nichtmonetäre Verwendung das eine Metall für das andere als Ersatz dienen kann.

[5] Dieses Werk wurde von Herrn Robert Stein ins Englische übersetzt und von dem Senatskomittee für Währung und Münzwesen als Dokument gedruckt.

[6] Die Aktien, die zu 80 Sh. ausgegeben wurden, standen Septbr. 1891 auf $10^1/_2$ Lsterl., Juli 1892 auf 5,00 Lsterl. und jetzt sind sie 2,90 Lsterl. Der ganze Bergbau wird also jetzt auf etwa 10 Millionen Dollars geschätzt.

[7] Auch diese Mine ist jetzt stark entwerthet. Noch am 6. Mai standen die Aktien auf 7,50 Dollars, jetzt stehen sie $2^1/_4$ Dollars, und die Dividenden fielen von 15 Cents auf 5 Cents.

[8] Dieser Vortrag wurde am 9. November 1893 vor dem Deutschen Gesellig-Wissenschaftlichen Verein von New York gehalten.

Religionsanschauungen des Euripides.

Von

Dr. phil. Erich Bußler
in Freienwalde a. O.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

In seinem Vortrage über „Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum" spricht E. Th. Gravenhorst* mit Recht von einzelnen Sühnpriestern und Hymnendichtern, wie Epimenides aus Kreta, Abaris u. a., welchen man gar wohl den Namen Reformatoren beilegen dürfe, und fährt dann mit den Worten fort (S. 19): „Ihnen unmittelbar zur Seite stehen die großen Lyriker und Tragiker, Pindar, Aeschylos, Sophokles, Euripides, die gleichfalls augenscheinlich bemüht sind, die religiösen Begriffe zu heben und zu läutern." Der Wirkungskreis jedes einzelnen der genannten Meister war offenbar ein großartiger auf diesem Gebiete, so sehr auch immer die Verschiedenheit ihres Auftretens untereinander ins Auge fallen wird. Uns möge nun jetzt der zuletzt genannte, Euripides, beschäftigen, von dem wir ja allerdings sagen müssen, daß er seinen beiden Vorgängern auf der Bühne keineswegs gleichkam, dessen negatives Vorgehen zum Heile der Wahrheit und der Aufklärung nicht nur von Gravenhorst allein hervorgehoben ist, der Mann, welchen man gewöhnlich als den Verkünder einer flachen und trivialen Lebensweisheit hinstellt, kurzum, derjenige Dichter, welcher — als Mensch betrachtet — bisher mindestens wenig zu seinem Rechte in unserem Urtheil

* Sammlg. gemeinverst. wissensch. Vorträge. XVI. Serie, Heft 370.

gekommen ist, eben weil man sein poetisches Wirken und seine Belehrung des Volkes im allgemeinen, wie er es darin ausdrückte, nicht streng genug voneinander trennte, und weil man in Bezug auf die Dichtkunst durch die beiden anderen Helden zu sehr verwöhnt war.

Ich habe es mir nun zur Aufgabe gemacht, im folgenden seine Religionsanschauungen darzulegen, und mich bemüht, die hauptsächlichsten, hierauf bezüglichen Stellen aus seinen Dramen und den Fragmenten der verlorenen zusammenzustellen, wenn ich es auch als einen großen Mangel anschauen muß, daß sich über die Entwickelung eben dieser Ideen, über das Vorherrschen der einen über die anderen, über Lösungen von Widersprüchen u. s. w. nichts Sicheres daraus erkennen läßt. Allerdings ist es mir auch nicht entgangen, daß wohl Niemand jetzt mehr darüber zu entscheiden vermag, wieweit wir in eben diesen Aussprüchen nicht nur Worte der betreffenden dramatischen Figuren nach ihren Verhältnissen und Charakteren sehen, sondern sie auch als Aeußerungen des eigentlichen Gemüthes des Autors fassen dürfen; aber gerade weil der Dichter, wie man ja immer betont, so voll und ganz nach allen Richtungen hin am Leben theilnahm und mit seiner Person stets so recht mitten in demselben stand, meine ich, daß wir bei ihm noch eher als bei irgend einem seiner Zeitgenossen zu solch einem Rückschluß berechtigt sind. Ich bin überzeugt, daß wir bei vorsichtigem und sorgfältigem Suchen in seinen Versen noch manches Körnlein finden werden, das wir ohne weitere Bedenken auch in dieser Weise richtig verwerthen können; jedenfalls werden wir nicht zu weit gehen, wenn wir uns sagen, daß der Dichter in diesem Sinne, wie er sich in jenen Worten kund thut, auf die Zuschauer habe wirken wollen. Selbstverständlich ist es mir unmöglich, wenn ich nicht verschiedene andere Untersuchungen auf diesem Gebiete heranziehen und somit meine eigene Darstellung über die ihr

gebotenen Schranken erweitern soll, die einzelnen zahlreichen Citate, wo es vielleicht erwünscht wäre, philologisch zu beleuchten. Man erwarte vielmehr nur eine kurze Darlegung der religiösen Sinnesart des Euripides, wie sie ihm nach meiner Auffassung der davon sprechenden Verse seiner Werke eigen war.

Die Belegstellen sind citirt nach der Ausgabe von Dindorf: Poetarum scenicorum Graecorum . . . fabulae superstites et perditarum fragmenta. Ed. V. Die Verse des einfachen Dialogs habe ich mich bemüht, möglichst treu zu übersetzen, und nur bei denen des Chorgesanges erlaubte ich mir eine freiere Uebertragung, um unter Einfügung des Reimes die Erinnerung an das Lied rege zu halten.

I. Wesen und Wirken der Götter.

1. Allgemeines.

Ein herrliches Zeugniß von dem Glaubensmuth und dem Gottvertrauen des Dichters finden wir in dem Frgm. 981, wo er klar und deutlich seine Ueberzeugung in den Worten ausspricht:

„Zeus und die Götter leben, — wer mich auch darum
Verspotten mag, — und schauen auf der Menschen Leid."

Allerdings stehen sie in ihrem Wesen weit über dem der Irdischen, und diese müssen sich begnügen mit der Erkenntniß, daß sie es nie und nimmer völlig ergründen können, wie in der Helena der Bote zu der Gemahlin des Menelaus sagt (V. 711 ff.):

„Des Gottes Wesen, Tochter, ist höchst zweifelhaft,
Schwer zu erkennen. Gründlich kehrt er alles um,
Bald hier, bald dort sich zeigend; Einer leidet schwer,
Der And're geht zu Grunde ohn' ein Leid zuvor."

Nur wissen wir von den Himmlischen bestimmt, daß sie alles sehen, daß ihnen nichts verborgen ist, ja daß es ihnen

überhaupt an nichts fehlt. Des Dichters Meinung über das Erſtere erfahren wir noch in dem Frgm. 832, wo er ſagt:

„Wer von den Menſchen hier ſein täglich Unrecht thut
Und glaubt, den Göttern dabei ſicher zu entgeh'n,
Glaubt falſch und richtet ſich zu Grund in ſeinem Wahn,
Wenn die Gerechtigkeit einſt waltet ihres Amts
Und Strafe fordert für das, was er Böſes that."

Daß ſie aber alles wiſſen, bezeugt er in den Schutzflehenden, wo Theſeus, nachdem er die Argiverinnen zum Schwur aufgefordert hat, ihnen zuruft (V. 1174 f.):

„Zeus weiß es und die Götter in dem Himmel all',
Was ihr von uns empfangen habt ..."

und auch im Hippolytos ſtellt er es als ſelbſtverſtändlich hin, daß dieſelben weiſer ſind, als die Menſchen, wenn er die Diener die Kypris um Gnade für den Helden bitten läßt, und dieſe ihr Flehen mit den Worten begründen (V. 119 f.):

„Höre nicht hierauf;
Denn weiſer als die Menſchen ſind die Götter ſtets."

Ja, ganz allgemein ſagt Agamemnon in der Iphigenia in Aulis hierüber (V. 394b):

„Göttlich Weſen iſt nie Thorheit!"

und recht wohl läßt es ſich hiermit vereinigen, wenn wir im Herakles (V. 1345 f.) leſen, daß ihnen in ihrer Hoheit nichts fehle, oder in den Phöniſſen den Ausſpruch hören (V. 689): „Alles wird den Göttern leicht!" Auch vergleiche man mit dieſem Ausdruck ihrer unbeſchränkten Macht folgende Worte aus der Tragödie Ion, als Athene zur Kreuſa, welche bisher den Phöbus Apollon nur geſcholten hatte, alſo ſagt (V. 1614 f.):

„Recht iſt's, daß du ihn jetzt preiſeſt. Denn es mag der Götter Macht
Lang' zwar auf ſich warten laſſen; ſchließlich aber wirkt ſie doch!"

Ja, die Stärke des göttlichen Willens wird gleichſam ſprüchwörtlich in jenem Verſe des Thyeſtes angedeutet, in

welchem es heißt, daß einem Menſchen unter dem Schutze der Himmliſchen alles möglich ſei, in den Worten (Frgm. 401):

„Will's Gott, kannſt ſelbſt du auf der Binſenmatte fahr'n!"

Trotz des ſo großen Vertrauens jedoch, das ſich in dieſen Ausſprüchen kundgiebt, dürfen wir nicht verkennen, daß derſelbe Dichter über die Götter im einzelnen ſehr verſchieden urtheilt. Das darf uns indeſſen nicht zu ſehr verwundern, da es ja natürlich iſt, daß jeder Stamm und jeder Staat den Schutzgott, welchen er ſich einmal ausgeſucht und welchem er ſich anvertraut hatte, für den mächtigſten hielt, wie die Argiver die Hera und die Athener ihre Pallas Athene. Eben dies betont Euripides, indem er in den Herakliden (V. 347 ff.) ſagt:

„Und nicht gering're Götter wollen wir
Zu Bundsgenoſſen haben, als ſie Argos hat.
Denn dieſem Land ſteht Hera vor, des Zeus Gemahl,
Athene aber unſer'm; und ich mein', zum Glück
Wird es uns ſein, daß uns die Stärkeren gehör'n.
Denn daß beſiegt ſie werde, duldet Pallas nie."

Beſonders wichtig müſſen wir jedoch alle Aeußerungen des Dichters über die ethiſche Seite der Himmliſchen anſchlagen. Gerade hierin tritt er in den ſchärfſten Gegenſatz zu der beſtehenden Volksreligion, und wenn Gravenhorſt (eb. S. 23) auch mit Recht betont, daß „er mehr negativ für Wahrheit und Aufklärung ſtreitet und mehr ſpekulative Betrachtungen anſtellt und eine rationaliſtiſch gefärbte, zuweilen ans Triviale ſtreifende Kritik übt", ſo können wir es doch nicht hoch genug ſchätzen, daß er ſich ſeine Meinung über das Ideale und Erhabene im Weſen der Gottheit durchaus ſicher und beſtimmt gebildet hat und dieſe auch ohne Scheu offen vorträgt. Dies zeigen uns ſeine Worte aus dem Bellerophon (Frgm. 294, V. 7):

„Wenn Götter ſchimpflich handeln, ſind ſie ſolche nicht."

in denen die Unvereinbarkeit des Sündhaften mit dem göttlichen Weſen deutlich hervorgehoben wird. Er betont es ferner ausdrücklich, daß eben darin der Gegenſatz der Götter und der Menſchen beſtehe, daß dieſen nichts, jenen alles zu glauben ſei, wie er in der Helena ſagt (V. 1148 f.):

„Nichts iſt
Je bei den Menſchen zuverläſſig, was es ſei;
Der Götter Worte aber fand ich ſtets nur wahr."

Nur in ſolcher Hoheit will er ſich die Himmliſchen vorſtellen, und nur in dieſer Weiſe will er von ihnen ſprechen, wie ſehr er ſich auch bewußt iſt, daß er damit der allgemeinen Volksanſchauung und Ueberlieferung entgegentritt. Man beachte nur die folgenden Sätze, die dem Raſenden Herakles entnommen ſind, wo er es wiederum hervorhebt, daß die Götter kein Unrecht thun können, und in welchen er dieſe ſeine Stellung zu der herrſchenden Anſicht deutlich darlegt in den Worten (V. 1341 ff.):

„Doch daß ein Gott an dem verbot'nen Ehebett
Sich freue, oder, daß er Jemand Feſſeln werd'
Anlegen, glaub' ich nicht und hab' es nie geglaubt,
Noch daß der eine woll' des ander'n Herrſcher ſein —
Denn nöthig hat ein Gott, iſt er in Wahrheit Gott,
Dies nicht. Unſel'ge Sänger ſagen ſolches nur."

Dieſe Kritik iſt gewiß energiſch, und man kann überzeugt ſein, daß ſie ihre gute Wirkung im Volke nicht verfehlt und den gleißneriſchen, bethörenden Ausſprüchen der nationalen Dichter und Sänger, wie man ſie fortwährend an den großen heiligen Feſten von der Bühne herab hörte, zum Heile entgegengearbeitet hat. Wie ernſt er aber ſelber dieſe ſeine Meinung aufgefaßt wiſſen wollte, ſehen wir deutlich aus jenen Worten der Iphigenia in Taurien (V. 380 ff.), welche nicht nur zur Erkennung des Gemüthes ſeiner Bühnenheldin von Wichtigkeit ſind, wie ich ſie ja auch deshalb in meiner Abhandlung über Frauencharaktere

aus den Tragödien des Euripides (Sammlg. gemeinverſt. wiſſenſch. Vortr. N. F. VII. Serie, Heft 158) S. 13 f. angeführt habe, ſondern welche auch ohne Zweifel die eigenen Anſchauungen des Autors klar wiedergeben und daher wohl einer Wiederholung werth ſein mögen. Sie lauten:

„Der Göttin Dienſt kann ich als liſtigen Betrug
Nur tadeln. Denn wenn Jemand einen Mord begeht,
Die junge Mutter oder einen Todten nur
Berührt, den hält als unrein ſie vom Altar fern;
Ihr ſelbſt ſind aber Menſchenopfer eine Luſt!
Unmöglich iſt die Tochter Letos und des Zeus
So unvernünftig. Auch die Sage, glaub' ich, lügt,
Es habe Tantalus den Göttern einſt ein Mahl
Bereitet und am Fleiſch des Kindes ſich erfreut.
Gewiß! Die Taurier ſchlachten ſelber Menſchen gern
Und ſchreiben dann der Göttin ſolche Greuel zu.
Denn daß ein Gott je Böſes thut, das glaub' ich nicht."

2. Die göttliche Gerechtigkeit.

Vollkommen in Uebereinſtimmung mit dem bisher Entwickelten ſteht die Anſchauung des Dichters von der göttlichen Gerechtigkeit, ſei es nun, daß er dieſelbe als ein dämoniſches Weſen für ſich beſonders auffaßt, ſei es, daß er von ihr nur wie von einer Eigenſchaft ſpricht, welche den Himmliſchen von Natur zukommt, ohne welche dieſelben überhaupt nicht zu denken ſind. Gerade über dieſen Punkt finden ſich recht viele Aeußerungen in ſeinen Dramen, ſo daß wir nicht leicht verkennen mögen, wie ſehr eben dieſe Frage zu jener Zeit nach allen Seiten hin behandelt wurde.

Indem er ſie als ſelbſtändige Göttin darſtellt, nennt der Dichter die Gerechtigkeit ein Kind des Chronos (Frgm. 223), und wenn er auch ihr Weſen nicht näher beſchreibt, ſo weiß er es uns doch inſofern anzudeuten, als er darlegt, welcher Menſch darauf rechnen darf, mit ihr im Bunde zu ſein, was er durch

ſie erreicht, und wie ſie ſelber ihres Amtes waltet. Ich führe hier noch einmal das eben genannte Fragment an, das die beiden Verſe enthält:

„Gerechtigkeit iſt, wie man ſagt, ein Kind der Zeit;
Sie wohnet Jedem inne, der nicht böſe iſt,"

und ſtelle zur weiteren Erkenntniß der Macht derſelben daneben die Worte aus dem Palamedes (Frgm. 588):

„Unzähl'ge Ungerechte Ein Gerechter ſchlägt,
Hat er den Gott und die Gerechtigkeit im Bund",

ſowie die beiden folgenden Verſe aus den Schutzflehenden, welche ſie nicht minder ſchön erſcheinen laſſen, indem ſie rühmend von ihr melden (V. 564 f.):

„Sei ruhig! Wenn du dir von der Gerechtigkeit
Den Glanz bewahrſt, entgehſt du vieler Menſchen Red'!"

Wie herrlich ſie aber ihr Amt verſieht, ſagt der Dichter lobend in den Worten (Frgm. 559): „Ich ſehe, mit der Zeit bringt die Gerechtigkeit den Menſchen alles an das Licht." Denn ihr kann nichts entgehen, ſie ſiehet alles, wie er ausdrücklich hervorhebt (Elektra, V. 771), wenn auch die Art und Weiſe ihres Waltens ganz in ihrem Belieben ſteht und ſie keineswegs gezwungen iſt, ſchnell zu handeln, wie wir in dem Frgm. 969 leſen:

„Nicht heftig greifet die Gerechtigkeit dich an
Und trifft dein Herze oder deſſen, welcher ſonſt
Geſündigt. Still und langſam ſchreitet ſie vielmehr
Dahin und packt die Böſen, wann es ihr gefällt."

Ja, er warnt ſeine Mitmenſchen ſogar vor ihrem Erſcheinen und ruft ihnen zu (Frgm. 224):

„Wohl zögert die Gerechtigkeit; doch nahet ſie
Ganz unbemerkt, ſobald ſie einen Sünder weiß!"

Am meiſten aber verherrlicht er die Göttin, indem er ſie einerſeits ſogar dem Vater Zeus als Bundesgenoſſin zur Seite

ſtellt und andererſeits ausdrücklich hervorhebt, wie nahe ſie uns Menſchen iſt, mit den Worten des Frgm. 508:

„Glaubt ihr, daß eure Sünden zu den Göttern ſtets
Auf Flügeln eilen, daß ſie in dem Brief des Zeus
Dort aufgezeichnet werden, und der Gott alsdann
Den Menſchen ſpreche Recht? — Der ganze Himmel würd'
Hier nicht genügen, wollte Zeus der Menſchen Sünd'
Aufſchreiben, und nie könnt für jeden Einzelnen
Die Strafe er beſtimmen! Die Gerechtigkeit
Wohnt hier ganz nah' bei uns — wollt ihr ſie ſehen nur!"

Vielfach finden ſich alsdann Ausſprüche über die Gerechtigkeit der Götter ſelbſt, ſowohl im Hinblick auf den Kreis der Himmliſchen im allgemeinen, wie auch mit Rückſicht auf dieſen oder jenen einzelnen im beſonderen; nur die hauptſächlichſten will ich hier erwähnen. So ſagt der Dichter im Raſenden Herakles von allen (V. 772 f.):

„Die Götter lieben es, auf Ungerechtes wie
Auf Recht zu ſchauen,"

und betont es beſonders, daß ihre eigenen Thaten ſtets gerecht ſind, im Frgm. 609:

„Nicht handeln Götter ungerecht, bei Menſchen nur
Den böſen zeigt der Frevel ſich gar oft."

Dieſe Ueberzeugung iſt ihm eine große Befriedigung, und gern will er auch Anderen dieſen Glauben an ein ſtets gerechtes Thun der Götter beibringen, die nicht nur ſelbſt ſo handeln, ſondern auch ſtets nur das Gerechte begünſtigen. Dieſem Streben dient der Vers (Elektra, V. 1169):

„Gerechtigkeit nur läßt die Gottheit walten ſtets"

oder in anderer Weiſe die folgenden (Helena, V. 1678 f.):

„Denn Götter haſſen einen Wohlgebor'nen nicht;
Wer aber nicht geachtet iſt, erfährt mehr Pein."

Sodann ſpricht er ſeine Zuverſicht ob dieſer Mitwirkung der Himmliſchen zum Heile der Menſchheit klar aus in den ſchönen Worten des Jon (V. 1619 ff.):

„Weſſen Haus auch Unglück trifft —
Jeder ehr' die heilgen Götter und ſei immer guten Muths!
Schließlich wird ja allen Guten ihrer Würd'ges nur zu theil.
Böſen geht es — ſei'n ſie immer, wie ſie ſeien — niemals gut!"

und nicht minder bekräftigt er dieſe ſeine Anſicht in den Verſen der Iphigenie in Aulis (V. 1034 f.):

„Sind wahrhaft Götter, wirſt du als gerechter Mann
Edles verlangen. Doch wenn nicht, was mühſt du dich?"

Ja, er zeigt uns noch mehr, wie ſehr er ſich dieſe Gerechtigkeit dem Weſen der Himmliſchen eigen denkt, indem er uns durch den Mund des Oreſtes unumwunden erklärt (Elektra, V. 583 f.):

„Niemand dürft' an Götter glauben noch,
Wär' Ungerechtigkeit je ſtärker als das Recht",

und nur einen der dort oben Thronenden mag er als Schiedsrichter und Friedensſtifter in der Menſchen Streitigkeiten anerkennen, wie wenigſtens Jokaſte ihrem Sohne Polyneikes vorwirft (Phöniſſen, V. 466 ff.):

„Du kommſt hier mit dem Heer der Danaer und haſt
Unrecht erlitten, wie du ſagſt. Doch Richter ſei
Und Friedensſtifter in dem Streite hier ein Gott!"

Es iſt nicht geſagt, wer von ihnen als Vermittler gewünſcht wird, ſondern dem Dichter genügt es, ganz allgemein auf ſie hinzuweiſen, denn er weiß es, daß ſie alle gleich gut dieſes Amt verſehen würden. Dagegen hebt er, um ſeiner Verſicherung in dieſem Falle eine beſondere Bedeutung zu geben, in der Medea ſpeziell das Walten des Zeus hervor, indem er den Chor die Heldin mit den Worten beruhigen läßt (V. 157):

„Zeus wird für dich Recht ſprechen!"

ebenſo wie er den Namen dieſes Gottes auf das innigſte mit der Gerechtigkeit verbindet, indem er (Oreſtes, V. 1242 f.) ſagt:

„Du Zeus, Urahn' du, und der Dike Glanz,
Laßt mir wie dieſer hier es immer wohl ergeh'n!"

Schließlich bringt der Dichter die Gerechtigkeit der Götter und Dämonen auch in negativer Weiſe dadurch zur Anſchauung, daß er andeutet, wie Niemand von ihnen ſich der Böſen annehme oder auf ihre Worte höre. Vollkommen ſicher, daß ſie nur das Verderben ihres Feindes vorauszuſehen hat, ſagt Medea höhnend zu dem gehaßten Jaſon (V. 1389 f.):

„Wer von den Göttern und Dämonen hört dich noch,
Dich, den Meineid'gen und Betrüger jeden Gaſt's?"

Geſchickt ſind hier zwei Frevel aus der Summe der menſchlichen Sünden herausgenommen, welche Jedermann zu den größten und widerlichſten rechnete, ja welche allgemein als Repräſentanten aller Verbrechen überhaupt angeſehen wurden. Wer alſo, ſo meint der Dichter, einem von den hier genannten Laſtern verfallen iſt, von dem wenden ſich die Götter mit Entſetzen ab, denn ſie würden ſich ja ſonſt mit ihm gemein machen und ſich durch ihre Gnade ſelbſt verſündigen.

3. Geſetz der Götter.

Wie aber die Gerechtigkeit in dieſer Weiſe unter den Göttern herrſcht und ſogar ſelbſt als himmliſcher Dämon unter ihnen in Perſon waltet, ſo ſtellt ſich Euripides neben ihr noch einen anderen Gott vor, welcher jene in der Wahrung des Rechtes ebenfalls unterſtützt, nämlich das ſog. göttliche Geſetz. Es dient gewiſſermaßen als Norm für den gegenſeitigen Verkehr unter den Himmliſchen ſelbſt, iſt aber auch von unendlicher Macht, weil es fortwährend darlegt, was dieſelben von den Menſchen und dieſe von jenen zu erlangen haben.

Sein Walten unter ihnen ist dem Dichter durchaus selbstverständlich, eben da sie infolge ihres Wesens nicht sündigen dürfen. Hören wir nur, wie er zunächst von denselben in der Hekuba (V. 798 ff.) spricht:

„Ja, schwache Sklaven sind wir Menschenkinder nur;
Die Götter haben Kraft und ihr gewaltiges
Gesetz. Um dessentwillen glauben wir an sie
Und grenzen Recht und Unrecht von einander ab."

Noch mehr aber möchte ich darauf aufmerksam machen, wie er den Ion im gleichnamigen Drama (V. 442 ff.) sagen läßt

„Wie wolltet ihr denn je mit Recht den Sterblichen
Gesetze geben, wenn ihr selber sie nicht wahrt?
Doch wenn — es wird nicht sein, ich nehme es nur an —
Den Menschen ihr müßt büßen für der Ehe Zwang.
Du oder auch Poseidon oder Zeus, der Herr,
So macht ihr selbst zur Strafe eure Tempel leer.
Ihr würdet ja die Lust vorziehen dem Verstand
Und sündigen! Nicht böse aber dürfte man
Die Menschen nennen, wenn der Götter Frevel sie
Nachahmten, sondern Jene, die sie solches lehr'n."

Klar und bestimmt spricht der Dichter hier seine Meinung aus, und zwar versteht er es ganz vorzüglich, sowohl einerseits die Hoheit und Würde der Götter hervorzuheben, indem er betont, wie sie sich selber, falls sie sich einmal vergäßen, nur schaden würden, und andererseits auch seine eigene Person vor jedem etwaigen Vorwurfe der Unehrerbietung zu schützen, indem er ausdrücklich hinzufügt: „Es wird nicht sein, ich nehme es nur an." Die Frevel aber, welche er hier wieder in solcher Weise nennt, sind, wie man leicht erkennt, gerade solche, deren die Götter in der Mythologie fortwährend beschuldigt waren, und welche man ihnen nur gar zu leicht im Volke zuzutrauen sich gewöhnt hatte. Um so mehr mußte natürlich Euripides nun auch eine Wirkung erzielen, sobald er einmal energisch

dagegen auftrat, wenn wir ja natürlich jetzt auch nicht mehr erkennen können, inwieweit es ihm im einzelnen gelungen ist.

Auch sonst noch erwähnt er eben dieses Gesetz, doch ohne irgendwelche nähere Bestimmungen; nur in den folgenden Versen, in welchen Artemis zu Theseus spricht, erfahren wir einmal Genaueres darüber (Hippolytos, V. 1328 ff.):

„Bei Göttern waltet folgendes Gesetz:
Den freien Willen Dessen, der etwas erstrebt,
Will Niemand hindern; immer treten wir zurück",

und sicher wird man hierin ein nicht geringes Maß von Selbstschätzung des Dichters erkennen, wenn man diese Hervorhebung des freien Willens bei den Menschen beachtet, der gegenüber die göttliche Willkür bei aller ihrer Macht in die Schranken gewiesen wird.

4. Fürsorge der Götter für die Menschen.

Vollständig diesen Begriffen von Recht und Gerechtigkeit der Himmlischen entsprechend ist das, was wir bei unserem Dichter über ihre Theilnahme und Fürsorge für die Menschenkinder ausgesprochen finden. Zwar bemerkt er ausdrücklich, daß jene wollen, daß diese arbeiten, wenn er (Elektra, V. 80 f.) sagt:

„Kein Mensch, der immer Götter nur im Munde führt,
Wird durch sein Trägsein leicht sich schaffen Unterhalt,"

doch hindert ihn dies nicht, überall von der großartigen Liebe der Himmlischen zu den Sterblichen zu sprechen. Es würde zu weit führen, wollte ich die Stellen alle einzeln durchgehen, vielmehr mag es genügen, wenn ich nur z. B. an die Worte aus dem Hippolytos (V. 1102 f.) erinnere, in denen er erklärt, daß seine Traurigkeit schwinde, sobald er nur an die große Fürsorge der Götter denke, oder an die des Orestes (V. 667 f.), wo der Held erst sich darüber ausspricht, daß Freunde einander beistehen müßten, und dann fortfährt:

„Wozu denn Freunde, wenn ein Gott uns gnädig iſt?
Ja, es genügt, wenn er uns ſelber helfen will."

oder endlich an jene Verſe, die wir in den Schutzflehenden aus dem Munde des Theſeus hören (V. 592 ff.):

„Mit meinem Gott zuſammen werde ich
Als Held das heldenhafte Heer zum Kampfe führ'n.
Eins nur iſt nöthig — daß uns Götter helfen, die
Das Recht beſchirmen. Wahrlich ſolch' ein Bund giebt uns
Den Sieg; doch nützt die Tugend nie und nimmermehr
Den Menſchen, wenn ihr nicht der Gott zur Seite ſteht."

Allerdings malt uns der Dichter die Himmliſchen keineswegs immer im Lichte gnädiger Milde aus, ſondern er betont, um von anderem abzuſehen, auch (Andromache, V. 1007 f.), wie ein Gott ſeine Feinde zu ſtürzen wiſſe und ihren Hochmuth nicht aufkommen laſſe, oder hebt auch den Gegenſatz ihrer Strenge und Güte hauptſächlich hervor, indem er im Hippolytos der Artemis die Worte in den Mund legt (V. 1339 ff.):

„Wenn Fromme ſterben, freuen ſich
Die Götter niemals; doch die Frevler tilgen wir
Samt Haus und Kindern alle von der Erde aus."

Oft iſt es den Sterblichen gar nicht möglich, ſagt er, ihren Willen zu erkennen (Frgm. 941), und ſtets hält er an der Idee feſt, daß die Götter den Menſchen allerlei Täuſchungen und Trugbilder ſenden. So heißt es z. B. in Frgm. 925:

„Durch mancherlei Geſtaltung ihrer Klügelei'n
Betrügen uns die Götter, weil ſie mächt'ger ſind,"

und vor allem beachte man hier, daß ja das ganze Drama Helena auf eben dieſer abenteuerlichen Auffaſſung beruht, während es andererſeits durchaus nicht auffallend erſcheint, daß ſie unter Umſtänden die Irdiſchen, um nur dieſe eine Art der Strafe zu nennen, mit Wahnſinn behaften, wie z. B. im Hippolytos Phädra von ſich ſelber verzweifelnd ausruft (V. 241):

„Ich raſ'te, ja ich fiel durch eines Gottes Hand."

5. Der Neid der Götter.

Einen unverkennbaren Widerſpruch zu allen bisherigen Auseinanderſetzungen müſſen wir nun jedoch feſtſtellen, wenn wir die Aeußerungen des Dichters über den ſog. Neid der Götter und was damit zuſammenhängt, näher ins Auge faſſen. Wohl iſt ihm dieſes Moment ein bequemes Mittel, die Leiden der Menſchen, für welche er ſonſt keinen Grund mehr ſehen kann, ſich zu deuten, aber vereinen läßt es ſich nicht mit den Gedanken, die er ſonſt über die göttliche Gerechtigkeit ausſpricht. So ſagt er z. B. in den Troerinnen (V. 590 ff.):

„Schrecklich ſind unſ're Leiden, wir dulden gar furchtbare Schmerzen,
Unſere Stadt iſt vernichtet, es häuft ſich nur Unglück auf Unglück
Durch die Mißgunſt der Götter!"

In der Alceſtis legt er dem Admetos die zweifelnden Worte in den Mund (V. 1124 f.):

„Seh' ich in Wahrheit meine Gattin vor mir ſteh'n?
Sandt' mir auch nicht ein Gott die Freud' zum Schreck und Trug?"

und, um ihn zu beruhigen, antwortet Herakles (V. 1135):

„Du haſt dein Weib; nicht denke an der Götter Neid!"

Wie ſehr dieſer aber trifft, ſehen wir an den Worten des Teireſias, der ſich ſein Unglück ebenfalls nur damit erklärt, indem er ſagt (Phöniſſen, V. 870 f.):

„Der Augen blutiger Verluſt iſt eine Liſt
Der Götter, ein Beweis, wie ſie uns ſtrafen hier."

Beſonders aber will ich noch auf folgende Stellen hinweiſen, wo der Dichter in der Iphigenie in Aulis den Chor mit den Worten hervortreten läßt (V. 1089 ff.):

„Wo ſollt' der Scham, der Tugend Angeſicht
Wohl jemals eine Kraft noch zeigen,
Da hier nur Frevelhaftes herrſcht und nicht
Das Gute iſt den Menſchen eigen.

Geſetze nicht, Geſetzesloſigkeit
Regiert; es ſteht zu fürchten weit und breit,
Der Götter Neid möcht' irgendwie ſich nah'n"

und dann zuletzt auf jene Worte im Oreſtes, in welchen Elektra ſagt (V. 971 ff.):

„Des Pelops ganzer Stamm iſt nun dahin!
Wie glücklich auch einſtmals das Haus geweſen,
Es iſt dahin mit allem ſeinem Glanz!
Der Neid der Götter hatte es getroffen,
Sowie das Blutgericht, das feindliche,
Der Stadt es ganz zu Grund' gerichtet hat!"

Wir dürfen es alſo nicht leugnen, daß die Auffaſſung des Euripides von der Heiligkeit der Himmliſchen, denen nichts Verwerfliches, wie Eiferſucht u. dergl., anhaften dürfe, durchaus nicht als unumſtößlich ſicher gelten kann; indeſſen, wenn ſeine Meinung auch durch ſolche Widerſprüche getrübt worden iſt, und gerade dieſe oft genug die Oberhand zu gewinnen ſcheinen, ſo iſt es doch unſere Pflicht, um ſeine Stellung den Zeitgenoſſen gegenüber völlig zu würdigen, auch nicht zu vergeſſen, daß er mit dieſen letzteren Annahmen nur ſich denjenigen Auffaſſungen anpaßte, wie ſie damals allgemein gültig waren, und daß er mit ſeinen erſteren Ideen nur immer wieder von neuem zeigte, wie er bemüht war, jene zu klären und zu beſſern. Offenbar werden jene ſeine eigene Meinung weit vollkommener widerſpiegeln, als dieſe, ſo ſehr es auch ſcheinen mag, daß er von ihnen befangen ſei.

6. Einzelne Götter.

Wir kommen nun zu den einzelnen Göttern, denen Euripides ſeine Aufmerkſamkeit geſchenkt, und über welche er ſich näher ausgeſprochen hat. Ihre Zahl iſt keine große, und wenn es auch offenbar ſo ſcheint, als wolle er jedem von ihnen die ihnen einmal

vom Volke zugesprochenen Ehren und Stellungen lassen, so finden wir auch hier deutliche Beweise seines Strebens, den Glauben der Menge aufzuklären. Er bemüht sich unverkennbar, Getrenntes zu vereinigen und gleichsam unter Beibehaltung der alten Namen das Wesen der Gottheiten selbst weit höher hinzustellen, als es seine Zeitgenossen bisher angeschaut hatten. Er spricht jedenfalls weit lieber von den Gottheiten im allgemeinen, als von den einzelnen Personen unter ihnen.

a) Das Schicksal.

Von größter Wichtigkeit ist die Auffassung des Dichters von dem Schicksal, der Nothwendigkeit selbst. Diese, Anangke oder Moira, wie er sie nennt, stellt er als allmächtig hin und sucht auch diese seine Behauptung nicht mit eigenen Worten, sondern mit denen anderer Weisen zu begründen, wie Menelaus wenigstens in der Helena nach seinen Erörterungen darüber, daß es für Könige das Schlimmste sei, für ihr Leben zu flehen, zu dem alten Weibe sagt (V. 512 ff.):

„Doch nothwendig ist es so;
Nicht ich erfand es; weiser Männer Red' ist es:
Niemals ist etwas stärker, als des Schicksals Macht!"

Zahlreich sind natürlich die Fügungen, mit denen es im einzelnen die Menschen trifft; und um hiervon nur ein Beispiel anzuführen, sei es mir erlaubt, die Worte des Chors aus der Hekuba zu nennen, in denen die eben erwähnte Allmacht dieser Göttin recht bezeichnend in folgender Weise dargelegt wird (V. 846 ff.):

„Gar schrecklich ist es, wie den Menschen alles hier
Einstürzt und das Geschick die Bande alle löst,
Indem die Freunde es zu grimm'gen Feinden macht,
Die früh'ren Feinde aber all' zu Freunden jetzt."

Ausdrücklich aber hebt der Dichter die Schnelle des Schickſals hervor, indem er in den Schutzflehenden die Euadne ſagen läßt (V. 1013 f.):

„Ich ſeh' mein Ende, wo ich ſteh'; denn wie
Im Sprunge heftet das Geſchick ſich an mich an!"

Indeſſen ſo mannigfach auch dieſe Aeußerungen ſein mögen, in denen eben dieſe Göttin ihr Auftreten kund thut, der Dichter weiß auch, daß er keineswegs ſie immer richtig zu erkennen vermag, ſondern daß Glücksumſtände ſehr ſchwer zu erklären und recht zu benutzen ſind. Wenigſtens deutet darauf hin noch die Stelle aus dem Euryſtheus (Frgm. 377):

„Ich weiß nicht, wie der Menſchen Schickſalsfälle ich
Genau beachte, daß ich meine Pflicht erkenn'."

Nur dies Eine betont er, daß das Unglück ſtets nur durch einen der Götter zu den Menſchen geſandt werde, wenn der Leidende auch nicht immer wiſſe, von welchem derſelben. Auch dies Moment gereicht zu großem Troſte und wird oft — und gewiß nicht unpaſſend — angewandt. So ſagt z. B. Alceſtis, als ſie ſterben ſoll, zu ihrem Gatten (V. 297 f.):

„Und alles dies hat ſo
Der Götter einer nur gefügt, daß es ſo ſei."

Der Chor klagt zum Peleus nach dem Tode des Neoptolemos (Andromache, V. 1203):

„Ein Gott beſtimmte das Geſchick und führt' es aus,"

und nicht minder ſucht in dieſem Gedanken der Chor Erleichterung für Medea, als er klagend ausruft (Medea, V. 362 f.):

„Ganz unentrinnbar iſt des Unglücks Fluth,
In die, Medea, dich der Gott hier ſtürzte,"

Worte, denen man die folgenden der Hekuba in den Troerinnen zur Seite ſtelle (V. 691):

„Des Unglücks Fluth — die Götter wollen's — tödtet mich."

Auch der alte Oedipus kann nicht glauben, daß all ſein Elend ohne den Willen der Götter ihm gekommen ſei, und bekennt offen (Phöniſſen, V. 1612 ff.):

„Denn ich bin keineswegs ein ſo gewalt'ger Thor,
Daß meiner Kinder Leben und mein Augenlicht
Ohn' Will'n der Götter jemals ich vernichtet hätt'."

Somit ſteht alſo das Geſchick nur gleichſam im Dienſte der Himmliſchen, und wir dürfen ſeine Stellung nicht zu ſelbſtſtändig auffaſſen, wenn ſie auch in den Worten des Chors in den Herakliden ſo erſcheinen mag, als es von dem Schickſal dort heißt (V. 898 ff):

„Denn vieles gebiert
Die vollendende Moira,
Die Ewigkeit, dieſe Tochter der Zeit."

Die Götter beſtimmen eben das Unglück, das Geſchick aber führt es nur aus. Es verbirgt den Menſchen zwar die Zukunft, jedoch Euripides ſpricht es deutlich aus, daß es ſeiner Meinung nach nie den Sterblichen gegenüber ſchlecht und ungerecht werde, wie Iphigenie in Taurien zu Oreſtes ſagt (V. 476 ff.):

„Alles, was die Götter wollen,
Iſt uns unſichtbar; Niemand ahnt ſein Leid vorher.
Denn das Geſchick verhindert's, daß wir es je ſäh'n,"

und wie wir noch aus den Worten des Frgm. 757 erfahren:

„Wie ſoll ich denn
Beklagen, was man von Natur durchmachen muß?
Denn nie bringt das Geſchick den Menſchen Schreckliches,"

wenn er andererſeits auch in den Troerinnen (V. 612) oder in der Hekuba (V. 584) direkt von der Härte des Schickſals zu ſprechen weiß und ſomit ſcheinbar mit ſich ſelbſt in Widerſpruch tritt.

Einer beſonderen Beachtung werth iſt die Anſchauung des Dichters über das Geſchick, nach ſeiner guten Seite hin betrachtet, das ſog. Glück der Sterblichen. Sie iſt eine ſehr ruhige und gemäßigte, denn mehrere Male ſetzt er uns auseinander, wie es ein wirkliches Glück unter ihnen niemals geben könne, indem er z. B. in der Medea (V. 1228 ff.) ſagt:

„Ja, von den Sterblichen kann Niemand glücklich ſein,
Und ſtrömt ihm Segen zu, dann iſt der eine mehr,
Der and're zwei'n'ger reich, doch wirklich glücklich nie!"

und ſchön vergleicht er eben dieſe Wandelbarkeit des Glückes mit einem dahinfahrenden Nachen, der vom Sturme zu leiden habe, indem er im Oreſtes (V. 340 ff.) ſagt:

„Ein großes Glück bleibt nie den Menſchen treu,
So wie des Nachens Segel auch ein Gott
Mit grauſ'gem Elend überfluthet, daß
Es in den heft'gen Wellen untergeh'."

Beſonders aber malt er uns eben dieſen Wechſel des Glückes in einem Chorgeſange der Herakliden aus, in welchem es alſo heißt (V. 608 ff.):

„Kein Menſch iſt glücklich auf Erden,
Kein Menſch wird unglücklich werden,
Wenn dem Gott es nicht alſo gefällt.
Nie wirſt du nur Wohlſein auffinden
In Einem Haus, zu verwinden
Iſt des Traurigen viel in der Welt.

Das Schickſal ſtürzt Hohe hernieder
Und hebet die Niedrigen wieder,
Doch nie wird ihm Jemand entgeh'n.
Auch wollt' er mit Weisheit ſich brüſten, —
Vergeblich wär' alle ſein Rüſten,
Umſonſt all' ſein Mühen geſcheh'n."

Zwar ließen ſich noch die Stellen häufen, in welchen ebenfalls dieſe Unſicherheit des menſchlichen Glückes ausgeſprochen

wird, wie z. B. Helena, V. 713 ff., Schutzflehenden, V. 331, Herakliden, V. 934, jedenfalls ist aber keine so ansprechend, wie eben dieser Gesang. Betonen will ich nur noch, daß Euripides nicht nur bei diesem Gedanken stehen bleibt, sondern offenbar auch leicht den Schritt weiter wagt und behauptet, daß ein Mensch vor dem Tode überhaupt niemals glücklich zu schätzen sei. So sagt er in der Andromache (V. 100 ff.):

„Nie nenne Jemand glücklich aus der Menschen Schar,
Bevor du seinen Todestag nicht hast geseh'n,
Wie er vom Lichte zu der Unterwelt gelangt,"

oder auch in den Troerinnen durch den Mund der Hekuba (V. 509 f.):

„Auch von Glücklichen
Glaub' nie, daß Jemand selig sei vor seinem Tod!"

Ja, das Unglück bezeichnet er einmal direkt als einen Ausgleich für früheres Wohlergehen, in der Hekuba, als der Geist des Polydoros sich seiner Mutter gegenüber äußert (V. 57 f.):

„Um früh'res Glück
Jetzt auszugleichen, hat ein Gott vernichtet dich."

Der Dichter hält es also durchaus für nöthig und heilsam für das menschliche Geschlecht, welches ohne dasselbe leicht zu glücklich dahinleben würde. Infolge dieser Auffassung aber, daß Unglück nur mit dem Willen der Himmlischen kommen kann, bemüht er sich auch eifrig, seinen Mitmenschen zu empfehlen, alles Schwere in Demuth zu ertragen. Nicht nur warnt er sie, sich mit demjenigen in Widerspruch zu setzen, was ihnen einmal bestimmt ist, mit den Worten (Ion, V. 1388):

„Nie lasse jemals unbeachtet das Geschick,"

sondern er ruft ihnen auch im Rasenden Herakles durch den Mund des Theseus zu (V. 1227 f.):

„Ein edler Menſch erträgt's, wenn ihm
Die Götter Unfäll' ſenden, ohne Widerſpruch"

oder ganz allgemein in den Phöniſſen in den Worten des Oedipus (V. 1763):

„Was die Götter dir verhängen, dulde als ein Sterblicher."

Denſelben Gedanken finden wir nur wenig variirt in dem Frgm. 956:

„Bei uns gilt, wer ſich immer nur dem Schickſal fügt,
Als weiſe; er verſteht der Götter Walten ſtets,"

und auch in dem folgenden Fragment wiederholt der Dichter dieſe Idee, nur daß er mit dem willigen Beugen unter das Verhängniß noch das Streben und Arbeiten eng verbindet, indem er uns erklärt (Frgm. 37):

„Sich müh'n iſt nöthig; wer am ſchönſten das Geſchick
Der Götter weiß zu tragen, iſt ein weiſer Mann." —

Eng mit dem Schickſal iſt der Tod verbunden. Wie jenem alſo nicht zu entrinnen iſt, ſo iſt auch dieſer jedem Sterblichen vorher beſtimmt, ja, die Stunde, wann er ſich ihm hingeben muß, iſt ſeit Ewigkeit bezeichnet; er kann ihr nicht entgehen. So ſagt wenigſtens Andromache (V. 1271 f.):

„Denn von den Göttern iſt den Menſchen insgeſamt
Dies Los beſtimmt: ſie müſſen alle ſterben einſt,"

und als Hermione verzweifelt fragt, wo ſie den Tod ſuchen ſoll, ob auf dem Felſen oder im Meere, antwortet ihr die Amme (eb. V. 851 f.):

„Was ſorgſt du dich darum? — Der Götter Schickung trifft
Die Menſchen alle ſicherlich, wann es auch ſei."

Auch weiß mit eben dieſem Gedanken, daß wir alle ſterben müſſen, in der Alceſtis der Chor den Admetos ſehr ſchön

zu tröſten, indem er ihm nach dem Tode ſeiner Gattin vorhält (V. 416 ff.):

„Admetos, dieſes Unglück mußt ertragen du.
Denn weder hat zum erſten noch zum letzten Mal
Ein Sterblicher ein edles Weib verlor'n. Bedenk'
Es doch, daß unſer aller wartet hier der Tod." —

b) Zeus.

Betrachten wir nun des Dichters Aeußerungen über Zeus, welchen er auch als den größten unter den Himmliſchen bezeichnet. Ihn erwähnt er noch bei weitem am meiſten. Sein Weſen iſt ihm ſo gewaltig und erhaben, über allen menſchlichen Verſtand, daß er ſelbſt ſagt, es ſei ihm unmöglich, dasſelbe näher zu beſtimmen; wenigſtens können wir dies noch abnehmen aus den Worten des Frgm. 483: „Zeus iſt nur Zeus; ich weiß nur dieſes Wort für ihn." Oefter wird er als Vater aller Götter hingeſtellt, z. B. Helena, V. 1441:

„O Zeus, du heißeſt Vater und ein weiſer Gott"

oder, als Hermes, Frgm. 594, ſagt:

„Ich bin ein Sohn des Zeus, des Vaters aller Götter."

Seine Macht iſt demgemäß auch unendlich; er heißt der größte der Unſterblichen (Jon, V. 4) — und ewig, wie der Chor im Oreſtes es (V. 1299) verkündet, ſo daß wir Menſchen uns vollkommen beugen müſſen, wie es in den Schutzflehenden von den Irdiſchen heißt (V. 734 ff.):

„O Zeus, wie könnten wir elende Sterbliche
Denn ſtolz ſein? Von dir hängen wir doch ab und thun
Allein nur ſolches, was du immer ſelber willſt."

Und doch iſt der Dichter in der Ausmalung ſeines Weſens nicht ſo weit durchgedrungen, daß er ſeine Allmacht wirklich immer unbegrenzt hinſtellte. Auch hier kommen ihm Zweifel,

und er ſcheut ſich nicht — offenbar im Anſchluß an die bisherige Mythologie, die Kypris höher zu achten, indem er in den Troerinnen der Helena die Worte in den Mund legt (V. 948 ff.):

„Die Göttin ſtraſe, werde mächtiger als Zeus,
Der über and're Götter zwar behält Gewalt,
Doch jener Sklav' iſt; mir gewähr' Verzeihung du."

Gerade dieſe Zweifel an dem Ueberlieferten ſind aber dem Euripides charakteriſtiſch. Er hält ſich durchaus berechtigt zu ſolchen Kritiken und ſtellt ſie oft in ſehr ſcharfen Worten hin, wie z. B. in der Hekuba, als Talthybios ſeine Klagen über das harte Geſchick der Heldin mit den Verſen einleitet (V. 488 ff.):

„O Zeus, was ſoll ich meinen? Können wir dich ſeh'n,
Oder wird alles dies umſonſt von dir geſagt,
Und nur das Schickſal ſchauet auf die Sterblichen?"

Gleichwohl aber ſucht er immer wieder den Glauben an die Götter zu wahren, und ich möchte ſagen, er fordert zum Gebet zu ihnen auf, wenn er in den Troerinnen die Hekuba den Zeus mit den Worten anrufen läßt (V. 884 ff.):

„Der du die Erde ſtützeſt und ſie haſt zum Thron,
Dich, Zeus, dich zu erkennen, wer du ſeiſt, iſt ſchwer,
Ein nöthiger Naturgeiſt oder der Verſtand
Des Menſchenſinns; doch bete ich dich an."

Der Dichter erklärt uns ferner ganz unumwunden, daß er unter dem Namen Zeus nichts anderes als die allgemeine Natur verſtehen könne, wie wir aus dem Frgm. 935 erkennen, wo es heißt:

„Siehſt du den hohen Aether, den gewaltigen,
Wie er mit feuchtem Arm die Erde rings umkreiſt?
Ja, dieſen nenne Zeus, ihn halt' für einen Gott."

und, um uns weiter ſeine Anſchauungen von Einem, über die ganze Welt allgemein herrſchenden, göttlichen Weſen zu ent-

wickeln, ſucht er eifrig den Lenker der Oberwelt mit dem der Unterwelt zu identifiziren und ſeinen Zeitgenoſſen zu verdeutlichen, daß trotz der verſchiedenen Namen nur Ein Gott es ſei, welcher über beide Theile des Univerſums regiere. Leider iſt uns nur ein Fragment erhalten, aus welchem wir dieſe Einheit des Zeus und des Hades erkennen können. Er ſpricht ſie dort (Frgm. 904) alſo aus:

1 Dir Allbeherrſcher bring' ich hier
Die Opferſpenden, magſt du Zeus nun
Oder auch Hades lieber genannt ſein,

und nachher:

6 Denn du ſchwingſt bei den Göttern, den himmliſchen,
Das Scepter des Zeus in den Händen und haſt
Auch theil an des Hades Reich über Todte."

Wir ſehen alſo deutlich, wie der Dichter die Syſteme der damaligen Philoſophie zu berückſichtigen trachtet und beſonders die Lehren ſeines Freundes Anaxagoras über den Verſtand, den Geiſt im allgemeinen, verwerthen will; offenbar pantheiſtiſche Ideen, die er mehr oder weniger hervortreten läßt. — Infolgedeſſen dürfen wir uns aber auch nicht wundern, wenn ſeine Ausſprüche über die anderen Götter noch ſehr viel ſeltener zu finden ſind. Zwar treten ja auch dieſe noch bisweilen als deutliche Perſonifikationen hervor, aber man ſieht unſchwer, wie er ſie eher als liebliche Gebilde der alten, ehrwürdigen Mythologie behandelt, als in ihnen Geſtalten erblickt, denen er ſich in frommem Glauben naht.

c) Apollo.

So ſagt er von Apollo, daß er das Recht unter den Menſchen aufrecht hält, und zwar ohne Gnade, ſo daß er faſt ſelbſt wie ein Frevler erſcheine, in der Andromache mit den Worten (V. 1161 ff.):

„Dies hat der Herrſcher, der auch andern weiſſaget,
Er, der den Menſchen ſucht das Recht zu wahr'n,
Dem Sohne des Achill zur Strafe auferlegt.
Und wie ein böſer Menſch gedachte er dabei
Des alten Streites. Wär' es anders weiſe wohl?"

Aehnlich ſtellt er ihn auch als Richter über Oreſtes hin, indem Elektra in der Tragödie Oreſtes (V. 161 ff.) über ihren Bruder die Schmerzensworte ausruft: „Weh' der Leiden! Selbſt ungerecht hat er Ungerechtes erlitten, da auf dem Dreifuß der Themis Loxias über dieſen unnatürlichen Mord meiner Brüder Recht ſprach." Auch iſt er es, wie der Dichter in einem Chorliede der Andromache (V. 1009 ff.) weiter auseinanderſetzt, der zwar das Verderben über Trojas Altäre gebracht, zugleich aber auch den Hellenen unendlichen Jammer bereitet hat, daß in ganz Hellas die Klagen der Eltern über die Kinder nicht aufhörten. Ein ganz anderes Bild aber empfangen wir von ihm in einem Chorliede der Alceſtis. Dort erſcheint er nicht als der ſtrenge, unerbittliche Gott, ſondern vielmehr als Derjenige, deſſen zarten Tönen und deſſen bezaubernder Muſik ſelbſt die wildeſten Thiere folgen, um in Frieden und Wonne mit einander zu weiden. Auch im Chorliede des Raſenden Herakles (V. 348 ff.) weiß Euripides dieſe Kulturarbeit des Gottes in gar lieblicher Weiſe zu ſchildern. Es ſei mir erlaubt, wenigſtens die hierauf bezüglichen Verſe des erſteren in folgender freier Ueberſetzung wiederzugeben:

Du gaſtfrei Haus, des edlen Mannes werth,
Apollo ſelbſt, er, der die Lyra ſpielet,
Hat dich mit ſeinem Aufenthalt beehrt
Und ſich als Hirt der Herden wohl gefühlet.
Auf deinen ſteilen Bergen flötet er
Dem Vieh die Hochzeitslieder um ſich her.

Erfreut durch ſolche Lieder kam ſogar
Der bunte Luchs zur Weide her; verlaſſen

Ward von der Löwen blutigrothen Schar
Des Othrys Thal, und, Phöbos, auch in Massen
Sprang an dem schönen Ton sich labend dort
Das Hirschkalb leichten Fußes immerfort.

d) Kypris, Eros und einige andere Götter.

Gar oft findet der Dichter Gelegenheit, die Dämonen der Liebe näher zu bezeichnen. Die göttlichen Wesen, in welchen die Mythologie dieselben bisher personifizirte, waren Aphrodite oder Kypris und ihr Sohn, Eros. Bei Euripides kehren ihre Namen oft wieder, und mehrfach sieht er sich veranlaßt, sie entweder selbst auf die Bühne zu bringen oder in Gebeten und Liedern, die vielleicht der Chor an sie richtet, uns von ihrer Macht und ihrem Wesen zu berichten. Er stellt die Liebe nun, mag er den Namen der Mutter oder den des Sohnes wählen, als den mächtigsten Gott unter allen hin, welchem, wie ich schon erwähnte, selbst Zeus nicht zu widerstehen vermag. So läßt er die Kypris im Hippolytos (V. 1 ff.) von sich selber sagen:

„Oft werd' bei Menschen ich genannt, nicht ruhmlos ist
Die Göttin Kypris, weder bei den Himmlischen
Noch auch bei Denen, welche innerhalb des Meer's
Sowie des Atlas wohnen und die Sonne schau'n.
Ich achte, wer mich ehrt und meine Allgewalt,
Doch stürz' ich Den, der stolz sich gegen mich benimmt.
Denn das liegt in dem Wesen aller Götter, daß
Sie gerne Ehr' empfangen von den Sterblichen."

Wohl ist die Göttin sich also ihrer Macht bewußt, und gerade diese wird noch einmal in derselben Tragödie von dem Chor der Trözenischen Jungfrauen mit folgenden Worten besungen (V. 1268 ff.):

„Wie auch der Götter und der Menschen Trachten
Unlenkbar sei, du lenkst es, Kypris, doch.
Ja dich umgiebt — wohl weiß ich es zu achten —

Mit ſchnellſtem Flug der bunte Eros noch
Und fliegt mit dir bald über's Land einher
Mit ſeinem Schall, bald über's ſalz'ge Meer.

Wenn er ein Herz zum Zauber ſich erkoren,
Entzückt in gold'nem Glanz er's leicht,
Ja über alles, was der Wald geboren,
Dem Meer, dem Erde Nahrung reicht,
Soweit die Sonne ſcheint, haſt du allein,
Kypris, die Ehr' hier Königin zu ſein."

Allerdings verkennt der Dichter nicht, wie ſehr die Göttin dieſe ihre Macht mißbraucht, und ſcheut ſich nicht, ihr dieſes Treiben trotz ihres himmliſchen Weſens als Menſch in ſcharfen Worten vorzuhalten, indem er der Helena zur Einleitung für ihr Gebet an die Aphrodite die Worte in den Mund legt (V. 1102 ff.):

„Biſt unerſättlich du am Böſen ſtets
Und treibſt nur Tändeleien, Trug und liſt'ges Spiel,
Selbſt Liebeszauber, der das Haus mit Blut befleckt?
Ja, wärſt du mäßig, würdeſt allen Menſchen du
Die angenehmſte ſein. So denk' ich über dich." —

Aehnlich ſind ſeine Gedanken über den Eros. Er iſt Herrſcher über Götter und Menſchen (Frgm. 132); man kann unmöglich ſeine Allmacht leugnen — ſelbſt Zeus gehorcht ihm willig! — und er verſteht es vorzüglich, ſelbſt das Unmögliche möglich zu machen. Wir entnehmen dieſe Ideen zunächſt dem Frgm. 271:

„Wer Eros nicht für einen großen Gott erklärt,
Ja nicht für höher, als die andern Götter all',
Iſt blind entweder oder kennt das Schöne nicht
Und weiß nicht, wer der größte Gott der Menſchen iſt."

Sodann wird ſeine Allmacht bei Göttern und Menſchen hervorgehoben in Frgm. 434 mit den Worten:

„Eros kommt nicht zu uns, den Männern, nur allein
Und zu den Frauen, nein der Götter Seelen ſelbſt
Regt er dort oben auf und taucht ſie in das Meer.
Sogar der mächt'ge Zeus kann ſich nicht ſeiner wehr'n,
Er giebt ihm willig nach und füget ſich ihm gern,"

und ſchließlich leſen wir noch einige Ausſprüche über die Gewandtheit dieſes lieblichen Dämonen in Frgm. 433:

„Ich habe einen Lehrer aller Wagniſſe,
Der im Unmöglichen gar wohl bewandert iſt,
Den Eros, dieſen Gott, den Niemand je bezwingt,"

Beſonders aber iſt das Chorlied aus dem Hippolytos hier heranzuziehen, welches um ſo bemerkenswerther iſt, als zuerſt dort ſein Weſen in aller Lieblichkeit, dann aber in aller ſeiner Gefährlichkeit dargeſtellt wird. Es heißt dort in den beiden erſten Strophen (V. 525 ff.):

„O Eros, Eros, deſſen Blick
Nur Sehnſucht bringt und ſüß Verlangen
Den Herzen, denen du genah't,
Erſchein' mir, bitte, nicht zum Bangen!
Kein Feuer ſendet uns und keine Sterne
Mächtigere Geſchoſſe in die Ferne,
Als das der Aphrodite iſt, das deiner Hand
Entflieht, von dir, Eros, dem Sohn des Zeus, entſandt.

An dem Alpheos, in dem Haus,
Dem Pythiſchen des Phöbos, werden
Hellenen Rinder ſchlachten ſtets,
Doch nie verehren auf der Erden
Wir dich, den Allgewaltigen, der immer
Die Schlüſſel hält zu jedem Liebeszimmer.
Ja, du vernichteſt alles und bringſt nur
Unheil, wo du verfolgſt der Menſchen Spur.

Die Exiſtenz dieſes mächtigſten aller Götter, ſeine große Macht nahm Euripides gewiß gern an und ließ ihn gern in ſeinen Tragödien mitwirken; aber all ſein Verfahren hierbei

ſcheint mir doch mehr das des Dichters zu ſein, als das eines Menſchen, der aus Glauben und Ueberzeugung ebenſo und nicht anders in ſeinen Dramen handelt. Iſt es doch ſchon auffallend für uns, daß er dem Eros dieſelbe Macht beilegt, wie der Kypris, alſo jeden von beiden für den größten unbezwinglichen Gott erklärt! und doch ſieht er in dem Mißbrauch der Liebe ſeitens der Menſchen nicht eine Schuld der Sterblichen, ſondern eine Verblendung ſeitens eben dieſer Götter, ungeachtet daß er ebenfalls, wie wir bereits gehört haben, auch von den himmliſchen Weſen im allgemeinen ſagt (Frgm. 294,7):

„Wenn Götter ſchimpflich handeln, ſind ſie ſolche nicht."

Der Dichter liegt alſo im Kampfe mit ſich ſelbſt und iſt ſich nicht einig, wieweit er der beſtehenden Mythologie nachgeben oder das, was ihn ſeine Vernunft lehrt, für recht erkennen ſoll. Er müht ſich eifrig ab, das Alte, Ueberlieferte dem Volke zu erhalten oder vielmehr, es ihm nur in gereinigter Form vorzuführen; ſich ſelbſt aber, wie überhaupt alle denkenden Geiſter der Zeit hält er gar wohl berechtigt, daran zu kritiſiren und nur das zu glauben, was ihm deſſen werth ſcheint. Man ſieht dies ſein Streben gerade hier am deutlichſten, und mit vollem Rechte ſagt Köhler, Die Philoſophie des Euripides 1. Anaxagoras und Euripides, Gymn.-Progr. Bückeburg 1873 (S. 24 f.): „Aphrodite iſt ihm nur der Zeugungstrieb ..... der die ganze Welt beherrſcht und der Grund alles Seins und Werdens iſt, vergl. Fr. 890, Hippol. 447 ff., Ba. 688, Troad. 983; außerdem Valcken. Diatr. p. 241 F. und zu Hippol. 443 ff."

Ferner gehören hierher die Aeußerungen des Dichters über Aphrodite und Dionyſos oder Bacchos in Bacchen 275 ff. Erſtere wird einfach als Mutter Erde bezeichnet, und daß ſie dieſe jedenfalls ſei, ſagt er in den Verſen (275 f.):

„Die Göttin Demeter
Iſt unſ're Erde; nenn' ſie, wie du immer willſt."

und zwar weiß er auch noch den Namen Heſtia für ſie, wie wir aus dem Frgm. 938 hören:

„O Mutter Erde, Weiſe nennen immer dich
Heſtia, ſitz'ſt du doch auf Aethers blauem Rund."

Der Dichter unterläßt es ferner nicht, genauer auf die Erzählung von dem Mythos der verſchwundenen Tochter der Göttin und der ſie ſuchenden Demeter einzugehen, wie er ihn z. B. in einem Chorliede des Jon (V. 1048 ff.) ſchildert; doch will ich dieſen nicht in ſeiner ganzen Breite vorführen, ſondern als bekannt vorausſetzen.

Wie Euripides aber über den Bacchos oder Dionyſos denkt, darauf hat Köhler in der erwähnten Schrift (S. 24) bereits eingehend hingewieſen. Der Autor macht dort darauf aufmerkſam, um nur einiges anzuführen, daß der Dichter die Wirkungen des Weines vollkommen mit denen des Gottes identifizirt, und daß der Gott einfach ſtatt des Weines genannt wird, daß ferner der Gott oder der Wein gegen die Vorwürfe des Pentheus, daß er die Weiber verführe, durchaus von Teireſias geſchützt und vertheidigt werde, ja ganz frei von Schuld bleibe, und dieſe nur der Natur und Begierde der Weiber ſelbſt beizumeſſen ſei.

e) Dämonen.

Zum Schluß ſei noch ſeine Stellung zu den Dämonen erwähnt. Er bezeichnet mit dieſem Namen gewöhnlich böſe und plagende Weſen, wie er ſie z. B. im Jon (V. 1374 f.) bei der Beſchreibung, wie der Held ſich freue, daß er im Tempel des Phöbos ein heimiſches Leben geführt, aber nie erfahren habe, wer ſeine Mutter wäre, den Göttern direkt mit den Worten gegenüberſtellt:

„Des Gottes Gabe iſt uns gut, des Dämons aber
Schwer zu ertragen."

Daher ſcheut er ſich auch nicht, ihnen direkt das Beiwort „ungerecht“ zu geben (Phöniſſen, V. 532), wenigſtens beſchreibt er dort das Gefühl des Ehrgeizes in dieſer Weiſe des Näheren, und auch ſeine Ausſprüche darüber, daß man in den Dämonen nur Diener des Schickſals ſehen dürfe, die deſſen Befehle ausrichteten (Phöniſſen, V. 408 ff.), deuten auf einen hartherzigen und bösartigen Charakter derſelben. Beſonders aber gehören hierher ſeine Angaben über die Erinnyen. Wir finden ſie am meiſten in dem Oreſtes zuſammengeſtellt, und zwar in ſolcher Menge und Ausführlichkeit, daß ſie recht wohl im ſtande ſind, uns dieſe Dämonen zu veranſchaulichen. Unzweifelhaft vermögen eben dieſe ſeine Angaben dieſe Geiſter uns als perſonifizirte Weſen vor Augen zu führen — er nennt ſie V. 256: „blutig blickende, drachenähnliche Jungfrauen“ oder V. 260 f.: „ſchamloſe, grimmig ſchauende, furchtbare Göttinnen, Prieſterinnen des Todtenreiches“ — und wie ſehr er ſie ſich in dieſer Weiſe vorgeſtellt wiſſen will, ſieht man ja auch daraus, daß er ſchließlich noch erwähnt, wie Oreſt (V. 268 ff.) ſich den Bogen reichen läßt, den ihm Apollo einſt zur Abwehr der Erinnyen gegeben habe, und wie jener wieder bereits ihr Nahen und das Sauſen ihrer geflügelten Pfeile vernimmt. Auch weiß der Dichter (V. 316 ff.) das Aeußere dieſer ſchrecklichen Göttinnen noch genauer zu beſchreiben; doch würde dies zu weit führen, und ich mache nur noch in aller Eile aufmerkſam auf die Auseinanderſetzungen Köhlers (S. 23), in welchen er uns deutlich beweiſt, wie der Dichter auch die Erinnyen analog anaxagoräiſchen Deutungen ganz natürlich als Gewiſſensbiſſe erklärt. Die Belegſtellen, die der Verfaſſer hierbei als Beweiſe ſeiner Anſicht bringt, ſtützen dieſe ja allerdings genügend, aber ich möchte doch auch hier wieder betonen, daß Euripides immer gewiſſermaßen für zwei verſchiedene Parteien ſeines Publikums ſchrieb und denſelben Gegenſtand für jene, dem Alten anhängende in ganz

anderem Lichte darstellte, als für diese, welche den neuen Anregungen folgte.

II. Verhalten der Menschen zu den Göttern.

1. Allgemeines.

Wie stehen nun die Menschen den Göttern gegenüber? Was, fragen wir, verdanken sie ihnen? und wieweit, meint der Dichter, sind sie von ihnen abhängig? Euripides sagt uns in Bezug hierauf wiederum klar und deutlich seine Gedanken und giebt uns recht erfreuliche und erhebende Antworten auf solche Fragen. Er betont zunächst, daß die Menschen alle den Göttern ihr Dasein verdanken und eben diese ihnen die reichsten und mannigfachsten Gaben für ihr Leben geben, deren er auch eine größere Menge aufzählt (Schutzflehende, V. 201 ff.), so daß er zuletzt zu dem Schlusse kommt:

„Und wenn der Gott so reich das Leben ausgestattet,
Wer schwelgt dann nicht von uns, wenngleich uns nichts genüget?
Indessen unser Sinn will mehr als Gott vermögen,
Hochmuth erfüllt das Herz, und immer dünken weiser
Als der Dämonen Schar wir selber uns zu sein."

Diese Gaben der Himmlischen begleiten uns unser ganzes Leben lang, meint der Dichter sodann, indem er dem Halbchor eben desselben Dramas die Worte in den Mund legt (V. 615 ff.):

„Erholung auch vom Leiden
Die Götter uns hier spenden.
Sie, welche stets entscheiden,
Wie alles sich soll wenden."

Er erinnert mit beredten Worten ferner daran, daß überhaupt ohne Hülfe der Göttlichen kein Mensch glücklich sein (Frgm. 149) oder auch nur ohne diese irgend etwas auf Erden vollbringen könne. „Gott", sagt er, „wohnt in uns" (Frgm. 1007;

wenigſtens ſagt er darin: der Verſtand, der in Jedem wohnt, iſt unſer Gott), und er ermahnt ſeine Zuhörer eifrig, ſich dieſes Gottesbewußtſein immer zu gewinnen zu ſuchen, reſp. in allen Lebenslagen lebendig zu erhalten. So ſagt er in einem dem Philoctet entnommenen Fragment (792): „Ihr ſeht, wie ſchön es iſt, bei Göttern zu gewinnen", und fordert die Menſchen zu vernünftigen Gedanken über die Himmliſchen auf mit den Worten des Chors in den Bacchen, wo er V. 1002 ff. ſeine Ueberzeugung kund thut, daß ein ſorgenfreies Leben den Irdiſchen es leicht ermögliche, eine beſonnene und ihnen gebührende Anſicht über göttliches Weſen zu haben. Auch ſucht er ſonſt Vertrauen auf die Götter hervorzurufen, indem er z. B. im Jon (V. 1312 f.) die Mahnung ausſpricht:

„Es wär' ja ſchrecklich, wenn ein Gott nicht gut und weiſe
Den Irdiſchen ſein Wollen vorgeſchrieben hätt'"

oder noch beſtimmter in den folgenden Ausdrücken des Fragments 101:

„Sei mutig! Bald kann es geſchehen; denn ein Gott
Lenkt auch, was du nicht mehr erhoffſt, zum Guten hin."

Man kann es ſogar zu dieſen ſeinen Bemühungen zählen, wenn er, wie Frgm. 493 lehrt, den Weiſen den Rath giebt, ſtets mit Hülfe der Götter an die Ausführung ihrer Vorhaben zu gehen, oder mit anderen Worten, ihre Ideen um ſo nützlicher und praktiſcher zu geſtalten, indem ſie ſich des Beiſtandes der Himmliſchen vergewiſſern. Dieſes Gottesbewußtſein will der Dichter, wie ſchon erwähnt, möglichſt aufrecht erhalten, und iſt eben deshalb auch fortwährend beſtrebt, ſeine Mitmenſchen zur Verehrung der Götter, ſowie zum Gehorſam gegen ihren unabänderlichen Willen anzuregen.

„Vernünftig ſein und göttlich Weſen ehren,
Denk' ich, iſt ſtets das Schönſte und das Weiſeſte
Für alle Menſchen, welche zum Orakel gehen"

(886)

ſagt er (Bacchen, V. 1150 ff.) und betont es mehrfach, daß die Irdiſchen jenen unweigerlich gehorchen müſſen, wie wir z. B. im Hippolytos (V. 1433 f.) leſen:

„Den Menſchen doch gebührt's,
Daß, wenn der Gott es will, ſie ſelbſt ihr Ziel verfehl'n",

mögen ſie auch im Unglück ſein, wie Jokaſte zum Polyneikes unter ihren Klagen ausruft (Phöniſſen, V. 382):

„Was hilft's? Wir müſſen tragen, was der Gott uns ſchickt!"

und ſchließlich hält er ſolch eine Fügſamkeit ſeitens der Sterblichen auch für jeden Fall für das Empfehlenswertheſte, ſelbſt wenn ihnen auch zweifelhaft wäre, wie ſie ſich das Weſen derſelben eigentlich vorſtellen ſollten. Wenigſtens hören wir ſeine Meinung hierüber deutlich aus dem Munde des Oreſt, den er (Oreſtes, V. 418) zu Menelaos ſagen läßt:

„Den Göttern dienen wir, wie auch ihr Weſen ſei."

Indeſſen, wie hier bereits der Dichter in ſeinen Werken mit großem Ernſt zur Ergebung und zum Gehorſam gegen die Götter auffordert, ſo iſt es beſonders auffallend, wie er mit der ganzen Kraft ſeiner Rede gegen alle Diejenigen zu Felde zieht, welche es wagen, offen denſelben Trotz zu bieten und mit Gewalt ihre Wünſche erzwingen wollen. Ich hebe zunächſt nur hervor, wie er kurz im allgemeinen in betreff des Kampfes gegen die Himmliſchen eine dringende Mahnung in den Worten des erſten Verſes von Frgm. 724 giebt:

„Dem Schickſal weiche, wage nicht mit Göttern Kampf,"

welche er noch beſtärkt in folgenden Verſen des Oreſtes, indem er hinzufügt, daß der Menſch ſeine That nicht etwa mit dem guten Willen, der edlen Abſicht, die er dabei gehegt habe, rechtfertigen dürfe. Tyndareos räth nämlich dort dem Menelaos,

nachdem er ihm vorher gesagt, daß Oreſt den Himmliſchen offenbar verhaßt ſei und durch Wahnſinn den Muttermord büße, (V. 534 f.):

„Damit du dies nun weißt, thu', Menelaos, nichts
Den Göttern Feindliches, im Wunſch' ihm beizuſteh'n."

Auch leſen wir eine weitere Ausmalung eines ſolchen Verfahrens bei den Menſchen in der Iphigenie in Aulis, indem er ſagt (V. 24 ff.), daß bald die Verachtung des göttlichen Weſens das Leben derſelben zu Grunde gerichtet, bald es ihre vielen, unverſöhnlichen Meinungen zerſtört hätten. Von Jedem, der in den Willen der Höheren eingreifen will, glaubt er, daß ſein Werk ein plumpes, ungeſchicktes werde (ſ. Frgm. 340), eine Anſicht, wozu ja ſehr gut paßt, wenn er (Troerinnen, V. 965) ſagt:

„Dein Beſtreben, über die Götter zu herrſchen, iſt albern"

oder ähnlich (Herakliden, V. 258): „Du glaubſt ja, mehr noch als ein Gott zu ſein," ja, er giebt uns ſogar noch weiter genauer an, auf welchem Wege ſeiner Ueberlegungen er zu dieſem Schlußſatze gekommen iſt, indem er im Raſenden Herakles die Megara auseinanderſetzen läßt (V. 309 ff.):

„Wer immer ſtreitet gegen Götter-Fügungen,
Iſt ungeſtüm, und wer dies iſt, iſt nur ein Thor;
Denn was geſchehen ſoll, ſchafft Niemand aus der Welt!"

Eine gewiſſe Verachtung ſeinerſeits mag man daher auch in den Worten des dem Archelaos entnommenen Frgm. 256 finden, in welchem es heißt:

„Gar leicht iſt's, Göttern ſchuld zu geben, ſowie du,"

während er andererſeits überhaupt dringend davor warnt, jemals ihnen auch nur zu zürnen, in den Verſen des Frgm. 1063:

„Gerechter, ſowie weiſer Leute Art iſt es,
Selbſt auch im Unglück niemals Göttern bös zu ſein."

Dieſen Uebermuth der Menſchen, ſich immer mehr zu dünken, als die Himmliſchen, geißelt er ferner energiſch durch ähnliche Ausſprüche im Hippolytos (V. 474 ff.) und ſtellt einen ſolchen Kampf auch als vollkommen erfolglos hin, wenn er im Jon (V. 378 ff.) ſagt:

„Erſtrebſt gewaltſam etwas du ohn' Will'n der Götter,
So wirſt du, Weib, das Gute hiermit nicht gewinnen;
Doch alles, was ſie gerne geben, wird uns nützen."

Der Dichter weiß ferner auch von großen Strafen, die den Irdiſchen in ſolchem Falle drohen, und weiſt ſie, um nur ein Beiſpiel anzuführen (Elektra, V. 1326 f.), auf den Tod des Pentheus hin, welcher eben um ſeines Uebermuthes willen habe ſterben müſſen. Ja, ich möchte behaupten, Euripides habe, um noch eindringlicher vor den Sünden dieſes Kampfes zu warnen, ihnen dargeſtellt, was für eine verachtete Stellung ein ſolcher Menſch in der ganzen Welt einnähme, und wir erkennen ſeine Anſicht — wenigſtens theilweiſe — noch aus dem Verſe des Frgm. 646: „Wer wider Götter ſtreitet, Dem iſt nicht zu trau'n", oder auch daraus, wie ſchrecklich er die Verzweiflung der Menſchen bei der Feindſchaft der Himmliſchen ſchildert, wenn er (Oreſtes, V. 266 f.) die Elektra zum Oreſtes ſagen läßt:

„Ich elend Weib, wie wird mir Hülfe nur zu theil,
Da mir die Gottheit jetzt ſo feindlich iſt geſinnt?"

2. Mantik.

Durchaus folgerichtig iſt daher die Stellung des Dichters zu der damals ſo übermäßig verbreiteten Kunſt der Mantik. Sein Streben, alles, ſoweit wie irgend möglich, auf natürlichem Wege zu erklären, und ſeine Polemik gegen die Zeichendeuter und Wahrſager überhaupt hat ja unter anderen auch Köhler (S. 21, 24—27) eingehend erörtert, ſo daß ich es wohl unterlaſſen kann, noch einmal alle die hierauf bezüglichen Stellen

anzuführen. Es mag ja auch durchaus richtig sein, wenn wir mit Köhler annehmen, daß gerade hier der Einfluß des Anaxagoras klar und deutlich zu erkennen sei; mir aber liegt vornehmlich daran, darauf aufmerksam zu machen, was er an Stelle eben dieser falschen Kunst setzen will. Es ist nicht bloß seine Ansicht, daß der gesunde Menschenverstand und eine richtige Ueberlegung besser sei, als die Deutungen falscher Priester und Wahrsager, wie dieser Autor (S. 26) hervorhebt, sondern ich möchte besonders betonen, daß Euripides auch hier wieder direkt auf die Götter selbst zurückgeht und das beste Mittel zum Vorauserkennen des Zukünftigen darin sieht, wenn die Menschen sich immer des Waltens derselben bewußt sind. Was diese sagen, ist unantastbar; vergl. das Wechselgespräch zwischen Jon und Xuthos (Jon, V. 557):

Jon. „Niemals darfst dem Gotte du mißtrauen."
Xuthos. „Darin denkst du recht."

und wer immer nur nach dem Willen der Himmlischen lebt, sieht von selbst, was die Folgezeit ihm bringen soll, wie der Chor in der Helena (V. 759 f.) es ausspricht mit den Worten:

„Ja, sind die Götter freundlich dir,
So ist die beste Seherkunst dein Eigen."

3. Gebet und Opfer.

Wenig nur bleibt mir über des Dichters Meinung über Gebete, Altar und Opfer hinzuzufügen. Wiederholt empfiehlt er den Menschen, sich im Gebet an die Götter zu wenden, denn ihre Macht sei die größte (s. Alcestis, V. 219), und zwar nicht nur etwa in Bitten, sondern auch in Lobpreisungen, wie er z. B. in der Elektra (V. 196 f.) sagt:

„Ehre durch Gebet die Götter,
Dann wird es dir wohl ergehen."

Worte, aus denen man wiederum ſein Vertrauen zu den Himmliſchen erkennen kann.

Eine ſichere Schutzſtätte bot, wie man weiß, dem Frevler ſowohl, wie dem mit Unrecht Verfolgten, bei den Hellenen der Altar eines Gottes oder einer Göttin. So war es ſeit Jahrhunderten geweſen, und wir müſſen annehmen, daß auch unſer Dichter dieſem Kult nicht abhold war; weiß er doch in beredten Worten darzuſtellen, wie ſicher ſich die Andromache der Hermione gegenüber fühlt, welche ſie verbrennen will, ſolange ſie am Altar der Thetis weilt, ſo daß ſie den höhnenden Ausſprüchen ihrer Feindin ſogar noch die Drohungen entgegenhält (V. 258, 260):

„Verbrenne mich! Jedoch die Götter ſehen es!"

und nachher:

„Befleck' der Göttin Altar nur mit blut'gem Mord,
Sie übet Rach' an dir!"

Indeſſen, daß dieſer Schutz in ſolcher Allgemeinheit gewährt wurde, wie es damals der Fall war, gefiel ihm nicht; denn gewiß wird gerade mit dieſer Sitte viel Unweſen getrieben ſein, ſo daß manch Einer ſeine Frevelthat im Hinblick hierauf in vollſter Sicherheit unternahm. Euripides verlangt nun nicht nur eine Beſchränkung derſelben, als ſeinen Anſchauungen entſprechend, ſondern fordert eine ſolche ſogar als eine in einem Geſetz der Götter begründete, worüber er ſich eingehend ausſpricht in den Worten des Jon (V. 1312 ff.):

„Wehe!
Hart iſt es, daß der Gott den Menſchen Satzungen
Hier gab, wie's ſchön und weiſe Niemand nennen wird.
Für Ungerechte dürft' kein Platz am Altar ſein,
Vertreiben müßt' man ſie; denn wenn die Frevlerhand
Ein Gotteshaus berührte, wär' nicht ſchön, jedoch
Den Sünder, der gerecht iſt, nehm' der Tempel auf.
Nie find' am gleichen Ort die gleiche Gabe, wer
Sich rein erweiſt, und wer vor Göttern nicht beſteht."

Man kann ſich ja nun unter dem Bilde eines „gerechten Sünders“ vielerlei aus der Schar Derer, die einmal gefrevelt haben, denken; offenbar geht aber aus dem ganzen Zuſammenhang der Stelle hervor, daß der Dichter von dem Schutzſuchenden verlangt, daß er in dem Augenblicke, wo er den Altar berührt, rein und gerecht ſei, daß er alſo, wenn er geſündigt hat, ſelber Buße und ein Verlangen nach Vergebung ſeitens der Götter im Herzen trägt. Solch ein Flehender ſoll dann auch erhört werden; wer aber nicht dieſer Geſinnung iſt, ſoll im Gegenſatz zu Jenem, wie hart es auch erſcheinen mag, ſelbſt hier keinen Schutz finden.

Aehnlich denkt der Dichter über die Opfergaben. Auch ſie verwirft er keineswegs, ſondern erwähnt z. B. ausdrücklich eine Reihe derſelben, die von großer Wirkung ſeien, indem er in der Helena (V. 1358 ff.) uns durch den Chor verkündet, daß gar viel vermögen der Hindinnen bunte Felle, das in heilige Schalen gepflückte Laub des Epheus u. a. m., aber auch hier iſt es wieder lobend anzuerkennen, wie ſehr er mehrmals hervorhebt, daß man die Wirkungen, die man durch die Opfer bei den Göttern erlangen will, nicht durch die Art dieſer Spenden ſelbſt erziele, ſondern durch die jedesmalige Geſinnung, in welcher man ſie niederlege. Daß er auf dieſe hauptſächlich geachtet wiſſen will, ſieht man aus dem der Danae entſtammenden Frgm. 329, V. 4 ff.:

„Oft ſehe ich, daß arme Leute weiſer ſind,
Als ſolche, denen Reichthum blühet. Ihre Hand
Bringt kleine Gaben nur den Göttern, doch ſie ſelbſt
Sind frommer, als die, deren Opfer iſt ein Rind,“

und daß allein eine ſolche für die Darbringenden von Werth ſei, ſpricht er in folgenden, von feſter Ueberzeugung getragenen Worten des Frgm. 940 aus:

„Wer Göttern frommen Herzens ſeine Opfer bringt,
Erlangt — das wiſſe — Heil für ſich, ſind ſie auch klein.“

Das ſind, ſoweit ich ſehe, die hauptſächlichſten Citate, aus denen wir das religiöſe Empfinden des Euripides erkennen können. Wohl hatte dasſelbe merklich abgenommen im Vergleich zu den früheren großen Tragikern ſeiner Vaterſtadt, und Chr. Muff ſieht in ſeinem Werke über den „Idealismus" (S. 64) den Grund hierfür nicht mit Unrecht darin, daß die Zeit überhaupt eine andere geworden war, und unſer Dichter bereits unter dem Einfluſſe des Verfalles ſtand, welcher nach des Perikles Tode unaufhaltſam hereinbrach. Gewiß wird ihm auch Jedermann beiſtimmen, wenn er zur Charakteriſtik eben dieſer Periode hinzufügt: „Die Ordnungen des Staates geriethen ins Schwanken; der Glaube an die Götter ſchwand; Zucht und Sitte lockerten ſich; Athen ging ſeiner Auflöſung entgegen." Indeſſen eben dieſe flüchtige Erwähnung ſolcher dem Staate und der Religion ſo feindlichen Elemente zeigt uns auch, wie ſchwer die Stellung des einzelnen Bürgers ſein mußte, wenn er ein guter Patriot ſein und dabei doch die Errungenſchaften der Philoſophie und der anderen damals gepflegten Wiſſenſchaften und Künſte ſich aneignen, mit anderen Worten geſagt: mit der Welt mitgehen wollte. Euripides hatte, wie ich öfter betont habe, dieſes Streben und war eifrig bemüht, ſich ſelbſt und ſeine Mitbürger aufzuklären und zu weiterem Forſchen anzutreiben. Man muß allerdings Gravenhorſt beiſtimmen, wenn er von ihm (S. 23) ſagt: „Seine Sentenzen wirken deshalb meiſtens nicht gerade erhebend auf das Gemüth, wohl aber anregend auf den Geiſt;" aber trotz aller der Mängel, die man ihm als einem Dichterhelden nicht abſprechen kann, und gegen welche auch ich mich wahrlich nicht verſchließen will, muß ich doch hervorheben, daß man über ſein Gottesbewußtſein und ſeine religiöſen Anſchauungen überhaupt zu hart geurtheilt hat. Auch Herr Profeſſor Muff ſcheint mir hierin zu weit zu gehen, wenn er von ihm (ebend. S. 64) ſagt: „Euripides hat ſein Ge-

fallen daran, die altehrwürdigen Mythen der Volksreligion mit ſeinen Zweifeln und kritiſchen Betrachtungen zu zerſetzen.“ Gewiß hat der Dichter reichlich viel „zerſetzt“, um denſelben Ausdruck zu gebrauchen; aber, ſoweit ich ſehen kann, that er dies nur dann, wenn er wirklich das Gute von den Schlacken reinigen, den Kern aus der Schale ſchälen wollte. Daß er oft zu weit hierin gegangen iſt, will ich auch nicht leugnen, aber ich denke, gerade durch die vorliegende Zuſammenſtellung der wichtigſten Stellen ſeiner Dramen über ſein Gottesbewußtſein gezeigt zu haben, daß der Mann in ſeinem Herzen trotz der aufregenden und verlockenden Außenwelt, die ihn umgab, ein aufrichtiges Bekenntniß zu den Göttern ſeines Staates trug, daß er den Glauben an ſie nicht im Volke niederreißen wollte, ſondern vielmehr nur zu veredeln und zu verbeſſern ſich beſtrebte. Auch hier vergeſſe man nicht: audiatur et altera pars!

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

3 Jan'58ES

STORAGE
ANNEX

REC'D LD

DEC 5 1957

LD 21–100m-7,'52 (A2528s16)476

YC 04971

AC
30
S29
ser. 2
1101+
v. 8